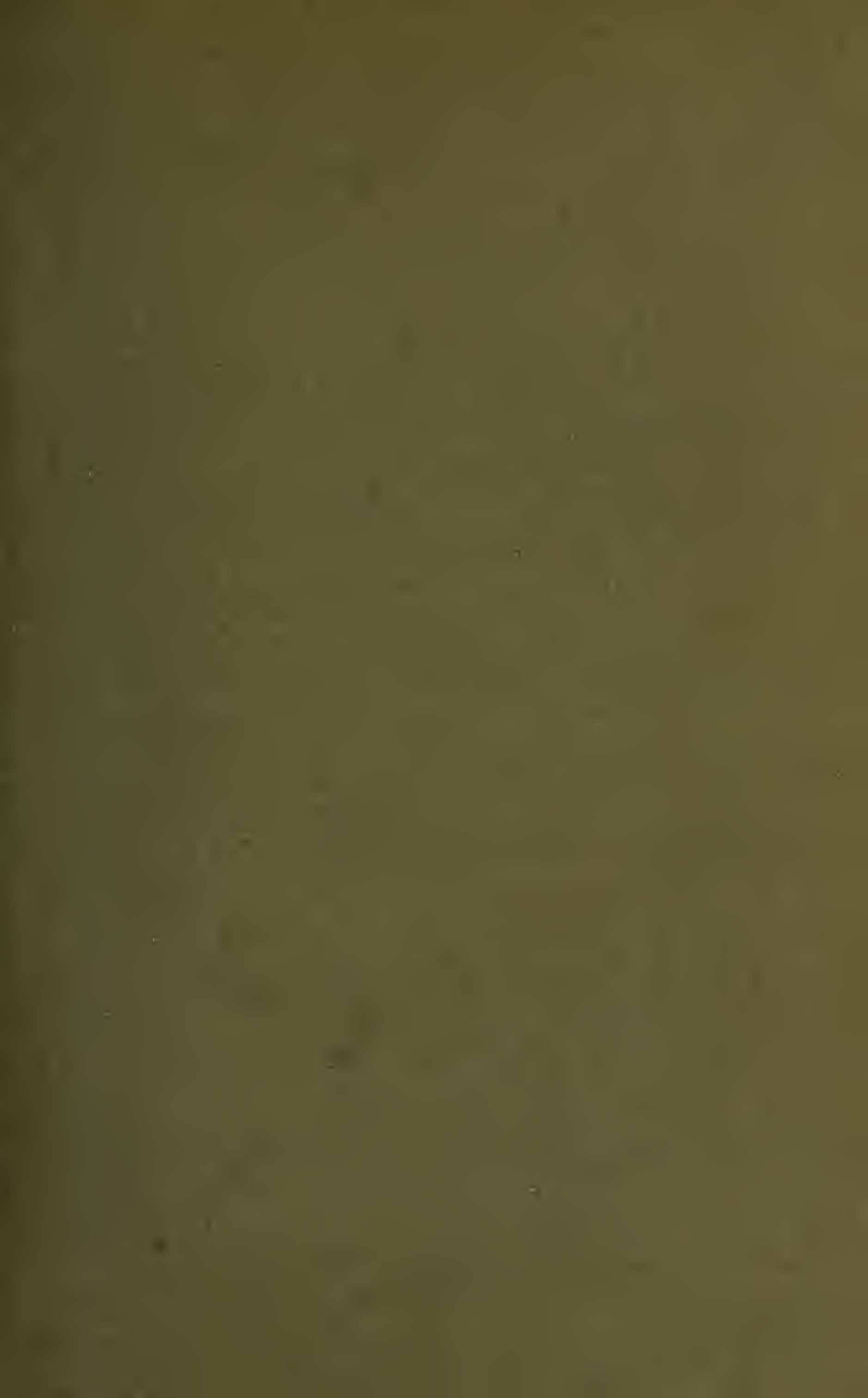

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Friedrich Ludwig Zacharias Werner, Briefe

Erster Band





F. L. Z. Werner (Jugendbildnis)
Kolorierte Handzeichnung aus Königsberger Privatbesitz

Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner

Mit einer Einführung herausgegeben von

Dr. Oswald Floeck



Kritisch durchgesehene
und erläuterte Gesamtausgabe
Erster Band

Mit Portraits und Faksimiles

1 · 9 · 1 · 4

München bei Georg Müller

Einleitung



Zum ersten Male treten in der vorliegenden Ausgabe die Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner gesammelt vor die Öffentlichkeit. Das besondere Interesse der Gegenwart für die Brief- und Memoirenliteratur ist nicht ohne Bedeutung. Kein Geringerer als Goethe selbst würdigt und begründet zugleich dieses Interesse mit den Worten: „Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeschiedener, selbst unbedeutender Menschen. Die Frage: ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, für den höflichsten aller Menschen. Wenn sich einer nur mitteilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es tut. Es ist gar nicht nötig, daß einer untadelhaft sei oder das Vortrefflichste und Tadelloseste tue; sondern nur, daß etwas geschehe, was dem andern nutzen oder ihn freuen kann." Es genügt dem modernen Empfinden und der gegenwärtigen Forschung keineswegs, die hohe herbe Kunstschönheit der Werke unserer großen echten Künstler und Dichter bloß zu bewundern, sie auf dem hohen Piedestal, das ihnen ihr erhabener Genius aufgebaut und auf dem sie für alle Zeit thronen, zu verehren. Die Nachwelt will nicht nur das Können, sondern auch das Wollen dieser großen Geister kennen lernen, sie freut sich nicht nur am Besitz und Genuß unantastbarer, allgemein anerkannter, unsterblicher Kunstwerke, sie hat auch lebhaftes Interesse für die Person, die Individualität des Künstlers und will auch den Menschen kennen und schätzen lernen, der ihr ein so großes geistiges Kapital hinterlassen, Unsterblichkeitswerte geprägt hat, die der Physiognomie der Geisteskultur ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt und diese selbst um einige Stufen vorwärts gebracht haben. Wir haben alle das entschiedene Bedürfnis, die großen Geistesheroen der Vergangenheit als Menschen von demselben Fleisch und Blut wie wir unter uns wandeln zu sehen, die Hoffnungen und Wünsche, die Sorgen und Leiden ihrer Seele, ihr hohes zielbewußtes Streben und Ringen, ihr sieghaftes Fortschreiten, aber auch ihre Niederlagen und Enttäuschungen unserem geistigen Auge vorzuführen. Die Kenntnis des Seelenlebens und der individuellen Entwicklung wahrhaft großer

Männer ist für die Nachfahren von höchstem erziehlichem Werte. Sie ist für die starkgeistigen Seelen nicht nur ein beständiger Impuls zur unermüdlichen Tätigkeit im Dienste des großen Ganzen, zum Wohle der Allgemeinheit und zum Nutzen der Menschheitskultur, sie ist zugleich auch ein nie versiegender Quell des Trostes und der Aufmunterung in den Stürmen und Kämpfen des irdischen Daseins.

Allgemein und zu allen Zeiten wurden daher briefliche Mitteilungen eines Dichters als notwendige Ergänzung seiner Werke betrachtet; als wichtige Dokumente des geistigen Fortschrittes sind sie für die Erkenntnis seiner literarischen Produktion von einschneidender Bedeutung. Geradezu unentbehrlich werden sie aber dem Forscher zur Analyse seiner Psyche und zum Studium seiner ganzen Persönlichkeit, wenn, wie bei Werner, die eigenen biographischen Aufzeichnungen bloß für eine kurze Spanne seines Lebens und da nur fragmentarisch vorhanden, die Mitteilungen seiner Freunde und Zeitgenossen abrupt und unzulänglich, ja oft sogar widersprechend sind und gerade dort versagen, wo die Entwicklung des Menschen und die Geschichte seines Werdens, Wachsens und Reifens am interessantesten ist. Dazu kommt noch der Umstand, daß ungewöhnlich begabte Menschen, die mit ihren Geisteskräften und Talenten die Durchschnittsmenschen weit überragen, selten ganz frei von Sonderbarkeiten sind. Diese Erscheinung hat Ursachen verschiedener Art zur Erklärung. Die Präpotenz des Verstandes veranlaßt solche Menschen, sich von der niedrigen Sphäre des Alltagslebens, dessen quälende und geistzermürbende Kleinlichkeiten ihnen einen tiefen Abscheu einflößen, ab- und einem großen Wissenschafts- oder Kunstgebiete zuzuwenden, worin sie sich mit größerer Freiheit bewegen und großartige Erfolge erzielen können; oder aber das Übergewicht von Phantasie und Gefühl reißt sie über klare, nüchterne Urteile des Verstandes hinweg zu Ansichten und Neigungen, die immer fester in ihrer Seele Wurzeln fassen und deren Zusammenhang mit dem innersten Wesen solcher Menschen alle ferner Stehenden und oberflächlich Urteilenden nicht zu begreifen vermögen; endlich führt auch allzuhohes Selbstgefühl und Eitelkeit auf

namentlich frühzeitig errungene Leistungen dann, wenn die Beifallsbezeugungen der Menge nachlassen und sich anderen zuwenden, talentvolle Menschen nicht selten zu ungewöhnlichen Äußerungen ihrer Begabung, zu einem seltsamen, auffallenden Gebaren, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise um jeden Preis zu erregen und festzuhalten. In teilweise geringerem, teilweise höherem Grade treffen diese genannten Ursachen auch bei Werners sonderbarem Wesen zu; darin liegt auch der tiefere Grund, warum seine Persönlichkeit ebenso stark fesselnd wie zugleich abstoßend wirkte. Die Quellen dieser Sonderbarkeiten aufzudecken, bieten uns zahlreiche briefliche Mitteilungen eine unerschöpfliche Fundgrube. Sie setzen uns außerdem instand, diese abnormalen Erscheinungen seines ganzen Wesens, Wirkens und Auftretens gebührend einzuschätzen und darnach seine ganze Persönlichkeit gerechter und objektiver zu beurteilen, als es bisher möglich gewesen.

Die Briefe Werners eröffnen aber nicht nur einen Ausblick auf wichtige Momente seines äußeren und inneren Lebens, die der bisherigen literargeschichtlichen Forschung entgangen sind oder von ihr zu wenig beachtet wurden, sie bieten nicht nur wertvolle neue Aufschlüsse über die Entstehung seiner lyrischen und dramatischen Werke, sondern beleuchten auch Werners Verhältnis zur Zeitgeschichte, namentlich seine Beziehungen zur geistigen Umwelt, zu seiner jeweiligen Umgebung, zu berühmten Zeitgenossen, zu den literarischen und künstlerischen Tendenzen der Zeit, aus der er hervorgewachsen und in der er seine künstlerische Vollendung erreicht hat. Die zahlreichen und starken Fäden, die sich von seinem dichterischen Lebenswerke zu den Kunstansichten und -bestrebungen der älteren Romantik hinziehen, werden erst durch die Briefe ins rechte Licht gesetzt. Im strengen Wortsinn ist Werner niemals Schüler der älteren Romantiker gewesen und dennoch hat er von ihnen die stärksten Anregungen erfahren, besonders hinsichtlich des historischen, mythologischen und religiösen Interesses und nicht minder der Komposition, Darstellungsform und der poetischen Gattungen. Echt südliche Formen, wie Stanze, Sonett und Kanzone, beherrschen Werners Lyrik und Drama und zeigen ihn also auch von dieser formalen Seite als

gelehrigen Zeitgenossen der Schlegel und Tieck. Ebenso wie sein großer ostpreußischer Landsmann Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann eben nur als Zeitgenosse der Romantiker in Betracht kommt, im einzelnen zwar von ihnen unleugbar stark beeinflußt, im großen ganzen aber seine eigenen und nicht die herkömmlichen, breiten, ausgetretenen Wege gegangen ist und die deutsche Literatur mit ganz individuellen Schöpfungen bereichert hat, so steht es auch mit Zacharias Werner. Aber nicht nur die Landsmannschaft teilt er mit Hoffmann, sondern auch dessen unverfälscht ostpreußische rationalistische Anlage, gepaart mit einer überströmenden Phantasie. Heterogene Elemente mischen sich im Wesen beider Dichter, wunderliche Menschen sind sie beide zeitlebens gewesen. Die größere Energie des Wollens, durch die mehrjährige Not eines harten Daseinskampfes gesteigert, hat jedoch Hoffmann früher zum Einlenken, zur Selbstzucht gebracht und seiner Dichtung doch schließlich den einheitlichen Charakter gesichert. Werner war lange Zeit seines Lebens ein schweifender, unstäter Geselle, voll Unrast und Zerfahrenheit im Leben wie im Dichten. Das rätselhaft geheimnisvolle Halbdunkel der Mystik zieht sich durch viele seiner Dichtungen, erst die hohe Schule des Goetheschen Genius zwingt ihn, aus der ihm vertraut und lieb gewordenen Dämmerung mystischer Neigungen in das volle Tageslicht dramatischer Klarheit und Wahrheit zu treten. Leider aber entzog sich der ruhelose Wanderer schon nach kurzer Zeit dem Zügel der starken Hand; kaum eben Lehrknabe geworden, dünkte er sich der strengen und unbequemen Disziplin schon entwachsen. Die frühere Mystik gewann die alte Herrschaft zurück.

Die Briefe des Dichters gewähren manchen interessanten Einblick in die Geheimnisse seines Herzens und Seelenlebens ebenso wie sie manche bisher in Dunkel gehüllte oder bloß in allgemeinen Umrissen bekannte wichtige Epochen seines äußeren Lebens blitzartig erhellen. Es kann nicht der Zweck dieser Einleitung sein, eine bis in alle Einzelheiten genaue und übersichtliche Biographie des Dichters darzustellen; dessenungeachtet sollen hier einzelne wichtige Lebensumstände, markante Stationen seiner irdischen Pilgerfahrt, insofern

sie zu brieflichen Mitteilungen Anlaß geboten, die Persönlichkeiten, mit denen der Dichter im Briefverkehre gestanden, und endlich sein dichterisches und religiöses Glaubensbekenntnis kurz beleuchtet werden.

Über Werners Vorfahren und seine Jugendgeschichte ist man gegenwärtig dank den auf die Familia Werneriana bezüglichen Akten, die, in einem Faszikel von einem entfernten Verwandten des Dichters, Prof. C. H. Hagen, (1839) vereinigt, im kgl. Geheimen Staatsarchiv in Königsberg aufbewahrt werden, besser unterrichtet. Eine recht hübsche Zusammenstellung der wesentlichen Daten hat der um die Literaturgeschichte Ostpreußens bestverdiente Forscher Johannes Sembritzki-Memel in einem Gedenkblatte zu Zacharias Werners Geburtstage (Königsberger Hartungsche Zeitung Nr. 542, 1912) an der Hand von gedruckten Nachrichten und Matrikelnforschungen geliefert. Friedrich Ludwig Zacharias wurde als drittes und jüngstes Kind des Professors der Eloquenz und Geschichte Jakob Friedrich Werner und seiner Gemahlin Luise Henriette geb. Pietsch, einer Nichte des zu seiner Zeit hochgeschätzten Dichters und Professors der Poesie, Johann Valentin Pietsch, zu Königsberg am 18. November 1768 geboren. Schon im 50. Lebensjahre starb der Vater, ein hochgeachteter Gelehrter und stiller pedantischer Mann, der der Last der Amtsgeschäfte und seiner umfangreichen wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit infolge seiner schwächlichen Konstitution nicht gewachsen war, und mußte seinen erst dreizehnjährigen Sohn — die Geschwister Jakob Heinrich und Friederike Dorothea Luise waren schon im frühesten Kindesalter dem Vater im Tode vorangegangen — der Leitung der Mutter überlassen, die bei ihrem, nach übereinstimmenden Zeugnissen, eigenwilligen, phantastischen und exzentrischen Wesen der wichtigen Aufgabe einer festen, planmäßigen Erziehung des Sohnes durchaus nicht gewachsen war. Der Knabe, von der unklugen Mutter verhätschelt, genoß in vollen Zügen die Freiheit, die nur durch wenige Unterrichtsstunden im Elternhause eingeschränkt war. Von guter geistiger Begabung, voll lebhafter Empfänglichkeit für alles Schaugepränge, fühlte sich der Knabe von den Zeremonien an hohen ka-

tholischen Kirchenfesten, die er, vom Hause seiner Tante, aus unmittelbarster Nähe mit Muße betrachten konnte, ebenso angezogen wie durch die Aufführungen im Theater, wo er schon zu Lebzeiten des Vaters unbeschränkten Zutritt hatte. Frühzeitig wurde er so mit den Regeln der Schauspielkunst und der ganzen theatralischen Technik vertraut; eine Zeitlang trug er sich allen Ernstes mit der Absicht, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seinen Lebensberuf zu suchen.

Da die Mutter zurückgezogen und ihren pietistisch frömmelnden Neigungen lebte, auch bloß mit Verwandten verkehrte, so hielt sich der Knabe viel in Gesellschaft der Hausbedienten auf. In wirklich gute, gebildete Kreise der Königsberger Gesellschaft wurde er nicht eingeführt, auch für die Zeit seiner Universitätsjahre ist ein solcher Verkehr nicht nachzuweisen. Daher schreibt sich der Mangel an wirklicher Weltkenntnis, an gesellschaftlichem Takt, die Pedanterie und das absonderlich scheue Wesen seines späteren Lebens. Der Pietismus der Mutter, der allmählich in einen gefährlichen und unfruchtbaren Mystizismus ausartete und das Wesen der Religion in äußerliche Formeln und frömmelndes Gebaren verlegte, hatte nicht die Kraft, im heranwachsenden Sohne die durch eine starke sinnliche Anlage genährte Stimme der Leidenschaft zum Schweigen zu bringen, zumal seine Seele, wie sich aus manchen Jugendgedichten ergibt, vom Rationalismus und religiösen Skeptizismus angekränkelt war. Von Zacharias' innerer Teilnahme an dem mächtig emporblühenden Geistesleben seiner Vaterstadt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erfahren wir fast nichts. Wohl war auch er, seitdem er, fünfzehnjährig, am 6. April 1784 immatrikuliert, das akademische Studium der Jura und Kameralia gewählt hatte, eine Zeitlang zu Füßen des großen Königsberger Philosophen gesessen, aber die einzige Frucht dieser Vorlesungen war die Begeisterung für den großen Natur- und Freiheitsapostel Rousseau, dem auch Kant in einem Bekenntnisse jener Zeit für die Befreiung von Vernunftstolz und Wissenshochmut öffentlich gedankt hatte; an die praktischen Folgerungen der Kantischen Philosophie kehrte sich Werner nicht. Die Berufsstudien betrieb er

wenigstens anfangs mit großer Lässigkeit; im Verlaufe des achtjährigen Universitätsstudiums ging er später zu historischen und philosophischen Studien über; die Unterschrift „Docteur en Philosophie“ unter der Vorrede seiner französischen Übersetzung der Inaugural-Dissertation des ihm befreundeten Grafen August Lehndorff: „Traité des Mésalliances“ legt die Vermutung nahe, daß ihm die Erlangung des Doktorgrades und in der Folge die akademische Laufbahn als Universitätslehrer, also dieselbe Stellung, die der Vater bekleidet hatte, als Lebensziel vor Augen schwebte.

Von Werners engeren Freunden während dieser Universitätsjahre sind der um ein Jahr ältere Karl Friedrich Fenkohl und etwa Friedrich Theodor Rinck, der Bruder der Johanna, zu nennen; jener wird von Zacharias im Briefe vom 25. März 1804 „Jugendfreund“ genannt; denselben Ausdruck verwendet Fenkohl selbst auf einem Schriftstück: „Noch etwas über den Dichter Werner“ (im Hitzigschen Nachlaß des Märkischen Museums-Berlin); vor ihm habe Zacharias kein Geheimnis gehabt. Aus Werners Stammbuchblatt für Fenkohl vom 21. April 1789 geht hervor, daß dieser Freund auch in die wahnwitzige Idee der geisteskranken Mutter, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn sei Christus, eingeweiht war. Dazu macht Fenkohl in demselben Manuskript die Bemerkung, daß auch Zacharias „in seinen Jugendjahren von einer Einbildung dieser Art nicht ganz frei war, wenngleich sein Jugendleben nicht mit dieser Idee zusammenstimmte“. Allzuviele Freunde hatte Werner ja nicht, was sich aus der Abgeschlossenheit von selbst ergibt, in der ihn die Mutter hielt. Es mag wohl auch dem mütterlichen Einflusse zuzuschreiben sein, daß Zacharias sonderbarerweise mit dem im nämlichen Hause (dem Dörfferschen in der Junkergasse) wohnenden E. T. W. Hoffmann, dessen Pate der Vater Werners gewesen, in keine nähere Berührung kam. Hoffmanns Jugendfreund, Theodor Hippel, teilt in seinen Erinnerungen mit, daß ihnen die unglückliche Mutter Werners, deren Klagetöne oft und vernehmlich zu hören waren, nicht selten Stoff zur Unterhaltung geboten habe, ebenso wie ihnen Zacharias durch seine Sonderbarkeiten der Gegenstand der Ver-

wunderung und des Spottes gewesen sei (Hans von Müller, E. T. A. Hoffmann, Berlin 1912, I. S. 16, 325).

Eine beglückende, seine Neigung veredelnde, reine Jugendliebe blieb unserm Zacharias gleichfalls versagt. Man weiß zwar, daß er seiner Cousine Amalia Dorothea Kupner, die später den Kriegsrat Johann Karl Linck heiratete, aufs innigste zugetan war, — nicht nur die Briefe an Johanna Rinck bestätigen diese Zuneigung; noch in seinem Testament (siehe A. Schr. XV. S. 186) bekennt er, daß sie ihm, nach seiner Mutter, vom ersten Augenblicke seines Bewußtseins an die Theuerste gewesen — doch wurde seine Liebe nicht in dem Maße erwidert, daß an einen späteren Herzensbund der beiden zu denken war. Johannes Sembritzki bemerkt nicht mit Unrecht, daß ein solches bloß platonisches Verhältnis ihm bei seinem Temperament und mißleiteten Gefühlsleben auch nicht zu genügen vermocht hätte. Er schwärmte für die himmlische Madonna als Ideal hoher reiner Weiblichkeit und liebte dabei — sehr irdisch. Im Vereine mit leichtfertigen Kommilitonen trieb er sich in Freudenhäusern herum und schwächte vorzeitig seinen Körper durch maßlose Ausschweifungen. Die wahre Triebfeder seines vertrauten Verkehrs mit Schauspielern und namentlich Schauspielerinnen wird auch häufiger die Gier nach Sinnengenuß als bloße Kunstbegeisterung gewesen sein. In richtiger Erkenntnis der schrecklichen Folgen dieser verwahrlosten Jugend schrieb denn auch Hoffmann am 26. September 1805 an Hippel: „Werner ist mir ein trauriger Beweis, wie die herrlichsten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertödtet werden können, und wie die regste Fantasie kriechen lernen muß, wenn sie von niedrigen Umgebungen heruntergezogen wird“ (a. a. O. I. S. 213). In der Jugendgeschichte Werners liegt der Schlüssel für das ganze Geheimnis seines Lebens, hier sind die Keime und Ursachen mancher Verkehrtheiten seines späteren Lebens zu suchen; manche abstoßende Seiten seines Charakters finden in der total verfehlten Jugenderziehung ihre Erklärung, das Sprüchwort: tout comprendre c'est tout pardonner kommt hier wieder einmal zur vollsten Geltung.

An seinem 22. Geburtstage (1789) wurde ihm die juridische

Selbständigkeit zuerkannt; zugleich hatte ihm die Großmutter Gertrud Dorothea Gütther unter sehr günstigen Bedingungen ihr Haus am Steindamm Nr. 442 auf dem Butterberge verkauft. Mit diesem Zeitpunkte kann man Werners Jugend- und Jünglingsjahre abschließen; die nächste Periode, ungefähr bis zu seiner dritten Vermählung (1801) reichend, wird als Sturm- und Drangzeit am besten charakterisiert.

In die Zeit von der zweiten Hälfte April bis Anfang Juli 1790 fällt die Bildungsreise Werners in Begleitung des Königsberger Buchhändlers Hartung über Berlin zur Leipziger Messe, wobei auch Dresden besucht und seine Kunstschätze in der berühmten Galerie besichtigt wurden. Zwei Jahre vorher hatte er seine Jugendgedichte auf eigene Kosten drucken lassen. Jetzt beteiligte er sich am wissenschaftlichen Leben durch Herausgabe der bereits erwähnten französischen Übersetzung (1792), die, mit zahlreichen Anmerkungen versehen, für seine Fachkenntnisse Zeugnis gibt; bei der mit großem Pomp gefeierten Doktorpromotion Lehndorffs fungierte er als Opponent; als ordentliches Mitglied der Deutschen Gesellschaft hielt er Vorträge, lieferte Beiträge zum „Preußischen Archiv“ und bekundete sein ungemindertes Interesse für das Theater durch einen Aufsatz über die Königsberger Bühne. Mit diesen Arbeiten und Leistungen hatte er sich in die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise seiner Vaterstadt aufs beste eingeführt; die Verwandten und Freunde des Wernerschen Hauses mochten bei so tüchtigen Anfängen mit stolzen Hoffnungen für die Zukunft des Studiosus erfüllt werden. Leider machte sein zügelloses Temperament alle diese Hoffnungen mit einem Schlage zunichte, sein Privatleben in dieser Zeit widersprach den Forderungen der Gesittung und des Anstandes, hochmögende Gönner zogen sich von dem zuchtlosen jungen Manne zurück, er selbst wurde wider Willen in eine bürgerliche Existenz untergeordneten Ranges gedrängt.

Der Königsberger Geschichtsschreiber von Baczko bemerkt darüber in seiner Selbstbiographie: „Auch Werner . . . lebte damals hier zu Königsberg, von vielen Menschen, die ihn nur oberflächlich kannten, besonders da er öfters wichtig verstieß und manche Sonder-

barkeiten hatte, völlig verkannt. Mir blieb ein gewisser Funke des Genies, der in ihm schlummerte, nicht unbemerkt und ich wünschte, ihn in eine Lage zu bringen, worin er von Sorgen und stürmischen Leidenschaften ungeängstet, den Wissenschaften leben könnte, sich aber auch allmälig, durch seine äußeren Verhältnisse gezwungen, mehr, als er bis dahin gethan, den Menschen anfügen müßte; und es gelang mir, die Sache so einzuleiten, daß ihn Minister Schrötter, ungeachtet aller schiefen Urtheile, die er über ihn fällen hörte, in sein Secretariat aufnehmen wollte, als Werner wieder in neue mißliche Angelegenheiten verwickelt wurde, die ihn aus Königsberg und in der Folge nach Plozk zu gehen bewogen" (Leben, Königsberg 1824, 2. Bd. S. 234 f.).

Kaum als Werner majorenn geworden, begann sich die Unduldsamkeit seines selbstherrlichen Wesens zu zeigen. Seiner Mutter hatte er einmal den Vorwurf gemacht, daß sie rechthaberisch und prozeßsüchtig sei. Wenn man die zahlreichen auf Werner bezüglichen Akten des Königsberger Geheimarchivs durchblättert, gewinnt man den Eindruck, daß auch der Sohn von diesen Eigenschaften der Mutter ein gut Teil geerbt hat. Durch übermäßige Ängstlichkeit und unedles Mißtrauen in Geldangelegenheiten, durch sein selbstbewußtes Auftreten, sein beharrliches Pochen auf wirkliche oder vermeintliche Rechtstitel, sein unmotiviertes Sicheinmischen in die Geschäftsgebarung der Kuratoren der Mutter brüskierte er allmählich sämtliche Freunde der Familie und entfremdete sich auch die nächsten Angehörigen. Aus der großen Zahl dieser Schriftstücke sind einige, die nicht rein geschäftliches Interesse beanspruchen und auch das Verhältnis des jungen Mannes zu seiner unmittelbaren Umgebung in dieser Zeit der ersten 90ger Jahre abspiegeln, für die vorliegende Sammlung der Briefe ausgewählt.

Ein gesellschaftlicher Skandal war aber Werners erster Eheroman, wodurch der Bruch mit den Verwandten besiegelt und er selbst in Königsberg unmöglich wurde. Im Winter 1791 lernte Zacharias in einem öffentlichen Hause seiner Vaterstadt die aus Berlin zugereiste Dirne Friederike Schultz, die sich bald Schmidt, bald Meyer

nannte, kennen und bewarb sich mit anderen leichtsinnigen Lebemännern — darunter waren ein Jude aus reicher Familie und ein Herr von Follert, damals Studiosus in Königsberg — um die Gunst der feilen Person. Um ihr die Rückkehr in eine geordnete bürgerliche Existenz zu erleichtern, ließ er Friederike als angebliche Verwandte durch einen Vertrauten, einen ehemaligen Bedienten, Johann Jakob Kluck, in dem kleinen Städtchen Schippenbeil, unweit von Königsberg gelegen, bei dem Pfarrer Worm unterbringen; durch dessen Frau sollte sie in der Landwirtschaft und weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden. Werners Absicht, das Mädchen zu heiraten, scheiterte vorläufig an dem Widerstande der Verwandten, die durch einen Zufall hinter die ganze Sache gekommen waren. Den Recherchen des Kriegsrats Linck gelang es, die Eltern des Mädchens in Zerbo — der Vater war Amtmann daselbst, die Eltern einfache, achtbare Menschen, die von dem traurigen Metier ihrer Tochter keine Ahnung hatten — ausfindig zu machen, sie sollte nach der Heimat zurückgebracht werden; Friederike hatte es aber vorgezogen, sich unterdessen nach Drossen bei Frankfurt a. O. zu flüchten, wo sie sich im Hause der Predigerswitwe Steinbrech verborgen hielt. Schließlich gewann die Leidenschaft doch den Sieg über die Vernunft. Zacharias floh mit ihr bis nach Warschau, wo er am 29. Juli 1792 seinen ersten Ehebund schloß. Zur Vorgeschichte dieses ersten selbsterlebten Liebesromans Werners bringt unsere Sammlung mehrere Briefe aus dem Jahre 1792 (siehe auch die dazu gehörigen Dokumente des Anhangs II Nr. 1 bis 14). Daß Zacharias das Opfer seines guten Namens und einer aussichtsreichen Zukunft einer Unwürdigen gebracht hat, ergibt sich aus den autobiographischen Mitteilungen an Karl Fenkohl im Jahre 1804. Wie aus den noch vorhandenen Rechnungen ersichtlich, verschlang die „Wegschaffung“ des Mädchens und dessen Unterbringung an einem sicheren Orte eine ansehnliche Geldsumme, wozu dann noch die Kosten der fluchtartigen Reise nach Warschau und wieder zurück nach Königsberg sowie der durch die geänderten Verhältnisse notwendige Ankauf eines kleinen Landgutes kamen. Man sieht, wie leichtsinnig Zacharias mit den ererbten Geldern seines väterlichen Vermögens wirt-

schaftete, derselbe, der in allen auf seine Großjährigkeitserklärung bezugnehmenden Gesuchen auf seinen ökonomischen Sinn so selbstbewußt gepocht hatte. Zur nämlichen Zeit, als schon diese ganze Affaire in weiteren Kreisen seiner Vaterstadt ruchbar geworden, bewarb sich Zacharias um die Verleihung einer „extraordinären" Sekretärstelle (siehe Anhang I Nr. 2). Wie naiv und anmaßend zugleich! Aus der Anstellung im Staatsdienste wurde damals aus begreiflichen Gründen wohl nichts. Später mußte er sich mit einer die ersten drei Jahre unbesoldeten und untergeordneten Sekretärstelle in entlegenen Stationen der neu okkupierten polnischen Provinzen begnügen, bis er im Jahre 1796 durch seine Anstellung bei der Kammer in Warschau zu einer wenigstens zeitweiligen Seßhaftigkeit gelangte.

In dem für Werners äußern Lebenslauf so denkwürdigen Jahre 1792, im 16. Semester seiner Universitätsstudien — diese hat er eigentlich nie zum Abschlusse gebracht und noch im Juli dieses Jahres wird er in einem amtlichen Dokument als „Studiosus Juris" geführt (siehe letzter Wille der Großmutter vom 26. Juli 1792, fol. 257/261 der Familienpapiere — wurde der „Candidatus Magisterii" am 7. Januar in die St. Johannes-Loge Zu den drei Kronen aufgenommen. Zacharias war anfangs an den Sitzungen und Bestrebungen der Maurer eifrigst beteiligt; nach seiner Diskreditierung durch die Heiratsaffaire hatte er sich vermutlich auch aus diesen Kreisen zurückziehen müssen; erst in Warschau nahm er die „längst aufgegebenen maurerischen Beschäftigungen" wieder vor und bekleidete in der dortigen Loge Zum goldenen Leuchter eine hervorragende Stelle als Meister vom Stuhl und Br. Redner. Seine Warschauer Dienstzeit war dreimal durch Urlaub zum Besuche der kranken Mutter unterbrochen, zuerst war er 1799 gut ein halbes Jahr von Warschau abwesend, dann wieder vom Dezember 1801 bis Ende April 1802, zum drittenmal vom Juli dieses Jahres bis Juni 1804; während der letzten Vakanz mußte er allerdings seinem Stellvertreter die Hälfte des Gehalts abtreten. Von einem hervorragenden Diensteifer Werners kann also kaum die Rede sein; nimmt man aber noch die in diese Zeit fallenden brieflichen Äußerungen, soweit diese das „Dienstjoch" betreffen, hinzu, so wird offenbar, mit welch innerer Abneigung und Unlust er

seine dienstlichen Obliegenheiten versah; wenn er dennoch im Jahre 1805 durch die Versetzung nach Berlin befördert und auch besser besoldet wurde, so hatte er dies nicht seiner Qualifikation als Beamter, sondern ganz anderen Einflüssen und Umständen zu verdanken. Seitdem er sich dichterisch hervorragend betätigte, stand ihm ein gutdotierter sogenannter Faulenzerposten beständig als Ideal vor Augen. Bei seinem unstäten Wesen, das ihn nirgends zur Ruhe kommen ließ, hätte er einen solchen überall, auch außerhalb Preußens angenommen, wenn sich nur die Gelegenheit geboten hätte. Als er nach dem Zusammenbruche des preußischen Staates durch die total geänderte politische und finanzielle Lage, wie tausend andere besser- und bestverdiente Beamte, entbehrlich wurde, lamentierte er den Freunden beständig von den dreizehn dem Staate geopferten Dienstjahren vor; auch suchte er seinen Patriotismus ordentlich ins Licht zu setzen, daß ihm eine Wiederanstellung im preußischen Vaterlande wertvoller als jede sogar besser besoldete Stelle in einem anderen Lande sei. Solche Äußerungen tragen den Charakter einer Mystifikation an sich, wenn man sie mit den Tatsachen in Vergleich bringt.

Der ihm angeborenen und im Laufe der Jahre verstärkten Sinnlichkeit konnte Werner auf dem schlüpfrigen Warschauer Boden nach Herzenslust frönen. Seine erste eheliche Verbindung mit der „unwürdigen Kreatur“ hatte kaum zwei Jahre gedauert. Im Sommer 1798 sann Werner auf seine Versetzung nach Bialystock; er war nämlich, wie er Peguilhen schrieb, „rasend verliebt“ und wollte diese Geliebte dorthin als Maitresse mitnehmen. Ein Jahr darauf heiratete er eine andere; am 11. November 1799 trat er in seiner Vaterstadt mit einem Königsberger Fräulein, Karoline Friederike Luise Jorzig, zum zweitenmal zum Traualtar; die Scheidung der ersten Ehe steht heute auch aktenmäßig fest. Der zweite Ehebund hatte noch kürzeren Bestand; die Trennung erfolgte schon im Frühjahr 1801. Am 27. August dieses Jahres vermählte er sich zum drittenmal mit der Tochter Margareta des Schneidermeisters Marchwiatowski in Warschau. Mit dem Zeitpunkte seiner dritten Verheiratung beginnt Werners dritte Lebensepoche: die Zeit der körperlichen und geistigen Vollreife.

Es steht über allen Zweifel fest, daß Werner wenigstens seine

dritte Frau mit der ganzen Glut seines empfindungsvollen Herzens wahr, aufrichtig und treu geliebt hat; auch die Treue scheint er ihr unverbrüchlich gehalten zu haben. Leichtfertige Bemerkungen in einem Brief an einen Freund, daß er unbeweibt lieber nach Berlin zöge wegen der dort bevorstehenden Genüsse, können daran nichts ändern. Er liebte sie auch, als sie es vorzog, die Gemahlin Kunths zu werden, er betrachtete sie stets als seine Gattin und hat die Trennung von ihr zeitlebens nicht recht verwinden können. Seine rührende Anhänglichkeit an sie und seinen wahren, tiefen Schmerz über die Trennung von ihr bestätigte noch mehrere Jahre später Frau von Humboldt in ihren Briefen an ihren Gemahl und an die Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt. In aufrichtiger Erkenntnis seiner zahlreichen Schwächen und Charakterfehler und mit beispielloser Offenheit klagte er sich Scheffner gegenüber im Briefe vom 27. Dezember 1805 als den allein schuldigen Teil an; durch dieses reuige Bekenntnis entlastet er sich teilweise, er wird uns sympathisch, wir empfinden Mitleid mit dem Manne, der infolge der Unbeständigkeit seiner schweifenden Natur und des Mangels an gesellschaftlichem Takte von vornherein zur Heirat untauglich war.

Aus dem Freundeskreise Werners in Warschau ragen neben anderen besonders sein Intimus Johann Jakob Mnioch, sein gelehriger Zögling und für Werners reiche Geistesanlagen enthusiasmierter junger Freund Julius Eduard Hitzig hervor, ferner kam noch im Jahre 1804 sein jüngerer Landsmann Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann hinzu. Mnioch stammte aus Elbing, war zuerst Hauslehrer in Halle, 1790 Rektor zu Neufahrwasser bei Danzig und seit 1796 erster Rat bei der Lotterie-Direktion in Warschau, wo er am 22. (!) Februar 1804 (und nicht, nach Hitzigs Angabe im „Neuen Nekrolog der Deutschen“ 1824, 1. Heft S. 60, am 24. Februar, — eine falsche Notiz, die von da in viele biographische Berichte kritiklos übernommen wurde —) gestorben ist. Mnioch, der sich auch der Freundschaft Herders rühmen durfte, war ein origineller Kopf und ideenreicher Schriftsteller. Seine Gedichte uud Schriften sind in Auswahl zu Görlitz 1799 in drei Bänden erschienen. Hauptsächlich die maure-

rischen Bestrebungen bildeten ein festes Band zwischen Werner und Mnioch, der übrigens in seiner besonderen Individualität mit dem Charakter des Freundes manche gemeinsame Züge aufwies. Zacharias und Hitzig nennen ihn geradezu einen „Koloß“. Die Nachricht von seinem Tode, worauf er nicht gefaßt war, prägte sich seinem Geiste unauslöschlich ein, umsomehr als dieser mit dem Ableben der eigenen Mutter zeitlich ungefähr zusammentraf.

Unter den Korrespondenten Werners während seines Warschauer Aufenthalts steht an erster Stelle, auch mit Rücksicht auf die Vertraulichkeit, die zwischen beiden herrschte, der Kriegsrat Ernst Friedrich Peguilhen bei der Bialystocker Kriegs- und Domänenkammer, Wernern von Plozk her bekannt. Plozk und Bialystock waren die zwei Amtssitze der Neu-Ostpreußischen Kammer. Werner schrieb ihm wie einem Herzensfreunde, vor dem man keine Geheimnisse hat; die intimsten Angelegenheiten kommen in den Briefen Werners zur Sprache und schon frühzeitig bemüht sich Zacharias, den Freund in sein System der Liebe und Freundschaft einzuweihen. Peguilhen war später in Berlin auch der vertraute Freund des Rendanten Louis Vogel und seiner Gattin, der Freundin und Todesgenossin Kleists. Varnhagen kennzeichnet ihn einmal (April 1858) als ein „dürftiges, phantastisches, ganz untergeordnetes Kerlchen“ (Biedermann, Kleists Gespräche, Leipzig 1912, S. 209).

Was uns vom literarhistorischen Standpunkte die Briefe Werners an seinen Freund so wertvoll macht, ist der wiederholt von Zacharias zugestandene, bis jetzt fast ganz unbeachtet gebliebene starke Einfluß der Schriften Wilhelm Heinses. Wenn er ihn auch gelegentlich als seinen „Antipoden“ bezeichnet und speziell mit seiner Definition der Liebe unzufrieden ist, so hat er sich doch innerlich mit den Werken dieses in mehr als einem Punkte der romantischen Welt- und Kunstanschauung voranleuchtenden Schriftstellers auseinandergesetzt.

Ein intimer persönlicher und schriftlicher Verkehr verband Werner mit Hitzig. Nach Absolvierung seiner Universitätsstudien in Halle und Erlangen — von daher war er mit Salomon Bartholdy, Clemens Brentano, Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters,

und Fr. Karl Julius Schütz, dem spätern Biographen Werners, befreundet — und Ablegung des ersten Staatsexamens wurde Hitzig gegen Ende des Jahres 1799 bei der Regierung in Warschau Auskultator. Zu Beginn des Jahres 1801 verließ er Südpreußen und wurde noch in demselben Jahre Referendar beim Kammergericht in Berlin. Im Frühjahr 1804, gleich nach seiner Verheiratung, kam er zum zweitenmal, gleichzeitig mit dem zum Rate ernannten E. T. A. Hoffmann, jetzt als Assessor zur Regierung nach Warschau. Durch den Umschwung der politischen Verhältnisse ging er seines Amtes verlustig und kehrte mit seiner Familie im April 1807 in das väterliche Haus nach Potsdam zurück. Zu Beginn des folgenden Jahres begründete er eine eigene Verlagsbuchhandlung in Berlin und erwarb sich den Ruf eines ebenso gewissenhaften als kunstsinnigen Verlegers. Nach dem Tode seiner Frau trat er im September 1814 wieder als Assessor beim Kammergericht ein und wurde im folgenden Jahre Kriminal- und Pupillenrat und im Februar 1827 Direktor des Inquisitoriats. Er hat sich nicht nur als Begründer der Zeitschrift für Kriminalrechtspflege, sondern auch als Biograph seiner Dichterfreunde Werner, Hoffmann und Chamisso einen Namen gemacht. Er ist der eigentliche Lebensfreund Werners, zahlreiche Briefe wurden seit dem Jahre 1801 zwischen beiden gewechselt, er hat den Berliner Verleger Sander für Werners dramatische Arbeiten interessiert, später einzelne Werke des Freundes im eigenen Verlag erscheinen lassen. Seit dem Jahre 1809, wo sie sich zuletzt in Weimar trafen, haben sich die Freunde nicht mehr gesehen, auch der Briefwechsel hörte auf, aber Werners schwere Erkrankung im Winter 1817 gab nochmals Gelegenheit zu einem intimen Gedankenaustausche. Hitzig bekannte noch im späteren Alter seine Dankbarkeit gegen Werner, der in ihm als einem unbesonnenen, genußfrohen Jüngling den Sinn für alles Höhere, für eine veredelte Weltanschauung geweckt habe. Ein liebenswürdiges Denkmal dieser Freundschaft ist Hitzigs Lebensabriß Werners, worin er, unbekümmert um alle Angriffe und Mißverständnisse, dem Wandel und Wirken seines toten Freundes Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Von d i e s e m Standpunkt aus wird Werners erste, wenn auch dürf-

tige Biographie stets Beachtung und Anerkennung verdienen. An der Dichtung des ersten Teiles der Talssöhne im Jahre 1800 nahm Hitzig den unmittelbarsten Anteil. Viele darin enthaltenen Ideen des Dichters wurden vorher im mündlichen Gespräche mit dem jüngeren Freunde durchgegangen; eine Hauptperson der Dichtung, der junge schottische Tempelritter Robert d'Heredon, verewigt die damalige Sinnesart Hitzigs. An diesen dramatischen Erstling Werners knüpften sich darum für Hitzig unvergeßliche Erinnerungen an seine eigene Jugendzeit. Auch die Briefe, die während dessen Abwesenheit von Warschau nach Berlin gingen, sind, wie die an Sander, voll von literarischen Interessen und namentlich für die Textkritik der beiden Teile der „Söhne des Thales“ von hoher Wichtigkeit. Durch Hitzigs freundschaftliche Vermittlung wurde auch der geschäftliche Verkehr zwischen Dichter und Verleger wesentlich erleichtert; er hat viel dazu beigetragen, daß sich Werner und Sander allmählich auch menschlich näher kamen, daß Zacharias an ihm einen Freund und Gönner gewann. Hitzig hat seinen Freund mit den Tendenzen der älteren Romantik bekannt und endlich auch die Berliner romantischen Genossen, besonders die hervorragenden Mitglieder des Nordsternbundes, Chamisso und Varnhagen, auf Werner aufmerksam gemacht; einzelne Briefe an diese beiden bekunden die Beziehungen, die sich zwischen unserem Dichter und den Berliner Freunden entwickelten. Chamisso war Wernern immer freundschaftlich gesinnt. Varnhagen stand ihm anfangs sehr kühl gegenüber, selbst die begeisterte Rezension des Musenalmanachs auf das Jahr 1804 (siehe Anhang I Nr. 6) vermochte daran nichts zu ändern. Auch in Berlin sind sie sich persönlich nicht viel näher gekommen. Der klatschsüchtige Varnhagen trug emsig alles Nachteilige zusammen, was ihm je über Werners kuriosen Lebenslauf zugetragen wurde; seine handschriftlichen Aufzeichnungen über Werner enthalten viel mehr, als er dann in seinen „Denkwürdigkeiten“ zu veröffentlichen wagte. Später, und zwar wieder durch den Einfluß Hitzigs, hat er doch den Dichter milder beurteilen lernen. Hitzig gab ihm für manche Unregelmäßigkeiten in Werners Gebaren die richtige Erklärung; „in der Tat milderte sich meine frühere Empörung in Bedauern und

Widerwillen," schreibt er, „aber die Genialität wollte mir nicht einleuchten." Das ist recht bezeichnend für Varnhagens Art, der aus eigener Kraft wenig leistete und bedeutete, sondern seinen Nachruhm zum größten Teile dem Umstande verdankt, daß er der Mann der berühmten Rahel gewesen. Noch im Jahre 1809 und während der Kongreßzeit, wo er nach Wien kam, sammelte er alle lustigen Anekdoten und Histörchen, die in der Wiener Gesellschaft über Werner umgingen, den Mann, dem er in geistiger Hinsicht nicht einmal das Wasser reichen konnte, um mich vulgär auszudrücken. Zur Kongreßzeit spielte auch Werner als Prediger in Wien eine hervorragende Rolle, doch hat Varnhagen seinen Umgang gemieden.

Mit dem genialen Dichter, Zeichner und Musiker E. T. A. Hoffmann hat Werner in der letzten Warschauer Zeit, besonders als er mit dem „Kreuz an der Ostsee" beschäftigt war, einen sehr intimen Verkehr unterhalten. Aus dem Schlußpassus des einzigen vollständig erhaltenen Briefes Hoffmanns an Werner vom 28. Juni 1806 (H. v. Müller a. a. O. II. S. 20): „Ich muß ja doch wohl aufhören zu schreiben — es ist mir so als ständen Sie schon wie ehemahls an der Thüre um mich zu verlassen, und nun fiel noch dort oder dort ein Funke, der zur Flamme entbrannte, die noch auslodern mußte, ehe wir scheiden konnten —" ergibt sich die Fülle des Unterhaltungsstoffes, der den mit überströmender Phantasie begabten Landsleuten trotz der Misère der äußeren Lebensumstände aufgegangen war. Von dem späteren Briefwechsel ist nur weniges auf uns gekommen. Hoffmann hat, als Werner durch seine Dichtungen ein berühmter Mann geworden war und sich auch viel Geld erworben hatte, mit dem Freunde recht üble Erfahrungen gemacht. In dem Briefe vom 23. April 1808 an Hippel (ebenda I. S. 226) berührt Hoffmann, dem es um diese Zeit viel schlechter ging, eine der unsympathischesten Charakterseiten Werners, indem er mit Recht auf dessen auch sonst bekannte Knauserei und übergroße Ängstlichkeit in Geldsachen stichelt. Brotlos, wie er damals war, beschäftigte sich Hoffmann anfangs Mai 1808 mit Zeichnungen zu einzelnen Szenen von Werners „Attila"; er hoffte dadurch 4 bis 5 Friedrichsd'or zu verdienen und sein Le-

ben zur Not weiter zu fristen. Aber wider alles Erwarten zog es Werner vor, die Skizzen anstatt Hoffmann dem Berliner Zeichner Study zu übertragen (ebenda I. 227 f.). Hoffmanns berechtigtes Mißtrauen gegen Werners nichts weniger als generöse Haltung in finanziellen Angelegenheiten ergibt sich auch aus einem spätern Briefe an Fouqué, der eine gute Büste des Kronprinzen käuflich erwerben wollte. Da Hoffmann glaubte, Fouqué „in einiger Grandiosität und Verachtung des schnöden Geldes als wahren Dichter zu kennen“, wollte er diese etwas kostspielige Büste, noch bevor sie der Besteller gesehen, für ihn ankaufen lassen, ohne eine Ablehnung zu fürchten. „Für Werner und Consorten übernähme ich so etwas nimmermehr“ (22. Dezember 1814, ebenda II. 2. S. 223).

Ein sehr lebhafter Briefwechsel entspann sich seit November 1804 zwischen Werner und dem Kriegsrat Johann George Scheffner in Königsberg. Nicht ohne persönliches Interesse ging Werner daran, mit dem alten väterlichen Freunde, dem er sich erst kurz vor dem Tode der Mutter wieder genähert hatte, gute Beziehungen herzustellen. Scheffner, ein gebürtiger Königsberger, machte nach Vollendung seiner juridischen Studien die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit und stand dann ein Jahrzehnt (1765—1775) im preußischen Staatsdienste bei den Kriegs- und Domänenkammern in Gumbinnen, Königsberg und Marienwerder. Der von ihm erbetene Abschied wurde ihm ohne Pension bewilligt. Volle 21 Jahre widmete er sich hernach der Bewirtschaftung seiner Güter und kehrte erst 1896 in seine Vaterstadt zurück. Mit den ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Männern des Staates, der Kirche und Wissenschaft seiner Heimat lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen. Als guter Menschenkenner durchschaute er rasch die Schwächen der mit ihm in Berührung kommenden Persönlichkeiten, scharfe Beobachtungsgabe, Witz, Laune und Sarkasmus eigneten ihn zu einem brillanten Gesellschafter; seine Autorschaft der lüsternen Gedichte im Geschmacke des Grécourt war schon den Freunden Hoffmann und Hippel bekannt und es gereichte ihnen zum besonderen Gaudium, den strengen Sittenrichter gerade dieser Autorschaft mit Gewißheit zeihen zu können (H. v. Müller a. a. O. I. S. 23, siehe auch Grise-

bachs Weltliteraturkatalog Berlin, [2]1905 Nr. 1486/1498). Auch seine Selbstbiographie, die erst nach seinem Tode erscheinen durfte, und zwar die Art und Weise, wie er über manche Persönlichkeit darin geurteilt hat, gab Anlaß zu widersprechenden Meinungen über den Charakter des Verfassers. Wilhelm Dorow hat ihn, indem er offenkundige Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aussprach, hart mitgenommen (Krieg, Literatur und Theater, Leipzig 1845, S. 202 ff.). Die Akten über Scheffners Persönlichkeit sind noch lange nicht geschlossen; ein abschließendes Urteil wird erst möglich sein, wenn das ganze auf ihn bezügliche Material und vor allem die Briefe, deren Ausgabe jetzt vorbereitet wird, vorliegen.

Über Werner, der doch mit dem Kriegsrate so viele Briefe gewechselt hat, sind in Scheffners Autobiographie bloß einige spärliche Notizen enthalten. Für ihn existierte der Dichter nur als „Verfasser" der „Söhne des Thales"; als Freimaurer mußte er gerade diesem Werke das größte Interesse entgegenbringen. Werner war sich wohlbewußt, wie sehr ihm Scheffner bei seinen weitreichenden Verbindungen, besonders durch seine Bekanntschaft mit den Ministern Hardenberg, Schroetter und Struensee, nützlich werden konnte; wollte er doch damals um jeden Preis von dem ihm verhaßten Dienstorte Warschau erlöst werden. Werner also hat selbst den Briefverkehr gesucht und eröffnet, wie auch mit anderen Korrespondenten, z. B. Goethe, Iffland. Außer den vielen auf Werners ersehnte Domiziländerung abzielenden Bemerkungen, Fragen und Bitten bieten diese Briefe eine Fülle wertvoller literarischer Notizen und eine wahre Fundgrube zur Feststellung der damaligen Kunst- und Lebensanschauung des Dichters. Wegen der früheren Verbindung Scheffners mit Johann August Starck, dem Begründer des Klerikats des Neutemplerbundes (siehe Ferd. Josef Schneider, Die Freimaurerei, Prag, 1909, S. 106 f.) mußte Werner annehmen, daß sich Scheffner für seine Mystik interessiere; in dieser Annahme bestärkten ihn auch direkte Aufforderungen Scheffners, über manches Geheimnisvolle und Mystische seiner Talssöhne Aufklärung zu geben. Diesem Umstande verdankt man Werners ausführliche Erörterungen über die Phosphorus-Legende; dieselben Aufklärun-

gen forderte und erhielt auch Gräfin Brühl im folgenden Jahre (1806), als sie den Wunsch äußerte, daß der Dichter ihr den Schleier dieses geheimnisvollen Mythus lüfte. Schalkhafte Neugierde unter dem Deckmantel des wissenschaftlichen Interesses kann man also in diesem Verlangen Scheffners nicht erblicken, wie Dorow annimmt. Was jedem unbefangenen Leser dieser Briefe an Scheffner geradezu widerlich erscheint, ist der an Kriecherei und abstoßende Devotion gemahnende Stil Werners, das ewige Sich-bücken und -demütigen. Später, als Werner seiner Berliner Stellung sicher war und sich zu fühlen begann, werden auch die Briefe seltener, der Ton wird freier und ungezwungener, er verbietet sich Einmischungen des älteren Freundes in seine Privatverhältnisse; der briefliche Verkehr endet wahrscheinlich auf beiderseitigen Wunsch. Werner hatte inzwischen andere Gönner gefunden, er vergaß darum seine alten Freunde. Scheffner konnte ihm weder zu einer Wiederanstellung verhelfen noch sonst irgendwie nützen. Werners krasser Egoismus tritt bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten unverhüllt zutage. Ein gewisser schriller Mißton klingt ja auch durch die immer spärlicher werdenden brieflichen Mitteilungen an Hitzig in den Jahren 1807/9. Was außerdem in diesen Briefen an Scheffner und Hitzig unangenehm berührt, ist die beständige aus seinem ruhelosen Wesen erklärliche Unzufriedenheit nicht nur mit wirklichen Mißständen seines Lebens, Aufenthalts und seiner Umgebung, wie das ja menschlich begreiflich wäre, sondern sogar mit errungenen Erfolgen. Die Gegenwartsfreude ist ihm völlig versagt, stets strebt und schweift sein Geist in die noch verhüllte Zukunft; kaum haben sich an seinem Horizonte einige dunkle Wolken zerstreut und Lichtblicke gezeigt, so sieht er schon wieder neue drohende Wolken aufziehen. Er kann seines Glückes niemals recht froh werden, immer fühlt er über seinem Haupte das Damoklesschwert des neidischen Schicksals schweben. So war Werner auch seinem inneren Wesen zufolge der geeignetste Mann, die gigantische Macht des Schicksals auf den Brettern der Bühne in einem Prototyp dieser Gattung in Erscheinung treten zu lassen. Seine ängstliche Besorgnis um die Zukunft zeigt sich sowohl in den verschiedenen Etappen seiner letzten langen Urlaubszeit als

auch in dem Momente, wo ihm gerade ein günstiges Geschick das fürstliche Geschenk einer jährlichen Pension von 1000 Gulden in den Schoß warf (siehe den Brief an Scheffner vom 21. April 1809). Werner hatte nicht die geringste Ursache, das Schicksal anzuklagen, das sich gerade ihm freundlich genug zeigte. Von einem schweren, harten Daseinskampfe, wie ihn andere große Dichter und Geistesmänner durchzumachen hatten, kann bei Werner keine Rede sein. Indes sah er bei seinem ängstlichen, an Feigheit grenzenden Charakter geringfügige, leicht zu behebende Schwierigkeiten als bergehohe Dämme an, die sich seinem auf äußere Behaglichkeit, Bequemlichkeit und Genuß hinzielenden Streben entgegenstellten. Da er mit seinem vom Vater ererbten Vermögen so leichtsinnig gewirtschaftet hatte, daß er nach ungefähr 10 Jahren nichts mehr davon besaß, so entwickelte sich in der Folge die gegenteilige Eigenschaft: er wurde habsüchtig, geldgierig und geizig. Fragen finanzieller Natur spielen in den Briefen an seine Bekannten und Freunde keine geringe Rolle. Als er durch den Tod seiner an Entkräftung gestorbenen Mutter (24. Februar 1804) wieder zu Geld gekommen war, ging sein Sinn nur dahin, dieses Kapital von 10 000 Talern möglichst fruchtbringend anzulegen. Seiner dritten Frau gegenüber blieb er, trotz der damals geänderten wirtschaftlichen Lage, knauserig und kleinlich sparsam, wie er selbst später gestehen mußte. Seine Dichtungen trugen ihm ein schönes Stück Geld ein; die Trennung von seiner letzten Gattin bedeutete für ihn einen neuen finanziellen Gewinn, da Kunth in seiner noblen, selbstlosen Gesinnung von Werner keinen Pfennig annehmen wollte, ja sogar dessen Vermögen in einer von wirtschaftlichen Erschütterungen schwer heimgesuchten Zeit geradezu musterhaft verwaltete. Seine bedeutenden Einnahmen versetzten ihn in die Lage, das mütterliche Vermögen, wie er sich gelegentlich gegen Scheffner rühmt, unangetastet zu lassen und trotzdem als Grand-Seigneur weite Reisen zu machen und jahrelang zu privatisieren. Zu den Einkünften aus dem Drucke seiner Dichtungen kamen noch in einer späteren Epoche freiwillige Gratifikationen und großmütige Unterstützungen fürstlicher Personen, wie des Herzogs Karl August und der Madame Staël u. a.

Andere Briefe während Werners Warschauer Aufenthalt sind an seinen Berliner Verleger Johann Daniel Sander gerichtet, der, ursprünglich Priatgelehrter und Schriftsteller, zuerst einige Jahre an der Spitze der Vossischen Buchhandlung stand und ungefähr um die Jahrhundertwende selbst eine Buchhandlung gründete. Er verlegte zumeist ästhetische und schöngeistige Werke. Später wurde er von einer Geistesschwäche oder Gemütskrankheit befallen, deren Ursache die Ärzte vergeblich erforschten. Er erweiterte seinen Verlag durch ein „politisch-militärisch-historisches Institut“ und machte ausgezeichnete Geschäfte. Seiner äußeren Erscheinung nach war er ein besonders großer, robuster und korpulenter Mann. Die Gastlichkeit seines Hauses, wo man gut aß und trank, rühmen Varnhagen und L. Geiger in „Chamissos Frühzeit“. Als Verleger zeigte er sich gegen Werner kulant und entgegenkommend, auch als dessen Protektor hat er ihm manchen wichtigen Dienst geleistet.

Im Juli und August 1804 wandte sich Werner unter gleichzeitiger Vorlage der „Söhne des Thales“ an Goethe und Iffland. Goethe hat die Dichtung erst später genauer kennen lernen. Für den Ton, den Werner „Helios“ gegenüber — so beliebte er später Goethe zu nennen — anschlägt, ist die Stelle charakteristisch: „Der Lorbeer der, einzig und unerreichbar, auf der Spitze des Parnasses grünt, kann ja dem Veilchen im Thale nicht zürnen, wenn es Ihm, dem es sich so gerne näherte, wenigstens seine reinsten Düfte sendet“. Aus dem Briefwechsel, den der Dichter der Talsöhne sehnlichst gewünscht hätte, wurde zunächst noch nichts. Anders verhielt sich Iffland, der Werners dramatische Begabung bald durchschaute und auch gleich Schritte bei seinen Freunden unternahm, um dessen Versetzung nach Berlin zu betreiben.

Die zwei Jahre, die Zacharias von Juli 1802 bis Juli 1804 in Königsberg verbrachte, ist nicht nur wegen der Entstehung des zweiten Teiles der Talsöhne, sondern insbesondere wegen seiner Verbindung mit Raphael Bock und Pfarrer Mayr wichtig. Jener, der Sohn des mit Werner befreundeten Kriegsrats Karl Gottlieb Bock, des geschmackvollen Übersetzers von Vergils Georgika, hatte den ersten Teil der Talsöhne schon in der Handschrift gelesen; er

verehrte den Dichter mit einer schwärmerischen Zuneigung. Der zweite Teil der Dichtung, den er gleich nach dem Entstehen Bogen für Bogen lesen durfte, schien ihm weniger gefallen zu haben, wie Werner selbst mitteilte. Doch interessierte ihn besonders der Geheimbund — in der Dichtung durch das Tal repräsentiert — als Depositorium origineller Mysterien. Später kam Bock nach Warschau zu Werner auf Besuch und wurde in die dortige Loge eingeführt. Seine Neigung zum Katholizismus bekämpfte Werner damals nach Kräften; er hatte ihm nämlich eine besondere Rolle in seinem eigenen Bunde zugedacht, den er mit dem Prediger Mayr geschlossen hatte. Bock wurde noch vor Werner katholisch und ist später wieder zur evangelischen Kirche zurückgekehrt. In den Briefen Werners an Scheffner wird er oft erwähnt, leider sind aber die Briefe an Bock bis heute nicht gefunden worden. Ernst Christian Friedrich Mayr, ein Professorssohn aus Greifswald, studierte an mehreren Universitäten Jura, Theologie und Medizin und war dann eine Zeitlang Geheimsekretär Wöllners. Am 23. Juli 1784 meldete er sich zur Fortsetzung der theologischen Studien in Königsberg, wurde Diakon in Bladiau (Kreis Heiligenbeil), später Pfarrer in Neuhausen und im Mai 1801 als zweiter Prediger in Königsberg (Sackheim) angestellt. Wegen „Schwäche des Geistes und Körpers" erbat er im Dezember 1818 seinen Abschied und starb zwei Jahre später, am 12. August im Städtchen Tapiau in Ostpreußen. War schon seine äußere Erscheinung und Kleidung merkwürdig und absonderlich genug, so entwickelte er überdies als Prediger in Königsberg eine an Wahnwitz grenzende schwärmerisch-mystische Tätigkeit, die auf die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse mit der Synagoge und Loge hinzielte. Nicht nur auf die pietistischen Kreise war sein Einfluß sehr groß, auch mit Hamann, Hippel und Scheffner hatte er Verkehr, da er in „lichten Intervallen" sich als geistvollen Mann zeigte. Mit den Kreuzesbrüdern im Orient, einer Art Rosenkreuzerloge, stand er im Briefwechsel (über Bukarest). An diesem Manne hing Werner mit fast abgöttischer Verehrung. Mayr als Patron sollte Werners Aufnahme in den Orden der Kreuzesbrüder bewirken. In Berlin wollte Werner

auch den Geschichtsschreiber Johannes von Müller für seinen Bund interessieren. Er schien in der Tat der richtige Mann zu sein, da auch er nach seinem Geständnisse (schon 1790, dem Bruder gegenüber) den Mystizismus für die wahre Universalreligion hielt; auf die äußeren Formen legte auch er kein Gewicht; „die herzerhebendsten und welche Gott und Menschen einander am nächsten bringen", seien freilich die besten (Ferd. Jos. Schneider a. a. O. S. 15 f.).

Während der Irrungen und Wirrungen seiner Sturm- und Drangzeit und seit seinem Eintritt in die dritte Lebensperiode bis ungefähr zu dem Zeitpunkte der Übersiedlung nach Berlin im Herbst 1805 hat sich Werners Kunst- und Weltanschauung entwickelt und befestigt; wesentlich Neues ist auch in der Folgezeit nicht mehr hinzugekommen. Selbst sein Übertritt zur katholischen Kirche ist nur der letzte folgerichtige Schritt einer langjährigen Entwicklung, deren Keime bereits zur Zeit der Dichtung der Talssöhne und des Kreuzes an der Ostsee in der Psyche des Dichters schlummerten. Der Sieg des „geläuterten, idealisierten Katholizismus", der Grundgedanke seines ersten Doppeldramas, bereitet schon auf die kommenden Ereignisse vor. Das Esoterische der Mystik bildet die Brücke zum Katholizismus. Werner ist denselben Weg gegangen, den andere Mystiker schon vor ihm betreten haben; es sei hier unter anderen an den Konvertiten des 17. Jahrhunderts, Christoph Besold (1577—1638), erinnert, der ausdrücklich bekennt, „daß der Anstoß an der Lauheit und ungeistlichen Haltung des Luthertums ihn zu den Schriften von Tauler, Ruysbroek, Suso, Kempis und anderen gleichartigen Männern geführt, daß er in ihnen die wahre Gottseligkeit erkannt und dadurch allmählich zum Übergang in die katholische Kirche sich disponiert habe" (Schneider a. a. O.). Ich zweifle nicht, daß sich auch Novalis, dessen Unzufriedenheit mit dem modernen Protestantismus seiner Zeit aus seinem auf Anraten Goethes in den ersten Auflagen seiner Werke unterdrückten Aufsatze „Die Christenheit oder Europa" bekannt ist, und ebenso Wackenroder, hätte ihnen das Schicksal ein längeres Leben gegönnt, schließlich dem Katholizismus zugewendet hätten.

Den Fortschritt der Arbeit an seinem dritten Drama „Die Braut-

nacht“ (erster Teil des „Kreuz an der Ostsee“), das er am 6. Februar 1804 in Angriff genommen hat, kann man leicht aus den brieflichen Äußerungen dieser Jahre verfolgen. Für Werners Schaffensart ist der Umstand charakteristisch, daß er während der Unruhe und Plackereien einer Reise immer am emsigsten dichtete. Am 10. März 1805 konnte der Dichter die Vollendung des dritten Dramas Iffland berichten und schickte auf dessen Verlangen und in der Zuversicht, für die Geburtstagsfeier des Königs ein würdiges Stück vollendet zu haben, das Manuskript nach Berlin.

An Werners dramatischem Talente wird wohl niemand ernstlich zweifeln können; bei seiner Produktion kam ihm vorzugsweise die technische Routine, die Einsicht in die Forderungen der Schauspielkunst und theatralischen Aufführung, die er sich schon als Jüngling anzueignen Gelegenheit hatte, zustatten. Sein dramatisches Können allein auf diese Virtuosität basieren wollen, heißt dem Dichter Werner entschieden unrecht tun. Was der Aufführbarkeit und Lebensfähigkeit der Mehrzahl seiner Stücke schadete, war seine Neigung zum Mysterium, die zugleich die endlose Breite einiger Dramen verschuldete. Mystik und Redseligkeit sind aber unzertrennlich von Werners ernsten Kunstabsichten. Wie Lessing im „Nathan“ die Bühne als Kanzel betrachtete, von der aus er die erhabenen Lehren der Humanität und Toleranz, die Ideale des 18. Jahrhunderts, mit weithin vernehmbarer Stimme nicht bloß seinen Gegnern, sondern dem Zeitalter überhaupt predigte, so war auch für Werner hinsichtlich seiner ganzen dramatischen Dichtung die Schaubühne nichts anderes als die geheiligte Stätte, von der aus er die Erziehung der Mitwelt zu seinen Idealen: die Heranbildung eines höheren Menschentums durch Liebe, Kunst und Religion, oder wie er selbst sagt, die Vergöttlichung der Menschheit, herbeiführen wollte. Liebe, Kunst und Religion gelten ihm als die Grundlage des menschlichen Daseins, sie versinnbilden ihm die wahre Dreieinigkeit (an Hitzig am 17. Oktober 1803). Sein ganzes künstlerisches, philosophisches und religiöses Glaubensbekenntnis hat er dann in dem inhaltschweren Brief an Peguilhen vom 5. Dezember desselben Jahres niedergelegt. Wir erkennen die starken Einflüsse der Mystik des deutschen Philo-

sophen Jakob Böhme, dessen Schriften ihm eine neue herrliche Offenbarung sind, ferner die wertvollen Anregungen durch die romantische Naturphilosophie Schellings, die ihm durch das Medium Novalis zuteil wurden. Wenn man die Phosphorus-Legende des zweiten Teils der Talssöhne in ihrem innersten Kern betrachtet und damit die eigenen Erläuterungen des Dichters im Briefe vom 29. Januar 1805 an Scheffner in Verbindung bringt, so wird man Schritt für Schritt, sogar bis auf die Terminologie, die Böhmeschen Ansichten bestätigt finden. Auch von der Gefühlsseite her kam ihm Böhmes Mystik entgegen, insofern sie Entäußerung seiner selbst und willenlose Hingabe an das göttliche Wesen und Walten verlangt. Der Dichter tut sich viel darauf zugute, die von Jakob Böhmes Prinzipien so stark beeinflußten Ansichten Schleiermachers (in den „Reden über die Religion") über die Ideen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele richtig verstanden und im zweiten Teile der Talssöhne konsequent durchgeführt zu haben.

Zahlreiche Briefe Werners an seine Freunde und Gesinnungsgenossen sprechen von dem heiligen Berufe und erhabenen Ziele, das er sich als Dramatiker gesteckt hat. Mit dieser religiös-ästhetischen Tendenz seiner Dichtung hängt seine eigene religiöse Anlage aufs innigste zusammen. Der Begriff Religion im Sinne Schleiermachers als Sinn und Geschmack für das Unendliche ist ihm ganz aus der Seele gesprochen. Mit leidenschaftlicher Begeisterung klammert er sich an diese Erklärung und variiert sie nun unaufhörlich in den Briefen an die Freunde. Wie in der Dichtung von Tieck und Wackenroder, in der Ästhetik der Schlegel Kunst und Religion ein Untrennbares sind, so bedauert Werner, für diese beiden Synonyme nicht auch e i n e n Namen, eine einzige Bezeichnung zu haben. Der Hang zur Religion in diesem romantisch-ästhetisch-philosophischen Sinne wurzelt fest und tief in seiner Seele, er ist bei ihm nichts Gemachtes, Gesuchtes oder Erworbenes, sondern seiner Seele eingeboren wie Trieb und Instinkt und hängt zugleich mit seinem künstlerischen Schaffen zusammen, mit seinem leidenschaftlichen Begehren nach Hervorbringung echter Kunstschönheit. Diese Religion, die in ihm lebt und ihn völlig beherrscht, überdauert nicht nur die Jahre der

stürmisch brausenden Jugendzeit, sondern begleitet ihn auch noch über die Vollkraft der Mannesjahre hinaus bis zur Reife des späteren Lebens. Freilich hat die Religion Werners im Spinozistischen Sinne und nach der Schleiermacherschen Interpretation bis ganz nahe an seine Konversion mit dem Glauben an die Existenz eines persönlichen Gottes, ja selbst mit dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und das Fortleben der Seele nach dem Tode, kurz mit Dogma, konfessioneller Kirchlichkeit und Frömmigkeit gar nichts zu tun. Nur in dem einen Punkte stimmt er mit Herder und Schleiermacher überein, daß das Christentum die vortrefflichste, die Religion aller Religionen sei; den Deismus der Aufklärung verwirft er völlig. Dabei hat er das Urchristentum, das noch nicht durch kirchliche Satzungen der späteren Zeit eingeschränkt ist, vor Augen. Infolge dieser seiner religiösen Anlage ist Werner in jungen Jahren ein begeisterter Anhänger Rousseaus, der für Natur und Freiheit in seinen Gedichten, Reden und Briefen erglüht, später sucht er das Palladium der Menschheit im Heiligtum der Freimaurerei, aus Religiosität stiftet er selbst einen Geheimbund gleichgesinnter, gottsuchender Seelen, schreibt er die Talssöhne, das Kreuz an der Ostsee und die Weihe der Kraft. So ändern sich wohl im Laufe der Jahre Objekt und Ziel und damit im Zusammenhang auch die Mittel seiner religiösen Propaganda, nicht aber die Grundtendenz seines Wesens.

Die Kunst ist ihm nur Mittel zum Zweck, „ein Vehikel" zur Erreichung seiner höheren Absichten; die Bühne soll wieder zu dem erhoben werden, was sie bei den Griechen wirklich war: ein Propyläum der Religion. Ein Requisit der romantischen Kunst ist die Mythologie. Schon Klopstock, Herder und Schiller haben den Mangel einer Mythologie für die moderne Dichtung beklagt; bekannt sind die Bestrebungen der älteren Romantiker, der Dichtung diese Stoffquelle neu zu erschließen. Aber nicht nur mit den Theorien, auch mit den Dichtungen der Romantiker war Werner wohl vertraut. Die für die Entwicklung der romantischen Mythologie so bedeutsamen Werke, wie die Herzensergießungen und die Phantasien über die Kunst mit ihrer innigen Verschmelzung von Kunst, Natur

und Religion, Tiecks Beispiel in der „Genoveva“ und noch mehr im „Octavian“, der Musenalmanach für das Jahr 1802 — dieser beredteste Ausdruck für die praktische Durchführung der neuen romantischen Mythologie — endlich Schillers romantische Dramen mußten auf Werner den nachhaltigsten Eindruck machen.

Schon aus dem ganz katholischen Gedichte „Maria“ (wahrscheinlich aus dem Jahre 1797), das den „Göttern Griechenlands“ mit bewußter künstlerischer Absicht entgegengestellt ist, geht die Hauptabsicht des Dichters hervor, die Notwendigkeit der bildlichen Anschauung der Gottheit darzutun. Für seinen poetischen Geist sind die Keime einer dichterischen Mythologie auch in den „Reden“ Schleiermachers vorhanden. Die Anschauung des Universums d. i. die Religion darf nicht bloß auf dem Gefühle basiert werden, sondern verlangt ein vermittelndes Symbol, die bildliche Gestaltung des Unendlichen, die symbolische Anschauung des Übersinnlichen. Der irdisch gesinnte Mensch kann seinen Geist zur übersinnlichen Welt nur durch Vermittlung der Kunst erheben. Die Dichter öffnen denen, die sehen wollen, die Augen für das Universum, sie sind die berufenen Mittler, die Priester des neuen Bundes der Schönheit mit der Wahrheit, der Kunst mit der Religion. Mit Hilfe der Maurerei als einer religiösen Gemeinschaft will Werner in der Menschheit das erstorbene Gefühl für das Heilige wieder erwecken. Der wahre Künstler ist Freimaurer, das Hohepriestertum erfüllt er dadurch, daß er den Menschen nicht durch Aufklärung, sondern durch Abklärung den Sinn für das Heilige wiedergibt. Der höchste Zweck der Maurerei ist also Wiedergeburt, Palingenesie. Nicht nur den Geheimkult der Maurerei, auch den Katholizismus betrachtet er als eine „wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube“. Den Katholizismus als Glaubenssystem lehnt er in der Zeit der Entstehung seiner ersten Dramen noch ab; aber vom ästhetischen und poetischen Standpunkt erscheint ihm die Rückkehr zum geläuterten Katholizismus als Programm der Zukunft; er preist ihn als das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft; ihn, auf seine Urform zurückgeführt, zieht er allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen vor, da nun einmal der kunstfrohe

Sinn des schönen Hellenismus für immer verloren sei. Wie Schleiermacher ist auch Werner um diese Zeit gegen alle übrigen Religionen noch sehr tolerant, wofern sie nur der symbolischen Darstellung des Unendlichen Rechnung tragen.

In seinen Dramen hat Werner von der christlichen Mythologie reichlich Gebrauch gemacht. Die Grundtendenz seines dramatischen Erstlingswerkes ist der Sieg des Tales, jener Gemeinde der Heiligen, die durch symbolische Darstellungen und Idole den Sinn für das Heilige im Volke hütet, über den in Schuld verstrickten Tempelorden, der von seinen Jüngern die Anschauung des Göttlichen ohne die wohltätige Decke der Mythologie verlangt, also Sieg der Mythologie über die nüchterne, bildlose Verstandesreligion der Aufklärung. Wie „Die Söhne des Thales" die Verherrlichung und Verteidigung der Mythologie als eines unentbehrlichen Requisits für die echte romantische Kunst darstellen, so sind auch die Briefe, die Werner während der Zeit der Entstehung dieser Dichtung an Freunde und Bekannte geschrieben, voll von mythologischen Interessen und Erörterungen. Diese ziehen sich noch in großer Breite und umständlichster Klarheit bis in die Jahre 1805 und 1806 hin, wo er Gelegenheit nahm, neu gewonnene Korrespondenten und Bekannte, wie Scheffner, Iffland und Gräfin Brühl, in die Geheimnisse seines künstlerischen Schaffens einzuweihen. Im „Kreuz an der Ostsee" hat er sich eine eigene Mythologie der slawisch-heidnischen Preußen kunstmäßig neu geschaffen, andere Dichter, wie Brentano und Grillparzer, sind ihm hierin gefolgt. Ein nicht minder ausgiebiger Gebrauch wird in diesem Stücke von den Formen des katholischen Gottesdienstes gemacht. Iffland ging aber dieses katholische Wesen und Kunsttreiben zu weit. Im Briefe vom 29. Mai 1805 machte er zwar Werners Talente eine höfliche Verbeugung, was ihn aber nicht abhielt, schwerwiegende Bedenken gegen die Aufführbarkeit des Stückes und überhaupt gegen die Wahl eines religiösen Stoffes für die dramatische Bearbeitung geltend zu machen; vor allem dürfe der Diener des grundprotestantischen preußischen Staates keinen katholischen Stoff bearbeiten. Indes blieb ihm Werner, wie aus dessen Schreiben vom 15. Juni erhellt, die Antwort nicht schuldig. In

einer lang ausgesponnenen Verteidigungsschrift tritt er für den Katholizismus als „Folie" der tragischen Kunst ein; freilich habe die Bühne mit dem Katholizismus als Kirchenglauben nichts zu tun, wohl aber als Kunstmythologie. Der Katholizismus müsse bei den Modernen die Stelle des Fatums der Alten vertreten; dessen romantisch-christliche Grundideen ständen dem modernen Zeitalter am nächsten. Die hellenische Mythenwelt sei untergegangen, die nordische für uns vergraben, die indische noch nicht entdeckt; einer tragischen Religion könne der Dramatiker nicht entbehren, die protestantische sei die nüchternste und prosaischeste von allen; es bleibe also für den Tragiker bloß die christkatholische übrig; bloß auf diesem Grunde könnten sich neue, dem Geist der Zeit angemessene Kunstgebilde erheben. Das Kreuz an der Ostsee hätte eben den Grundstein des neuen herrlichen Kunstgebäudes, das er aufführen wollte, bilden sollen.

Am 14. Oktober 1805 erfolgte die Abreise Werners von Warschau nach Berlin, wo ihm die Gunst des Ministers von Schrötter ein Kammersekretariat bei dem ihm untergebenen Departement zugewendet hatte. Zacharias kannte die preußische Hauptstadt aus zwei früheren allerdings kurzen Aufenthalten im Jahre 1790, auf der Durchreise nach Leipzig, und vier Jahre später, als er hier vergebens eine staatliche Anstellung suchte. Hier, im Zentrum des geistigen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens sich bewegen zu können, war Werners langjährige heiße Sehnsucht gewesen; zumal seit Beginn seiner Tätigkeit als dramatischer Dichter erschien ihm die Verbindung mit dem unter Ifflands tüchtiger Leitung stehenden Königlichen Nationaltheater als Gipfelpunkt aller Wünsche. Der Kriegsrat Kunth hatte in zuvorkommendster Weise die ersten Schwierigkeiten des hier zu begründenden Hausstandes überwinden helfen und die Freunde Sander und Iffland hatten dem Dichter gastfreundliche Aufnahme gewährt. Der Minister Schrötter zog ihn in seinen Privatzirkel; bei den Teegesellschaften dieses gastlichen Hauses eröffneten sich ihm bald neue Bekanntschaften mit angesehenen Männern der Diplomatie, Wissenschaft und Kunst, wie Fichte, Johannes von Müller, Hirt, Schadow, Uhden u. a. m.; be-

sonders an dem großen Historiographen erwarb Zacharias in kürzester Zeit einen treuen Freund. So oft als möglich besuchte er die Vorstellungen des Nationaltheaters, wozu ihm Iffland Freikarten zur Verfügung stellte. Durch den Trubel des gesellschaftlichen Lebens, in das er sich mit ganzer Seele stürzte, wurde er abgehalten, sich um die kränkliche Gattin und sein Hauswesen zu kümmern; das schon aus der letzten Warschauer Zeit infolge grober Vernachlässigung der Gemahlin bestehende Mißverhältnis verschlimmerte sich rasch. Zwei Monate nach der Übersiedlung kam es zum offenen Bruche zwischen den Ehegatten. Schließlich wurde auch diese Ehe Werners mit beiderseitigem Einverständnisse („ob neutrum dissensum") geschieden.

Über den Untergang seines häuslichen Glückes verzweifelt, suchte und fand Werner Trost in der Dichtkunst. In kaum drei Monaten (siehe die Briefe an Iffland vom 10. Januar und 29. März 1806) vollendete er sein neues Schauspiel, „Die Weihe der Kraft", wodurch er sogar den Ruhm Schillers eine Zeitlang verdunkelte und Erfolge erzielte, die dem geborenen Dramatiker Heinrich von Kleist im selben Jahrzehnt versagt blieben. Freilich war das nur möglich, weil sich der Dichter der entschiedensten Förderung und Propaganda durch Iffland erfreuen konnte, der nicht nur die Rolle Luthers mit Genialität verkörperte, sondern den Stoff auch durch virtuose Vorlesungen in ganz Deutschland bekannt machte.

Nur ganz obenhin streift Werner in seinen Briefen die der Erstaufführung am 11. Juni 1806 vorausgegangenen Preßfehden; die den Wiederholungen der Vorstellung folgende Demonstration der Offiziere des Gensdarmes-Regiments in Berlin wird ganz verschwiegen.

Auch die „Weihe der Kraft" wurzelt teilweise in den Ansichten Werners von der künstlerischen Bedeutung und Wirksamkeit der Mythologie. Luther verwirft das sakrilegische Treiben der Bilderstürmer; denn die Menschheit sei noch nicht reif, den bildlosen Anblick der Gottheit zu ertragen; durch Vernichtung der Heiligenbilder und -statuen werde die christliche Menschheit um eine reiche Quelle des Trostes und um ihre letzte Zuflucht beraubt. Luther sei ge-

kommen — zu dieser erhabenen Mission wird eben seine Kraft durch die drei Schutzengel Kunst, Glauben und Reinheit, die zusammen das Mysterium der „dreieinigen Liebe“ bilden, geweiht —, die Zeit der höheren Vollendung der Menschheit, wo sie die Gottheit nicht mehr im Bilde anzuschauen brauche, vorzubereiten. Das letzte Evangelium wird bildlos sein.

Aus den Briefen des ersten Halbjahres 1806 ersehen wir, daß die Freunde des Dichters an der Entstehung seines Luther-Dramas innigsten Anteil nahmen, vor allem die Gräfin Tina Brühl und ihr Sohn — Werner war der gräflichen Familie im März vorgestellt worden —, Johannes von Müller, der im Briefe vom 3. Mai kleinere historische Verstöße und vor allem seine Bedenken gegen die „Heiratsgeschichte“ geltend machte, und endlich der Kabinetsrat von Beyme, der den ursprünglichen Schluß kritisierte. Werner unterzog sich bereitwilligst der Umarbeitung der zweiten Hälfte des letzten Aktes und berücksichtigte auch die Wünsche der anderen; zum größten Verdrusse Ifflands legte aber der Dichter dem Drucke sein Original-Manuskript zugrunde und tilgte wiederum die nach dem Wunsche der Gräfin Tina für die Aufführung geänderten Stellen.

Im Sommer dieses Jahres begann Werners Briefwechsel mit der Jugendfreundin Johanna Rinck in Königsberg, deren Projekt seiner Wiedervermählung mit einer ihrer Freundinnen, Friederike Dirksen, die eine enthusiastische Verehrerin des Dichters war, rundweg abgelehnt wurde. Das nächste Jahr brachte die Aufführung der umgearbeiteten Talssöhne, deren ungünstigen Erfolg der Dichter vorausgeahnt hatte. In die ersten Monate des Jahres 1807 fällt auch die Besorgung der zweiten Auflage der „Templer auf Cypern“ (des ersten Teiles der „Söhne des Thales“).

Infolge des Zusammenbruchs der staatlichen Ordnung seit den Unglückstagen von Jena und Auerstädt war für Werner in der vom Hofe verlassenen preußischen Residenz nicht mehr viel zu hoffen. Inzwischen war er mit dem Theaterdirektor Heinrich Schmidt, den er in Berlin im Spätherbst 1806 bei Gelegenheit einer Reise in Theatergeschäften kennen gelernt hatte, überein gekommen, nach Wien zu

reisen, um von der dortigen Theaterleitung eine feste Anstellung zu erhalten. Die Reise ging über Dresden und das „herrliche gotische“ Prag, dessen kirchliches und Volksleben ihn mehrere Wochen fesselte, nach Wien, wo er am 22. Mai eintraf. Über die Eindrücke der Reise, die Erlebnisse des Dichters und das Fehlschlagen seiner Theaterpläne sind wir durch die Briefe an Schmidt, an Frau Sander vom Juli 1807 und den nachträglichen Reisebericht an die Gräfin Brühl vom 27. Januar 1808, der auch die Hauptstationen der Rückreise nach Deutschland berührt, die er am 27. September 1807 antrat, ziemlich genau unterrichtet. Die kulturellen, literarischen und politischen Zustände, in denen sich der österreichische Kaiserstaat in dieser bedeutenden und folgenreichen Epoche seiner Geschichte befand, werden durch die Briefe des Dichters der Volkshymne, Lorenz Leopold Haschka, an seinen Freund Reinhold, Professor der Philosophie in Kiel, während der Jahre 1803 bis 1808 vorzüglich charakterisiert (siehe Robert Keil, Wiener Freunde, Wien 1883). Zacharias Werner war den Wienern kein Unbekannter, „seine Söhne des Thales hatten ungeheures Aufsehen erregt“, schreibt Karoline Pichler in ihren Lebenserinnerungen. Durch den älteren (Heinrich von) Collin wurde der Dichter in den literarischen Zirkel ihrer Freunde und Freundinnen eingeführt. Andere Mitteilungen über Werners erstes Auftreten in der Kaiserstadt verdanken wir den Memoiren Ignaz Franz Castellis, an den er empfohlen war. Das „gewühlvolle“ Wien und seine liebenswürdigen Bewohner entzückten den Dichter, aber wie seiner Zeit Lessing, so mußte auch er trotz allen Ehrungen bald erkennen, daß Wien für ihn als Dichter nicht der geeignete Boden sei. Diese Vermutung hatte schon Gräfin Brühl im März 1807 ausgesprochen (siehe Anhang II. Nr. 45), jetzt gestand er Iffland, daß ihm die unendlichen Vorzüge Berlins für einen Theaterschriftsteller erst in der Entfernung so recht zum Bewußtsein kämen. Am allerschmerzlichsten für Werner war die Ablehnung seiner Dramen, der Bühnenbearbeitung der Talssöhne und des „Attila“ durch die engherzige Wiener Zensurbehörde. Da indes in Berlin trotz des Friedensschlusses keine wesentliche Änderung der Ereignisse eingetreten war, kehrte Zacharias nicht, wie ursprünglich ge-

plant war, auf dem kürzesten Wege dahin zurück, sondern begab sich über München, wo er von der Hoffnungslosigkeit seiner Absichten auf Wiederanstellung überzeugt wurde, Frankfurt a. M. und Gotha, dessen Herzog August Emil ihm eine besonders huldreiche Aufnahme gewährte, zunächst zu längerem Aufenthalte nach Jena und Weimar, wo er vom Anfang Dezember bis gegen Ende März des folgenden Jahres verweilte. Seit seiner Abreise von Berlin war Werner in die mehrjährige Wanderperiode seines Lebens getreten. Ausgezeichnete Empfehlungen verhalfen ihm überall zu Verbindungen mit hervorragenden Männern der Wissenschaft und Dichtkunst, allerorten suchte er Beziehungen mit dem Theater anzuknüpfen, manche ehrenvolle Anträge mögen ihm auch gestellt worden sein. Um seine Zukunft sei ihm daher nicht bange, schrieb er an Scheffner gereizt (im Dezember 1807), der ihm Vorhaltungen wegen der großen Reisekosten und seines unstäten Lebens gemacht haben wird. Aber eine feste Stellung, die ihm für die Zukunft eine dauernde und ruhige Künstlerexistenz gewährleistete, hat er doch nirgends gefunden. Das Jahr 1808 führte ihn für kurze Zeit nach Berlin, wo er seine Wohnung in der Behrenstraße, um vogelfrei zu sein, aufgab; dann trat er die große Reise durch Mitteldeutschland an, machte einen Abstecher im Juni an den Rhein bis Köln, bereiste die Schweiz, wo er den damaligen Kronprinzen von Bayern und durch dessen Vermittlung die Frau von Staël kennen lernte, Oberitalien bis Mailand und Genua, kehrte Mitte Oktober zu dreiwöchentlicher Rast im Schlosse der Madame Staël in Coppet am Genfersee ein, durchschwärmte Paris in der Zeit vom 9. November bis 6. Dezember und lenkte dann wieder seine Schritte nach dem gastlichen Weimar, wo er diesmal, der kühleren Aufnahme und des Konfliktes mit Goethe ungeachtet, in enger Verbindung mit den Hofkreisen bis zum 4. Juni 1809 verweilte. Nach „rührendem Abschiede" von Helios-Apollon bereiste er wiederum die Main- und Rheingegenden und erschien beim Fürsten-Primas von Dalberg in Frankfurt am 17. Juni in Audienz, um ihm persönlich für seine Munifizenz zu danken. Hatte er im vorigen Sommer Goethes Interesse auf die Wunder der altgotischen Baukunst in Köln gelenkt,

so berichtete er in diesem Sommer von dem überwältigenden Eindrucke der altdeutschen und -niederländischen Gemälde, die er in den reichen Sammlungen der Boisserée und Bertram und im Rathause zu Köln fand; besonders der Hinweis auf das berühmte Altarbild, das man der Kunst Stephan Locheners verdankt — der Name des Malers war damals noch unbekannt —, darf auf Originalität Anspruch machen. Der wiederholten Einladung seiner „heiligen Aspasia“ Folge leistend, kam Zacharias Anfangs September wieder nach Coppet; nach achtwöchentlichem Aufenthalte trat er am Allerheiligentage auf den Rat seiner Gönnerin die Reise nach Rom an, das er über Turin und Florenz am 9. Dezember 1809 erreichte.

Werners Eintritt in Weimar und der wiederholte längere Aufenthalt daselbst bezeichnet den Höhepunkt seiner dichterischen Entwicklung und künstlerischen Existenz. Durch seine Briefe und Tagebücher zusammengenommen mit den Tagebuchaufzeichnungen und brieflichen Mitteilungen Goethes an vertraute Freunde, ferner durch die zahlreichen Berichte anderer sind wir über die rastlose Pilgerfahrt des Ruhelosen während der Jahre 1807 bis Ende 1809 und insbesondere über den Weimarer Aufenthalt ziemlich genau berichtet. Goethe gab sich, was sonst nicht immer seine Art war, redliche Mühe, in die geheimnisvolle Mystik der Dichtung Werners einzudringen und ebenso den Charakter des Dichters und seine sonderbaren Lebens- und Kunstanschauungen verstehen zu lernen. Wie viele Gespräche, und zwar über die verschiedensten Gegenstände, führte er nicht mit Zacharias! Mit bewundernswerter Geduld ließ er ihn über Heidentum, Protestantismus und Katholizismus reden, mit inniger Teilnahme hörte er auch die Lebensbeichte dieses Mannes; und obgleich die bizarre Mystik Werners einen Zornesausbruch des Olympiers von seltener Heftigkeit verschuldete, selbst als er den „Cophtazismus“ und die Lüsternheit Werners durchschaute, zog er sich noch immer nicht von ihm zurück. Er wollte in das Chaos dieser verschiedenen widersprechenden Tendenzen Licht und Klarheit bringen, seiner Persönlichkeit die ihr so notwendige Reife und Bestimmtheit verschaffen, ihm behilflich sein, seine dramatische Dichtung durch Reinigung von allem mystischen

Beiwerk auf klare Kunstprinzipien zu basieren. Als Sonettendichter schätzte ihn Goethe überaus hoch, er hat Werners Sonette unter das Beste gezählt, was in deutscher Sprache in dieser romantischen Form gedichtet worden. Er selbst erhielt durch Werners leidenschaftlichen Vortrag seiner Sonette einen neuen Impuls, sich in dieser bis dahin wenig gepflegten Strophenform zu versuchen; und so verdanken wir dem Beispiele Werners den blütenreichen Sonettenkranz zu Ehren der lieblichen Pflegetochter Frommanns, der schönen achtzehnjährigen Minna Herzlieb. Ihm zuliebe brachte Goethe den „Hof- und Leichensaal der sarmatischen Königin“ am 30. Januar 1808, am Geburtstage der Herzogin, auf die Weimarer Bühne. Das bis zur ersten Hälfte (Mitte des dritten Akts) gediehene Bruchstück des zweiten Teiles des „Kreuz an der Ostsee“ fand Goethes ungeteilten Beifall; das Werk werde, wenn einmal vollendet, in der literarischen Welt Aufsehen erregen (an Scheffner am 21. Dezember 1807). Die Briefe an Goethe vom 24. Sept. 1808 und 20. Oktober des folgenden Jahres sowie gleichzeitige Äußerungen gegen Hitzig, Scheffner und Johanna Rinck lassen auch die Vermutung begründet erscheinen, daß der Dichter in Weimar aus dem ersten und unvollendeten zweiten Teile durch Umarbeitung und stoffliche Kontraktion ein neues bühnenmäßiges Stück mit dem Titel: „Der Ostermorgen“ gedichtet habe. In dem mir unzugänglich gewesenen Briefe Werners aus Rom an den Buchhändler Cotta vom 30. Oktober 1811 spricht der Dichter von diesem „Ostermorgen“ als einem bloß in der Eile zusammengebastelten Auszuge des Kreuzes an der Ostsee (Joh. Brandt in seinen übrigens unerquicklichen und unfruchtbaren „Studien über Werners Kreuz an der Ostsee“, Marburger Diss. 1912, S. 44).

Dem Tagebuche Goethes zufolge (III. 317) wurde auch die Rollenbesetzung der „Weihe der Kraft“ in Erwägung gezogen. Mit dem echt romantischen Stimmungsdrama, das zugleich die Wirkung des Fluches als altgriechisches Tragödienmotiv in meisterhafter Weise behandelte, dem „Vierundzwanzigsten Februar“, hat Werner bewiesen, was sein bedeutendes dramatisches Talent zu leisten imstande war. Die Annalen rühmen „die Reinheit und Sicherheit der Aus-

führung". Nach fleißiger Einstudierung erzielte das Stück bei seiner Uraufführung in Weimar 1810, am Schicksalstage selbst, einen unbestrittenen Erfolg; aber schon am 20. Oktober 1809 hatte Zacharias mit großer Befriedigung von der äußerst gelungenen Darstellung desselben Einakters auf der Privatbühne der Frau von Staël berichten können.

Mit Iffland hatte Werner in dieser Zeit kein Glück. Aus politischen Gründen mußte der vorsichtige Direktor des Berliner Theaters schon den dramatischen Prolog zur Friedensfeier zurückweisen, aus sachlichen Gründen lehnte er auch die Annahme der „Wanda" und des „Vierundzwanzigsten Februar" ab; weder das Beispiel Goethes in Bezug auf jenes noch die dringende Vorstellung des Grafen Karl Brühl hinsichtlich dieses Stückes vermochte ihn umzustimmen. Das grausenerregende Sujet des Schicksalsdramas widerte ihn ebenso an wie später Schreyvogel in Wien.

Schon die Stoffwahl der neuen Tragödie „Kunigunde die Heilige" während des ersten Aufenthalts in Coppet (Brief an Goethe vom 22. November 1808) bekundete, daß Werner seiner das Verständnis und die Bühnendarstellung so erschwerenden Mystik nicht entsagen wollte. Daran änderte auch das Versprechen im Oktober des folgenden Jahres nichts, in Hinkunft den ihm von Goethe empfohlenen „auf das Wesen der menschlich reinen Natur begründeten Kunstregeln" treu zu bleiben.

Die Briefe des Dichters, namentlich die an Goethe, sind auch eine wertvolle Quelle für die Kenntnis seiner Dramenpläne. Auffallenderweise finden wir in den vorliegenden Briefen keinen Anhaltspunkt für den Plan zum „Faust", der uns indirekt, durch die Äußerungen anderer, bezeugt wird. Werner wollte für den Musiker Hoffmann den Faustsstoff dramatisieren (siehe Hoffmann an Hitzig am 28. April 1807, H. von Müller, a. a. O. II. 1, S. 26). Gleich nach seiner Rückkehr vom ersten Weimarer Aufenthalte besuchten die Freunde in Berlin gemeinsam das Puppenspiel, um den Doktor Faust zu sehen (an Hippel am 23. April 1808, ebenda I. S. 226).

Selbst der an dichterischer Phantasie so reichbegabte Werner hatte manchmal längere Zeit hindurch an vollständiger Unproduk-

tivität und geistiger Dürre zu leiden, wo ihm auch nicht die geringste brauchbare dramatische Idee einfallen wollte. Eine solche Epoche war, dem Brief an Goethe vom 12. Juli 1808 zufolge, der Sommer dieses Jahres. Während der ersten Rheinreise entstand der Plan zu einer Gesangsposse: „Der Rattenfänger von Hameln,“ deren Anfangsverse er später auf dem Rigi niederschrieb. Früher hatte er einmal Iffland um einen passenden Bühnenstoff gebeten, jetzt richtete er die nämliche Bitte an Goethe. Zur Beschäftigung mit dem Nibelungenstoffe habe er sogar das Gedicht auf die Reise mitgenommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Goethe durch diese Anfrage Werners dazu veranlaßt wurde, dem deutschen Nationalepos seine vollkommene Aufmerksamkeit zu schenken, wie er schon lange beabsichtigte. Verschiedene Abhaltungen und die der gemeinsamen Lektüre ungünstige warme Jahreszeit ließen ihn die Angelegenheit auf den Spätherbst verschieben. In den Mittwoch-Gesellschaften des Novembers sind die Nibelungen à l'ordre du jour (Tagebuch III. 398 ff.). Im Zusammenhange mit diesem allgemeinen Interesse der Zeit und dem besonderen der Weimarer Kreise steht Werners Redoutengedicht: „Lied der heiligen drei Könige aus dem Nibelungenliede“ (Poetische Werke I. 182).

Nicht weniger als neun große Dramenpläne berührte Werner in seinem Schreiben vom 20. Oktober 1809. Eine Herzensangelegenheit wäre ihm eine Trilogie historischer Trauerspiele aus der Geschichte der Hohenstaufen. Wir merken den Einfluß der romantischen Tendenzen, das deutsche Altertum und Mittelalter in den Kreis des künstlerischen Interesses auf allen Kunstgebieten zu ziehen, und den besonderen A. W. Schlegels, mit dem Werner bei Madame Staël 1808 und 1809 beisammen war. Am Schlusse seiner berühmten und Aufsehen erregenden Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in Wien, Frühjahr 1808, hatte dieser den bedeutsamen Wink gegeben, nationale Stoffe aus der Habsburger- und Hohenstaufengeschichte in der Historienform Shakespeares zu behandeln. Die geplante trilogische Form läßt Schillers Vorbild voraussetzen. Der Plan Werners, das Verhältnis der Maria Stuart zum Sänger Rizio zu dramatisieren, dient zur Illustration des echt

romantischen Grundsatzes, den einer der Wortführer der Romantik, Friedrich Schlegel, aus Fichtes Philosophie geschöpft hat: Potenzierung der Begriffe, Poesie der Poesie; was dem einen bereits dichterische Form ist, muß dem andern noch Stoff zu einem ganz neuen individuellen Kunstwerke sein. Alle in diesem Briefe erwähnten dramatischen Stoffe sind bis auf einen einzigen teils vor, teils nach Werner zur Behandlung gekommen, originell ist die ebenfalls in Betracht gezogene Geschichte Mohammeds II., der nach der Einnahme Konstantinopels auf Verlangen des Heeres seine Geliebte Irene tötet. Dieser Stoff samt allen übrigen Plänen stimmt mit den ausgeführten Dramen Werners darin überein, daß die Idee der Entsagung, der Selbstentäußerung um eines höheren Zweckes willen, des Kampfes gegen den Egoismus, die Verherrlichung des Leidens, der entsagenden Liebe und der Weltüberwindung — Lieblingsgedanken Werners, die ihm besonders aus den religiösen Dichtungen der katholischen Mystiker, z. B. Friedrich Spees, geläufig waren, — im Mittelpunkte stehen. Hierher gehört noch der gelegentlich erwähnte Plan, die Geschichte von Jephtas Tochter nach dem Buche der Richter dramatisch zu bearbeiten. Das Stück wäre dann zu dem biblisch-religiösen Drama „Die Mutter der Makkabäer“, Jephta zu den Märtyrer-Jünglingen des heldenhaften Makkabäerstammes, die Verherrlichung der aufopfernden Vaterliebe zu dem Preise der Mutterliebe, in Parallele getreten. Dieser Stoff ist schon im 16. Jahrhundert wiederholt behandelt worden — ich erwähne bloß die Stücke von Hans Sachs und Heinrich Wescht — desgleichen im 19. Jahrhundert von wenigstens fünf Theaterdichtern.

Rom, die ewige Stadt, einmal zu sehen, war zu allen Zeiten der Herzenswunsch deutscher Dichter, Künstler und Gelehrten. Besonders im Zeitalter der Romantik steigerte sich dieser Wunsch zur Leidenschaft; nicht bloß der Enthusiasmus für Kunst und Altertum, sondern auch das religiöse Bedürfnis führte jetzt nach Rom. Es war die Zeit der Konversionen; viele Rompilger entsagten für immer der alten Heimat und schlugen hier ihren Wohnsitz auf. Tieck und Wackenroder hatten ihrer Sehnsucht nach Rom, jener im Sternbald, dieser in den Herzensergießungen Ausdruck gegeben, Tieck und

A. W. Schlegel kamen schon vor Werner (1805) nach Rom, Friedrich Schlegel betrat die ewige Stadt erst einige Jahre nach ihm (1819). Von den Dichtern der jüngeren Romantik war keiner nach Rom gekommen. Aber ein breiter Strom von deutschen Malern und Bildhauern wälzte sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nach Rom, als dort nach Aufhebung der kurzlebigen Republik wieder die alten Zustände hergestellt waren. Ein festes Band der Geselligkeit vereinigte die älteren mit den jüngeren Künstlern, das korporative Bewußtsein der deutschen Künstlerschaft bildete sich aus, die Anfänge des originellen Bohèmelebens entwickelten sich hier. Zu zwanglosen Zusammenkünften lud das berühmte Café Greco, aber auch andere Stammlokale ein. Friederike Brun, Fürst Stanislaus Poniatowski, Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha und vor allem die preußischen Diplomaten Uhden, Humboldt, Niebuhr, Bunsen eröffneten der deutschen Kolonie bereitwilligst ihre Salons zu heiterem, ungezwungenem Verkehre. Besonders das gastliche Haus des seit Ende November 1802 hier residierenden Vertreters des preußischen Hofes, Wilhelm von Humboldt (erst Villa Malta, dann Via Gregoriana 42) und seiner geistvollen und kunstsinnigen Gattin Karoline bot allen geistig und gesellschaftlich hochstehenden Menschen, die im ersten Jahrzehnt nach Rom kamen, in zuvorkommendster Weise Gelegenheit zum Gedankenaustausche.

Als Zacharias gegen Mittag am 9. Dezember 1809, wie alle vom Norden kommenden Fremden, den Ponte Molle passiert hatte, dachte er wohl nicht daran, daß ihn diese Stadt länger als 3½ Jahre fesseln und vor allem nicht, daß er hier den Grund für eine ganz geänderte Lebens- und Weltanschauung legen werde, wie dies tatsächlich durch seine am Gründonnerstage (19. April) des folgenden Jahres geschehene Konversion zur katholischen Kirche eintrat. Wohl hatte er schon bei seinem ersten Besuche der Peterskirche — es war sein erster Ausgang in Rom — den Thomas a Kempis mitgebracht und einer zufällig aufgeschlagenen Stelle gerade am Grabe des Apostelfürsten die eindringliche Mahnung zur Entsagung entnommen, aber die äußeren Reize des römischen Lebens waren zunächst viel stärker; „gehetzt, der alten Sünde treu, von Reu zur Gier, von

Gier zur Reu", mit diesen Worten charakterisiert Werner selbst das Aufwogen und Abwogen der Leidenschaft, den mächtigen Kampf, den Sinnlichkeit und Seelenfrieden in seiner Brust in der ersten römischen Zeit erregten. Physische Erschöpfung, immer mehr sich steigernde Selbstverachtung und ein tiefes Bedürfnis nach Sühnung seines sträflichen Wandels und innerer Läuterung haben seine Bekehrung beschleunigt. Im Grunde genommen war Werner im Innersten seines Wesens immer unselbständig, immer durch einen anderen Menschen bedingt gewesen, sei es durch die Mutter, sei es durch die Frau, sei es durch den oder jenen Freund; und jetzt, nachdem er alle Brücken hinter sich abgebrochen, alle irdischen Hoffnungen begraben hatte, sollte ihm der innigste Anschluß an die Kirche, deren ursprüngliche Organisation ihm schon seit Jahren am meisten imponierte, den ersehnten inneren und äußeren Halt bieten. Völlige Entsagung als unerläßliche Bedingung der Verzeihung lernt er als Ottiliens Entschluß in Goethes Wahlverwandtschaften zu Beginn des Jahres 1810 kennen. Den nachhaltigen und bestimmenden Eindruck dieser Stelle auf Gesinnung und Leben bestätigt er nachträglich im Brief an Goethe vom 23. April 1811 und in seinem Abschiedsgedichte von Rom (A. Schr. II, 83 ff.). Wenn auch Zacharias in seiner ihm angeborenen Weise, alles auf die Spitze zu treiben, an dem inneren und äußeren Leben der katholischen Kirche nach seiner Konversion in exaltierter Weise teilnahm und mit seinem Bekehrungseifer, den er übrigens mit allen Konvertiten teilt, gar manchem seiner ehemaligen Kumpane und Lustgenossen widerlich wurde, so darf man doch an der Aufrichtigkeit seiner inneren Umkehr nicht zweifeln. Auch in seinem äußeren Wesen zeigten sich bald auffallende Veränderungen; eine gewisse Milde und Heiterkeit des Gemütes konstatierten manche Zeitgenossen an ihm, insbesondere auch Karoline von Humboldt, die nach der Abreise ihres Gatten (im Oktober 1808) mit den Kindern noch zwei Jahre in Rom verblieb. Als sie im Frühjahr 1810 in Begleitung des Bildhauers Rauch nach Neapel ging, besuchten sie hier Anfang Mai Zacharias mit Christian Schlosser; wie die Familie Humboldt verbrachte auch er die heißen Monate außerhalb der Stadt

in L'Arricia oder später in Albano bei den Kapuzinern. Den größten Teil des Jahres 1812 weilte er in Florenz. Mit Frau von Humboldt blieb er auch nach ihrer Übersiedlung nach Wien im Oktober 1810 im Briefverkehre. Mit seinen aufdringlichen Bekehrungsversuchen hatte er bei ihr ebensowenig Glück wie bei Marianne Jung in Rom. Durch Karoline erfuhr er von der Aufführung der Talssöhne, des Attila und der Wanda in Wien, durch ihre Vermittlung erhoffte er auch die Darstellung der Kunigunde, des Vierundzwanzigsten Februars und des Ostermorgens bei der Wiener Theaterleitung durchzusetzen. Ihr gab er auch Rechenschaft über seine allerdings spärliche dichterische Tätigkeit, die von nun an fast ganz im Religiösen wurzelte. Der Kunstbetrachtung und dem theologischen Studium widmete er seit der Rückkehr von Neapel die ganze Zeit des italienischen Aufenthalts; dachte er doch schon Ende 1810 ernstlich daran, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern durch die priesterliche Ordination sich den amtlichen Charakter zu sichern, um in Zukunft dem Himmel Seelen zu retten und dadurch für seine „skandalösen Schreibereien" — so bezeichnete er selbst seine bisherigen Dichtungen — Sühne zu leisten. Seine Gedichte aus dieser Zeit hat er selbst als Marksteine des neuen Wandels bezeichnet; einem Winke des Herzogs Karl August zufolge versuchte er sich nun auch im Epischen, wie er dem Major Knebel aus Rom mitteilte, durch eine größere Kanzonendichtung auf Raphaels Leben.

Am 22. Juli 1813 verließ Zacharias die ewige Stadt. Das Reiseziel war zunächst Aschaffenburg, wo er seinem Gönner Dalberg seine Wünsche bezüglich der Priesterweihe unterbreitete, da er noch in Rom günstige Nachrichten wegen der notwendigen Dispensen erhalten hatte. In Frankfurt, wo er im Schlosserschen Hause oft und gern zu Gaste war, wartete er die endgültige Entscheidung ab und unterbrach dieses vorläufige Domizil bloß zu einem kurzen, nun dritten Besuche in Köln. Mit der Dichtung von zwei Kriegsliedern stellte er sich jetzt in die Reihe der deutschen Freiheitssänger, leistete den von der Kirche verlangten Widerruf seiner Irrtümer in der verschwommenen Dichtung in Nibelungenversen: „Die Weihe der Unkraft" und dichtete das „Te Deum" zur Einnahme von Paris.

Auf diese Dichtung und deren beabsichtigte öffentliche Aufführung im Dom zu Frankfurt beziehen sich mehrere Briefe Werners an Friedrich Schlosser (nicht an Christian, wie Brandt a. a. O. S. 38 meinte). Inzwischen hatten sich dem Konvertiten, der sich Dalberg besonders für die katholische Mission unter den vornehmen Ständen empfohlen hatte, die Pforten des Priesterseminars von Aschaffenburg erschlossen, damit er sich hier mit der kirchlichen Liturgie vertraut mache. Am 16. Juli 1814 wurde ihm sein Lieblingswunsch durch Erteilung der Priesterweihe erfüllt und schon Mitte August traf er in Wien, wo ein Monat später der berühmte Kongreß begann, zu fernerer Tätigkeit ein, die in allen ihren Teilen auf die religiöse Regeneration der Gesellschaft abzielte.

Mit seiner Rückkehr nach Deutschland war Werner in seine letzte Lebensepoche eingetreten. Der Wunsch einer nochmaligen Annäherung an Goethe blieb trotz mehrfacher Versuche Werners unerfüllt. Goethe hatte ihm schon durch Christian Schlosser nach Frankfurt mitteilen lassen, daß er kein Wohlgefallen an diesem Sohne habe. Nichtsdestoweniger drängte sich Zacharias dem Unnahbaren nochmals durch ein Schreiben vom 18. Januar 1814 auf (verloren gegangen), worüber Goethe herzlich lachen mußte. Obwohl dieser über Konversionen und Konvertiten nicht günstig dachte, so war er doch objektiv genug, um die Person von der Sache zu trennen; als Beweis dafür gilt die Fortdauer seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Fritz und Christian Schlosser trotz ihres Konfessionswechsels; nicht sosehr Werners Übertritt zur katholischen Kirche, den er zum Teil auf den Einfluß anderer, besonders der Frau von Schardt, zurückführte, als vielmehr der unverzeihliche Leichtsinn, womit Werner sein herrliches poetisches Talent verschleuderte und endlich gar vergrub, war Ursache der inneren Entfremdung und seelischen Antipathie.

Der zweite Wiener Aufenthalt, der bis zum Tode des erst 54jährigen Dichters (am 17. Januar 1823) währte, war bloß einmal durch die einjährige Abwesenheit in Russisch-Podolien vom Juni 1816 bis Sommer 1817 dauernd unterbrochen, wo er bei den gräflichen Familien Choloniewski und Grocholski in Janow un-

vergeßliche Tage innigster Seelengemeinschaft verlebte, wie sich auch aus den vorliegenden Briefen ergibt. Durch Vermittlung dieser Freunde wurde ihm die Würde eines Ehrenkanonikus des Domkapitels zu Kamieniec zuteil. In Hinkunft sorgte Zacharias, der auch im Priestertalar seine Eitelkeit nicht verleugnen konnte, daß die zwei Ehrentitel des Hofrats, den ihm der Großherzog von Hessen-Darmstadt schon 1809 verliehen hatte, und des Kanonikus hinter seinem Namen auf allen Adressen prangten. Im Juni 1819 machte Werner in Begleitung des jungen Grafen Stanislaus Choloniewski, der später von der Diplomatie zur Theologie überging, von Maria Trost bei Graz einen Abstecher nach Triest und Venedig und predigte in der dortigen deutschen Kirche. Die Sommermonate pflegte Zacharias, dessen Kränklichkeit mit den Jahren zunahm, — im Winter 1817 war er durch eine lebensgefährliche Krankheit längere Zeit ans Krankenlager gefesselt — in den lieblichen niederösterreichischen Landstädten in der nächsten Umgebung Wiens oder auf dem Schlosse der befreundeten gräflichen Familie Bathianyi in Pinkafeld zu verbringen.

Durch die Neuheit und Seltsamkeit seiner Predigtweise, die noch durch die Originalität seiner persönlichen Erscheinung gehoben wurde, erregte Werner auf den Kanzeln der Wiener Kirchen die höchste Sensation; namentlich zur Kongreßzeit sah er Personen aus den höchsten Ständen um sich versammelt. Da er ohne Rücksicht auf die Würde der Kanzel, bloß den momentanen Impulsen seines stets feurigen Herzens folgend und auf sein Rednertalent wie nicht minder auf seine poetische Begabung gestützt, sein Predigtamt versah und seine eigenen Fehler und Torheiten schonungslos preisgab, ist es nicht verwunderlich, daß er in Wien, das lange vor ihm und nie mehr nach ihm einen zweiten so originellen Prediger hatte, einen ungeheuren Zulauf und seltene Popularität gewann. In religiöser Hinsicht trug er, da es ihm nicht an sittlichem Ernst und Eifer gebrach und er sozusagen bis zum letzten Atemzuge die Kanzel als eigentliche Stätte seiner propagandistischen Tätigkeit betrachtete, im Vereine mit dem Wiener Apostel P. Klemens Hofbauer, seinem Freunde, viel zur Hebung des christlichen Geistes bei.

Was die Briefe dieser letzten Lebenszeit anbelangt, so stehen sie teils mit seiner priesterlichen Wirksamkeit und seinem Bekehrungseifer, teils mit seiner dichterischen Produktion in Zusammenhang. Dem ersten Zwecke dienen z. B. die Briefe an Grocholski und dessen Gattin, die Briefe an Hitzig und Karl Brühl, die den Schreiber von dem Vorwurfe des religiösen Fanatismus nicht entlasten können; ein hochinteressantes Dokument ist das aus der allerletzten Zeit seines Lebens erhaltene Schreiben an Hitzig, womit zugleich unsere Sammlung schließt und worin er die Gründe seines Austrittes aus der Redemptoristen-Kongregation dem Freunde bekannt gibt; zwischen den Zeilen liest man seine schwerwiegenden Bedenken gegen das Übermaß von Askese und die Unterdrückung der Individualität in katholischen Ordenshäusern. Andere Briefe gewähren uns einen Überblick über seine Tätigkeit als kirchlich-religiöser Schriftsteller; denn anders kann er kaum mehr in dieser letzten Lebensepoche taxiert werden, wo alles mehr oder weniger Gelegenheitsdichtung ist, auch das der kirchlichen Propaganda dienende Makkabäerdrama, das 1816 geschrieben wurde und vier Jahre später im Druck erschien, nicht ausgenommen. Zu Beginn des Jahres 1814 brach er die Beziehungen zur Cottaschen Verlagshandlung ab und knüpfte solche mit dem Verleger Brockhaus an, der den Druck des „Vierundzwanzigsten Februar“ und der „Kunigunde“ besorgte. Mit dem unbefugten Nachdrucker seiner dramatischen Werke J. B. Wallishausser in Wien (siehe unsere Nummern 182, 183 und dazu Anhang II. Nr. 56 und 57) kam später doch eine Versöhnung zustande; der Dichter überließ seiner Verlagsfirma das Makkabäerdrama und unterstützte auch dessen Taschenbuch „Aglaja“ mit Beiträgen. Der hochherzige Entschluß des Großherzogs Karl August, die Dalbergsche Pension weiter zu zahlen, wovon Werner durch den Legationssekretär beim Frankfurter Bundestage, Friedrich Schlegel, Kenntnis erhielt, bot zu einer Anzahl von Briefen Werners an den „erhabenen und kunstsinnigen Schirmvogt der teutschen Musen“ sowie an dessen Minister den Freiherrn C. von Fritsch, Veranlassung; im Vordergrunde steht allerdings das geschäftliche Interesse; er war bis zu seinem Lebensende in Geldangelegenheiten peinlich genau und hat denn auch ein schönes Erbe

hinterlassen, das den Redemptoristen zufiel und zu manchen unerquicklichen Streitigkeiten mit den Verwandten Werners führte. Mit der uns bekannten abstoßenden Devotion sind auch diese letzten Briefe nach Weimar abgefaßt, worin er von seiner schriftstellerischen Tätigkeit Rechenschaft gibt, einzelnes dediziert und es nie unterläßt, den gefeierten „Hochmeister der teutschen Musenkunst“ seiner ehrfurchtsvollen Zuneigung versichern zu lassen.

Goethe hat sich in dieser Zeit manchmal noch an Werners Persönlichkeit, seinen Liguorismus und seine ihm fortan unerfreuliche Produktion in gelegentlichen Gesprächen, Briefen oder Spottversen erinnert, zum letztenmal fünf Jahre nach Werners Hinscheiden in einem Aufsatze über die englischen Reviews in „Kunst und Alterthum“, der in gleicher Weise für seine wohlbegründete Abneigung und trotzdem andauernde menschliche Teilnahme Zeugnis gibt: „Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben, aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte, jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bey redlich menschlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen“ (Schr. d. Goethe-Ges. 14. Bd. 2. Teil S. 326 f.).

In Anbetracht des Umstandes, daß die einzige bis jetzt vorhandene Sammlung der lyrischen Gedichte Werners in den Poetischen Werken (die ersten drei Bände der Ausgewählten Schriften umfassend), die von Joseph Christian von Zedlitz besorgt wurde, offenbar infolge falscher und flüchtiger Lesung der oft schwer zu entziffernden Handschriften viele Fehler und Unkorrektheiten des Textes aufweist und besonders hinsichtlich der genauen Datierung und zuverlässigen Anordnung recht viel zu wünschen übrig läßt, kann man sich freuen, daß die vorliegenden Briefe massenhafte Winke über Zeit und Ort, zuweilen auch über die Veranlassung der Entstehung einzelner Gedichte an die Hand geben, die im Zusammenhalt mit den Notizen des Tagebuches und den Publikationen in verschiedenen Zeitschriften wenigstens für einen größeren Zeitraum die gewünschte Sicherheit bezüglich der genauen örtlichen und zeitlichen Fixierung

gewährleisten. Die Angaben Werners in den Briefen kommen besonders dem dritten Abschnitte des ersten Bandes und großenteils den Gedichten des zweiten und dritten Bandes der Poetischen Werke, also den in der Zeit von 1800 bis 1823 entstandenen Dichtungen zugute. Außerdem liegt einzelnen Briefen, z. B. an Hitzig, Johannes von Müller, Johanna Rinck, Fritz Schlosser, Minister Fritsch, besonders zahlreich einigen an Goethe geschriebenen, eine Reihe von handschriftlichen Gedichten, zumal Sonetten, bei, die sich als kostbarer Teil des heutzutage sehr selten gewordenen handschriftlichen Materials für die längst als Bedürfnis gefühlte historisch-kritische Ausgabe der Poetischen Werke wertvoll erweisen werden. —

Über den Briefen Werners hat kein günstiges Geschick gewaltet. Viel ist verloren gegangen, vieles leider auch vernichtet worden. Aus der vorliegenden Sammlung geht hervor, daß Zacharias trotz seiner Abneigung vor dem Briefschreiben, die er auch mit anderen Dichtern teilt, nicht nur an die uns bekannten Korrespondenten mehr Briefe gerichtet hat, als heute vorhanden sind, sondern auch mit vielen anderen Persönlichkeiten seines Bekanntenkreises Briefe gewechselt hat, wovon heute keine Spur mehr zu finden ist. Von Königsbergern nenne ich seinen Freund Raphael Bock, den jungen Baron Ferdinand von Schrötter, den Sohn des Kanzlers, Gerichtsassessor Höpfner, Regierungsrat Busolt, Oberempfänger Zeihe, Geschichtsschreiber von Baczko, die Kriegsrätin Linck, Friederike Dirksen; von den Warschauer Freunden Mnioch, Loest, Groote und Preuße, denen er aus seiner Heimat während seiner wiederholten Urlaubszeit sicherlich briefliche Mitteilungen zugehen ließ. Aus späterer Zeit sind mit Hilfe der Tagebücher und anderer Quellen Briefe an den Geh. Kriegsrat Kunth, Legationsrat von Gerning, die Baronin Staël, die Händel-Schütz, die Frau von Schardt nachzuweisen. Briefe konventioneller Natur, Bittschreiben zwecks Versetzung oder Beförderung, richtete er an den Hofprediger Starck, an Grafen Dohna, Minister von Schrötter, von Struensee, Kabinetsrat von Beyme, Begleitschreiben zu Dedikationsexemplaren des „Attila“ an die Königin Luise von Preußen, an den Fürstprimas von Dalberg, an den Kronprinzen Ludwig von Bayern, an den Herzog

August Emil von Sachsen-Gotha. Mit Dalberg und dem bayrischen Kronprinzen mag er auch sonst Briefe gewechselt haben. Auffallend gering ist auch die Zahl der Briefe während seines zweiten Wiener Aufenthalts, die allerdings weniger literarisch als biographisch wertvoll wären. Nach allen Richtungen hin wurden behufs Auffindung dieses verschollenen Materials Nachforschungen angestellt; manches wird sich noch im Privatbesitze befinden oder in den Kreisen der Autographensammler von Hand zu Hand wandern. Den Briefen an Schlosser liegt, außer einzelnen Gedichten und Tagebuchaufzeichnungen, auch eine Zuschrift der Redemptoristen aus Wien bei, den Plan einer Gesamtausgabe der Werke Werners nach dessen Tode betreffend (siehe Anhang II, Nr. 63); in dieser projektierten Gesamtausgabe sollte ein Band für den zweiten Teil des „Kreuz an der Ostsee" reserviert bleiben, ein wichtiges direktes Zeugnis, das die Existenz des bisher ungedruckten und vermißten zweiten Teils dieses Dramas auch in der Zeit unmittelbar nach dem Tode des Dichters bestätigt.

Da das Brief-Material in alle Windrichtungen verstreut ist, konnte es sich bei der vorliegenden Ausgabe nur darum handeln, das mit menschlichen Mitteln Erreichbare zusammenzutragen, nach den Handschriften, soweit dieselben vorhanden sind und zu meiner Verfügung gestellt wurden, die bereits gedruckten Briefe zu ergänzen, nach Inhalt und Form richtig zu stellen und endlich die neuen höchst wertvollen und ergiebigen Funde zu veröffentlichen. In diesem Sinne kann man wohl von einer ersten kritischen Gesamtausgabe der Briefe Zacharias Werners sprechen, die sich längst als fühlbares Bedürfnis herausgestellt hat, umsomehr als sogar die bisherigen Drucke manchmal an schwer zugänglicher Stelle ruhten. Den Originalen wurde mit Gewissenhaftigkeit nachgespürt und es ist auch dank der Mitarbeit vieler, wenige Briefe ausgenommen, gelungen, diese der vorliegenden Ausgabe zugrunde zu legen.

Die vorhandenen Publikationen von Werner-Briefen haben nur partiellen Charakter und können auch innerhalb dieses beschränkten Rahmens auf Vollständigkeit des Materials keinen Anspruch machen. Zuerst veröffentlichte Julius Eduard Hitzig im „Lebens-Abriß" des Dichters (1823) einen kleinen Teil der an ihn und den Buchhändler

Sander gerichteten Briefe Werners, jedoch nur unter dem Gesichtspunkte der Auswahl des ihm wichtig und passend scheinenden Materials, also mit willkürlichen Änderungen und Auslassungen. Professor Schütz hat diese Briefe in seiner Biographie (14. Band der Ausgewählten Schriften, Grimma 1841) neuerdings zum Abdruck gebracht, die inzwischen veröffentlichten Briefe Werners an Scheffner hat er nur beiläufig erwähnt. Diese erschienen, 13 an der Zahl, in den Blättern für literarische Unterhaltung in den Monaten Oktober und November des Jahres 1834. In der vorliegenden Sammlung ist diese Zahl auf 19 Briefe gestiegen, darunter befinden sich drei Doppelbriefe, so der vom 30. Juni, 9. Oktober und 29. November 1805, einige mit 12 und sogar 16 Seiten; diese überschreiten also den Umfang eines gewöhnlichen Briefes recht erheblich und wachsen sich zu förmlichen kleinen Abhandlungen aus; denn wenn Werner Interesse für die Sache voraussetzen durfte, wurde er gerne breit und redselig und konnte fast an kein Ende kommen. Vergleicht man die Drucke mit den Originalen, so ergeben sich, abgesehen von zahlreichen Sinn und Zusammenhang störenden Fehlern und falschen Lesarten, umfangreiche Kürzungen, namentlich an solchen Stellen, die die persönlichen Verhältnisse des Dichters und seine Beziehungen zu den Königsbergern und anderen Bekannten betreffen; genau betrachtet, sind nur zwei Briefe, der vom 29. November 1805 und 23. Mai 1806, zum größten Teile unverkürzt in dem genannten Organ veröffentlicht. Diese Publikation geschah offenbar Scheffner und nicht Werner zuliebe, worauf auch schon Wilhelm Dorow hingewiesen hat. Der Herausgeber, Professor Johann Voigt, habe es bloß auf eine „neue Verherrlichung des alten Scheffner“ abgesehen. Diese bloß auszugsweise Mitteilung der Wernerschen Briefe müsse die Beurteilung des Dichters ungünstig beeinflussen. Die Originalbriefe Werners an Hitzig und Sander befinden sich größtenteils im Märkischen Museum in Berlin, die an Scheffner im Besitze des Kgl. Geheimen Staatsarchivs in Königsberg, nach einer Verfügung des Empfängers, weil es manchen Menschen Vergnügen mache, die Handschrift nicht unbedeutender Personen kennen zu lernen.

Die nächste Veröffentlichung einer größeren Anzahl von Briefen an Peguilhen brachte der 21. Jahrgang (1837) des „Gesellschafter“ von F. W. Gubitz; die Originale dieser Briefe sind größtenteils verloren, einige besitzt die Handschriften-Abteilung der Kgl. Bibliothek in Berlin, einige Briefblätter sind gar in das Britisch Museum nach London geflattert. Trotz der leicht ersichtlichen und nachweisbaren formellen Änderungen mußte sich der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hier und in anderen Fällen, wo die Originale nicht mehr erreichbar waren, an die ersten Drucke halten, da eine Rekonstruktion der ursprünglichen Schreibung, wenn sie auch mit geringen Schwierigkeiten durchzuführen wäre, doch niemals dem diplomatisch getreuen Abdruck der Handschriften gleichkommt. Einige Briefe Werners an den Theater-Direktor Heinrich Schmidt hat der Empfänger selbst in den „Erinnerungen“ (Leipzig 1856) herausgegeben.

Ein Teil der Briefe Werners an Iffland ist durch Franz Dingelstedt, den Herausgeber von Joh. Valentin Teichmanns literarischem Nachlaß, zum erstenmal (Stuttgart 1863) bekannt gemacht worden. Da es dem Herausgeber vergönnt war, das Archiv der General-Intendanz der Kgl. Schauspiele in Berlin, wo sich die Originale befinden, zu benützen, so konnte er in der vorliegenden Sammlung eine Reihe neuer Briefe vorlegen.

Im Jahre 1896 vermittelte Professor Dr. Albert Zipper zehn Briefe Werners an das gräfliche Ehepaar Grocholski nach den im Ossolińskischen National-Institut in Lemberg befindlichen Handschriften weiteren Kreisen (Jahresbericht des zweiten Staatsobergymnasiums in Lemberg). Haben sich schon diese beiden Herausgeber Dingelstedt und Zipper im Gegensatze zu den Publikationen von Werner-Briefen aus früherer Zeit größerer Akribie beflissen, so ist die Herausgabe der zehn Briefe des Dichters an Goethe durch Karl Schüddekopf (im 14. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft 1899) geradezu mustergültig zu nennen hinsichtlich der treuen Wiedergabe der Originaltexte und der ausführlichen Erläuterungen im Anhang. Schüddekopf hat sämtliche Briefe Werners, die sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar handschriftlich befinden, zum

Drucke befördert; der schon von ihm als verloren bezeichnete Brief Werners vom 18. Januar 1814 hat sich auch bis heute nicht finden lassen. Diesen Briefen konnten die ebenfalls im Archiv deponierten brieflichen Mitteilungen Werners an Herzog Karl August sowie die im Besitze des Freiherrn von Fritsch auf Seerhausen befindlichen Briefe an den Weimarischen Minister C. W. von Fritsch als bisher unbekannte Dokumente hinzugefügt werden; auf deren Vorhandensein hat schon Schüddekopf in den Anmerkungen hingewiesen.

Die Briefe an Johanna Rinck, deren Originale Herr Landgerichtsrat Joh. Symanski in Königsberg besitzt, hat zuerst E. Vierling ohne besondere Sorgfalt in seinem Buche über „Zacharias Werner, La Conversion d'un romantique", Paris 1908, zum Abdruck gebracht; wie notwendig die Kollationierung mit den Originalen war, ergibt sich leicht aus der Vergleichung der Drucke. In gleich einwandfreier Weise wie Schüddekopf hat Albert Leitzmann-Jena die Briefe Werners an Karoline von Humboldt im 16. Bande des Euphorions (1909) reproduziert. Die letzte Veröffentlichung je einer Anzahl von Werner-Briefen geschah in der jüngsten Zeit durch Archivar Walter Möllenberg, damals in Königsberg, der aus dem Faszikel Familia Werneriana (im Besitze des Kgl. Staatsarchivs in Königsberg) die Briefe Werners an Friederike Schultz herausgab (Sonntagsbeilage Nr. 37 zur Vossischen Zeitung, Berlin 1912). Auch diese Sammlung konnte mit Benutzung der genannten Quelle ergänzt werden; neue Dokumente aus derselben Epoche kamen hinzu. Der Enkel des Kriminalgerichtsrats Julius Eduard Hitzig, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Eduard Hitzig, hat seinerzeit seinen Anteil am Nachlasse des Großvaters der Stadt Berlin geschenkt. Die zahlreichen bisher unbekannten Briefe an Werners Jugendfreund und an den Verleger Sander verdanke ich diesem in Berlin aufbewahrten Nachlasse. Durch die Veröffentlichung von fünf Werner-Briefen durch Johannes Brandt im „Literarischen Echo" (XV. Jahrg. 7. Heft, 1913) — zwei davon sind zum größten Teile schon in Hitzigs „Lebensabriß" (1823) mitgeteilt worden — ergab sich, daß einige Papiere des Hitzigschen Nachlasses versehentlich in Halle zurückgeblieben sind; von dort hat Hans von

Müller die auf Hoffmann bezüglichen Briefe im Februar 1909 nach Berlin zurückgebracht. Die letzten Reste dieses Nachlasses, darunter auch diese genannten fünf Briefe Werners, wozu noch sieben unbekannte kommen, befinden sich gegenwärtig im Besitze der Frau Geheimrat Hitzig, jetzt in Marburg a. L.

Einzelne Briefe Werners sind an verschiedenen Stellen, die in den Anmerkungen nachgewiesen werden, publiziert worden. Die bisher vollständig gedruckten Briefe belaufen sich auf 87 Stück; dazu kommen 18 größtenteils gedruckte und 9 zum großen Teil ungedruckte Briefe. Die bereits oben erwähnten neuen Funde zusammen mit den unbekannten Briefen an Johannes von Müller, die in der Stadtbibliothek in Schaffhausen aufbewahrt werden, denen an Fritz Schlosser, gegenwärtig im Besitze des Freiherrn von Bernus in Stift Neuburg bei Heidelberg, mit den Originalbriefen des Kgl. Geheimarchivs in Berlin, den Mitteilungen an die Gräfin Brühl, die im Familienarchive des Schlosses Seifersdorf ruhen, und den neu erworbenen Einzelbriefen ergeben die stattliche Zahl von 102 Stücken, so daß die vorliegende Gesamtausgabe im ganzen 216 Briefe umfaßt. Die Teilung des Materials mit Schluß des Jahres 1805 ist durch den Umstand gerechtfertigt, daß durch die Trennung der dritten Ehe des Dichters — gerade zu diesem Zeitpunkte — eine einschneidende und folgenschwere Wendung auch des äußeren Lebenslaufes Werners stattfand.

Was die technische Behandlung des Textes betrifft, so schwebte dem Herausgeber als oberster Grundsatz der möglichst getreue Abdruck der Handschriften vor Augen. Die Schreibung und Interpunktion der Originale wurde demnach gewahrt, von fremder Hand Gestrichenes wiederhergestellt, Zusätze von fremder Hand wurden beseitigt. Korrekturen Werners und von ihm selbst getilgte Stellen sind bloß in wesentlichen Fällen berücksichtigt und in die Fußnoten aufgenommen worden. Die Zutaten des Herausgebers beschränken sich auf folgende Punkte. In allen Fällen wurde das Datum mit der nötigen Interpunktion versehen. Werner läßt stets nach der Ortsangabe das Komma, hinter der Jahreszahl den Punkt weg. Fehlende Datierungen wurden, soweit dies möglich war, ergänzt,

irrige Datierungen richtig gestellt. In eckiger Klammer Stehendes ist Ergänzung des Herausgebers. Diese eigenen Zugaben resolvieren sich auf jene wenigen Fälle, wo infolge falscher Kasusendungen das Verständnis einzelner Stellen unmöglich oder sehr erschwert ist oder ein einzelnes Wort versehentlich weggelassen wurde. Sonstige Schreibfehler und nach dem heutigen Sprachgebrauche falsche Endungen und Kasusverhältnisse wurden unberücksichtigt gelassen, ebenso wurde die Schreibung der Eigennamen beibehalten; bloß zu falsch geschriebenen Eigennamen von wenig bekannten Personen wurde in einer Fußnote die richtige Schreibung angegeben. Stillschweigend ergänzt wurde der Punkt nach einem größeren Satzganzen, ferner das zweite Anführungszeichen, endlich die Punkte nach geläufigen Abkürzungen und hinter der Namensfertigung am Schlusse der Briefe, die Werner regelmäßig wegläßt. Die Eigentümlichkeit, das zweite Anführungszeichen, ebenso wie das erste, unter der Zeile zu schreiben, wurde beseitigt und die gegenwärtig übliche Schreibweise zugrunde gelegt. Kleine Abkürzungen (wie u. für und) sind aufgelöst, allzu fremde Abbreviaturen wurden durch das Geläufige ersetzt, insbesondere H. oder HE. durch Hr. beziehungsweise Hrn. Die besondere Vorliebe Werners für den Gedankenstrich und das Rufzeichen, oft sogar mehrere hintereinander, wurde ebenso beibehalten wie seine Gepflogenheit, die Relativsätze von den übrigen Sätzen durch Beistriche nicht zu trennen. Im Gebrauche des Kommas ist er überhaupt sparsam. Recht charakteristisch für Werners Art, die Wichtigkeit seiner Gedanken anderen nachdrücklich zu bezeichnen, sind die vielen ein-, zwei-, ja sogar dreimal unterstrichenen Stellen, die ein für allemal, ohne Rücksicht auf die Zahl der Striche durch Sperrdruck wiedergegeben sind. Häufig genug wendet Werner auch die lateinische Schrift an; fast regelmäßig bei den Eigennamen und den Verben auf —ieren, wobei er entweder bloß die zwei letzten oder auch die vier letzten Buchstaben (z. B. amalgamiren neben amalgamiren) in Kurrentschrift darstellt. Die lateinische Schrift wurde in allen Fällen, bloß fremdsprachige Zitate ausgenommen, durch die deutsche ersetzt.

Hinsichtlich der Schreibung Werners im einzelnen ist vor allem

der Umstand in die Augen springend, daß sie nicht einheitlich ist. Er schreibt oft ein und dasselbe Wort bald mit verdoppeltem, bald mit einfachem Konsonanten (z. B. jetzt und jezt — das letztere freilich viel häufiger —, Ackt und Akt, daneben auch Act), er macht keinen Unterschied zwischen ss und ß insbesondere im Auslaut (z. B. Entschluss und Entschluß) — inlautend überwiegt weitaus die Schreibung mit ss —, er verwendet die Schreibung äu neben älterem aü u. s. w. Außerdem mußte der Herausgeber auch die vorhandenen Drucke dort berücksichtigen, wo die Originale nicht mehr zugänglich waren. Mit wenigen Ausnahmen verwendeten die früheren Herausgeber die ihnen geläufige Schreibung ihrer Zeit. Um also eine gewisse Einheitlichkeit in der Schreibung durchzuführen, wurden folgende Grundsätze beobachtet. Die auch von Werner indiscriminatim gebrauchten Schreibungen mit k und ck, z und tz wurden in diese Ausgabe aus den Originalen oder den älteren Drucken, wie sie vorgefunden wurden, übernommen, inlautendes ß wurde nach kurzem Vokal regelmäßig in ss geändert, auslautendes ss regelmäßig durch das heute übliche ß wiedergegeben, m̄ und n̄ sind in mm und nn aufgelöst, die ältere Schreibung aü ist stets durch äu ersetzt. Den zweiten Teil (das Grundwort) der substantivischen Wortkompositionen schreibt Werner immer mit Majuskel und rückt die Worte ohne Bindestrich ganz aneinander. Diese Gepflogenheit wurde dort beibehalten, wo es sich um die Wiedergabe nach der Handschrift handelt. In der Wiedergabe nach Drucken wurde sie jedoch unberücksichtigt gelassen.

Um zeitraubendes und lästiges Nachschlagen zu vermeiden, wurden die erläuternden Noten zum Texte nicht an das Ende der Briefe gestellt, sondern mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis gleich auf derselben Seite unter dem Texte zum Abdruck gebracht. Zu dem Kommentar in den erläuternden Fußnoten konnten in einzelnen Fällen treffliche Vorarbeiten benutzt werden. Die einzige öfters wiederkehrende Abkürzung A. Schr. bedeutet die Ausgabe der „Ausgewählten Schriften“ Zach. Werners, die im Verlags-Comptoir Grimma 1840/1 erschienen ist. Die Bezeichnung „Sämmtliche Werke“, Grimma o. J., repräsentiert eine bloße Titel-Auflage. Eine

Ausgabe der sämtlichen Werke Werners existiert bis heute nicht; daher wurde die Ausgabe der A. Schr. allen Verweisungen auf die Werke des Dichters zugrunde gelegt. Den Briefen folgen zwei Teile als Anhang. Der Anhang I bringt nach der Handschrift den Druck der begeisterten in Briefform abgefaßten Rezension Werners des von Chamisso und Varnhagen für das Jahr 1804 herausgegebenen Musenalmanachs, ferner Dokumente und Stammbucheintragungen von Werners Hand; der Anhang II enthält, ebenfalls in chronologischer Ordnung, bisher unbekannte Briefe anderer an den Dichter oder auf ihn bezügliche Aktenstücke als wertvolle Ergänzungen zu einzelnen Nummern der Briefsammlung. Den Schluß bilden die „Anmerkungen", die zu jedem Stücke der vorliegenden Briefe den Fundort resp. den gegenwärtigen Besitzer der Handschrift, den ersten Druck, Format und Größe (Blätter- und Seitenzahl) bekanntgeben sowie sonstige auf die Textredaktion Bezug nehmende Bemerkungen des Herausgebers enthalten. Ihnen schließen sich die Stammtafeln und Register an.

Dem Herausgeber ist von öffentlicher und privater Seite während der drei Jahre der Vorbereitung dieser Ausgabe durch Entleihung von Handschriften, Beschaffung des Materials und fördernde Auskunft mannigfache Hilfe zuteil geworden, wofür der gebührende Dank zu Beginn der „Anmerkungen" erstattet wird.

1792—1805



1. An Friederike Schultz [1]).

[Anfang Mai 1792.]

Theures, einziges, ewiggeliebtes Mädchen!

Ich schreibe Dir in gröseſter Eil. Du wirſt ſchon, arme Unglückliche, alle Schrecknisse erfahren haben, die Dich bedrohten, wenn Du noch ſo glücklich warſt ſie zu überleben. Kiuck [2]), den ich in größter Eil ſchikke um Dich wo möglich noch zu retten, wird Dir das weitere erzählen. Dreßler, der Teufel, hat alles aufgelauert und meiner Groß Mutter [3]) alles erzählt. Dieſe, dem Verſcheiden nahe, gab mir die Wahl, ob ich ihren Fluch und Enterbung wählen, oder Dir den Abſchiedsbrief ſchreiben wollte. Um ihr Leben, was ſie auf dem Punkt zu verliehren ſtand zu friſten, wählte ich das leztere. Geſtern Nachmittag geſchah die ſchreckliche Scene, und heute Vormittag reißt ein Mann ab den ich ſelbſt nicht kenne und der Dir wenn Du dieſen Brief erhältſt, wohl ſchon 100 fl Reiſegeld gebracht und bis Franckfurth die Poſt bezahlt haben wird. Deine Sachen, die ich natürlich nicht durch Link ſchikken konnte, der dies Geſchäffte in meiner Großmutter Nahmen beſorgt, ſchikke ich dem Prediger [4]) durch die Poſt, und Du erhältſt ſie gewiß. — Izt mein lezter Entſchluß Dich zu retten. Es iſt keine Minute Zeit und ich bleibe ehrlicher Mann gegen Dich. Izt konnte ich nicht trotzen wenn ich nicht meine Großmutter tod und Dich im Spinnhauſe ſehn wollte. Aber in einer halben Stunde reitet Kiuck fort, um Dir aufzupaſſen und dieſen Brief zuzuſtatten. Reiſe ſo weit Du kannſt, je entfernter je beſſer, ja kannſt Du bis kurtz vor Franckfurth. Das iſt zu Deiner Sicherheit unumgänglich. Bleibe liegen wo Du willſt wo möglich aber und abſolut in einem Dorfe, ſage aber dem Kiuck, wo Du bleiben willſt und kannſt daß er mich benachrichtigt. Sey ſo vorſichtig

[1]) Mädchenname der erſten Gattin Werners. Friederike hielt ſich damals in Schippenbeil auf.

[2]) Ein ehemaliger Diener des Wernerſchen Hauſes; ſeine Schweſter war um dieſe Zeit Geſellſchafterin der Mutter Werners.

[3]) Gertrud Dorothea Güttſher, geb. Sahme, damals im 86. Lebensjahre.

[4]) Pfarrer Worm in Schippenbeil, einem Städtchen, zirka 2 Meilen von der Stadt Bartenſtein (Oſtpreußen) entfernt.

und haushälterisch wie möglich, denn Geld kann ich Dir in der Eile, da ich bloß Dich retten will unmöglich auftreiben. Deine Sachen sollst Du erhalten, ich weiß nicht wo mir der Kopf steht; Kiuck wird Dir mehr sagen. Erbarme Dich und sage ihm deutlich und bestimt wo Du liegen bleiben wirst daß ich von Deinem Aufenthalt Nachricht erhalte; aber je weiter von Königsberg je besser. Du kannst willst Du mir schreiben es auch thun, wenigstens 2 Zeilen daß Du lebst bitte ich flehentlich von Dir.

Izt noch zwey Worte zum Schluß

Mädchen, denk an Deinen feyerlichen doppelten Schwur, bey Deiner Seeligkeit, kann ich gleich nicht und nie Dich heyrathen, was ich Dir auch nicht gelobte, da Liebe dies alles ersezt, so werde ich doch ewig Dich lieben und Dich nie nie verlassen, bey meiner Ehre und Seeligkeit. Sage mir wo Du bleibst, ich hohle bey Gott und auf Ehre selbst Nachricht ein, und willst Du es, und Du wirst es wollen — gewiß — dann hohle ich Dich und wir fliehen, oder sterben zusammen! — Dieser Brief ist würcklich von mir. Dieses Zeichen der Triangel mit der Lokke bürgt Dir für seine Aechtheit. Mahle es mir nach zum Zeichen der Aechtheit.

Dein Dich ewig liebender

Dein Dich nie verlassender

Werner.

N. S. Kom um Gottes willen nicht nach Königsberg, sonst kann ich Dich bey Gott vom Spinnhause nicht retten. Uebrigens versichere ich Dir daß alles mir zur Ehre verschwiegen bleibt, und selbst Dreßler von dieser Abhohlung aus dem Pfarrhause nichts erfahren wird.

N. S. Lebe wohl und tröste Dich mit unsrer baldigen Wiedervereinigung, ich sage baldigen Wiedervereinigung! — Schreibe mir durch Kiuck Antwort, und Deinen Aufenthalt sey versichert ich komme hin. Denke daran daß Du nicht ohne mich sterben willst und verzweifle nicht — wir fliehen oder sterben zusammen! —

2. An Friederike Schulz.

Meine beßte einzige theuerste Fritze!

Was Du und ich erwartet geschieht, wir müßen uns trennen! — Dreßler hat uns jeden Schritt aufgepaßt und Montags schon erzählte mir Kriegsrath Linck die ganze Geschichte Deiner Entführung mit allen Nebenumständen. Ich war wie vom Donner gerührt, als in dem Augenblicke meine Grosmutter mir Fluch und Enterbung ankündigte, wann ich nicht ganz mit Dir bräche.

Dieses ist mehr als ich zu tragen vermag, ich will nicht ich muß. — Glaube dem was ich Dir mit thränendem Auge schreibe, und nimm die hundert Gulden als einen kleinen Beweis meiner Liebe. Ich habe bey ihrem Fluch, meiner Grosmutter mein Ehrenwort geben müßen, lebe denn also wohl, mein einziges theures Mädchen, Dein Looß ist hart wie das meine, und wir verdienten beyde ein beßers, Kehre zu Deinen weinenden Eltern, Kehre in den Schooß der Tugend zurück, wenn noch meine lezte Bitte was vermag, stirb lieber ehe Du noch einmahl den schrecklichen Titel Hure verdienst, und ganz elend wirst.

Sage Deinen Eltern daß Du hier einen redlichen Menschen fandest, und vergiß dieses Menschen nie — Wir trennen uns vielleicht nicht auf ewig, wenigstens wenn nicht Unmöglichkeit mich abhält, so komme ich dies Jahr noch einmal nach Franckfurt um Dich in meine Arme zu schließen.

Lebe wohl, wohl, wohl und dencke an den redlichen der mit Wehmuths Thränen im Auge nie aufhören wird zu seyn

Dein

Königsberg, wahrer zärtlicher Freund

d[en] 15ten Mai 1792. Werner.

[4. S:]

N. S. Noch muß ich Dich um alles in der Welt bitten nicht nach Königsberg zu kommen; so gerne ich Dich in meine Arme schlöße, so wartet Deiner hier die größte Gefahr, Lebe wohl theures einziges Mädchen, und gedenck Deines lezten feyerlichen Schwurs! —

Man ist fest entschloßen Dich hier, wenn Du herkomst in ein Correcktours Hauß zu bringen, ich beschwöre Dich also reiß Lebe wohl und denck Deines großen Schwurs bey Deiner Seeligkeit.

Dein
wahrer und zärtlicher
Freund Werner.

3. An Johann Karl Linck.

Wohlgebohrner Herr,
Insonders Hochzuehrender Herr Kriegesrath.

Sie haben mir durch den Wonerau sagen lassen, ich soll Sie noch heute besuchen. Ich kenne den hohen Grad Ihrer Erbitterung gegen mich, die sich wie ich weiß auf aufrichtige Freundschaft für mich gründet, deren Ursache ich aber nicht wegräumen kann. Ein Wort eine Miene von mir könnte Ihnen Gelegenheit geben, Ihren Zorn thätig an mir auszulassen, eine Sache die meiner alten Großmutter vollends den Rest geben, und wenn ich mich schon aus dem Spiel lasse, doch selbst Ihrer Gesundheit im hohen Grade nachtheilig seyn würde. Auch können Sie mir die Furcht nicht gantz verdenken, die ich für einer mündlichen Unterhaltung unter diesen Umständen mit Ihnen habe.

Sie haben gesagt Sie wollten sich für Aergernisse und andre Unannehmlichkeiten Ihrer geführten Curatel wegen an meiner Persohn halten. Ich kann Ihnen das nicht verdenken, da ich es war der Sie zur Uebernahme der Curatel induzirte, und Sie so gütig waren, alles gemeinschaftlich mit mir zu thun. Auch kann ich mich keiner Art von Ahndung von Ihnen entziehn. Ich bin gantz in Ihrer Gewalt. Soll es mein Schicksaal seyn daß ich nicht bloß durch Leute die mir feind sind, sondern sogar durch solche die wie Sie es redlich mit mir meynen, gäntzlich elend gemacht werde, so werde ich elender Wurm nicht den Gang der Vorsicht durch Gegenpläne zerstöhren können. Sie werden sich erinnern was Sie mir den Sonntag auf meiner Stube, in einer freundschaftlichen Bewegung die ich Ihnen nie vergessen werde, sagten und was ich Ihnen, bey allem was heilig ist, gewiß in aufrichtiger Absicht antwortete, und

was Sie mir darauf versprachen! — Sie werden künftig finden, das der Eindruck den Ihr zärtliches Betragen damahls auf mich machte, nie bey mir verlöschen wird, selbst wenn Sie mich unglücklich machen sollten, und daß ich niemahls gegen Sie niederträchtig handeln werde.

Was[1]) meine Mutter betrifft, so bin ich fest entschlossen nicht mit ihr für sie einzukommen, weil ich Sie nicht von neuem beleidigen will. Wäre es Ihnen gefällig daß ich Ihnen durch ein Schreiben ihre Besserung und Wunsch wieder in den Besitz ihres Vermögens gesezt zu werden, dem ich nichts entgegenzusetzen wüßte, anzeigte und Sie wollten diesen Brief dem Pupille Collegio vorlegen, so bin ich das sehr gern erbötig, und Sie dürfen nur die Güte haben mir das mit zwey Worten anzuzeigen. Auch würde dieses vielleicht deshalb gut seyn, weil wir denn gemeinschaftlich zu agiren scheinen würden. Sollte Ihnen das aber nicht gefällig seyn, so werde ich gar nichts dabey thun um Sie nicht von neuem zu beleidigen und den Vorwurf auf mich zu laden, ich handelte gegen Sie tükkisch und undankbar. Meine Mutter mag denn einkommen durch wen sie will.

Sollte Ihnen sonst eine Dienstleistung von mir gefällig seyn, so betheure ich daß ich alles exact und aufrichtig verrichten will, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir das schriftlich anzuzeigen, oder mir das Brouillon irgendeines Aufsatzes, was Sie vielleicht revidirt wünschen, versiegelt zu überschikken.

Ich beschwöre Sie nochmahls, lieber Herr Kriegsrath, denken Sie noch einmahl an unsre Erklärung gegenseitig, die den Sonntag vormittage auf meiner Stube vorgieng, und halten Sie diesen Brief nicht für eine neue Beleidigung. Ich bin Ihrer Ahndung bloß gestellt, auch meine Persohn kann ich für Ihnen nicht sichern, aber soll ich täglich wenn ich Sie besuche für einen Auftritt zittern müssen, dessen blosse Rückerinnerung mich schon mit Schauder erfüllt, und der Ihnen doch auch nicht angenehm seyn kann. Ich will durch meine Leidenschaft meiner Familie keine Schande machen, aber unterdrükken

[1]) Diese Stelle bis: „Ich will durch meine Leidenschaft" (Z. 2 v. u.) fehlt im ersten Druck.

und zugleich ausrotten kann ich sie nicht! Hätte man mir damahls erlaubt das Mädchen zu sehen, sie ehrlicherweise in einer Condition unterzubringen, so wäre ich beruhigt gewesen; aber man gab in nichts nach! — Doch Sie werden doch thun was Sie wollen, und ich kann Sie nicht umstimmen. Soll mein Schicksaal Elend seyn, so kann ich es nicht ändern. Aber das Mädchen dem Elend preisgeben, kann ich nicht, und wiedersehn muß ich sie. —

Wollten Sie so gütig seyn, mich bey Ihrer lieben Frau, wegen meiner neulichen, bey Gott unvorsetzlichen, Grobheit, die mich sehr reut, [zu] entschuldigen, und mich bey Grosmutter und Tante zu empfehlen; so würden Sie mich sehr verbinden.

Wollten Sie schlüßlich in zwey Zeilen mir die Ursache schreiben warum Sie mich zu sprechen wünschten, so würde ich eilen Ihren Wunsch sogleich zu befriedigen.

Vielleicht stehen Sie noch an mich gantz unglücklich zu machen, und wenn ich das schreibe so geschieht es bey Gott nicht um meinen Brief hübsch zu schliessen.

Ich bin mit wahrer Achtung

Ihr

gehorsahmster Diener und wenn Sie es

Königsberg, mir noch erlauben Ihr Freund Werner.

d. 22ten Junii 1792.

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Kriegesrath Linck

Wohlgebohrnen.

4. An Johann Karl Linck.

Königsberg, den 4ten Julii [1792.]

Wohlgebohrner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Kriegesrath!

Sie haben neulich von mir verlangt und mir wieder durch Wonerau sagen lassen, ich sollte die Rechnung abschreiben kommen. Da

mich aber von neuem wieder die nehmlichen Gründe abhalten, die ich schon neulich Ihnen vorgelegt, auch die Sache immer ernster wird, und Sie dieselbe Ihren Grundsätzen über den Punkt gemäß nicht mit Stillschweigen übergehen können, so bleibt mir nur übrig Sie um Verzeyhung zu bitten, wenn ich nicht komme. Geld habe ich freylich nicht mehr und bin auch schon im Vorschuß; ich bin aber gern erbötig, Ihnen, fals Sie mir das Rechenbuch nicht anvertrauen wollten, eine reinlich geschriebene Abschrifft der monathlichen Rechnung zuzustellen, die Sie, wenn es Ihnen gefällig wäre, auf meine Kosten abschreiben, und somit eintragen lassen könnten. Wollten Sie noch gütigst mir die 100 Gulden pro Julio zustellen, so würde ich es, da ich ohnehin schlecht mit Gelde versorgt bin, dankbar erkennen. Auch dächte ich, könnten die Papiere von meinem Vermögen, die Sie in Händen haben, Sie wohl für einen Vorschuß von 15 Thalern für die Ausgabe meiner Mutter in Sicherheit stellen, wenn ich die Rechnung gleich erst künftigen Monath anfertigte. Doch überlasse ich alles Ihnen, und bin es selbst gern zufrieden, wenn Sie nach Einschikkung meiner Monathsrechnung bey Ihnen, dem Wonerau die Ausgabe übertrügen, der alsdann mir davon die wenigen Thaler mit denen ich in Vorschuß stehe entrichten würde. Nur daß ich selbst, unter keiner Bedingung nicht kommen kann, werden Sie mir gütigst verzeyhen[1]). Ich habe in Königsberg so wenig mehr zu verliehren übrig, also will ich doch den Rest meiner Gesundheit wenigstens erhalten die ohnehin ein Opfer dieser Geschichte werden wird, und die, so wie die Ihrige, bey einem Besuche bey Ihnen auf dem Spiele steht. Auch kann ich Ihnen ja doch meine Persohn nicht entziehen.

Was die unglückliche Geschichte selbst betrift, so haben Sie zwey Wege, den, mich vielleicht noch aufzurichten, oder den — mich un-

[1]) Laut fol. 196 der Familienpapiere beauftragte Zacharias den Kriegsrat Linck, wie in den früheren Jahren, auch für 1792 mit der Beitreibung der Zinsen der noch außenstehenden Kapitalien. Aus diesem Zinsenerträgnis mußte ihm Linck 100 Gulden monatlich vorschußweise abzahlen. Als Jahreshonorar bezog der Kriegsrat für diese Kassaführung 100 Gulden (Datum dieser Vollmacht: 29. Dezember 1791). — Der öfters genannte Wonerau stand im Dienste des Kriegsrats.

wiederbringlich zu ruiniren. Spräche ich mit einem Menschen wie Kiuck oder mit einem Manne von dem ich wüßte er suche mein Unglück, so würde ich kein Wort mehr verliehren, aber ich kenne Sie, Sie denken edel, ich weiß es, Sie suchen mein Glück, und dennoch, Herr Kriegesrath, bey dem hohen Eide unsers Ordens[1]), auf dem Wege den Sie bis izt einschlugen, untergraben Sie es gänzlich. — Ich will unsre ehemahligen Verbindungen gänzlich bey Seite sezzen, aber ich will Sie nur noch einmahl fragen, mit thränendem Auge fragen, ob man einen jungen Menschen wohl ganz der Verzweiflung preis geben darff? — Ihr Herz ist mir Bürge daß Sie dieses nicht wünschen, aber Ihre Schritte können nicht anders als mich dahin führen. Sie kamen — ich m u ß Sie noch einmahl daran erinnern — Sie kamen [an] dem Sonntag auf mein Zimmer. Ihre Thränen, dazu kenn ich Sie zu gut, waren bey Gott nicht Verstellung, und eben so wenig die Versprechungen die Sie mir thaten, ich könne meine Leidenschafft einstens befriedigen usw. Sie können nicht lügen, am wenigsten denn wenn Ihr Herz, wie es oft der Fall, von Menschlichkeit überfließt. (Dieses ist keine Schmeicheley, wenigstens könnte die Politick mich nicht veranlassen, Ihnen in unsrer Lage zu schmeicheln). Warum wollen Sie alles, was Sie durch menschliches, richtiges Gefühl in jener Stunde bauten, durch kalte hier unanwendbare Vernünfteley wieder zu Grunde reissen? —

Mein erschrecklicher Gemüthszustand, den meine Hausgenossen einzeugen können, in beynahe acht Wochen, die seit dieser Scene verflossen sind bis izt, bewies welche Leidenschafft ich fühlte. So einen Eindruck hinterläßt, Gott weiß, keine, die bloß auf Befriedigung der Wollust geht. Gesezt, das unglückliche Temperament was ich von der Natur erhielt hätte sie vermehrt, ist es möglich ein Temperament durch alle Machtsprüche der Welt zu zerstöhren? — Ich weiß Sie mißbilligen meine Leidenschafft, und den Gegenstand derselben weil Sie ihn verkennen, aber daß die Quelle die sie vermehrt Rechtschaffenheit der Gesinnungen ist, daß es nicht Mangel an feinem Gefühl ist, daß ich ein Geschöpf was ich dem Verderben

[1]) Linck und Zacharias waren Mitglieder der St. Johannes-Loge Zu den drei Kronen in Königsberg.

entriß, was ich rettete, was mich durch reines Dankgefühl lohnen sollte, und würcklich gelohnt hat, daß ich dieses Geschöpf nicht wieder in den Abgrund zurücksinken lassen, und die Früchte meiner nicht unedlen That auch geniessen will, das können das werden Sie im Grunde Ihres Herzens nicht für unedel halten können, wenn Sie es mir gleich nicht gestehen. Und nun frage ich verdient ein junger Mensch weil er es nicht ändern könnte, weil er zu rechtschaffen handelte, Schonung, oder verdient er gänzliches Elend, verdient er daß man ihn gänzlich ruinirt? —

Sie sagten zu mir in einer Ihrer Aufwallungen, Sie wollten mich, wenn ich es nicht anders wollte, unglücklich machen. Ich kenne Ihren Charakter besser, Herr Kriegesrath, Sie wollen es nicht! — Aber Sie wollen mich bessern, wo möglich noch retten. — Und welche Mittel wählen Sie dazu? — Sie wollen mein Verhalten denen sehr ehrwürdigen LogenObern anzeigen. Ich will izt nicht untersuchen ob ich der einzige unsrer Brüder bin, dem man ähnliche Vorwürfe machen könnte. Diese Untersuchung wäre unbescheiden. Aber nur bloß von mir zu reden. Sie kennen meinen Wiederwillen gegen meinen GeburtsOrt, der in 6 Jahren da ich ihn bey mir herumtrage, täglich gewachsen ist, und endlich wohl fixe Idee werden konnte, gesezt er wäre auch — was er nicht ist — Chimäre. Können Sie noch einen Augenblick zweifeln daß ich hier, wo ich so unzähligemahl schon halbheimlich prostituirt bin, wenn ich durch Hinauswerfung aus der Loge (und diese könnte, wie sie selbst sagen, wenn ich hartnäkkig auf meinem Vorsatz bestünde, erfolgen) — durch Vereitelung meiner lezten Stüzze, meines Sekretariats bey der Cammer, kurz, durch öffentliche Schritte wozu es auf dem Wege kommen muß, gänzlich und öffentlich entehrt würde, daß ich alsdann auch nur einen Augenblick anstehen würde, lieber mein Brodt anderwärts zu erbetteln, als es hier, durch Schande gebrandmarckt, zu verzehren? — Können Sie auch nur einen Augenblick glauben, daß wenn ich, den nur wie Sie selbst wissen, sein mageres Capital [1]) dessen Genuß ihm so versalzen wird, hier zurückhält, daß

[1]) Das dem Sohne durch den Tod des Vaters zugefallene Paternum betrug genau 31.884 fl., wovon freilich der größere Teil in den Immobilien

ich, wenn (und Sie haben selbst gesagt es könne so weit kommen) ich unter Curatel gesezt würde, und dann Bettler zugleich noch den Rest von Ehre verlöhre, daß ich wie der Aemilius[1]), ein geschändetes Leben hier fortschleppen würde? Können Sie auch noch einen Augenblick zweifeln, daß man, wenn man mich von einem Mädchen, die mich, seit gewiß nicht kurzer Zeit, mehr als eine ihres Geschlechts je auf mich würckte, intressirt, gewaltsam und für immer trennt, dieses Mädchen selbst meinetwegen mit Schande und Elend beladen will, ich niedrig genug wäre, nicht alles aufzuopfern um sie und mich zu retten? — Alles dieses, könnte man sagen, zu verhindern hätte die Familie noch die Wege offen, mich als ein Scheusaal zu verstoßen, zu mißhandeln, oder ins Correktionshaus zu stekken, und was weiß ich! Ob man die Tyranney in unsern Staaten gegen einen jungen Menschen, weil er zu redlich war, ohngeachtet er nichts verbrochen hat, so weit treiben könnte, würde wohl jeder mit nein beantworten müssen. Aber das weiß ich gewiß, daß Ihr Hertz zu redlich ist, daß, wenn Sie nur eine jener traurigen Folgen mit Gewißheit vorher wüßten, Sie gewiß die Sache nicht weiter treiben würden. Aber, ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Kriegesrath, täuschen Sie Sich nicht selbst durch Ihre gute Absicht. Ich will Ihnen künftige Selbstvorwürfe ersparen, täuschen Sie Sich nicht! Ihre Schritte machen mich, bey dem alles vergeltenden und strafenden Gott, sie machen mich unglücklich — besinnen Sie Sich!! —

Sie können alles was ich vorher schrieb, vielleicht gegen mich vornehmen, Sie können das Mädchen durch List oder durch Gewalt gäntzlich von mir trennen wollen, aber Sie können ihr nicht das Leben nehmen weil sie das Unglück hatte, längst schon von einem Unglücklichen geliebt zu werden, und Sie können diese Leidenschaft, und die Folgen die sie auf mein Benehmen hat, nicht vertilgen! — Es ist, bey allem was jedem Vernünftigen heilig ist, es ist nicht Trotz warum ich Das schreibe. Dieser Brief wird wie ich fürchte in

steckte (Inventar über den Nachlaß Jakob Friedrich Werners de dato 6. Dezember 1784, fol. 122/128, S. 50 a. a O.).

[1]) Marcus Aemilius Lepidus, der die zwei letzten Jahrzehnte seines Lebens († 13 v. Chr.) als schlichter Privatmann unter der Herrschaft seines ehemaligen Triumvirats-Kollegen verbringen mußte.

meiner Lage nichts verbessern, und kann es auch nicht. Auch hätte ich diesen Schritt nicht gethan, wenn ich Sie nicht hochschäzte; Sie sind so nicht glücklich wollen Sie sich zu später Reue aussetzen, auf Ihr Gewissen dennoch einen unvermeidlichen Vorwurf häufen? —

Nur dieses muß ich noch hinzusezzen, das einzige nur. Es ist nicht Trotz, aber Sie könnten mich einer Unredlichkeit beschuldigen, wenn ich es Ihnen nicht gesagt hätte. Ich war nie gesonnen das Mädchen zu heyrathen, bin es auch izt nicht, und will mich dafür reversiren, wenn man es verlangt, aber, sollte man sich gegen sie Schritte erlauben, die sie auf immer von mir trennen sollten, sie unglücklich machten, oder der öffentlichen Schande preisgäben, so wäre es meine Ehre, die ich in ihr vertheidigte mit Hintansetzung von allem, so würde ich es für meine erste Pflicht halten, ihr, da ich die unschuldige Ursache ihres Unglücks bin, den Schaden, auf die mir möglichste und für sie ehrenvollste Art, wenn gleich für der ununterrichteten Welt meine Ehre darunter litte, wenn es auch mein Glück nicht wäre, zu ersetzen, und nichts in der Welt sollte mich abhalten, dem unglücklichen Mädchen, in diesem äussersten Falle, diese Satisfaktion zu geben. Aber so weit wird es wie ich noch hoffe nicht kommen. —

Sie halten mich für schwach, und ich kann es Ihnen nicht verdenken, ich bin es würcklich in einigen Punkten, aber in andern, bey Gott, entschlossener als viele. Ich mögte sogerne das Wenige Gute, was hin und wieder noch meiner äussern Lage anklebt in Friede geniessen, ich mögte so gerne diese gute Laufbahn bey der Cammer die sich mir nun zu öfnen scheint, antreten, so gern mit meiner Familie gut stehen, ich bebe vor dem Gedanken hier noch meine bürgerliche Ehre, durch übereilt scheinende leidenschafftliche Schritte zu verliehren, aber bey allem was mir heilig ist, ich opfere alles auf, ehe ich das Mädchen dem Elende preis gebe und sie gantz von mir trennen lasse, und nur das Schreckliche meiner Lage, und die Pflicht nicht unredlich gegen Sie zu handeln, zwingt mich zu diesen unwiederruflichen Erklärungen.

Izt habe ich alles gesagt. Wollen Sie mein Glück nicht stöhren, wollen mich Sekretär bey der Cammer werden lassen, aber auch, bloß dadurch daß Sie es ignoriren, wenn das Mädchen sich der-

einst 3 bis 4 Meilen von hier wollfeil untergebracht aufhalten sollte, einem Menschen der am Rande seines unwiederbringlichen Elendes steht, seine Glückseeligkeit wiedergeben, so will ich alles über mich ergehn lassen, wenn nicht die anständigste Führung, der thätigste Fleiß in Verwaltung meiner Geschäffte bey der Cammer verbunden mit der strengsten Oekonomie meine Familie überzeugen sollten, wie sehr ich ihre wahre Ehre, und das Opfer schäzze, das ihre Güte mir bringt, und die thätigste Erkenntlichkeit, deren Art und Weise Sie in jedem vorkommenden Fall bestimmen könnten, würde Ihnen beweisen, was Sie mir gethan, und wie groß meine Dankbarkeit ist, die sich in der unveränderlichsten Treue zeigen sollte. Wollen Sie das alles nicht, so bin ich unglücklich, aber ich kann und werde, lieber alles verliehren als in diesem Punkte etwas nachgeben. — Machen Sie aus diesem Briefe was Sie wollen, ich habe ihn copirt aber ihn niemanden gezeigt. Zeigen Sie ihn wem Sie wollen, und seine Antwort kann mir nicht ungünstig seyn. Bestehen Sie aber auf Ihren Schritten, so zerreissen Sie lieber diesen Brief, daß er Sie nicht einmahl an das Unglück erinnere worinn Ihre gute Absicht einen Menschen stürzte der Sie liebte, Sie nie boshaft beleidigte, und so gern sich nennen möchte

Ihren Sie liebenden und dankbaren Freund

Werner.

[Adresse beiliegend:]

Des

königl. Preuß. KriegesRaths

Herrn Linck

Wohlgebohrnen

zu

Königsberg in Preußen.

5. An Johann Karl Linck.

Wohlgebohrner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Kriegesrath!

Sie wissen daß ich schon lange an einer Krankheit laborire, deren Ursache bey Gott nicht das Mädchen ist. Mein Arzt, der

Regiments Chirurgus Prager beym Rembowschen Bataillon, hat mir zu völliger Hinwegräumung eines kleinen Geschwürchens, was auch schon fast gantz fort ist, Pulver verordnet, mit etwas Merkurius versezt. Zugleich hat er mir zugeschworen, daß unausbleibliche Schwindsucht die Folge seyn würde, wenn ich bey dieser Cur Wein, hizzige oder saure Getränke tränke, und nicht die strengste Diät beobachtete. Ich habe ihm gesagt, daß ich morgen nothwendig einer grossen Gesellschaft beywohnen müßte, und er hat es mir geradehin abgeschlagen, wenn ich mich nicht selbst ruiniren wollte, und mir auf morgen eine La[ck]zanz verordnet. Alles das sind Thatsachen, über dessen Wahrheit nicht allein Sie, sondern auch der Hr. Major v. Preiß bey dem er steht, von ihm Erkundigung einziehen können, und er will es jedem sagen, daß in meinen Umständen, da ich eben am Ende meiner Cur bin, und schon lange nur Milch und Wasser trinke, jede Art Wein, und jede Mischung von Speisen mein unausbleiblicher Ruin seyn würden. Also zur Tafelloge kann ich morgen unmöglich kommen, und da ich doch auch ohne Verdacht zu erwekken nicht dann weggehn kann, und er mir auch die Lackzanz verordnet hat, so werde ich gar nicht kommen, und morgen früh einnehmen.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten Ihnen das anzuzeigen.

An Kriegesrath Bock werde ich schreiben und ihn erinnern, an das was er mir neulich versprochen, denn ich kann ihn unmöglich vorbeygehn.

Ich bin mit schuldiger Hochachtung

Ew. Wohlgebohrnen

gantz gehorsahmster Diener

Werner.

Königsberg,
d[en] 14ten Julii 1792.

[Am linken Rande der 2. Seite:] N. S. Auch meine Mutter bittet mich flehentlich mich morgen zu schonen, und nicht zu der Eßgesellschafft zu gehn.

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Kriegesrath Linck [Siegel]

Wohlgebohrnen.

6. An Johann Karl Linck.

Wohlgebohrner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Kriegesrath!

Ew. Wohlgebohrnen sehe mich genöthigt beykommenden Brief, da ich mich in meinem gestrigen auf ihn berufen, und er mir unerbrochen zurückgeschickt, zu übermachen. Er ist an meine Tante addressirt, mit einer Einlage an meine Großmutter. Als Curator der leztern [1]) muß ich Sie ergebenst ersuchen ihn zu bestellen, besonders da er in Ausdrükken der schuldigsten Ehrerbietung abgefaßt ist.

Die Rechnung pro Junio habe ich angefertigt, und für das mir vom Monath May noch zugutkommende ein Spatium offen gelassen, was der Rechnung vom vorigen Monath gemäß ausgefüllt werden kann. A[ls] Beylage lege ich die Quittung der Kosedoffsche [2]) ein. Dero gütige Offerte, mir mein Monathliches [für] August und September auszuzahlen, habe ich aus Gründen die Ew. Wohlgebohrnen aus meinem gestrigen Schreiben ersehen werden, nur für den iztlaufenden August angenommen [3]). Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

gehorsamer Diener

Königsberg, Werner.

d[en] 18ten August 1792.

[1]) In den Familienpapieren erscheint der Kriegsrat Linck zum ersten Male auf dem Dokument des Kontrakts zwischen der Hofrätin Gütther und ihrer verwitweten Tochter, der Kriegsrätin Kupner, (de dato 1. Dez. 1788) als gerichtlich bestellter Kurator (fol. 135).

[2]) Hier ist ein Stück des Blattes abgerissen.

[3]) Demnach hat Zacharias, der sich inzwischen verheiratet hatte, die Besorgung seiner Geldangelegenheiten selbst in die Hand genommen.

[4. S. Adresse:]

Des
Herrn Kriegesrath Linck [rotes Siegel[1])]
Wohlgebohrnen

7. An Johann Karl Linck.

Wohlgebohrner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Kriegesrath!

Ew. Wohlgebohrnen werden aus dem Briefe, den ich an meine Tante geschrieben habe, die Ursache meiner bisherigen Abwesenheit ersehen[2]). Ich kann nicht hoffen, daß Sie Sich nach dem was vorgefallen noch mit Führung meiner Geschäffte abgeben werden. Ich ersuche Sie demnach ergebenst mir eine Stunde zu bestimmen, in der ich gegen Aushändigung Dero Scheines, die Dokumente über meine Capitalien von Ew. Wohlgebohrnen abhohlen lassen darf. Ich werde nicht ermangeln, sollten Sie noch im Vorschuß seyn, Ihnen selbigen sogleich zu restituiren. Von den schon eingelaufenen Interessen, erwarte ich die Berechnung aus Dero Güte. Sollten Sie gesonnen seyn, mir das mir geliehene Capital, worüber Sie den Revers haben, noch für die nehmliche Intressen zu lassen, so bitte ich mir solches gütigst anzuzeigen, wo nicht so bitte ich mir die Verfallszeit zu notiren, damit ich Anstalt zu Dero Befriedigung machen kann. Ich habe die Ehre mich mit Achtung zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohrnen

gehorsahmen Diener

Königsberg, Werner.
d[en] 19ten August 1792.

[1]) Das Siegel der Wernerschen Familie zeigt in einem Schilde den Hippogryph und über dem Mittelknauf des Schildes nochmals das Flügelroß.

[2]) Zacharias hatte seiner Tante, der Kriegsrätin Kupner, die romantischen Umstände seiner ersten Heirat in Warschau mitgeteilt. Nach der Rückkehr des Ehepaares wurde Friederike von der Mutter Werners als „Tochter" in ihr Haus aufgenommen; darüber schreibt die langjährige Pflegerin der

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Kriegesrath Linck [rotes Siegel.]

Wohlgebohrnen.

8. An Johann Karl Linck.

Ew. Wohlgebohrnen haben mir alle meine Schreiben unbeantwortet gelassen. Ich muß daraus schliessen daß Sie meine wahre Willensmeynung gemißdeutet haben. Ich bin gesonnen die Führung meiner Geschäffte sofort selbst und allein zu übernehmen und so ersuche ich Ew. Wohlgebohrnen nochmahls gantz ergebenst, mir noch vor Ablauf dieses Monaths, meine Dokumente, deren Besitz mir jedes Gesetz zuspricht, zukommen zu lassen. Die Intressen für Michael, und etwanige noch rückständige schon in Ostern zu zahlende, werde ich sodann selbst einfodern, und Ew. Wohlgebohrnen nicht ferner damit behelligen. Sollten Dieselben wegen Dero Vorschusses besorgt seyn, welches die einzige Ursache seyn dürfte, die Sie bestimmen könnte, mir die baldmöglichste Auslieferung meiner Dokumente zu versagen, so bin ich nicht allein erbötig, Ew. Wohlgebohrnen die mir seit Ostern gemachten monathlichen Vorschüsse, sondern auch die mir ohne mein ausdrückliches Verlangen für die Monathe August und September ausgezahlte 200 fl, und das Denenselben für die Zeit Dero Geschäfftsführung noch competirende verabredete Quantum, gegen Ablieferung derer Dokumente zu remboursiren, und würde sodann, nur von der bis izt geführten Einnahme und Ausgabe, die Berechnung erwarten. Ich hoffe daß Ew. Wohlgebohrnen Sich über diesen Punkt sowohl, als über das mir vorgeschossene Capital baldmöglichst bestimt und schrifftlich zu erklären die Güte haben werden, indem die mündliche Bestellungen des Woneran oft sehr verwirrt sind.

kranken Mutter folgendes: „Wie das Mensch ins Haus kam, so nahm die Profeßorin ihr bei der Hand und sagte zu mir, daß das Mensch und der Werner ihre sehr lieben Kinder wären, und ich müßte mit respect mit ihnen reden. Sie können sich leicht vorstellen, wie mir dabei zu Mute war . . .“, siehe Anhang II, Nr. 13.

Ich übermache anbey die Rechnung für den Monath Julius wobey ich erklären muß, daß meine Mutter das, über die mir zur Ausgabe übermachten 15 Reichsthaler, ausgegebene, aus denen ihr wie sie sagt zur Ausgabe überschickten 18 Reichsthalern, zugeschossen, und davon während meiner Abwesenheit, die Ausgabe für Julius bestritten hat. Sie hat für den izt laufenden Monath die Rechnungsführung selbst übernommen, und besteht darauf sie für die Folge fortzuführen, weshalb ich mich izt und in Zukunft ihrer nicht mehr unterziehn werde.

Dero mir übersandte Nachweisung derer Postauslagen habe erhalten, ohne sie zu verstehen. Da mir Brief Porto für Briefe darin angerechnet ist die ich weder erhalten noch zu schreiben committirt habe, so dürfte auch die Bezahlung desselben von mir nicht zu fodern seyn, und kann ich sie nicht leisten [1]). Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

ganß ergebenster Diener

Königsberg, Werner.

d[en] 21ten August 1792.

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Kriegesrath Link

Wohlgebohrnen

9. An Johann Karl Linck.

Ew. Wohlgebohrnen remittire das mir übermachte Protokoll und Dekret E[ines] K[önigl.] Pupillen Collegii. Von der Sache selbst nicht gehörig unterrichtet, befrug ich darum meine Mutter, die wie Ew. Wohlgebohrnen sehr wohl bewußt, izt nicht allein den völligen

[1]) Linck erstattete das in der Affaire Zacharias-Friederike verausgabte Postporto im Betrage von 7 fl. 1 gr., da W. die Forderung nicht anerkennen wollte, zurück (handschriftliche Quittung Werners de dato 6. Sept. 1792, in den Familienpapieren, siehe Anhang I, Nr. 4).

Gebrauch ihrer sehr guten Verstandeskräffte, sondern auch ein ausgezeichnetes Gedächtniß hat. In angefügter Beylage hat sie die Gründe auseinandergesezt, warum sie die Schuldfoderung der Wittwe Grzanna nicht anerkennen kann. Ew. Wohlgebohrnen werden als Curator hienach Dero Maaßregeln zu nehmen wissen. Was mich betrift so trete ich aus den von ihr bemerkten Gründen ihrer Meynung bey, und werde mich, solange man diese nicht verwerfen kann, zu keiner Zahlung verstehen.

Die verlangte Quittung überschikke, mit einigen nöthigen Abänderungen, gleichfalls so wie Dero mir übermachte Vorschrifft. Von Ew. Wohlgebohrnen Billigkeit erwarte ich versprochenermaassen, unausbleiblich noch diese Woche, meine mir solange versprochene Dokumente nebst Berechnung, da ihr Besitz mir ausschließend und allein zukomt. Schließlich hoffe ich, daß Ew. Wohlgebohrnen als Curator meiner Großmutter, dieselbe nochmahls zu bewegen suchen werden, mein Schreiben an sie, was schuldige Ehrfurcht, und kindliche Liebe mir diktirte anzunehmen, da man billigerweise doch niemanden das Recht versagen kann ihn mindstens anzuhören; ich hoffe es von Ihnen, weil ich selbst in einem ähnlichen Falle so handeln würde, und mußte noch diesen Schritt thun, den meine Pflicht verlangte. Ich bin mit schuldiger Achtung

Ew. Wohlgebohrnen

ergebenster Diener

Königsberg, Werner.

d[en] 6ten September 1792.

[4. S. Adresse und Siegel]

Des

Herrn Kriegesrath Link

Wohlgebohrnen

10. An Johann Karl Linck.

Ew. Wohlgebohrnen haben mehrere höfliche Schreiben von mir — gantz unbeantwortet gelassen. Das Kränkende was für mich in

diesem Betragen liegt, werden Sie Selbst fühlen; ob Sie dieses beabsichtigen weiß ich nicht, wohl aber daß ich es nicht länger dulden darf noch will.

Sie haben mir seit vier Wochen täglich die Auslieferung meiner Dokumente versprechen lassen, Sie haben statt mir schrifftlich zu antworten, mich von einer Zeit zur andern durch den Domestiken mündlich vertrösten lassen. Ich habe um jede Mißhelligkeit zu vermeiden, geduldig gewartet, und diese kränkende Behandlung, ohngeachtet ich es nicht durfte, ertragen. Da ich jedoch aus der lezten Antwort des Wonerau, so unverständlich sie mir übrigens ist, schliessen muß, daß Sie mir noch immer den Besitz des Meinigen verwehren so muß ich mich, und zwar zum leztenmahle, deutlicher erklären.

Sie wissen, daß die Dokumente die ich von Ihnen fodere, die meinigen sind; Ihr eigenhändiger Empfangschein darüber, worin die Dokumente specificirt sind, und den Sie mir gegeben haben, besagt es, daß Sie selbige, bloß als Depositar zum Behuf der einzufodernden Zinsen, von mir erhalten haben. Sie wissen selbst daß Sie keinen Titel haben, selbige mir vorzuenthalten, da ich alle Ihre Anfoderungen, und zwar umsomehr befriedigen will, als ich nicht gesonnen bin unnöthigerweise ein Capital zu verzinsen, und da ich mein Eigenthum, von jedem ohne Wiederrede zu fodern, und ohne irgend jemandes Consens, darüber zu disponiren befugt bin, wie ich will.

Ew. Wohlgebohrnen ersuche ich demnach ergebenst, mir spätstens bis Sonnabend früh meine Dokumente zu remittiren, wiedrigenfalls ich, so ungern ich es thue, richterliche Beyhülfe werde suchen müssen. — Eine mündliche Antwort muß ich in jeder Rücksicht verbitten, und werde sie nicht annehmen. ich hoffe daß Sie mich nicht, zu diesem höchst unangenehmen Schritte zwingen, sondern meine gerechte Foderung noch bis Sonnabend erfüllen werden, muß aber, sollte dieses unterbleiben, erklären, daß ich mich sodann unausbleiblich gezwungen halten werde, ihn zu thun.

Ich habe die Ehre mit Achtung zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

Königsberg, d[en] 12ten September 1792.

ergebenster Diener
Werner.

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Krieges-Rath

Link [Siegel.]

Wohlgebohrnen

11. An Johann Karl Linck.

Wohlgebohrner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Krieges-Rath!

Ew. Wohlgebohrnen nehme mir die Erlaubnis nochmahls einen Brief an meine Gros Mutter in der Anlage zu gefälliger Bestellung zu übermachen. Ich kann ihrem mütterlichen Herzen zwar zutrauen daß sie mich strafen, aber mich nicht überreden daß sie gantz mich verstossen, wollen wird, und ich habe diesen Tag[1]) gewählt, um als Sohn zu ihrem Herzen zu sprechen — wird auch dieser Versuch vereitelt so bleibt mir mindstens kein Vorwurf! — Da Ew. Wohlgebohrnen mir die Beläge zu der letztern Rechnung noch nicht übermacht, so muß ich Sie hieran bey dieser Gelegenheit erinnern. Was die bisizt unterbliebene Bezahlung Dero Wechsels betrifft, so ist mir dieses in mancher Rücksicht unangenehm, jedoch hoffe ich Dieselben mit nächstem völlig befriedigen zu können. Für Ew. Wohlgebohrnen Bemühung mein Haus zu verkaufen bin ich Ihnen schuldigst verbunden, nur da ich doch ohne die äusserste Noth nicht die darauf verwandten Kosten einbüssen kann, so kann ich mich freylich nicht verstehn es unter 6000 fl zu verkaufen, und will, sobald nur ein solches Kauf Pretium geboten wird, sogleich in Unterhandlungen treten[2]). Man hat mir gesagt daß die Beendigung von meiner Mutter Angelegenheit, bloß durch Ew. Wohlgebohrnen Verzögerung erlitte. Sollte das gegründet seyn, so bin ich nicht blos als Sohn

[1]) Den Vorabend ihres [letzten] Geburtstages.

[2]) Nach den Familienpapieren (Kaufkontrakt zwischen Hofrätin Gütther und ihrem Enkel Zacharias de dato 2. November 1789, fol. 155/158) hatte Werner das Wohnhaus auf dem Butterberge Nr. 442 nebst Stallungen und Garten um 4000 fl. erworben.

einer mich zärtlich liebenden Mutter, sondern auch um selbige mit Ihnen in nicht noch unangenehmere Collisionen zu sehen, genöthigt Sie umsomehr um Beschleunigung der Sache, so weit diese in Dero Kräften steht zu ersuchen, und Sie zu bitten unsre gegenseitige Lage nicht zu verschlimmern, da schon unsre izzige so wenig meinem Herzen entspricht. Ich wiederhohle meine Bitte um gütige Bestellung meines Briefes. — Man verdamt ja niemanden ungehört! suchen Sie meine Grosmutter zu dessen Annahme und Durchlesung zu bewegen, als billig denkender Mann, als Maurer ersuche ich Sie darum, diese Auffoderungen lassen mich keine Fehlbitte fürchten. Ich füge nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß Sie mich nie schlechtdenkend, nie Dero ehemahliges Zutrauen gegen mich gemißbraucht finden sollen.

Der ich mit gebührendster Hochachtung die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

gehorsahmster Diener

Fünflinden, [1]

Werner.

d[en] 2ten Dezember 1792.

N. S. Ich übermache anbey die halbjährige 6 ProCent mit 30 Reichsthalern und bitte darüber eine Quittung.

12. An Justizkommissar Geseke.

Ew. Wohlgebohrnen

haben meiner Mutter die Rechnungen des Herrn Kriegesrath Link überschickt, mit der Bemerkung dieses sehr ansehnliche Pack aufs schleunigste durchzusehen, oder sich die üblen Folgen jedes etwanigen Verzuges selbst beyzumessen! —

Meine Mutter mußte Mondtag eine kleine Landreise in Geschäfften machen, unterweges ward sie von einer Unpäßlichkeit befallen, die für ihr Leben Besorgnis erregte, sie ist izt hier und muß noch in den heftigsten Schmerzen und Magenkrämpfen das Bette hüten.

[1]) Landgut, ca. 2 Meilen von Königsberg gelegen, das Zacharias zur Bewirtschaftung angekauft hatte, siehe unsere Nr. 14, Anhang II.

Da dieses ihr nicht einmahl die Feder zu führen, geschweige sich mit so weitläuftigen Rechnungen zu beschäfftigen erlaubt, so hat sie mir aufgetragen Ew. Wohlgebohrnen in ihrem Nahmen zu erklären: daß sie Rechnungen, die man mehrere Monathe verzögert hätte, nicht in wenigen Tagen durchsehen könne und wolle, daß sie überhaupt sich damit nicht abgeben, sondern das ihr zugeschickte Pack unentsiegelt remittiren, und E[inem] Königl. Pupillen Collegium ihre Auseinandersezzung mit ihrem gewesenen Curatori sowohl als die Durchsicht des leztern Rechnung überlasse, und alsdenn, aber auch nur alsdenn sich erklären würde. Auch wisse sie übrigens gewis, daß ihr als einem Frauenzimmer, dieser so nöthige Verzug einer Sache nicht zur Last fallen könne, da man ihr nicht zumuthen könne, mit der Decharge sich ohne genaue Prüfung zu übereilen, und die Sache unnüzzerweise geflissentlich so lange verzögert sey. Nach dieser Erklärung, die ich dem buchstäblichen Auftrage meiner Mutter gemäs zu geben schuldig war, habe ich nichts weiter hinzu zu setzen, als daß ich mit vorzüglicher Hochachtung d[ie] Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

ganß ergebenster Diener

Königsberg, Werner.

d[en] 31sten May 1793.

[4. Seite Adresse:]

Des

Herrn Justiß-Commissarius Gesecus [Siegel.]

Wohlgebohrnen

13. An Justizkommissar Lißkow.

Ew. Wohlgebohrnen

bitte gehorsamst, dem Herrn KriegesRath Link anzuzeigen, daß ich die seit dem 21sten hujus fälligen ein hundert Gulden Intressen, demselben durch Herrn Capitain v. Lindheim nebst denen bis zum 21sten Nov. laufenden, leztere nehmlich praenumerando binnen

8 Tagen entrichten würde, indem letzterer nach deshalb mit Hrn. Kriegs Rath Link getroffener persönlicher Abrede, ihm Capital und Intressen zu entrichten versprochen. Ich bitte nur noch gegen d[en] Herrn Curator meiner Grosmutter zu erwähnen, daß, da das Capital medio Junii bereits entrichtet würde ich von ihrer Billigkeit hoffte daß sie sowohl als der Hr. Curator bis dahin mit viertel-jährigen Intressen als von einem Enkel zufrieden seyn würde, obwohl ich einsehe, daß ich, wenn man in diesem Punkte die Stimme der Billigkeit nicht hören will, zu halbjährigen Intressen bis zum 21sten Nov. mich nach dem strengsten Rechte verstehen mus. Noch muß ich Ew. Wohlgebohrnen ersuchen Nahmens meiner den Herrn Krieges Rath Link um die Auslieferung eines bereits im May 1792 meiner Großmutter in Verwahrung gegebenen glatten goldnen Ringes, gegen Empfangschein von meiner Seite, zu ersuchen, um welche Kleinigkeit ich schon sehr oft vergebens gemahnt habe [1]). Ich überlasse es Denenselben diesen Brief in Originali oder die Contenta desselben d[em] Herrn Kriegesrath Link zu übermachen, und ihm über die beyden Haupt Punkte um bestimte Antwort zu ersuchen.

Schlüßlich habe ich die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

ganß ergebenster Diener

Königsberg, Werner.

d[en] 31sten May 1793.

[4. S. Adresse:]

Des

Herrn Justiß-Commissarius Lißkovius

Wohlgebohrnen

[rotes Siegel.]

[1]) Zacharias hat den Ring am 3. Juni durch die Tante erhalten (Empfangsbescheinigung fol. 295 in den Familienpapieren, siehe Anhang I, Nr. 5). Aus unseren Nummern 12 und 13 geht hervor, daß auch Kriegsrat Linck die Kuratelgeschäfte zurückgelegt hatte, daß der freundschaftliche Verkehr zwischen den Häusern Werner und Linck abgebrochen war und nur mehr die

14. An Ernst Friedrich Peguilhen[1]).

Warschau, den 27. Dezember 1796.

Mein lieber braver Freund!

Für's Erste haltet es meinem Beutel, der jetzt schlecht bestellt ist, zu gute, daß ich unfrankirt geschrieben und frankirt Eure Antwort wieder nicht. Für's Andre nehmt meine Gratulation, nicht zum neuen Jahre — denn nach französischer Rechnung ist es noch nicht angegangen[2]), vielmehr —, und der Himmel hat es gut mit Euch gemacht. Aber ich will nicht predigen, sondern, so sauer mir auch bekanntlich das Briefschreiben wird, Euch lieber Nova schreiben, in der Hoffnung, daß Ihr meinen Brief früher als im Jahre 1798 beantworten werdet. Es ist hier ein sehr h—r Aufenthalt. Deutsche Comödien, worüber man sich bespeien möchte, pohlnische, die man nicht versteht und auch nicht zu verstehen Lust hat, Bälle, resp. von H[uren] (häßlichen), Schneidergesellen, Bedienten und Beutelschneidern zusammengefezzt, — das ist hier unser tägliches Plaisir. Die Priester und Priesterinnen der Gottheit Freiheit präsentiren sich hier in der Gestalt impertinenter junger Bengels, die keine Mores und kein Geld, aber böse Krankheiten, von Kaufleuten, die keinen Handelsverkehr und keinen Credit, aber die Ideen ihrer alten Herrlichkeit im Kopfe, von Damen, die keinen Verstand, kein Herz und keine Schönheit, aber Schminke und Ungeziefer haben. Hiezu nun gerechnet, daß das Quartal-Gehalt schon immer, bei der niederträchtigen Theurung, im Anfange des Vierteljahres darauf geht, so könnt Ihr Euch denken, was wir mit unsrer Deutschheit hier für liebenswürdige Rollen spielen. Veränderungen sind bei der Kammer wenig; der zweite Kammerdirektor H[ellwing][3]) ist ein braver und gescheuter Mann, für den ich, praemittendo und post-

beiderseitigen Justizkommissare (-Rechtsanwälte) die notwendigen geschäftlichen Verhandlungen leiteten. Bloß die Tante Kupner scheint noch mit dem Wernerschen Hause in Verbindung geblieben zu sein.

[1]) geb. 1770, Kriegsrat.

[2]) W. feierte nicht den 1. Januar, sondern den 2. Juli, Rousseaus Sterbetag, als Neujahrstag, siehe A. Schr. 14. Bd. S. 23 Anm.

[3]) Siehe Kgl. preuß. Hof- und Staats-Hdb. für 1797, S. 109.

mittendo expedire, auch daneben — durcheinander rühre, [Graf von der Schulenburg?] [1]) hat das Collegium medicum noch nicht organisirt, auch möglichst gesucht, mich dem Publikum als einen Esel, nach beliebter alter Manier, darzustellen; da er es aber mit allen Menschen so macht, so hört man nicht mehr darauf. Wir werden jetzt einen neuen Rath E** [2]), einen neuen Kammer-Assessor ** [3]) bekommen, der ein guter Dichter, aber von der Art seyn soll, daß man nicht gern eine halbe Stunde mit ihm allein bleibt, um nicht der Gegenstand eines Dythiramben-Feuers zu werden. Ein andrer neuer Rath ist stocktaub, und trägt immer vor, ohne auf alle Einwendungen zu hören oder sie zu verstehen; es werden ihm daher auch keine mehr gemacht. — — Mir sind die 100 Thaler vom Collegio medico, da ich dabei noch nichts gearbeitet, als Zulage gerechnet und bin ich übrigens auf's nächste Etats-Jahr verwiesen worden. — Noch haben wir ein neues Subjekt, das im Thiergarten geboren und erzogen und der Sohn eines Offizianten ist. Eine stockberlinische, ungenirte Seele, der Alles versteht à la —, aber noch unerträglicher. Ein neuer Referendarius —, der keinen Menschen grüßt, und ein erster Calculator D— [4]), ein ä c h t e r Schlesier, der keinen Etat kennt und Euch tausend Spaß machen würde, mögen die Bilder-Gallerie beschließen.

Meine poetische Ader ist ganz todt, bis einstens der getreue Hirt u. s. w. Nachdem ich mich eine lange Zeit herumgetrieben, und Geld ohne Genuß und Geschmack verschwendet, bin ich jetzt in einem solchen Spleen, daß ich nirgends mehr hingehe. Hiezu trägt theils

[1]) Wirkl. Geh. Staats-, Krieges- und Kabinets-Minister, erscheint im Kgl. preuß. Hof- und Staats-Hdb. f. 1798 als Chef des Medizinal-Departements.

[2]) So im Druck; im Hof- und Staats-Hdb. f. 1797 findet sich kein „neuer Rath“ dieses Namens. E. vermutlich falsche Lesung für C. Ein Herr von Colomb wird a. a. O. S. 109 unter den Kriegsräten aufgeführt.

[3]) Vermutlich v. Schütz, der aber erst im Hof- und Staats-Hdb. f. 1798 nicht aber in dem für 1797 genannt wird.

[4]) Die Referendare und Kalkulatoren sind in den amtlichen Registern dieser Zeit ebensowenig erwähnt wie die Kammersekretäre, weshalb auch W.s Name nicht aufscheint.

Geldmangel, theils eine andre Ursache das Ihrige bei. Ich bin nehmlich verliebt in ein Weib auf dem Lande, in ein Weib, die die höchste Weiblichkeit (ich sage nicht Schönheit) besitzt, die ich je gesehen. Sie kommt nicht oft her, ich correspondire aber mit ihr alle 8 Tage und wir schreiben uns bogenlange pohlnische Liebesbriefe. Sie ist einige zwanzig Jahre alt, hat einen Mann der alt ist und Kinder. Sie ist übrigens von gutem Adel und will sich von ihrem Manne trennen, mich heirathen, und ich soll sie (cruel genug) do smierca (bis in den Tod) lieben. Ein andres niedliches Mädchen (auch Fräulein) von 17 Jahren hier in der Stadt, die die Harfe spielt, auch ein bischen Deutsch und ziemlich gut Französisch spricht, schmachtet unter dem Druck eines Stiefvaters, und will mich absolut heirathen; ich wollte es auch, sie hat aber kein Geld, und daher habe ich noch nicht anbeißen können. Die Frau liebt mich, das Mädchen aber wohl nur die Freiheit; ich liebe die Frau, die Freiheit und nicht das Mädchen, bin also in gewisser Art zwischen Angel und Thür, da Ehe ohne Liebe ein Unding ist. — Die Weiber verstehen hier in keinem Betracht Spaß, und wollen, von der höchsten bis zur niedrigsten, für Gunstbezeugungen bezahlt seyn. Geld oder nichts, ist die Losung. Damit halten sie uns für so bonnes mises [1]), daß sie uns, ob sie uns gleich verachten, doch absolut heirathen wollen, und es ist hier nichts leichter, als eine schöne (aber arme und unwirthschaftliche) Frau zu bekommen. Sagt man einem weiblichen Geschöpfe was von Liebe, so spricht sie von Treue u. s. w. und nimmt das Ding gleich so au pied de lettre, daß sie an communio bonorum, an alles Mögliche schon denkt, und man Gott dankt, wenn man mit heiler Haut heraus ist.

Alle diese Umstände machen mir Warschau zu einem miserablen Aufenthalt, und kurz, damit ich's nur heraussage, ich erneuere bei diesem neuen Jahre inständigst meine Euch schon bekannte Bitte: trahe me post te. Ich habe in Warschau platterdings nichts, noch zehnmal weniger Interessantes als in Plock gefunden. Ich habe zwar 400 Thlr. Gehalt, aber was ist damit hier zu machen; wer weiß, wie sauer mir — noch das Leben machen wird, wer

[1]) Einsatz, z. B. beim Lotteriespiel.

weiß, ob (da bei Gott nichts unmöglich) mir St — der ein Neveu vom Kammerdirektor — ist, nicht vorgezogen wird, ob ich nicht ewig Sekretair bleibe u. s. w. Könnt Ihr mich also, auf irgend eine selbst beliebige Art, zum Kammer-Assessor in Bialystock oder auch Plock machen (denn eine Sekretairstelle oder Referendarius-Würde nehme ich, wie ich Euch ausführlich gesagt habe, nicht an) so würdet Ihr mich äußerst verbinden und mir den vormundschaftlichsten Dienst von der Welt erzeigen. Ob das angeht und wie es zu machen ist, um mich dabei sowohl für die Zukunft zu sichern (daß ich nehmlich nicht riskire auf Diäten gesetzt und wieder abgesetzt zu werden) als auch, wie man verhindern kann, daß ich nicht unreines Wasser ausgieße, ehe ich reines habe und nicht früher bei hiesiger Kammer compromittirt werde, ehe ich Gewißheit meines Engagements bei Euch erhalte, das Alles überlasse ich Eurer Vorsicht und Klugheit, indem ich um so weniger hierbei übereilt zu Werke gehen möchte, als ich wirklich nicht bloß die Liebe, sondern auch das Zutrauen des Collegii ziemlich hier auf meiner Seite habe; man hat mir z. E. die Cantonsaufnahme eines Zirkels hiesiger Stadt, mit einem Thaler Diäten anvertraut, und dieses von mir nun beendigten Geschäftes vortheilhaft bei Hofe erwähnt. Uebrigens versteht es sich, daß ich unter meinem jetzigen Gehalte von 400 Thalern auch nicht als Kammer-Assessor dienen kann, und eben so wenig kann ich mich zu dem großen Examen [1]) verstehn, oder überhaupt zu irgend einem Schritte der Bruit macht. Das ist Alles was ich Euch darüber schreiben kann, und ich überlasse es Eurer Freundschaft Alles in die Wege zu lenken, wie es am besten ist, nur daß Alles incognito bleibt und kein Mensch bei der hiesigen Kammer davon etwas erfährt. Ueberhaupt ist das die Hauptsache, daß ich, wenn der Vorschlag ja realisirt werden könnte, bei hiesiger Kammer keinen Schritt eher thue, als bis ich bei Euch meiner Sache gewiß bin. Könnt Ihr mir also zum Kammer-Assessor hier oder in Plock verhelfen, so will ich Euch ewig dankbar seyn, und Euch in Gesellschaft eines lieben

[1]) Scil. das Assessor-Examen zur spätern Erlangung des Charakters eines Kriegsrates, öfters in den Briefen W.s erwähnt.

Weibes, die ich schon in petto habe, aber bei meiner jetzigen Lage nicht heirathen kann, danken. Macht Alles wie es Euch Klugheit und Freundschaft rathen werden. Schreibt bald und ausführlich Eurem Freunde

Werner.

15. An Ernst Friedrich Peguilhen.

NB. In diesem ganze Briefe ist, wider Gewohnheit, fast gar nicht von mir die Rede, also les't ihn mit Verstand, und laßt Euch das Porto nicht reuen.

Warschau, den 14. Januar 1797.

Lieber braver Freund!

Ich habe Euren letzten Brief erhalten und ihn, nebst dem vorigen, so wehe es meiner Empfindung that, verbrannt. Es war mir, als ob ich Eure Asche vor mir sah, doch Ihr wollt es haben und damit gut. — Quoad der Versetzung nach Plock habt Ihr ganz recht, daß wir uns zuvörderst in Königsberg darüber sprechen müssen. Laßt also die Sache bis dahin in statu quo und reponirt Acta, bis einstens der getreue Hirt die Todten auferwecken wird. — Also auch davon genug und nun zur Beantwortung Eures Briefes, der mich mehr seiner Naivetät als der Gründlichkeit der darin geäußerten Begriffe wegen interessirt. Indessen interessirt er mich so sehr, daß ich Euch unverhohlen darüber so viel äußern will, als man einem Briefe anvertrauen kann. Daß auch ihr von dem Knechts-Pfade wankend werden solltet, wie es doch fast zu scheinen scheint, wundert und betrübt mich sehr. Es ist freilich sehr natürlich, daß die Achtung gegen das uns umgebende Raupengeschlecht, auch bei dem höchsten Enthusiasmus für Menschheit in genere, sinken muß, wenn man es in der Nähe besieht; es kann daher auch sein Beifall wohl nichts Reizendes seyn. Hier ist aber auch nicht vom Beifall, sondern vom Guten um des Guten willen die Rede. Allerdings ist bei der heiligen Freiheit noch ein höherer Zweck die Absicht, nämlich höchstmöglichste Veredlung der Menschheit, die nur durch solche möglich ist. Wenn

diese Veredlung aber nur durch jenes Mittel erreicht werden kann, so ist es zu viel verlangt, nur einem idealisch veredelten Volke Freiheit einflößen zu wollen, ein solches philosophisches, nirgends existirendes Volk würde auch in Ketten seinen innern Werth nicht verlieren; dagegen scheint auch ein Volk von mittlerer Geistes- und nur nicht zu sehr vernachlässigten moralischen Kultur mir schon des höhern Lichts empfänglich, um durch diese Flamme, die man ihm freilich nicht nach dem bekannten sic transit gloria mundi [1]) unsrer Brüder Heu-Ochsen in's Gesicht blasen muß, erst erwärmt, dann erleuchtet zu werden. Dies e r s t und d a n n ist praktisch wichtig. Es ist mit der Freimaurerei gerade wie mit dem Predigen, oder da Euch dies Wort ein Greuel ist, mit einer guten moralischen Rede. Die Hochgelehrten bedürfen ihrer nicht und können sie sich selbst schreiben; der Plebs, die Gebrüder Rindfleisch et Consorten, verstehen sie nicht, aber die Leute von mittlerer Geistesbildung und empfänglichem Herzen haben ihren guten moralischen Nutzen davon [2]). So viel über diesen Punkt, wobei ich Euch die Worte aus der Bibel: „werdet nicht laß, werdet nicht müde“ [3]) zurufen und Euch überlassen muß, Euch in meinem Namen das Capitel zu lesen, falls die Einziehung der Domainen Euch so ausschließlich beschäftigen sollte, daß Ihr darüber die A u s s a a t auf den Domainen der Vernunft zu bestellen und das A und O, das Ding aller Dinge, vergäßet. Die Stelle Eures Briefes: „als K** wären alle Weiberherzen dein,“ beweist mir übrigens auch ein wenig, daß Ihr Euren Brief nach einer anstrengenden Arbeit geschrieben habt, denn bei völliger Sammlung der Gedanken konntet Ihr wohl nicht einen so großen Namen mit einem so kleinen Zwecke zusammenstellen, und da dieses eine höchst sträfliche Legereté in wichtigen Dingen anzeigt, so muß ich Euch auch darüber hiemit einen schriftlichen Genickstoß ertheilen

[1]) Zitat aus dem Zeremoniale der Papstkrönung; auch bei Thomas a Kempis: Imitatio Christi I, 3, 30.

[2]) Erst im folgenden Jahre trat W. der neu gestifteten Loge „Zum goldenen Leuchter“ in Warschau bei, siehe unsere Nr. 53 und drei darauf bezügliche Gedichte aus dem Jahre 1798 in den A. Schr. I. Bd. S. 87, 90 und 107 ff.

[3]) II. Theff. 3, 13.

Ihr wißt überhaupt, daß wenn Ihr schon von Weibern und Liebe anfangt, auch immer offenbarer Krieg zwischen uns ist. So auch hiebei. Ihr schreibt, ich soll Euch sagen, ob Ihr Liebe um der Freiheit oder Freiheit um der Liebe willen wollt? Das will ich Euch sagen: ich glaube und hoffe, daß Ihr Liebe um der Freiheit wegen wollt. Ihr kanntet Euer ganzes Leben durch nur das sinnliche Gefühl, was man sehr falsch mit Liebe verwechselt. Ein einziges Mal — und zwar bei der S—, fühltet Ihr ein Analogon von Liebe, dieses war aber doch nicht Liebe, sondern nur eine, mit dem Geschlechtstriebe vermischte und dadurch erhöhete Sympathie der Gesinnungen mit Freundschaft, das heißt Hochschätzung und gemeinschaftliches Hinstreben zu einem edlen Zwecke, verbunden. Die S — war Eure Freundin, was freilich noch einmal so viel als Freund ist, aber nicht Eure Geliebte. Die S— war, wie ich fast vermuthe, ein Weib mit großen Anlagen; Größe verehrt man, aber man liebt sie nicht; wenn sich Größe herabläßt — vermenschlicht möchte ich sagen — so wird es Freundschaft, aber immer noch nicht Liebe. Lieben kann man nur: die veredelte Weiblichkeit. Wenn Euch dieses nicht ganz faßlich ist, so leset Alles, was Schiller über dies Capitel gedichtet hat. Ihr habt Bruchstücke von dieser Weiblichkeit gefunden, aber noch hat nicht das Ganze, in einen Brennstrahl gesammelt, auf Eure Seele gewirkt. — Da Ihr indessen doch werdet wissen wollen, was eigentlich veredelte Weiblichkeit ist, so will ich Euch etwas darüber beispielsweise schreiben. Denkt Euch also ein Weib, von der Natur als Meisterstück geformt, bei der Alles Tugend wird, was bei Andern Fehler, gar Laster seyn könnte. Ihre Seele und ihr Körper sind Eigenthum dessen, der sie liebt, sie würde ohne Schaamröthe, vielleicht selbst vor Zeugen, ihm Alles preis geben, nicht aus Mangel an Schaam, sondern weil ihre reine Seele in dem edelsten Triebe der Sinnlichkeit nichts Unreines, und ihr richtiger Verstand in der Mittheilung der Körper, wo die Seelen eins sind, nichts Inconsequentes sieht. Ihr Haab und Gut würde sie dem Geliebten mit eben der Unbefangenheit geben, als das seinige von ihm annehmen, weder in Einem noch im Andern ein Verdienst, sondern nur einen natürlichen Trieb ihres Herzens und dessen Er-

wiederung sehen. Die Narrenspossen und Gesetzbücher der bürgerlichen Welt sind ihr ein Mischmasch, den sie nicht zu erlernen braucht. Ihr Gefühl, was sie immer richtig leitet, ist ihr Gesetz. Ihre Gefährten mögen polnische Bären oder geleckte Kammerherren seyn, sie wird von ihrer Nähe unverbubanzt. Sie lebt in ihrer Gesellschaft isolirt im Stande der Unschuld, im goldenen Zeitalter, ein vernünftiges Kind, ein wohlthätiger Genius. Sie liebt Alles und wird von Allen geliebt; wer sie ansieht, läßt sich für sie prügeln, wen sie anlächelt, der geht für sie ins Feuer. Hat sie unerwiederte, unverstandene Empfindungen Wochen, Jahre lang im Busen verschließen, himmelschreiendes Unrecht von unwürdigem Geschmeiß erdulden müssen, so murrt sie nicht, sie zürnt nicht, sie grollt nicht, sie schweigt, und nach langer Zeit lös't sich diese Wolke des, mit keiner Empfindung des Hasses — wie sollte ihre Seele, die nur Liebe ist, Haß kennen — vermischten Grams, auch nicht Grams, sondern trauriger Sehnsucht nach einem sie verstehenden Herzen, in den himmlischen Thau der Thränen auf! — Ach, liebster Freund, wer die Seligkeit, diesen Thau aus den Augen eines solchen weiblichen Weibes auszusaugen, mit den raffinirtesten Genüssen in Graham's Wunderbette [1]) zu vertauschen im Stande ist, der mag alle mögliche Genußsucht haben, aber er hat weder ein Herz, noch richtige Beurtheilung des wahren höchsten Menschenwerths, der nur da ist, wo der Wille, instinktmäßig mit der Vernunft verbunden, nur das Gute will. Lieber Freund! Ihr habt Kopf und Herz, liebt doch nur einmal, wenn Ihr so glücklich seyd, was zu finden, und Ihr werdet sehen, ob ich recht habe. Lebt wohl, schreibt mir einen recht ausführlichen Brief; nichts von der Versetzung, die bleibt am Nagel gehangen bis zur zukünftigen mündlichen Besprechung und bis dahin müßt Ihr auch keine Schritte deshalb thun. Schreibt mir viel, es ist ein Aufwaschen, und wir sind Beide so unglücklich, von metallenen Colossen umgeben zu seyn, welche unverdrossen auf

[1]) James Graham (1745 bis 1794), ein medizinischer Charlatan, der durch sein 1779/80 ausgestelltes „himmlisches Bett“, das u. a. von Unfruchtbarkeit befreien sollte, viel von sich reden machte; siehe Dictionary of National Biography 22, 324 ff. [frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Rob. F. Arnold-Wien].

unser bischen Menschheit losdreschen, brauchen daher Beide Trost von oben.

Euer Freund

Werner.

16. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Ich bitte, in der baldigen, wenigstens einen Bogen langen Antwort, mein Projekt auf Königsberg nicht zu vergessen.

Warschau, den 5. April 1797.

Mein lieber Freund!

Daß ich so lange nicht geantwortet habe, war nichts weiter als Faulheit, und eine gewisse unerträgliche Stimmung meines Gemüths, die nicht Melancholie, aber eine unerträgliche Leere ist. Wenn ich spazieren gehe, so empfinde ich in dieser Sandwüste gar nichts, und wenn eine Lerche singt, so möchte ich sie schießen, wenn ich ein Gewehr hätte und laden könnte. Die liebe Dichtkunst geht bei der Gelegenheit ganz zum Teufel, die Musik macht mir Langeweile. Das deutsche Theater ist zum Herauslaufen schlecht, auch habe ich mich so ausgebeutelt, daß ich kein Geld habe, die elenden Comödien zu bezahlen. — Mein deutscher Stil hat durch Polen an Kürze und Energie sehr gewonnen. Da er keine Perioden liebt, so mache ich auch gar keine mehr. Eine ganze Expedition klingt sehr oft so: „Die von Euch angeführten Gründe sind ganz unstatthaft." Punktum. „Es ist bekannt, daß Ihr ein unnützer Mensch seyd." Punktum. „Dies gereicht Euch auf Euren Bericht zum Bescheid. Sind etc." Bei meinem andern Decernenten fließt indessen mein Periodenbau wie ein zwar seichter, aber doch wasserreicher Bach, denn anders nimmt er es, obgleich er mir sehr gut ist. Bei dieser Gelegenheit verliert mein moralischer Stil eben so viel an Festigkeit, als mein physischer schon verloren hat, und bei beiden bin ich oft im Zweifel, ob ich ein Jungchen oder ein Mädchen bin. — Alles dieses, verbunden mit der Leere, in der ich mich hier befinde — ich habe hier fast gar keine Bekanntschaft, da ich kein Geld habe — hat in mir schon den Wunsch erzeugt, zu meinen väterlichen

Hütten, wo mittlerweile Alles bunt über Eck geht, zurück zu kehren, und wenn ich in Königsberg ein meinem jetzigen Charakter und Gehalt angemessenes Emploi [1]) kriegte, ich nähme es wohl an; das heißt viel gesagt, nicht wahr? Schreibt mir darüber Eure Meinung, auch ob Ihr was dabei thun könnt. Ich kann erst auf den Junius nach Königsberg [2]) kommen, da der Revue und der Ankunft des Ministers wegen Keiner eher Urlaub kriegt. Es wäre hübsch, wenn ich Euch da träfe.

Noch Etwas von psychologico philosophicis. Eure Liebe, qua Mischung der Körper und Seelen, ist mir noch nicht bestimmt genug definirt, obgleich ich es Euch zum Ruhme nachsagen muß, daß Ihr über diesen Punkt, in Eurem letzten Briefe, viel Anschein zur Besserung verrathet. Jenes allein, schreibt Ihr, heißt Wollust, dieses allein Freundschaft. Wie aber nun, wenn Ihr auf eine H— trefft, die Geist hat und mit Euren Gesinnungen über Freiheit und andere Gegenstände des Denkens sympathisirt, oder wenn Ihr mit Eurer Freundin zum Aeußersten kommt, ist beides Liebe? Um Euch eine kleine Nuß zum Knacken zu geben, so will ich Euch einmal diese Definition vorlegen. Liebe ist ein durch Geschlechtstrieb veranlaßter NB. unwillkührlicher Drang, sich mit einer schönen Seele zu identificiren. Dies letzte Wort soll viel sagen, auch Drang ist noch nicht genug; aber welcher Meister könnte wohl Empfindungen vollkommen in einer Sprache, noch dazu in der deutschen, malen. In diese Definition ist, um auch die Epicuri de grege zu befriedigen, vom Genuß so viel hereingebracht, als nur möglich. Wollt Ihr übrigens meinen Antipoden über diesen Punkt lesen, und durch die Aufopferung, Euch durch einen Wust musikalischer Theorie durchgearbeitet zu haben, Euch das Vergnügen erkaufen, eine Heldin nach Eurem Gusto und im dritten Theil eine neue Definition der Liebe zu finden, so les't „Hildegard von Hohenthal“ von dem, immer freilich sehr großen Verfasser des „Ardin-

[1]) Ist eigentlich masc. „Anstellung“.

[2]) Auf dieser Reise (und zwar vermutlich auf der Rückreise) entstand das Gedicht „Maria“ (auf den Tag Mariä Himmelfahrt [15. August] 1797), dessen Eingangsszene im Kloster zur hl. Linde im Ermlande spielt, siehe A. Schr. I. S. 83 ff., dazu Düntzer, Zwei Bekehrte, Leipzig 1873, S. 15.

ghello“ [1]), der indessen als ein bonus Homerus bei Behandlung der Liebe manchmal zu schlummern scheint [2]). Nicht nur, daß seine Liebhaber alle, ohne ein Wort bei Explicationen zu verlieren, mit dem Schluß anfangen wollen, alle diese Evenements krönt der Verfasser noch mit der Definition: Liebe ist die Begierde, mit einer Person andern Geschlechts Kinder zu zeugen! [3]) — Abgerechnet nun, daß die Person andern Geschlechts, nach dem Vorhergesagten, den Begriff zu sehr einschränkt, so frage ich auch jeden Menschen, ob er, bei solcher Liebe, ernsthaft an Kinderzeugen gedacht haben kann. Daß des Holzhackers, des Bruder Rindfleisch seine Liebe bloß auf dieser Idee beruhen mag, kann seyn, und daß mithin der meisten Menschen Liebe darauf beruhen mag, ist auch wahr; daß aber in allen Sachen des Geschmacks, feinern moralischen Gefühls und dergleichen, denominatio niemals a potiori, sondern a meliori geschehen kann, scheint erwiesen, und wenn ich bei der Definition der Liebe die eines Fleischers zum Muster nehmen will, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht sagen kann, der Geschmack an der Musik ist das Wohlgefallen an muntern hell klingenden aus Consonanzen bestehenden Melodieen. Eine Definition, die mir wohl kein Mozart passiren lassen wird.

So willfährig ich übrigens bin, mich in Ansehung des Begriffs der Liebe mit Euch taliter qualiter zu vergleichen, so kann ich in Ansehung Eurer Gleichnisse doch kein Gleiches thun. Das heroische Weib, die in Fesseln noch Rache droht, ist mir nimmermehr liebenswürdig, wenn ich Euch gleich in der Hauptsache, daß die Schlafmützen-Theorie: segnet, die Euch fluchen [4]) — zu der mich mein Schlafmützen-Temperament schier hinreißen möchte — dennoch, so

[1]) Der „deutsche Lukian“, Romanschriftsteller Joh. Jak. Wilh. Heinse (1749—1803), Verf. des „Ardinghello und die glückseeligen Inseln“ (Lemgo 1787) und der „Hildegard von Hohenthal“ (Berlin 1795—96).

[2]) Anspielung an den V. 359 der Ars poetica des Horaz: Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

[3]) Siehe „Hildegard v. H.“ 2. (nicht 3.!) Teil, S. 354 im Gespräche des fürstl. Kapellmeisters und Komponisten Lockmann mit dem alten Baumeister Reinhold.

[4]) Luk. 6, 28.

edel und rein sie als Idee ist, sich durch praktische Folgen sehr schlecht bewährt hat. Aber anders ist ein Weib, anders ein Mann, anders ein arkadischer Schäfer, anders ein Kosack. „Natur“, sang ehemals der berüchtigte kleine colombisirte Dichter des großen Kosciuszko [1]), der wo möglich noch schlechter expedirte als dichtete:

> „Natur bezeichnet jedem seine Wege,
> Der Mann bricht sich durch Felsen ebne Stege,
> Das Weib flicht besser Kränze als der Mann!“

Ich will Euch noch zum Schluß eine Parabel, die aber leider Gottes keine Fabel ist, von einem hier existirenden heroischen Weibe erzählen. Einem schönen Weibe stirbt ihr kleines Kind. Gute Freunde besuchen sie am nämlichen Abend. Das Kind liegt im Sarge; sie reißt es heraus, jagt die guten Freunde zum Spaß damit in der Stube herum, um sie zu schrecken, und schreit immer lachend: hu! hu! Dieser unmenschliche Zug hat mehr Heroisches, als eine Heldin des Alterthums vielleicht darzustellen im Stande wäre. Zur Ehre der Menschheit will ich glauben, daß dieser Zug nur bei einem äußerst verwahrlosten weiblichen Geschöpfe, kurz nur in Warschau möglich ist. Aber Ihr werdet mir eingestehen, daß keine Kindermörderin so strafbar seyn kann, als diese Mutter, und verfolgt man die Geschichte pragmatisch, so ist die Abweichung von den ewig unveränderlichen Gesetzen der Natur, die Sucht, Männer zu spielen, Männerstärke in schwachen Gefäßen gähren zu lassen — die in Polen und vorzüglich in Warschau bei den Weibern mehr als irgend je herrscht — die Ursache dieses seelenverderbenden weiblichen Heroismus [2]). Wenn Ihr wissen wollt, was eine weibliche Heroin durch Liebe ist, so denkt an den Entschluß, den Demoiselle F— Euch zu gefallen bei Eurer ersten Zusammenkunft mit ihr in W. faßte! — Ich glaube, daß Ihr mich über diesen Punkt verstehen

[1]) W. war ein enthusiastischer Bewunderer des poln. Nationalhelden Kosciuszko, siehe A. Schr. I. 61 (Schlachtgesang der Polen unter K.) und 67 ff.

[2]) Heroische Frauen, wie die berühmte Kastellanin von Cassotzka, die er selbst gekannt hat, stehen ihm vor Augen, siehe A. Sch. I. S. 69.

werdet, der ewig in meiner Brust als ein mir von wahrer Freundschaft anvertrautes Geheimniß, aber auch als ein großer Zug von Weibergröße, gegraben bleiben wird. Dieser Zug macht, daß das große Weib, die ihn ausübte, sie mag Eure Geliebte oder Eure Freundin seyn, ein beständiger Gegenstand Eurer tiefsten Verehrung bleiben muß, die, wie ich zu Gott und dem gesunden Menschenverstande hoffe, wohl keine Andre vernichten wird.

Euer treuer Freund

Werner.

17. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Warschau, den 4. August 1798.

Mein lieber Weltumsegler!

imgleichen vir propositi [1]) tenax.

Ich habe Deinen etwas kauderwelschen Brief erhalten, und die Einlagen bestellt. Zuvörderst bitte ich mir zu melden: mit was für einem Weib und Kinde Du in Bialystock [2]) eingetroffen bist, ist es die alte gute und liebe, so lobe ich Deinen geänderten Entschluß aus ganzem Herzen. Deine Trennung war — zu entschuldigen, wie ich es auch gethan habe [3]), Deine Wiedervereinigung ist zu loben und besser ist besser. Das propositi tenax zu überschreiben, war in diesem Falle gut und — strenge genommen — auch pflichtmäßig. Was den gewaltigen Stoß der Denkungsart betrifft, so mag der wohl noch mit dem letzten Stoß im Postwagen in Verbindung gestanden haben, als Du davon schriebst. Solche Stöße erregen uns eine momentane Erschütterung, und man bleibt doch der Alte, wie Du auch schreibst. Ich hoffe, daß Du in dem, was ewig wahr ist und bleiben wird, auch der Alte bleiben und Dich selbst davon durch Familienband — wovon ich übrigens das Deinige aufrichtig respectire — nicht abtrünnig machen lassen wirst. Auf jeden Fall er-

[1]) Korrigiert aus praepositi, ebenso weiter unten.

[2]) Bialystock gehörte damals (1798) mit Plock zur Provinz Neu Ostpreußen.

[3]) Scheidung seiner ersten Ehe mit Friederike Schultz i. J. 1794.

bitte ich mir befriedigende Auskunft über den Stoß. — Poetische Episteln kann ein Mensch nicht schreiben, der alle Tage bis 9 Uhr expediren muß. — Nach Bialystock Dich besuchen, kann ich nicht, so gern ich Deine herzliche Einladung auch annähme; denn erstens ist rasend viel zu thun, zweitens sind keine Secretairs, aus den Gründen kann ich drittens keinen Urlaub kriegen, und auch viertens um so weniger fordern, weil, wenn ich heute oder morgen einmal nach Königsberg will, die — und Consorten mir vorwerfen würden, ich wäre ja nun von einer Lustreise retournirt. Dagegen habe ich von neuem große Lust, ganz nach Bialystock zu Dir zu ziehen pour passer le temps, zur Abwechslung, und um Dich in Gemeinschaft Deines guten Genius vor gar zu großen Stößen zu bewahren. Denn wenn ein Kerl wie Du wanken will — geschieht das am grünen Holz —; wenn aber das Salz dumm wird etc. [1]) Also auf das Vorige zu kommen: wie stehts mit dem invaliden ersten Secretair und dem was wir darüber hier sprachen? Ferner, wenn man nach Bialystock in Gesellschaft eines schönen Weibes von 19 oder 20 Jahren käme, und sie weder als Frau, noch als Maitresse präsentiren wollte, wären eure Zirkel wohl aufgeklärt genug, um dieses niedliche, sehr gut erzogene Weibchen — eine halbe Deutsche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber auch nicht wie meine Vorige!!! — um dieses Weibchen, sage ich, darin als Madame X oder Z zu produziren und mit ihr unverheirathet zusammen zu wohnen? Ich bin nämlich rasend verliebt und weiß, daß ich von Dir bei Deiner jetzigen Denkungsart nichts zu riskiren habe, darum schütte ich mein Herz aus. Jedoch bitte ich im ganzen Ernst über dieses Räthsel, was hier noch ganz ein Geheimniß ist, weder von Diesem noch von Jenem Aufklärung zu verlangen, da beides mich sehr compromittiren würde. — Die Antwort, ob ich auf eine convenable Art in Bialystock versorgt werden kann, erwarte ich bald. — Die Uhr schlägt zwei und die Post geht ab. Die Hitze ist zum Rasendwerden, ich habe Reste bis über die Ohren und allen Teufel, es ist also viel, daß ich soviel geschrieben habe. Grüß Dein liebes gutes Weib — ich freue mich herzlich, daß sie wieder Dein ist,

[1]) Anspielung an Matth. 5, 13.

aber — das vorgesteckte Ziel nicht dabei zu vergessen. Adieu, bleibe ewig gut

Deinem Freunde

Werner.

NB. George Forster[1]) soll sich einmal eine gute und sehr gesunde Speise deshalb verekelt haben, weil sie ihm in einer nicht ganz saubern Schüssel aufgetischt worden ist; ich will doch nicht fürchten, daß vielleicht — auf der Reise um die Welt das bei Manchem der nämliche Fall gewesen ist.

18. An Julius Eduard Hitzig[2]).

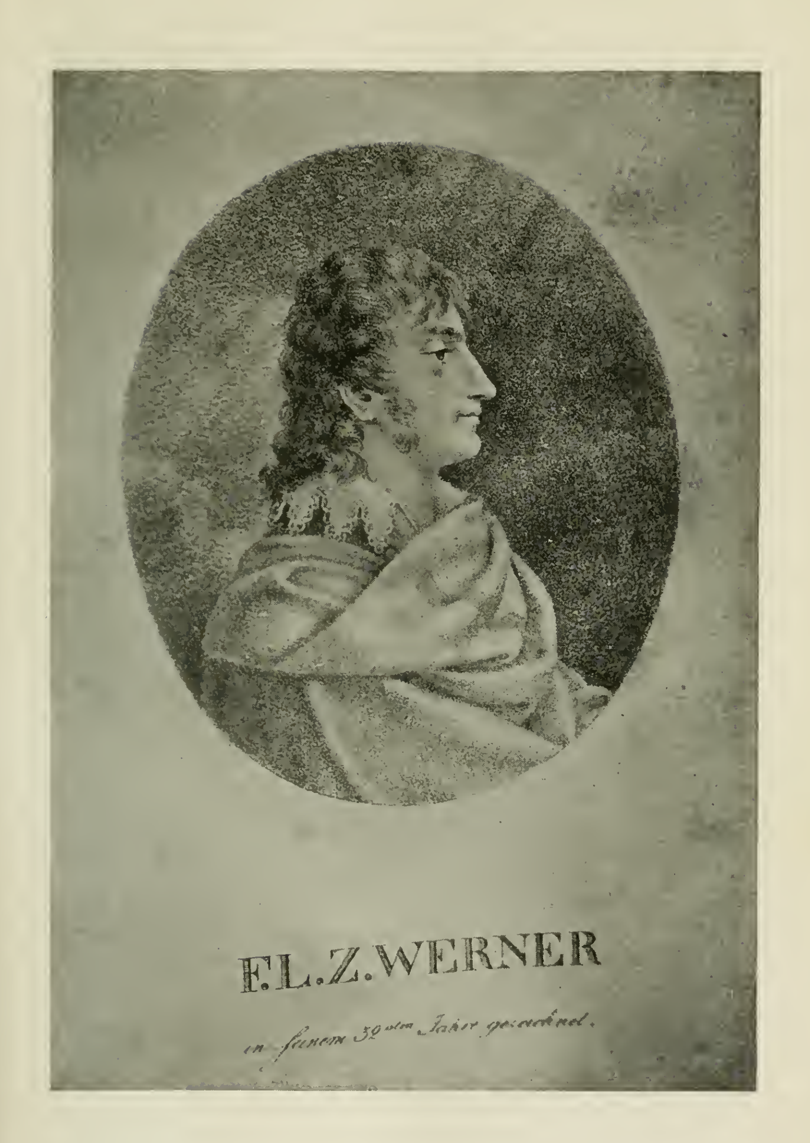
Koenigsberg, den 18ten Maertz 1801.

Innigst geliebter und verehrter Freund!

Ich habe Ihren schönen Brief mit einer Rührung gelesen, daß mir die Augen davon naß geworden sind. Nicht daß ich in der Characteristik die Sie schrifftlich von mir entwarffen mich getroffen fände, ich weiß das Ideal des Freundes, der nur Vollkommenheiten sucht, von meiner ärmlichen Würklichkeit, die er jenem unterschiebt, recht wohl zu unterscheiden, aber deshalb war ich entzückt, weil es ein lindernder Balsam meines wunden Herzens ist, so geliebt zu seyn, von einem so schön menschlichen Menschen, wie Sie. Ich bin das lezztere nicht, ich bin, wie Sie mir in Ihrer rührenden Herzensaufwallung bey unserm Abschiede aus Warschau — die Worte werden mir unvergeßlich ewig unvergeßlich seyn, diese Ihre lezzten Worte — wie Sie mit einer schönen menschlichen Thräne zu

[1]) Johann George Adam Forster (1754—1794), Professor der Naturwissenschaften erst in Kassel, dann an der Univ. Wilna, seit 1788 Bibliothekar in Mainz. Wegen seiner Verbindung mit den Mainzer Clubbisten — 1793 leitete er in Paris die Verhandlungen behufs Vereinigung der Mainzer Republik mit Frankreich — verlor er Vaterland und Vermögen, Familie und Freunde.

[2]) Julius Eduard Hitzig — eigentlich Itzig, erst nach seinem Übertritte zum Christentum nannte er sich Hitzig — (1780—1849), siehe Goedeke, Grundriß ²IX. Bd. S. 431/4.



F. L. Z. WERNER

in seinem 30sten Jahr gezeichnet.



mir sagten: Armer bedrückter Mensch! — Ist es mein Verdienst daß diese Bedrückung mich etwas gereinigt und geläutert hat, hab' ich mein Hertz dem Schicksaal hingetragen, um es in die Presse zu nehmen, oder hab' ich nicht vielmehr in unseeliger Verblendung dem Glücke nachgejagt, ohne es verdienen zu wollen? — Mein Freund! ich glaube daß mich Gott vor kopfhängender heuchlerischer abergläubischer Frömmeley Zeitlebens behüten wird, Sie sind, noch ungleich weniger ein Held im Glauben, und gleichen in dieser Rücksicht, oder sind vielmehr gantz das Original meines Roberts[1]), der auch in Ueberzeugung daß nach dieser Welt nichts passirt, doch sein überschwengliches Wohlwollen selbst dem, was er für bloße zufällige Mischung des Staubes hält, nicht versagen kann; da Sie also so sind, so wäre meine etwanige Frömmeley bey Ihnen noch malplacirter, aber dennoch muß ich es Ihnen, mit der vollsten Ueberzeugung sagen, habe ich jemahls eine Wahrheit an meinem eigenen Beyspiel lebhaft gefühlt — und anders fühlt man doch keine Wahrheit nicht — so war es die: des Herren Krafft ist in den Schwachen mächtig[2]). Wie käm ich Schwacher, der sich vor einem etwas schmahlen Weichselkahn, vor einer alten Stute, vor, weiß der Teufel was fürchtet, dazu, mein Schicksaal, die schiefen Urtheile der mich umgebenden Menschen, Falschheit, Achselzucken, dumme Bosheit, alles womit man Jeden hohnneckt, der einen Schritt aus der alten Landstraaße weicht, nicht nur das, sondern eine vergeudete Jugend, eine umflorte Aussicht auf die Zukunft, ja selbst den Gedanken des Todes, und jedes Schlages den mir mein immer geschäfftiges Mißgeschick immer noch hinter dem Vorhange zeigt; wie käme ich, sage ich, dazu, allem diesem mit der allergrößesten Gelassenheit entgegenzusehen, wenn nicht, des Herren Krafft in mir Schwachen mächtig wäre? — Des Herren Krafft aber, was kann das anders seyn, als Kunst und Religion? — Mein theurer mein mir ins Herz geschlossener Freund! — Ich bin und kann nicht der Lehrer eines Mannes seyn, der in seinem ein

[1]) Des 21 jährigen schottischen Tempelritters Robert d'Heredon in den „Söhnen des Thales".

[2]) Vgl. 2. Kor. 12, 9.

und zwanzigsten Jahre mehr gelernt und reifer gedacht hat, als ich wahrscheinlich nie lernen und als ich Schwacher gewiß nie mehr denken kann. Aber, da Sie mich dazu auffordern, und wenn das auch nicht wäre, lassen Sie mich Ihr W a r n e r seyn! Sie schreiben in Ihrem Briefe, bey Gelegenheit des Języks boga, die zu Ihrem Innern eben so lebhaft als zu dem meinigen spricht, da schreiben Sie mir: ich fühle, daß ich niemahls ein Künstler werden kann. Nicht daß dieses wahr wäre, (ich weiß daß es nicht wahr ist, daß dies Gefühl Sie täuscht) aber daß dieses Gefühl sich Ihrer übermeistert, daß ist sehr traurig, daß ist m i r der Schlüssel zu allen Dissonanzen Ihrer Seele, die Sie mir in Ihrem Briefe mit erschütternder Wahrheit schildern. Wer ist K ü n s t l e r, mein scharffsichtiger Freund, das kann Ihnen nicht entgehen, wer ist Künstler, der, welcher durch ein Chaos von Regeln, Studien, Rücksichten, was weiß ich alles eingezwängt (die er doch, er sey noch so genialisch nicht überspringen kann) in Worten, Tönen, Farben: das geringste nachzuklimpern sucht, was der gewöhnlichste Religiose (erlauben Sie mir den Ausdruck) in Minuten der Weyhe empfindet, oder derjenige, der sich und sein Innres, wie eine Aeols Harfe, dem schönen Sausen der harmonischen Schöpfung darbietet und sich von ihr durchströhmen läßt. O nur diese Luftströme sind die verdünnte Lebensluft die dem Kranken von seinem höchsten Arzte gereicht wird, zum Labsal. Und nun, wenn Sie sich gewissenhafft von allem entkleiden, was wenn auch menschlich und jedem Menschen anklebend, doch minder schön menschlich ist, was wollen Sie wohl lieber seyn, diese Harfe oder jene Geige, die ein bischen zwar auf den Ton der Harfe gestimmt, dennoch durch die Griffe der ordinairen Menschheit, die darauf herumklimpert, gar jämmerlich — wie die im Zerbino von Nestor[1]) — geschuhriegelt wird. Mit einem Worte, was ist wohl genußreicher zu seyn: gefühlvoller Anschauer oder ärmlicher Nachklimperer der reichen Gottheit? — So trivial das alles ist, ich bin überzeugt, daß ein jeder practischer Künstler

[1]) Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers, ein Spiel in 6 Aufzügen von Ludwig Tieck, Leipzig und Jena 1799.

— denn jene Aeols Harfe nenne ich einen theoretischen — ist, weil er es seyn muß, aber eben dieses Muß ist eine harte Nuß, denn was dieser Practiker in einem geräuschvollen und gefühl[l]osen Kreise mit Aufopferung seines Lebensgenusses, offt seiner bürgerlichen Ehre, nicht vermag, daß kann jener Theoretiker, im engern Kreise der ihn umgebenden mit ihm verwandten Seelen, in einem weit reicheren Maaße, ohne alle Aufopferungen. — Ich bin weit entfernt zu glauben, daß Sie, bey Ihrem Kopf und Herzen[1]) nicht practischer Künstler werden können, wenn Sie es aber, bey allen damit verknüpften Mühseeligkeiten nicht werden wollen, gut! Ihren Zeitgenossen kann es schaden, Ihnen Selbst gewiß nicht. Aber Gott verhüte, daß mein, mir so nahe verwandter Herzensfreund, von dem Glauben und dem Bestreben abstehen sollte, die hohe Kunst in seinem Busen zu umfassen, daß er sich je auf die, dem Verstande freylich verführerische Salomonische Seite legen, und mit den kalten Weltweisen ausrufen sollte, es ist alles eitel![2]) — Und auf dem Wege aber sind Sie, leider Gottes, und deshalb haben Sie recht, wenn Sie schreiben, daß Sie mich (einen Schwärmer wie mich brauchen) der Sie wieder zurückreißt, wenn Sie von dem schönen Mittelwege zwischen Verstand und Herz, Lust haben, gantz in das Gebiet des Verstandes überzukippen, und deswegen muß ich Ihnen von Koenigsberg aus diese langweilige triviale Epistel senden, (wozu ich mir, Gott straf mich, denn ich wußte schon, was draus werden würde, diesen ganzen Bogen zurecht gelegt, und von meiner Frau beschneiden gelassen, auch eine gantz neue Feder, die unter meiner hölzernen Hand der Teufel aber schon gehohlt hat, genommen habe)[3]) bloß um Ihnen zu schreiben, was wir mündlich mit ein paar Stooßgebeten hätten abthun können. — Sehen Sie, lieber edler Freund, Sie sind in Berlin. Gott hat, nach seinem unerforschlichen Rathschluß, diesen Sammelplazz alles Staubes und aller Schaalheit, gleich einem andern Bethlemem [sic!] gewürdigt, in ihm ein neues Licht, nicht aufgehen (aufgegangen ist

[1]) „bey Ihrem Kopf und Herzen" fehlt im Druck.

[2]) Pred. 1, 2.

[3]) Die ganze Parenthese fehlt im Druck.

es, Gott weiß es, schon lange, schon vor hundert Jahren und länger) aber in einen BrennPunkt concentriren, oder besser, den Scheffel wegnehmen zu lassen, womit es, biblischer Weise zu reden, noch bedeckt war [1]). Ich kenne keinen dieser Glaubens und Kunst Heroen, Fichte, Schleyermacher, Schlegel, Tiek, persönlich, ich bin auch sehr überzeugt; daß das recht schön ist, und daß ich [2]) — (sub rosa et Sigillo gesagt) an der Burschigkeit des einen, der pucklichten Elegantheit des andern, dem TitusKopfe und CaracallaHundsknüttel des dritten und der bedrängten oeconomischen Miserabilitaet des vierten mich nur, wie die schwangern Weiber sagen, versehen könnte; aber alles das ist, wenn es eine Weltregierung giebt (die Sie mir einstweilig per Spaß passiren lassen können) nicht ohne Grund! — Wenn [3]) diese Leute nicht so heilig sind als sie empfinden und darstellen, so ist das ein deutlicher Wink der Vorsicht, daß wir keine Heilige haben, sondern dem Heiligen nachjagen sollen; mögen Sie immer dem OelKrüglein der Wittwe zu Zarpath [4]) gleich, ordinairer Thon seyn, es kommt nur auf das Oel an, was sie umfassen. Ihre Sache möchte es also jezt, liebster Itzig, (so wie die meinige es in Berlin seyn würde) seyn, den Versuch zu machen, so rebutant er seyn mag, von diesen steinernen OelGözzen, etwas Oel herauszubringen, um es zu anatomiren, oder zu distilliren wenn Sie wollen. Ich weiß wieviel es, ganz ernsthaft gesprochen, einem so sehr urbanen Menschen, wie Sie sind, kosten muß, sich einem Chaos der Unurbanitaet zu nähern, aber probiren Sie es doch einmahl. Es muß z. Bsp. doch immer der Rede werth seyn, den Verfasser der Reden über die Religion [5]), über das, was er schon so krafftvoll geschrieben hat, reden zu hören. Sie wissen es vielleicht und ich mache auch keinem ein Geheimniß daraus, daß ich diesem vortrefflichen Werke sehr viel Aufregung in

[1]) Vgl. Matth. 5, 15.

[2]) Diese Worte bis Z. 11 v. o. „versehen könnte“ sind im Druck weggelassen.

[3]) Diese ganze Stelle bis Z. 3 v. u. „reden zu hören“ fehlt im Druck.

[4]) Siehe III. Kön. 17, 9 f.

[5]) Berlin 1799, von Friedr. Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834).

mir geschlummerter Ideen verdanke, selbst was ich Ihnen heute geschrieben habe, klingt wie Nachbeterey, ist es aber nicht, wie ich glaube, wenigstens schreibe ich nicht ein Wort was ich nicht in Succum et Sanguinem mit meiner inneren Ueberzeugung amalgamirt hätte. Dieser Verfasser, hat, wenn Sie es so nennen wollen, auch nur einem andern weit größeren Verfasser nachgebetet, nehmlich dem Jacob Boehme[1]). — Werden Sie nur nicht gleich giftig, oder glauben Sie, daß ich an der modernen Pest bis in den lezzten Zügen erkrankt bin. Mag ich auch ein Proselyt seyn, ich bin doch kein Kezzermacher; ich weiß sehr gut daß nicht nur Tieck, Schlegel et Consorten sondern daß auch Wieland, Buerger, Hoelty, Rammler und der sehr große Klopstock (man mag ihn vergessen wollen, oder nicht) in den Minuten der Weyhe Priester des Höchsten sind, so gut wie Goethe, und daß, in den ungeweyhten Minuten, ein jeder ein armer Sünder ist, ein dormitans Homerus, er mag in die Schule gegangen seyn, wo er will. Aber das kann ich Ihnen versichern, ich habe hier in Koenigsberg Gelegenheit gehabt, nur ein Bändchen der, wie ich höre, zahlreichen Schrifften des alten Jacob Boehme zu verschnappen, habe dieses Bändchen[2]) mit frommer unschuldiger Andacht — denn anders kann man keinen geweyhten Schriftsteller oder Dichter, wie Sie Selbst wissen, lesen — gelesen, und habe gefunden, nicht nur, daß er das Original oder Vorbild der jezt mode werdenden Dichtkunst, (was noch nicht gar zuviel wäre) würklich ist sondern auch daß er eine artem poeticam für den Künstler enthält, wie sie wohl die bisherigen GeschmacksCensoren von Horatz bis Heydenreich[3]) nicht geliefert haben möchten. Mehr

[1]) Der berühmte Görlitzer Schuhmacher und „philosophus teutonicus" (1575—1624).

[2]) Vermutlich „Morgenröthe im Aufgang", Görlitz 1612, die von den Romantikern geschätzteste Schrift des Mystikers.

[3]) Karl Heinrich Heydenreich (1764—1801), Professor der Philosophie in Leipzig in den Jahren 1789—1798. Sein „System der Aesthetik" (I. Bd.) erschien Leipzig 1790. Auch verfaßte er kleinere Schriften zur Kritik des Geschmacks und gab ein ästhetisches Wörterbuch heraus. Die Ästhetik Heydenreichs hat auch Friedr. Schlegels Abhandlung über das Studium der

aber als alles gießt dieser fromme Geist Oel in die verwundeten Herzen. O lieber lieber Freund! daß ich Sie doch bekehren, doch überzeugen könnte, daß uns nichts trösten kann als Kunst und Religion (warum haben wir doch noch nicht einen Nahmen für diese beyden Synonima!) Das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das unbefangene anspruchslose Ergießen einer reinen Seele in dieses reine Meer, was kann der Mensch Größeres Tröstenderes haben? — Ich will nicht ganz Jacob Boehme seyn, ja ich lasse Ihnen sogar Ihren Unglauben an Unsterblichkeit, ja, noch mehr, ich mache mir, unter uns gesagt, nicht viel mehr aus dieser Unsterblichkeit, und fühle wohl, warum der Glaube an sie — sey er auch gegründet — in den Reden über die Religion irreligieus genannt wird[1]. Aber auflösen möchte ich mich, baden und verfließen in dieser unendlichen See und das müssen und können Sie auch.

Sie haben viel Witz und viel Verstand, das ist mehr als viele andre Menschen haben; ich habe lezzteres zum Beyspiel (nehmlich Verstand) schon nicht. Sie brauchen beydes zu Ihrem AmtsGeschäffte und ich freue mich Gott weiß es herzlich, daß Sie Energie genug haben (die mir auch fehlt) das Joch der Pflicht durch den Genuß des Schönen Sich nicht lästig, sondern süß zu machen. Aber, probiren Sie es einmahl, in den Stunden, da Sie Sich Selbst leben jene beyden schönen Naturgaben bey Seite zu sezzen (sie werden Ihnen gewiß nicht weglaufen) und Sich mehr einer wenn gleich schwärmenden Empfindung zu überlassen. Sie und jeder Gebildete befinden Sich zu Berlin in der Mitte, zwischen jämmerlicher Frivolitaet und genialischer Renommisterey. Sie können ja auch hier Ihre schöne Mitte behaupten. Wenn die Frivolitaet aus

griech. Poesie und dessen Ansichten über die neue Mythologie beeinflußt, siehe Fritz Strich, „Die Mythologie in d. dtsch. Lit.“, Halle 1910, I. Bd. S. 415.

[1]) Siehe die zweite Rede: Über das Wesen der Religion; die Stelle lautet: „Die Art wie die meisten Menschen sie (scil. die Unsterblichkeit) sich bilden und ihre Sehnsucht darnach erscheint mir irreligiös, dem Geist der Frömmigkeit gerade zuwider, ja ihr Wunsch unsterblich zu sein, hat keinen andern Grund, als die Abneigung gegen das, was das Ziel der Religion ist.“ (Otto Hendels Bibl. der Gesamtlit. des In- und Auslandes, Halle a. S., Nr. 346—348, S. 104.)

der Genialitaet, ich glaube nicht Honig, denn der schmeckt ihr selten, sondern Syrop saugt, wenn lezztere gegentheils Sansculottisch einherschreitet, das geht uns beyden nichts an, wir können ja unsre Hosen demohngeachtet anbehalten, sie verdecken uns ja nicht die Augen sondern nur die Pudenda [1]). Ich schäme es mir nicht zu sagen, ich bin ganz Tiekisch, ich liebe was er schreibt mit ganzer Seele, er und Wakkenroder sind, in ihren Schriften liebenswürdige Menschen, Schlegel halb Halbgott halb Unmensch, Goethe, wenn Sie wollen, ein Gott, aber ein uns nur selten ganz befreundetes Wesen. Wir wollen Ihren Honig saugen, aber unsre Hosen deßhalb nicht cassiren [2]). Eben so mit den Weibern! — Was, Gott verzeyh es mir! (nehmen Sie [es] mir doch nur nicht übel!) — Was, zum Henker, gehen Ihnen denn die Weiber, oder wenigstens die eleganten Weiber an. Sie müssen sich alles vereklen wenn Sie immer zugespizzte weibliche Mäuler (ich hätte bald was anders geschrieben) sehen und Antithesen hören. Brauchen Sie Ideale schöner Weiblichkeit, Sie haben Ihre Schwestern Das sey Ihnen genug! — Sie können aus allem Embarras heraus, wenn ich Ihnen die Erlaubniß geben könnte, Sich zu verlieben, aber das kann ich noch nicht. Sie müssen sich noch erst in der Welt herumstooßen (ich kann es nicht genug sagen, wie trefflich dieser Ausdruck gewählt ist) aber Sie dürffen noch nicht in den Hafen, Sie müssen weder lieben noch Sich verlieben (vor der Hand noch nicht! Nehmen Sie mir doch man nicht den pedantischen Schulmeisterton übel, ich spreche, Gott weiß es, aus ehrlichem aufrichtigen Herzen und ich weiß doch daß Sie klüger sind als ich) Sie dürffen vorjezt nichts weiter, als einerseits schöne Weiblichkeit anschauen andrerseits reizende Weiblichkeit genießen. Eben in dieser Theilung, da steckt der Knoten! — Sie haben, in Warschau, soviel ich weiß, die Marotte, wie Preuß [3]) sagt, gehabt, da wo Sie schöne Weiblich-

[1]) Diese vier Wörter sind im Druck weggelassen; dafür Gedankenstriche.

[2]) Hier endigt vorläufig der Druck.

[3]) Preuß war Beamter in Warschau und Ws., Hitzigs und (später) auch Hoffmanns gemeinsamer Bekannter, siehe Hans von Müller, E. T. A. Hoffmann, Berlin 1912, II. Bd. 1. Heft S. 27.

keiten anschauten (oder auch nur durch ihre Phantasie hereinlegten) auch gleich genießen und doch NB. sich nicht ganz hingeben, Ihr eigen Selbst conserviren zu wollen. Dieses sind Incompatibilia. Hieraus entsteht ein Mittelding von Liebe und Galanterie, was, wie alle Mißgeburt, den Keim der Vernichtung in seiner Geburt empfängt. Bey Ihnen hat sie sich, in eine feine Gattung des Ennuis an und des Mitleids mit dem geliebten Gegenstande allmählig verwandelt. Ich danke Gott daß es so abgegangen ist. Aber, um Gotteswillen, nur keine Klippe der Art wieder! Sie sind zu edel, um mit dem Glücke einer fühlenden weiblichen Seele zu spielen, um es zum Opfer der raffinirtesten aber auch grausamsten Wollust zu machen. Also heischen Sie nicht Liebe, Sie können sie noch zu nichts brauchen, Sie müssen noch Carriere machen, conserviren Sie Sich die Liebe, behalten Sie Sich diese schöne Blüthe vor wie eine künftige Herzstärkung, ohngefähr wie ich, den Traum, einst in einem warmen Lande Hütten zu bauen[1]). Aber sezzen Sie diese heilige Empfindung aber auch nicht (wie Sie wohl manchmahl ein wenig Lust gehabt haben) herab, zu einer Comoedie, einem scharfsinnigen Spiel des Wizzes und Verstandes. Ihr Herz ich sage mit Fleiß, Ihr Herz ist zu scharffsichtig, um Sich durch dieses Spiel lange täuschen zu lassen, daher der Ennui. Die praetensions vollen Weiber mögen Ihnen Belustigung, die geistreichen Zeitvertreib und mitunter auch belehrende Unterhaltung (denn sie belehren uns doch in vielen Stücken, auch die klügsten unter uns) die reizenden Amusement gewähren, aber lieben müssen Sie noch nicht, und mit Liebe spielen, wie Sie, Sie, Sie! gethan haben! noch weniger.

Der dictatorische Ton ist von mir nur der Kürze wegen beliebt; es heißt übrigens hier wie bey unmoralischen Predigern, die Worte sind besser wie die Werke. Aber nehmen Sie mir es doch nicht übel! Ich möchte Sie so gerne glücklich sehn! Sie können es noch werden!

Meine gute brave Frau, hat Ihren Gruß mit vieler Rührung empfangen und erwiedert ihn eben so herzlich, obgleich sie sich schämt etwas zu schreiben, da sie pohlnisch nicht schreiben will und

[1]) Reminiszenz an Luk. 9, 33.

deutsch nicht kann. Sie freut sich herzlich, daß Sie ihrer noch nicht vergessen haben und wagt es sich Ihren liebenswürdigen Schwestern unbekannterweise zu empfehlen, warum ich Sie auch aus ganzer Seele bitte. Ich habe ihr auch das Jezyk diabla vorgelesen!

Daß unser Schuetz in die genialische Brüderschafft gantz übergesprungen ist, dauert mich. Aber das ist wohl nur der Durchbruch der Gnade, sein guter Verstand und Hertz wird ihn wohl wieder zurückführen.

Die Tempelherren anbelangend, so war es mir äußerst erfreulich, aus Ihrem Briefe ersehen zu haben, daß Sie eben so gütig als freundschafftlich zu ihrer guten Aufnahme vorgearbeitet haben. Das Stück ist jezt (nehmlich der erste Theil, bis zu Molays Abreise aus Cypern, das idyllenartige des Ganzen) nicht nur fertig, sondern auch von meiner Hand gantz bereits abgeschrieben. Ich habe indessen Ihnen bisjezt noch keine einzelne Scenen daraus schicken wollen, wie ich das überhaupt auch nicht gerne möchte, und zwar, aus folgenden Gründen. Dergleichen einzelne Scenen sind immer nur membra disjecta poetae, der Verleger wird sich schwehrlich durch sie zur Annahme des Werks bestimmen lassen, dagegen kann er vielleicht gar davon abgeschreckt werden. Ich bin also gesonnen Ihnen mit einemmahle das Ganze zu schicken, und es kom[m]t jezt nur auf die Frage an: wann muß das geschehen. Meine Absicht war die: mein Product erst hier in Koenigsberg der Prüfung von ein paar Kunstfreunden vorzulegen, dann wenn ich in Warschau wieder retourniret wäre, etwa zu Anfange des May, es erst noch die Censur Mniochs und ein paar anderer passiren und es dann endlich sauber abschreiben zu lassen, wonach Sie es, zu Ende des Monaths Juny, erhalten könnten. Dieses wäre wohl das sicherste und chi va piano, va sano. Es bleibt aber die Frage noch übrig: ob nicht andre Umstände eine Beschleunigung der Sache nothwendig machen, ob, zum Bsp. die Länge Ihres Aufenthalts in Berlin, wie ich aus Ihrem Briefe beynahe schließen möchte, nicht von Dauer seyn wird, ob anderweitige Umstände, etwa der sich momentan ändernde Geschmack des Publicums oder sonst irgend etwas, Beschleunigung des Drucks

nöthig machten? Ueber diese Frage also: ob es hinreichend ist, wenn Sie das Manuscript Ende Juny erhalten, oder ob es besser und zweckmäßiger wäre, wenn Sie es recht bald etwa schon Ende Aprills bekämen oder Anfang May, bitte ich Ihre aufrichtige Antwort. Vor die Güte der Arbeit wäre es zweckmäßiger und mir daher lieber, wenn ich sie zuvor im Ganzen mit Mnioch durchgehen könnte, aber ob Aufenthalt der Sache dem merkantilischen Intresse dabey schaden könnte, ist eine andre Frage, und Ihre Antwort hierüber soll mich gänzlich bestimmen. Fällt sie, wieder mein Vermuthen, dahin aus, daß gar kein Aufschub rathsam ist, und daß ich je eher je lieber dazu thun soll, so will ich (obwohl ich das, wie gesagt, nicht gern thäte) wenn ich Ihre Antwort etwa in den ersten Tagen des Aprill erhielte, es möglich zu machen suchen, daß ich Ihnen das Manuscript noch von hier aus, also zu Ende Aprills, sauber abgeschrieben schicken kann, denn ich würde es sodann, gleich nach Empfang Ihrer Antwort abschreiben lassen, aber wie gesagt, wenn mir aus einer Verzögerung von ein paar Monathen gar kein Nachtheil entstünde, so nähme ich es lieber erst nach Warschau, zeigte es Mniochen, ließ es dann abschreiben, und schickte es Ihnen Ende Juny. Haben Sie doch die Güte, mir darüber, wenn auch ganz kurz nur, zu antworten und recht bald. Auch schicken Sie mir Ihre gütige Meynung mit, ob ich es mit deutschen oder lateinischen Lettern drucken und par consequence auch abschreiben lassen soll, ob ohne Verminderung des Honorars einige typographische Verschönerung dabey angebracht werden könne, ob das Ding, wie meine Idee ist, dramatische Idylle getauft werden kann, ob es mit erster Theil, bezeichnet, und, da ich mich auf prosaische Vor und Nachreden schlechterdings nicht einlassen will, etwa nur mittelst Verlegeranzeige in fine bemerkt werden könnte, daß, nächstdem ein zweyter Theil, die Aufhebung des Ordens enthaltend, erscheinen würde. Ueber alles dieses bitte ich Ihre gütige Antwort, imgleichen auch darüber, wieviel das Honorar wohl nur so ohngefähr betragen könnte. Ich weiß wohl daß kein Buchhändler, so wenig als irgend ein vernünftiger Mensch, die Katze im Sack kaufft, aber doch

nur so ohngefähr. Ich will das Honorar übrigens lediglich und ohne alle Einschränkung Ihnen festzusezzen überlassen, nur wünschte ich, aus begreiflichen Ursachen, gern einen beliebten Verleger und ein reinliches Gewand.

Um doch etwas zu thun füge ich diese Kleinigkeit[e]n bey. Der Prolog [1]) ist der Schlüssel zum Ganzen. Kein Held sondern ein Orden wird besungen; in dieser Rücksicht ist der erste und lezzte Vers, so wenig ich ihn [2]) commentiren darff, bemerkungswerth. Molay soll kein Held seyn, er ist nicht einmahl die Haupt Persohn, es ist keiner [3]) Haupt Persohn, wie das auch in keinem Orden strenge genommen der Fall ist. Aber freylich muß sich das dramatische Intresse auf einen Repraesentanten des Ordens concentriren, und das soll, wills Gott, im zweyten Theile, nach den Regeln der dramatischen Kunst geschehen. Ich schicke Ihnen übrigens den Prolog und die andern Sächelchen, mehr Ihrentwegen als zur Mittheilung an den Buchhändler, ich fürchte immer üble Folgen, doch überlasse ich Ihnen alles.

Haben Sie doch die Güte mir bald, und bloß damit ich den Brief schneller und sicherer bekomme, unfrankirt zu antworten. Bleiben [4]) Sie doch mein Freund vergessen Sie doch in keinen Stürmen und Freuden dieses [5]) Lebens Ihren Sie ewig liebenden armen Freund [6])

Werner.

NB. Ihre Antwort erwarte ich noch hier in Koenigsberg wo ich bis gegen Ende des Monaths Aprill, bis zum 22sten bleibe [7]).

[1]) Von hier an bis Z. 14 v. o. „nach den Regeln der dramatischen Kunst geschehen" siehe Druck.

[2]) Dahinter „Dir, als Nichtmaurer", im Druck willkürlich eingeschaltet.

[3]) Vor „keiner" steht im Druck: überhaupt; nach „keiner" im Druck: in dem Stück eine.

[4]) Davor: „Lebe wohl, und" im Druck hinzugefügt.

[5]) Druck: des.

[6]) Fehlt im Druck.

[7]) Diese Nachschrift samt den poetischen Beilagen und den Schlußworten des Briefes ist nicht gedruckt.

Prolog [1])

In einer Nacht wo Sturm und Wetter rasen
Entglänzt ein Licht von einer Grabesflur,
Der Stürme Wuth versucht es auszublasen,
Es lischt — jedoch auf Augenblicke nur —
Dann lodert's auf, es grünt der Grabes Rasen,
Die goldne Gluth durchstrahlt den Luft Azur;
Das ist die Kunde von dem alten Orden,
Dem einst des Tempels Hut vertrauet worden.

Die Kunst hat nicht den Vorhang weggezogen,
Der das geheimnißvolle Innre deckt,
Sie ist nur Wiederhall von fernen Wogen,
Das Meer ist noch dem Späheraug' verdeckt; [2])
Die Welt ist aus der alten Nacht gezogen,
Allein der Hebel ist noch unentdeckt;
Was sie gesehn vermeldet die Geschichte,
Das Unsichtbare läßt sie dem Gedichte. —

Was ich Euch zeigen kann ist klein zu nennen,
Wenn ihr es nur nach äußern Formen meßt —
Ein Häuflein Menschen, wie wir Viele kennen,
Und ThatenDrang vom Schicksaal eingepreßt;
Nicht Helden die des Erdballs Fugen trennen,
Ihr Aug' ist von der Menschheit Thau genäßt;
Sie wollen nicht, daß Einer etwas scheine,
Denn Jeder ist nur Glied von dem Vereine.

---

[1]) Siehe erste Aufl., Berlin 1803, I. Teil, S. I—IV (= A. Schr. IV. Bd. S. VI—VIII).

[2]) Druck: „[Späher]blick versteckt."

Doch dieses stille friedliche Entsagen
Ist der Vollendung nahe Stufe schon;
Kein Stein darff aus dem Bau herüberragen,
Kein Frevler spricht der alten Ordnung Hohn,
Die stolze Ichheit wird an's Creutz geschlagen,
Der Märtyrer erwartet keinen Lohn;
Nur steigt aus der Verwesung grünem Staube
In Nebelfernen eine Rosenlaube.

(NB. Alle diese Bilder stehen nicht müssig da)[1].

Drum weilet sinnend bey dem schönen Bilde
Der frommen Zeiten die vorüber sind,
Verschwunden sind die heitern Lustgefilde,
Der Mutter Brust entlaufen ist das Kind,
Es deckt sich mit der Weisheit kaltem Schilde
Allein das innre Auge ist ihm blind;[2]
Weil Dunkel uns und GrabesNacht umziehet,
Wenn uns die heilge Flamme nicht mehr glühet. —

Auch bey den Templern war sie ausgeglommen,
Nur Schatten sinds der alten Herrlichkeit,
Das heilge Land ist ihnen schon entnommen,
Schon sind sie wieder in die Welt zerstreut,
Nur wenig sind noch übrig von den Frommen,
Der Orden ist dem Tode schon geweyht;
Nicht seiner Feinde Zahl ist sein Verderben,
Er muß an seinem eignen Unwerth sterben.

Auf Philipps Wink ziehn Wetter sich zusammen,
Die Donner rollen — doch sie hören's nicht;
Dem Vatican entlodern schon die Flammen,
Zwar Molay sieht sie, doch sie sehen's nicht;[3]

[1] Diese Bemerkung steht in der Handschrift, ebenso neben der 4. Strophe.
[2] Im Druck geänderte Wortstellung: „ihm ist das inn're Auge".
[3] Druck: „Nur Molay siehet's, ach! die Andern nicht!"

Sie könnten sich der Macht entgegendammen,
Ach! die entnervten Templer wagen's nicht! — [1])
So werden sie von ihres Schicksals Wogen
Allmählig in den Schlund hinabgezogen.

Noch athmen sie den lezzten Hauch vom Leben,
Doch ihre Krafft ist schon zu Grab [2]) gebracht;
Sie sehn zwar noch der Ahnen Geister schweben,
Doch nur wie Blizze in der dunkeln Nacht;
Die Bessern wollen noch mit Krafft sich heben,
Doch sie versinken in der Uebermacht —
Denn, was der Rath des Ewigen beschlossen
Wird von des Staubes Krafft nicht umgestooßen. [3])

Und darum triumphiret auch die Reine —
Ein Scheiterhaufen tilgt die Wahrheit nicht! —
Sie stirbet nicht die heilige Gemeine,
Denn aus der Asche dämmert erst das Licht,
Erst löset sich das Fleisch von dem Gebeine
Und dann erst wird der Körper aufgericht'! —
Doch, bis die Sonnenfinsterniß verzogen [4])
Zeigt Euch die Kunst den ewgen Bundesbogen.

{ Stoßen Sie Sich an diese beyden barbarisch klingenden Verse nicht, sie sind zum Ganzen nothwendig. — [5])

---

[1]) Druck: „Doch, die Entarteten — sie wagen's nicht! —“

[2]) Druck: „zur Gruft“.

[3]) Der 7. und 8. V. lauten im Druck:
„Es war dem Tempelbund von Gott erkohren,
Daß durch den Tod er würde neu geboren!“ —

[4]) Druck: „Doch, bis die Nacht des Grabes sich verzogen.“

[5]) Diese Randbemerkung steht im Original neben dem 5. und 6. Verse der Schlußstrophe.

Sodann noch, zur Rückerinnerung an manchen heitern Tag

Das MorgenLied
des Gärtners Philipp[1])

Eh' die Sonne früh aufersteht,
Wenn aus dem qualmenden[2]) Meer
Herauf und herunter des Morgenroth weht,
Voranfährt[3]) mit dem leuchtenden Speer,
Flattern Vöglein dahin und daher,
Singen fröhlich die Kreutz und die Queer
Ein Lied, ein jubelndes Lied.

Was freut ihr Vöglein Euch allzumahl
So herzig im wärmenden Sonnenstrahl? —
Wir freun uns daß wir leben und sind
Und daß wir luftge Gesellen sind.
Nach löblichem Brauch
Durchflattern wir fröhlich den Strauch,
Umweht vom lieblichen Morgenwind
Ergözzet die Sonne sich auch! —

Was sizzt ihr, Vöglein, stumm und geduckt
Am Dach im moosigen Nest? —
Wir sizzen weil uns die Sonn nicht bekukkt,
Schon hat sie die Nacht in die Wellen[4]) geduckt,
Der Mond allein,
Der liebliche Schein,
Der Sonne lieblicher Wiederschein,
Uns in der Dunkelheit nicht verläßt,
Darob wir im Sillen uns freun.

---

[1]) Siehe erste Aufl. I. 5, S. 30 f. (= A. Schr. 4. Bd. I. 2, S. 29 f.).
[2]) Druck: „dampfenden".
[3]) Ueber gestrichenem: „[Voran]fleucht".
[4]) Uber gestrichenem: „Wolken".

O Jugend, kühlige Morgenzeit,
Wo wir die Herzen geöffnet und weit
Mit raschem und erwachendem Sinn
Der Lebensfrische uns erfreut,
Wohl flohst Du dahin — dahin! —
Wir Alten sizzen gedukkt im Nest
Allein der liebliche Wiederschein
Der Jugendzeit
Wo wir im Frühroth uns erfreut,
Uns auch im Alter nicht verläßt:
Die stille sinnige Fröhlichkeit.

NB. Das Lied sollt ihr, meine wenige Getreuen, mir noch einmahl zum Andenken singen, wenn ich schon in meiner Mutter Armen aufgelöst ruhe. [1])

Ballade[2])
aus der GefängnißScene des Priors von Montfaucon und Noffos

Kennt ihr den wunderlichen Gesang
Vom Pfaffen und dem[3]) Ritter,
Er ist für die Hölle[4]) ein jubelnder Klang,
Doch menschlichen Ohren ertönet er bang
Wie nahende dumpfe Gewitter.

Weit schallet der Hufschlag durchs neblichte[5]) Feld,
Laut wieherts im Walde der Eichen;
Herr Ulfo reitet um Mitternacht,
Daheim gekehrt aus der heiligen Schlacht,
Vor Tage die Burg zu erreichen.

---

[1]) Diese Randbemerkung steht im Original, ebenso neben den sechs letzten Versen der Schlußstrophe.

[2]) Siehe erste Aufl. II. 5, S. 84—87. In den folgenden Auflagen ganz umgearbeitet. Anfangsvers: „Ritter Willibald jagt wohl aus der Schlacht“ (A. Schr. 4. Bd. II. 3, S. 70—72).

[3]) Druck: „vom“.

[4]) Im Druck das Schluß-e apostrophiert.

[5]) Druck: „im nebligen“.

Und vor ihm sauset's und hinter ihm tönt's
Wie Jagdruf und Hörner und Bellen,
Und neben ihm reitet's im eiligen Trab,
Er sieht nichts, doch hört er von oben herab
Ein wildes Gelächter ergellen.

Dicht hinter ihm flüsterts: zurück, zurück!
Dein harret[1]) daheim[2]) nichts Gutes!
Herr Ulfo bekreuzt sich, er spornt[3]) sein Roß
Dem schon der Angstschweiß vom Nakken floß,[4])
So jaget er zweifelnden Muthes.

Er sprengt an den Burgwall, da tönet Gestöhn,
Sein HausVogt der blutend sich windet.
Wer hat, ruft Ulfo, das Unbild gethan? —
Der Abt von Sanct Claren, der schändliche Mann,
Auch hat er die Burg dir[5]) entzündet.

Er sprengt durchs Gitter, da sieht er umher
Noch rauchend zertrümmerte Zinnen;
Von ferne tönt langsam der summende Klang
Der Glokken, dann höret[6]) er TodtenGesang
Das Miserere beginnen.

Wen tragt ihr mit Fakkeln zur offenen Grufft,
Wem heulen die wimmernden Klagen? —
Dem Söhnlein des Ulfo von Nebelstern,

[1]) Ueber gestrichenem: „Erjagst Dir".
[2]) Druck: „daheime".
[3]) Druck: „spornet".
[4]) Druck: „Dem Angstschweiß schon von dem Nacken floß:"
[5]) Druck: „Euch".
[6]) Druck: „hört".

Er ward auf Befehl unsers gnädigen Herrn,
Des Abts von Sanct Claren erschlagen.

Ha, Buben! das lügt ihr, und lüget ihr nicht,
So leyhe mir Flammen, o Hölle! —
Er springt von dem Pferde, im wüthenden[1]) Lauf
Durchrennt er den Burghoff, die Treppen hinauf
Und steht an des Schlafgemachs Schwelle.

Und als er rennet, da rennt's ungesehn
Dicht bey ihm und klappert und flüstert,
Da krächzt es wie Eulen: zurück! zurück!
Doch Ulfo öffnet, es starret sein Blick,
Wie Flor ihm's die Augen umdüstert.

Als er sich ermannet und aufschaut, erblickt[2])
Er schaudernd des Glaubens Verächter,
Den Abt, im Arme sein schnödes Gemahl,
Und als sie ereilet sein rächender Stahl,
Umschallt ihn der Hölle Gelächter.

Bewußtlos sinkt er am[3]) Boden hin,
Da kommen des Abtes Genossen
Umringen[4]) den Ritter mit frevelnder Macht,
So ward, noch in derselbigen Nacht,
Sein Blut vom Henker vergossen.

Den Körper flochten sie auf das Rad,
Den Kopf auf blutigem Pfahle;

[1]) Druck: „in wüthendem“.
[2]) Druck: „aufblickt, da sieht“.
[3]) Druck: „zum“.
[4]) Druck: „Und greifen“.

Da steht er fletschend am Hochgericht,
Beleuchtet vom neblichten Mondenlicht,
Den hungrigen Raben zum Mahle.

Um Mitternacht brüllt er, wenns zwölffe gebrummt[1])
In wunderlich kreischenden Tönen:
Das Blut des Feindes vergieß, vergieß,
Nichts ist als[2]) Rache so süß, so süß,
Und Unthat kann Blut nur[3]) versöhnen.

Das Gebet um Frieden

Wechselgesang zwischen Molay und dem Presbyter nach geendigtem Capitel.[4])

Molay. Gieb Deinen Frieden uns, o Herr der Stärke!
Im Frieden nur gedeyhen Deine Werke;
Daß wir in Deinem Kampfe nicht ermüden,
Schenk uns den Frieden.

Presbyter. Gieb Frieden, daß Jerusalem, die treue,
Die umgestürzzte wieder sich erneue,
Daß Deine Kirche nicht verschlungen werde,
Vom Geist der Erde!

Molay. Gieb, wie den Vätern, die für Dich gefallen,
Auch uns den Frieden, die im Kampf noch wallen,
Gieb Hoffnung, daß des Glaubens Palmenkrone,
Den Kämpfer lohne!

[1]) Druck: „schlug."
[2]) Druck: „wie".
[3]) Druck: „Blut nur kann Unthat".
[4]) Siehe erste Aufl. V. 14, S. 274; unverändert in den folgenden Auflagen, siehe A. Schr. 4. Bd. V. 3, S. 196.

Presbyter. Dann glänzen einst in Weisheit, Schönheit, Stärke,
Des heilgen Tempels sieben Wunderwerke,
Dekk' uns Verwesung; Hoffnung Lieb' und Glauben
Kann sie nicht rauben! —

Diese Bruchstücke mögen genug seyn, ich bitte sie aber nochmahls nicht sehr zu zeigen, besonders die Ballade, die an und für sich nichts, sondern nur durch den Context erklärt wird. So ist es auch mit dem Gebet. Der Prolog ist unter diesen das Gelungenste vielleicht. Sollte sich wohl zu dem Morgenliede ein Componist finden. Adieu, mein edler Freund, antworten Sie doch gütigst bald, hauptsächlich auf meine Fragen, und ob Sie mir meine Freymüthigkeit übelgenommen haben? Ihrem ewig treuen

Werner.

19. An Julius Eduard Hitzig.

Mein edler innigstgeliebter Freund!

Ich eile Ihren Brief zu beantworten, der mir ein unvergeßliches Denkmahl eines mir ewig theuren Herzens seyn wird, und, wenn Sie wollen, die Urkunde unsrer unzertrennlichen Freundschafft. — Ich bin darum so voll, daß ich Ihnen, meiner sonst gewöhnlichen SchreibeUnlust ohnerachtet, mehrere Bogen vollschmieren könnte, wenn ich nicht Ihre Geduld spahren wollte, und also begnüge ich mich lieber mit wenigerm und will versuchen, ob ich auf diesen 4 QuartSeiten auslange. — Ehe ich jedoch Ihren Brief eigentlich beantworte, muß ich noch einige Prolegomena vorausschicken erstens die Versicherung daß ich Ihre Delicatesse, mit der Sie in Ihrem Briefe bloß von mir und gar nicht von Ihren Verhältnissen gesprochen haben, zwar tiefgerührt bemerkt habe, jedoch für die Zukunft recht sehr bitte, mein Ich etwas hintanzusezzen und mir mehr von dem Wohl- oder Uebelbefinden eines edeln Menschen zu schreiben, der Itzig heißt und einen EhrenPlatz in meinem Herzen besizzt. Zweytens danke ich verbindlichst, daß Sie

mich in Ihrem Schreiben mit den Musen verschont haben, da wir einstweilig nöthigere Sachen zu besprechen haben. Für die Zukunfft will ich es indessen nachsehen, daß diese Menscher sich etwas unter uns meliren dürffen. Drittens melde ich Ihnen a) daß ich seit dem 23sten September verheyrathet bin[1]) und zwar nicht clam sondern publice wie es Christenleuten geziemt b) daß ich mich in meinem neuen Ehestande übernatürlich glücklich und seelig befinde c) daß ich so häuslich bin, daß ich seit den 4 Wochen meines Ehestandes noch nirgends allein wohin gewesen bin, als auf der Cammer und einmahl in der Loge, daß ich immer mit meiner Frau zusammen bin und im eigentlichsten Verstande und ohne allen Scherz gesagt, mich von meinem häuslichen Glück keine Minute abmüssigen kann d) daß dagegen meine FinanzUmstände miserabel sind und deshalb e) mein sehr edles Weib mit Freuden sehr vieles versagt, wir sehr eingeschränkt leben und nur hin und wieder spazieren gehn, daß f) durch dieses Verhältniß ich nicht nur Zeit zu meinen Dienstarbeiten, sondern auch wills Gott, zu meinem LieblingsFache erhalten werde, daß g) in diesem Verhältnisse, Jean Pauls bevorstehender Lebenslauf, der seinen Briefen beygedruckt worden[2]), eine wahre Panacee für mich ist, von welchem täglich eine MesserSpizze als Gegengift gegen mancherley Versuchungen zu nehmen, ich jeden Freund, der bey den glücklichsten Körper- und Gemüthsanlagen noch in dem expectanten Zustande eines Freyfidlers ist, kläglichst und beweglichst bitte g) daß eben dieses mich gränzenlos beseeligende Glück der Liebe die Ursache ist, warum ich mich in Warschau so glücklich als in der ersten besten Einsiedeley befinde, daß diese nahmhafte Stadt für mich und meine Frau eine bloße Camera obscura ist, die uns beyde

[1]) Irrtümliche Angabe Ws. Die Trauung fand in der Warschauer lutherischen St. Trinitatis-Kirche (Nr. 35 des Trauakts) am 27. August 1801 statt: „Friedrich Ludwig Zacharias Werner, K. Preuſ. Kriegs- und Dom. Secretaire allhier, mit Jgfr. Margaretha Marchwiatowska, eines hiesigen Bürgers 3te Tochter“ [frdl. Mitteilung des H. Gen.-Superintendenten Julius Bursche in Warschau]. Siehe auch das Datum dieses Briefes.

[2]) Erschienen Gera und Leipzig 1799 (= 35. Bd. der sämtl. Werke, Berlin 1826 f.).

auf keinen Fall genirt und daß ich aus diesem Satze h) die lebendige Anschauung dessen erhalte, den wir freylich beyde bald nach dem ABC gelernt hab[e]n auf den ich aber, meines Orts, erst jezt vom Schicksaal mit der Nase gestoßen werde, die lebendige Anschauung des Satzes, sage ich: daß unsre Wohlfarth von unsern Umgebungen schlechterdings unabhängig ist, und nur in uns selbst wohnt, daß der Mensch nichts weiter fordern kann und darff, als Seelenfrieden, daß er das höchste Ziel des Glücks erreicht wenn er so glücklich ist — wie ich — in einer geliebten Seele ein reines Echo zu entdecken, das seine Klänge rein wiedergiebt, daß er dieses Glück aber verdienen muß, zwar nicht durch idealische Tugend, die nur das unerreichbare Ziel ist, aber durch Aufopferung durch Entsagung, durch absolute Reinheit der Zwecke und durch relativen Werth der Mittel (Handlungen) mit einem Worte, daß sein Gewissen ihm sagen muß du verdienst dieses Glück, in welchem Sinne denn auch allerdings es synonim ist, glücklich seyn und werth der Glückseeligkeit seyn, indem der moralisch Würdige immer glücklich und der moralisch Unwürdige immer elend ist. Hat der Mensch also Seelenfrieden und — wenns hoch kommt — einen Wiederklang, Spiegel seiner Seele (der ihm Repraesentant der Menschheit ist) so hat er alles und alles Uebrige kann ihm irrelevant seyn. Ich bitte sowohl dieses moralischen Geschwäzzes, als des malabarischen Stils wegen um Verzeyhung, nehmen Sie es mir nicht übel, aber es ist schon meine Art, an Freunde so zu schreiben, als zu reden, ich sezze mich auf mein Gedankenschiff und in Gottes Nahmen dolley wohin der Strohm will.

Nach diesen Vorausschickungen und der ernstlichen Versicherung, daß mir Ihr Brief Thränen der Freude gekostet hat, weil er mir einen seltenen Freund zeigt, und Theilnahme wie ich sie nicht verdiene, am wenigsten von Ihnen, dem ich nichts Gutes erweisen gekonnt habe; nach dieser Versicherung, daß ich Ihnen Gottes Seegen für diesen auf mein wundes Herz geträufelten Balsam erflehe, nach dieser Versicherung glauben Sie es mir, daß ich Gott herzlich danke, der Freund eines Jünglings zu seyn wie Sie, und Ihr Herz

zu besizzen. Sie kennen mich, sonst geht wes das Hertz voll ist, der Mund über, bey mir nicht also. Der Mund und die Feder sind beyde so dumm, daß sie die Sprache eines vollen Herzens nie lernen können — also lieber nichts geschrieben, als so was beschreiben wollen.

Jezt zur gründlichen Antwort Ihres Schreibens und dann auch genug über mein verwünschtes *Ich*, was bey mir immer hinten und vorne ist.

Ich habe Ihren und des sehr ehren- und achtungswerthen Hellwings Vorschläge — der mir einen beynahe so liebevollen Brief, als Sie, geschrieben — mit Bedacht geprüft, ich erkenne Ihren Werth vollkommen, ich will sogar einräumen daß das große Examen eine Kinderey ist, ja ich versichere Sie daß ich keine Furcht dafür habe, aber — na! werden Sie man nicht gleich des Teufels und zerreißen Sie nicht meinen Brief! — aber bey Gott und Ehre, bey allem was Liebe und Freundschafft Heiliges hat, ich *kann* und *will* (nehmlich aus Gründen) Ihrem edlen gutgemeynten trefflichen Rathe nicht folgen.

Ich *kann* nicht, zur Erleuterung dessen nur einige Worte. Ich bin aus falscher Schaam so ein Narr gewesen, Ihnen, wie Sie noch in Warschau waren, zwar nicht einzubilden, als hätte ich einiges Vermögen, aber doch Ihre diesfällige Meynung nicht geradezu zu bestreiten. Sie sind mit mir einverstanden, daß man die Vorsicht in der Welt nöthig hat, seinen Beutel niemanden zu zeigen besonders wenn man — wie ich — eine wenn gleich lumpigte öffentliche Casse inspicirt, daß man aber diese Vorsicht, oder vielmehr daß ich diese Vorsicht gegen einen Menschen und Freund wie Sie anwandte, war Aberwitz. Ich eröffne Ihnen also hiemit als meinem *Freunde* — und Sie sind, außer meiner Mutter und ihrem Curator der einzige Mensch der das weiß — ich eröffne Ihnen — unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit, als den sichersten Beweis meines unbegränzten Zutrauens — daß ich nicht nur *garnichts* sondern inclusive dessen, was ich meiner unbarmherzigen vorigen Frau, die meine Lage zum Theil kennt, habe verschreiben müssen

— noch an 1800 rth schreibe wenigstens achtzehnhundert Thaler Schulden habe, daß ich also noch weniger als blutarm bin, und daß mich nicht nur 3 oder 400 rth ExaminationsKosten sondern eine neue — Saloppe[1]) die ich meiner jezzigen Frau gegen den Winter machen lassen wollte, aber nicht kann, und auf die sie sehr edel renoncirt hat, äußerst derangirt. Dieses sehr edle Weib ist aber entschlossen mit mir und ich mit ihr, sie meinet ich ihretwegen, Hunger und Kummer, wenns drauf ankommt, froh zu leiden! — Meine Verhältnisse sind mithin sehr traurig, zwar sind mir, nach meiner Mutter Tode, mehrere Tausend Thaler Capital gewiß und ich weiß auch daß ich meine wenigen Gläubiger, insofern sie warten, ehrlich befriedigen werde, daher ich auch bitte gegen alle Welt, selbst gegen Hellwing, meine Entdeckung unverbrüchlich geheim zu halten. Aber jezt kann ich auf nichts rechnen, denn ich habe an meine kranke Mutter den herzlichsten Brief geschrieben, und von ihrem Curator — denn sie liebt mich ausschweifend, kann aber, da sie so elend krank ist, nicht schreiben noch handeln — von ihrem Curator also habe ich die Antwort erhalten, meine Mutter wünsche mir alles Gute zu meiner neuen Eheverbindung, könne aber gar nichts thun, ich möchte mir in Gottes Nahmen selbst zu helffen suchen, mein Vergleich mit meiner vorigen Frau wäre lächerlich, wo nichts ist könne auch nichts stipulirt werden, ob ich nicht — denken Sie Sich die Raserey! — Concurs machen wolle? — Zugleich wurde gantz von weitem auf Prodigalitaets Erklärung auf den Todesfall meiner Mutter, angespielt. Ich weiß nun zwar, daß sind leere Schreckschüsse, und ich habe den Brief daher, besonders die saubere Anspielung auf die Concurs Schurkerey nach Würden beantwortet, um somehr als ich der gränzenlosen Liebe meiner Mutter gewiß bin. Aber doch werden Sie mir eingestehn, daß meine Lage meine pracktische Philosophie etwas in Bewegung sezzt. Ich habe an

[1]) Schreibung undeutlich; wahrscheinlich von salope abzuleiten und eine Art Mantel, bequemes Ueberkleid bezeichnend. In älterer Zeit „Saluppe" mit scharfem Anlaut gesprochen, z. B. in Braunschweig. [Frdl. Mitteilung von H. Dr. Doege-Berlin, Kunstgewerbe-Museum.]

Einkünften	425 rth	Cammer Gehalt
	100 —	Medicinal Gehalt
vielleicht	25 —	Medicinal Accidenzien
und — —	105 —	Intressen eines Capitals, was ich meiner Mutter gegen baar Bezahlung schon längst cediret und wovon sie mir die Intressen gelassen hat
thut	655 rth,	davon muß ich bezahlen für
1800 rth Capital, auch nur zu 6 ProCent gerechnet — —	— 108 rth	

bleiben also 547 rth. Ich frage Sie — *bin ich arm?* Ob ich hätte heyrathen sollen, ob meine Mutter recht handelt — alles das lohnt nicht zu fragen. Ich konnte nicht anders, *sie* als leidende Gefangene kann auch nicht anders. Also, *Geduld und Hoffnung!* Das muß alles so kommen, wenn wir besser werden sollen. — Ich will auch mit dem ganzen Detail nichts weiter sagen, als, ich *kann* aus Armuth nicht zum großen Examen gehn, kann keine neue Lage entriren, die mir was kostet, kann nicht Ausgaben, nicht einmahl *Auslagen* machen, sondern muß Gott danken wenn ich bis zu dem — freylich sehr bald zu erwartenden Tode meiner Mutter Leben und Ehre rette! — So viel, *unter dem Siegel der Beichte* zur Rechtfertigung gegen meinen Freund, daß ich seinen Rath nicht befolgen *kann*.

Der Grund, warum ich nicht *will*, wäre hienach kaum noch zu erörtern nöthig, doch will ich mich auch darüber rechtfertigen. Ihr und Hellwings gütiger Rath sezzt bey mir Kenntnisse und Talente voraus. Wir wollen jezt einmahl alle Bescheidenheit bey Seite sezzen, positum ich hätte Geld zum Examen (was ich nicht habe auch nicht bekommen kann) — positum, ich hätte soviel Kenntnisse, daß ich binnen einem halben Jahre complett fertig seyn könnte, zum RathsExamen. Aber wie steht es mit den RathsTalenten?

Verrathen Ihnen — sprechen Sie ehrlich! — meine Arbeiten, meine mündliche Aeußerungen, meine Handlungen, auch nur das mindeste Talent zu einem brauchbaren GeschäfftsManne[1])? — Aber meine sonstigen Talente würden machen, sagen Sie vielleicht daß ich auch als Rath mich würde finden, daß ich mit eben dem Krafftaufwand als andere so würde mitschwimmen können. — Ich will Ihnen das einräumen, aber ist es gewissenhafft, einen wichtigen Posten der auf das Wohl Tausender Einfluß hat zu erhaschen und taliter qualiter zu erfüllen. Ich müßte als Rath vortrefflich werden, sonst will ich es nie werden, ich müßte, um vortrefflich zu seyn, noch einmahl soviel arbeiten als der Secretair selbst eines Schaafskopfs der Rath heißt, ich müßte immer über die Vervollkomung [sic!] meines Departements brüten, also — wie der wahre Geschäfftsmann eigentlich soll und muß — ich müßte nur in und für den Dienst mit Leidenschafft leben, müßte meine treue wenn gleich offt unholde Göttin (invita Minerva) die Kunst, müßte die Natur, müßte alles was mir süß und werth ist, müßte mein Weib vernachlässigen, um mein Departement zu bearbeiten! Nennen Sie es Grille, Narrheit, ich würde ein Stümper von Rath seyn, ich kann nicht anders handeln, wie ich handle. Zudem ist mir um schleunige Hülffe zu thun, die gewährt mir das große Examen nicht, ich gerathe in neue Schulden, laufe als Cammer Assessor 3 bis 4 Jahre, mit nicht mehr Gehalt, als mein jezziges herum, dann stirbt meine Mutter und, — kurtz, liebster bester Itzig! ich will nicht, ich kann nicht! Lassen Sie mich Secretair seyn, ich knülle meine Arbeiten ab, das ist als wenn ich Caffee trinke, die Leute sind mir gut, lassen sie mich auch ein bischen sudeln, jezt wird meine Lage durch den Cammer Assessor um nichts besser, stirbt meine Mutter, und ich kann würklich nicht Abschied nehmen, so kann ich mit dem ersten besten Secretair, wenn auch mit Aufopferung tauschen, kann, für ein weniges, von einem Schlucker die Hälffte meiner Arbeiten machen lassen, und mir, meinem Weibe, meinem Lieblingspferde leben. — —

Lachen Sie mich nur nicht aus — das Examen hat mich auf eine Idee gebracht, ich will die Zeit die ich zur Vorbereitung brau-

[1]) Nach damaligem Sprachgebrauche: Geschäftsmann = Beamter.

chen würde, auf die Autorschafft anwenden, ich will die Tempelherrn machen, ich will ums Brodt schreiben, Sie sollen mir Verleger schaffen, sollen mein Lob ausposaunen, damit ich — Geld kriege und mich bey Ehren erhalten kann, und mein Weib nicht hungern und kümmern sehen darff! — ach! ein Unglücklicher ist ein jämmerlicher Spaaßmacher! — Ja, ich will ums Brodt schreiben, ob ich mir was erschreiben werde, weiß Gott, aber es ist so herrlich für ein geliebtes Weib arbeiten! —

Trauren Sie nicht zu sehr um mich, es kann noch alles gut werden, es ist schon gut, denn die Liebe meiner edeln Frau, macht mir die Erde zum Himmelreich! — Können Sie mich sonst placiren, so ist gut, wo nicht, so muß man die Zeit erwarten. Sollte nicht bey Sr. Excellenz von Struensee und im Accise und Zoll Departement [1]) was zu machen seyn, ich habe munkeln gehört, daß bey lezzterem vielleicht zu Berlin eine Vacanz vorfallen dürffte. Wenn Sie doch gütigst nachhören möchten! — Auf jeden Fall sind und bleiben Sie mein edler achtungswerther innigstgeliebter Freund, der meine innigste Dankbarkeit und Liebe hat. Meine Frau ist über Ihren Gruß so erfreut, daß es mich beunruhigen könnte, wenn ich ein Narr wäre! —

Jezt genug von mir, was machen Sie, was macht Schuez(e)? Gefallen Sie Sich da, wie stehts mit Ihrer achtungswerthen Familie der ich mich unbekannterweise aufs herzlichste zu empfehlen bitte. —

Noch eine Bitte, verzeyhen Sie mir nicht nur die Geschwäzzigkeit und Confusion, sondern auch die Voluminisitaet dieses Briefes und schreiben Sie mir offt, wenn auch mit meiner Versezzung es noch nichts werden kann. Nach Posen will ich nicht, daß wäre trop de bruit pour une omelette, vielleicht gar ex Scylla in Charybdin. Aber schreiben Sie mir sonst, Ihre Empfindungen, Ihre Erfahrungen, kurtz schreiben Sie mir nur und zwar an mich directe unfrankirt, ich werde ein gleiches thun! — Können Sie mich von hier wegschaffen, so thun Sie mir eine Wohlthat, doch alles wie Gott will.

[1]) Staatsminister Karl August von Struensee war Chef des Akzise-, Zoll-, Salz-, Fabriken-, Manufaktur- und Kommerz-Departements.

Adieu, guter edler Mensch! lebe wohl, bleib immer so wie jezt! und immer Freund dessen, der so sehr eines Herzens bedarff! — Verzeyhen Sie mir! Adieu! meine Frau grüßt Sie herzlich und innigst und wird Ihnen schreiben, sobald sie soviel französisch schreiben kann!

Adieu, vergessen Sie nicht Ihres

Warschau, den 20sten Septbr. 1801.

Sie innigst liebenden und achtenden Freundes Werner.

20. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 22sten Februar 1801.[1])

Mein edler sehr theurer Freund!

Ich weiß nicht ob ich mit Vorwürfen gegen Sie, oder mit GeschichtsErzählungen von mir, anfangen soll, da ich indessen schaafartiger Natur und zudem sehr faul bin, so wird wohl beydes sehr ins kurze gezogen werden müssen. Soviel ist gewiß, daß ich über Ihr sehr langes Schweigen in Unruhe, sehr in Unruhe bin. Ich kann es mir unmöglich denken daß Sie mich ganß vergessen haben, es muß also eine andre Ursache Ihres Schweigens existiren, die sich binnen kurzem durch Ihr Antwortsschreiben aufhellen wird. Kurtz ich kann es nicht länger aushalten und also schrieb' ich, Gottlob in einer ungleich fröhlichern Stimmung wie das lezztemahl und schreibe, wie ich spreche, das heißt, immer von mir.

Zuerst, daß ich mich, in Betreff meiner Frau[2]) in einer äußerst glücklichen Lage befinde und wir noch immer so unzertrennlich sind und uns so innig lieben, als an den seeligsten Tagen unsrer Brautschaft, sie lebt ausschließlich nur für mich ich nur für sie, und unser HauptVergnügen sind nur wir. Mit dem deutschen will es

[1]) Die Jahreszahl ist verschrieben für 1802, wie sich leicht aus dem Inhalt des Briefes — Mitteilung über sein Eheleben mit der dritten Frau — ergibt. Die Anm. bei Düntzer, a. a. O. S. 18, muß auf diesen Brief allein beschränkt werden.

[2]) W.s dritte Frau, die Tochter des Schneidermeisters Marchwiatowsky in Warschau, kann hier nur gemeint sein.

Werner an Hitzig (vgl. Brief Nr. 20 dieses Bandes).

Mein über alles theurer Freund! Koenigsberg d. 22sten Februar 1801

alles durch hülfe meiner guten Freunde wollte. — Gott
sey gelobt; ich habe zum erstenmahl in meinem Le-
ben die Moral empfunden, Schulden zu haben, aber
ich will lieber mit dem Teufel auf dem Blocksberg
[illegible]

Drittens bin ich jetzt in Königsberg auf Urlaub, wo
ich alles berichtigt habe. [illegible] bitte ich jedoch
bey meinem [illegible] Gönner [illegible] mit Hallwig
nichts zu erwähnen, da ich bloß meine Privatsache
seiner oder des [illegible], Urlaub zur
[illegible] erhalten. Was meine jetzige [illegible]
[illegible] noch länger [illegible] bringen kann, ist jetzt
noch nicht zu bestimmen. Soviel jedoch steht jetzt:
Sie müssen wohl daß meine (höchst [illegible] mit [illegible]
volk) seinen Charakter fixiren kann, nicht aber seine
der Kraft seines bürgerlichen Erwerbs, daß es nicht
nicht [illegible] kann, [illegible] ein kleine
zur [illegible], der vorigen Jahr noch [illegible], in
[illegible] [illegible] wird. Nach dieser [illegible]
Einleitung melde ich Ihnen nur vorläufig, daß
mein *bürgerliches* Wohl und Weh *jetzt* nur an
der Möglichkeit abhängt, in dem [illegible] ([illegible]
[illegible] [illegible]) Königsberg zu [illegible]
daß ich noch gar nicht weiß, *ob* und *wann* ich [illegible]
Idee werde realisiren können, daß ich [illegible]
[illegible] mit noch weiter von Koenigsberg zu
entfernen, und hin auf *[illegible]* nach
Berlin, vorjetzt realisiren kann, und daß ich Sie
mithin auch bitten muß, Ihre [illegible] freund-
schaftlichen Bemühungen gütigst *vorjetzt* ein-
zustellen, denn [illegible] können zu
allen nur von *vorjetzt* reden.

Viertens so sind meine *Templerherren (Söhne des Thal)*
vollendet und mit einem Prolog versehen in
[illegible], der [illegible] nicht das [illegible]
eines [illegible] ist. [illegible] [illegible]
auf, mehr oder weniger, von denen ihnen [illegible]
nicht bekannten Scenen. Ich benutze jetzt meine
Anwesenheit in Koenigsberg, um das Stück in eine
[illegible] — welches ein Preusse [illegible]
[illegible], dazu [illegible] hat — abzuschreiben [illegible]:

Gründe abzuschreiben und möglichst zu sieben
und so wird denn dieses Ding, wozu Sie nicht
nur durch Ihr schönes Geschenk des Wieland'schen [illegible]
[illegible]
sondern auch durch so manche herrliche Idee —
[illegible]
[illegible] — haben [illegible]
[illegible] haben, endlich mit Gott (ich kann
nur nicht glauben [illegible]
Ihnen [illegible] zu sagen, ich bin [illegible] zu
[illegible], [illegible] ich kann es [illegible]
[illegible]. Ich weiß daß das Ding (wenn auch ein-
zelne Scenen [illegible]
unglücklichen Phantasie [illegible] mögen.) doch [illegible]
richtigen Verhältniß der Theile, viel [illegible]
und wenig Handlung noch weniger an dem
dramatischen Interesse hat. Aber da es ein-
mal so ist, so hilft alles abkürzen und [illegible]
[illegible] nichts, indem ich mich [illegible]
darauf einschränken, diesen Fehler im [illegible]
ten Theile, der die Aufhebung des Ordens
begreifen soll, und dessen Skelett schon
[illegible] vor meinen [illegible] steht, zu ver-
bessern, und in diesem 2ten Theile, dessen
Plan ich, ehe ich anfange, strenge untersuchen
will, ein [illegible] (mit Handlung und
dramatischem Interesse zu [illegible]. Diese
Betrachtungen zwingen mich, ganz [illegible]
dem ersten Theil, den Titel

Die Tempelherrn auf Cypern, eine dramatische Idylle

zu geben, denn [illegible] ursprünglich [illegible]
[illegible] Abriß der Idyllen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] vorzusetzen, denn
[illegible] der Critik [illegible] Gesänge [illegible]
[illegible] Hymnen auf [illegible], die [illegible]
[illegible] verbleiben.

wenn ich dennoch meine heutigen Feiertage – was bis
Mitte April festgesetzt ist – benutze, so kann ich
nicht nur das Stück abschreiben und feilen, son-
dern es auch ein paar [illegible] schönen [illegible]
(die nur sehr dünn gesäet und leider noch alle ohne
alle Feile meines [illegible] sind) zur Beurtheilung
vorlegen. Dann nehme ich es nach Warschau
[illegible] es dem [illegible]. Mniök und andern
[illegible], en gros [illegible] und mit der Bitte
nicht [illegible] zu verlangen, denn lasse ich
es, nach etwaigen Veränderungen, noch einmal
abschreiben, und sonach kann es erst ~~[illegible]~~ Ende
July oder August künftig zu den Freunden kommen, die mit der
Poesie in mystischer Verbindung zu stehen scheinen) zum
Druck fertig seyn.

Die Frage, die ich gethan, beruht in der That
auf einem Verleger. Könnten Sie mir gütigst
einen Verleger ausmitteln, der, so viel als mög-
lich dafür bezahlte, so thäten Sie mir, in meinen
traurigen sehr bedrückten häuslichen Finanz-
verhältnissen, eine große Gefälligkeit. Ich will
nicht zudringlich seyn, aber ich bitte nur um
Ihre gütige Antwort, ob Sie sich in das Geschäft
wohl [illegible] möchten und [illegible]
dabey vermitteln, ~~und~~ und was für einen [illegible]
Sie mir dabey geben, der ich es auch ~~[illegible]~~ [illegible]
[illegible] nicht drucken lassen will noch
kann. Ihre Antwort die ich baldmöglichst [illegible]
[illegible] Weisheit über Ihre
Verhältnisse zu haben wünsche, würde ich, bloß
um sie sicherer zu erhalten [illegible], un-
ter der Adresse: An den [illegible] Werner
zu Koenigsberg in Preussen, wohnhaft auf dem
[illegible] Kirchenplatze im Hause der ver-
wittweten [illegible] Werner, bitten. – was
macht der gute Schultz und Tieck? Sein [illegible]
hat mich sehr [illegible]. Denken Sie noch
noch an unser über Catholicismus gepflogenes
Gespräch bey [illegible], und das Preussische [illegible]
[illegible] bey der [illegible] am Tage des heiligen
Wallenstein? – Adieu. Meine Frau grüßt Sie herz-
inniglich ich bin ewig Ihr Sie wahrhaft verehrender treuer Freund.
Werner

mit ihr noch nicht recht fort, dagegen haben wir uns eine andre Sprache erfunden, die recht gut geht. Das Rauschen des Waldes, das Brausen des Windes, der Wellen heißt bey ihr Jensik[1]) boga /:die Stimme Gottes:/. Die Fertigkeit sie zu verstehn und nachzustümpern, in Tönen Farben, Worten, ist Kunst /:ein Begriff für den die dumme pohlnische Sprache kein eigentlich Wort hat,:/ und ein solcher Nachstümperer, ist Künstler. Sie sehen, von wo ich ausgehe, um mir, bey der Unerträglichkeit der unendlichen Welt, meine kleine zu bilden, und daß es mir bey gehöriger Cultur dieser Principien in meiner Frau, leicht seyn muß, ihr in Zukunft einen Dichter zu übersezzen, aber auch entbehrlich, wenn ich sie dahin bringen kann sich selbst das Zeug, woraus ein Gedicht gemacht ist im Kopfe zusammen zusezzen, und den Begriff *meiner* Welt, aus *ihrem eigenen* Kopfe herauszuspinnen. Sapienti sat! —

Zweytens habe ich meine vorige sehr ordinair denkende Frau[2]) gantz befriedigt, auch meine Schulden bezahlt, so daß ich Gottlob Niemandem was schuldig bin alles durch Hülffe meiner guten kranken Mutter. Gott sey gelobt, ich habe zum erstenmahl in meinem Leben die Quaal empfunden, Schulden zu haben, aber ich will lieber mit dem Teufel auf dem Blocksberg spazieren.

Drittens bin ich jezt in Koenigsberg auf Urlaub, wo ich alles berichtigt habe. Hievon bitte ich jedoch bey einer etwanigen Zusammenkunft mit Hellwing nichts zu erwähnen, da ich bloß nomine Praesidii ohne seine oder des Ministers Vorwissen, UrlaubsVerlängerung erhalten. Was mein jezziges Hierseyn noch sonst für Früchte tragen kann, ist jezt noch nicht zu bestimmen. Soviel jedoch für jezt. Sie wissen wohl daß man /:höchstens mit genauer Noth:/ seinen Character fixiren kann, nicht aber den Lauf seiner bürgerlichen Existenz, daß es mithin nicht Wankelmuth heißen kann, wenn

[1]) Schreibung nach der Aussprache.

[2]) W. hatte seine zweite Frau, eine geborene Jorzig, Tochter einer verwitweten Kriegsrätin in Königsberg, im November 1799 geheiratet; die Scheidung erfolgte schon im Frühjahr 1801 durch die Warschauer Regierung. — A. Hagen hat sich in seinem 1868 über W. gehaltenen Vortrage (Altpreuß. Monatsschrift 1874) über W.s zweite Frau durchaus günstig geäußert. Siehe auch unsere Nr. 53.

ein Plan zur bloßen Existenz, der voriges Jahr noch galt, im künftigen verworfen wird. Nach dieser kurzen Einleitung melde ich Ihnen nur vorläufig, daß mein bürgerliches Wohl und Weh jezt nur von der Möglichkeit abhängt, in dem mir /: wiewohl äußerst verhaßten :/ Königsberg zu subsistiren, daß ich noch gar nicht weiß, ob und wenn ich diese Idee werde realisiren können, daß ich indessen keinen Plan mich noch weiter von Koenigsberg zu entfernen, mithin auch keine Versezzung nach Berlin, vorjezt realisiren kann, und daß ich Sie mithin auch bitten muß, Ihre diesfälligen freundschafftlichen Bemühungen gütigst vorjezt einzustellen, denn wir arme Sünder können ja alle nur von vorjezt reden.

Viertens so sind meine Tempelherren[1]) 1ster Theil vollendet und mit einem Prolog versehen in Stanzen, der wenigstens nicht das Schlechteste eines schlechten Ganzen ist. Das nehmliche gilt auch, mehr oder weniger, von denen ihnen noch nicht bekannten Scenen. Ich benuzze jezt meine Anwesenheit in Koenigsberg, um das Stück in ein sauberes Buch — welches mir Preuße ihm zum Ruhm gesagt, dazu geschenkt hat — abzuschreiben eigenhändig abzuschreiben und möglichst zu feilen und so wird denn dieses Ding, wozu Sie nicht nur durch Ihr schönes Geschenk des Muenterschen Statutenbuchs[2]) Hebammendienste geleistet, sondern auch durch so manche treffliche Idee — . . .[3]) halbe Vatersdienste gethan haben, endlich mit Gott (ich kann nur nicht glauben auch mit Ehren) fertig. Ihnen aufrichtig zu sagen, ich bin etwas aber nicht viel mit zufrieden, aber ich kann es unmöglich um-

[1]) Im späteren Druck „Die Söhne des Thales“ betitelt, „ein dramatisches Gedicht“. Von hier an bis: „Nahme wegbleiben“ (S. 69, Z. 10 v. u.) bei Hitzig und Schütz a. a. O. gedruckt, siehe meine Anm. am Schlusse.

[2]) Dr. Friedr. Christian Karl Heinrich Münter (1761—1830), seit 1807 Bischof des Stiftes Seeland, durch seine Gelehrsamkeit hervorragender protestantischer Theologe und fruchtbarer Schriftsteller in deutscher und lat. Sprache; gab 1794 das „Statutenbuch des Ordens der Tempelherren“ heraus.

[3]) Nach „Idee“ 1½ Zeilen im Original von W.s Hand gestrichen, unleserlich.

schmelzen. Ich weiß daß das Ding /:wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht gantz unglücklichen Phantasie seyn mögen:/ doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwäzz und wenig Handlung noch weniger aber dramatisches Intresse hat. Aber da es einmahl so ist, so hilfft alles Abkürzen und Schneiden und Feilen nichts, sondern ich muß mich darauf beschränken, diesen Fehler im zweyten Theile, der die Aufhebung des Ordens bezeichnen soll, und dessen Skelett schon dunkel vor meiner Seele steht, zu verbessern, und in diesem 2ten Theile, dessen Plan ich, ehe ich anfange, strenge entwerffen will, ein Trauerspiel /:mit Handlung und dramatischem Intresse:/ zu entwerffen. Diese Betrachtungen zwingen mich, gegenwärtigem erstem Theil, den Titel

Die Templer auf Cypern, eine dramatisirte Idylle

zu geben[1]), denn nur als eine /:freylich sehr unförmliche Abart:/ der Idyllengattung keinesweges aber als Schauspiel getraue ich es mir noch einigermaaßen mein Machwerk jedoch ohne meinen Nahmen vorzusezzen, den Augen der Critik darzustellen. Das Ganze ist aber ein Hymnus auf ächte Maurerey, daher muß mein Nahme wegbleiben.

Wenn ich sonach mein hiesiges Hierseyn — was bis Mitte Aprill festgesezzt ist — benuzze, so kann ich nicht nur das Stück abschreiben und feilen, sondern es auch ein paar hiesigen schönen Geistern /:die nur sehr dünn gesäet und leider noch ohne alle sieben Meilen Stiefel sind:/ zur Beurtheilung vorlegen. Dann nehme ich es nach Warschau, submittire es dem braven Mnioch[2]) und andern Auserwählten, cum grano salis und mit der Bitte nicht Unmöglichkeiten zu verlangen, dann lasse ich es, nach etwanigen Veränderungen, noch einmahl abschreiben, und sonach kann es auf den July oder

[1]) Die folgenden Zeilen von zu geben ... bis vorzusezzen (Z. 14 bis Z. 17) sind im Original am Rande mit Rotstift angestrichen, kaum von W.s Hand.

[2]) Johann Jakob Mnioch, geb. 1765 zu Elbing in Preußen, gestorben am 22. Februar 1804 in Warschau. Siehe zum Todestage z. B. Feßlers „Eunomia", I. Bd. Jhg. 1804, worin noch Mniochs Reisebericht nach Warschau veröffentlicht ist. März 1804, S. 184, Anm.

August /: kurtz zu den HundsTagen, die mit der Poesie in mystischer Verbindung zu seyn scheinen:/ zum Druck fertig seyn.

Die Frage, wird es gedruckt, beruht indessen auf einem Verleger. Könnten Sie mir gütigst einen Verleger ausmitteln, der so viel als möglich dafür bezahlte, so thun Sie mir, in meinen traurigen sehr bedrückten häuslichen Finanz Verhältnissen, eine große Gefälligkeit. Ich will nicht zudringlich seyn, aber ich bitte nur um Ihre gütige Antwort, ob Sie Sich in das Geschäfft wohl meliren möchten und freundschafftlich sich dabey vermitteln, und was für einen Rath Sie mir dabey geben, da ich es auf Praenumeration [1]) nicht drucken lassen will noch kann. Ihre Antwort die ich baldmöglichst mit gantz ausführlicher Nachricht über Ihre Verhältnisse zu haben wünschte, würde ich, bloß um sie sicherer zu erhalten unfrankirt, unter der Adresse: An den Cammer Secretair Werner zu Koenigsberg in Preussen, wohnhaft auf dem reformirten Kirchenplazze im Hause der verwittweten Professorin Werner [2]), bitten. — Was [3]) macht der gute Schuetz [4]) und Tiek? Sein Taschenbuch [5]) hat mich sehr erquickt. Denken Sie wohl noch an unser über

[1]) Vor Praenumeration das Wort „eigene" gestrichen.

[2]) Früher wohnte die Wernersche Familie in der Junkerstraße in Königsberg, im Doerfferschen Hause, im Hause der Großmutter des Dichters E. T. A. Hoffmann. Professor Werner war einer der drei Paten Hoffmanns. Durch das v. Lesgewangsche Stiftshaus war das Haus des Geheimrats und Stadtpräsidenten Theodor Gottlieb von Hippel vom Doerfferschen Hause getrennt, so daß in den zwei Häusern der Junkerstraße — ein wenig bekanntes Curiosum — „drei Dichter fast gleichzeitig gewohnt und gelebt haben" (siehe Hans v. Müller, a. a. O., I. Bd., S. 325).

[3]) Von hier bis Bielany (S. 71, Z. 1 v. o.) mit der willkürlichen Aenderung von „Taschenbuch" in „Musenalmanach" gedruckt a. a. O.

[4]) Christian Wilhelm von Schütz, geb. 1776 zu Berlin, Landrat und Direktor der Ritterschaft zu Ziebingen bei Frankfurt a. O., Freund Tiecks. Im Jahre 1811 legte er sein Amt nieder und privatisierte in Dresden, wo er kath. wurde; gestorben auf der Durchreise in Leipzig 1847. Schütz verfaßte mehrere Trauerspiele, versch. Prosa-Schriften und bearbeitete Casanovas Memoiren.

[5]) Musen-Almanach für das Jahr 1802, hsg. von A. W. Schlegel und Ludwig Tieck.

Catholicismus geführtes Gespräch bey Bi[e]lany[1]), und des Preuße Leichenbitter Miene bey der Wasserfarth am Tage des heiligen Wallenstein[2])? — Adieu. Meine Frau grüßt Sie herzinniglich ich bin ewig Ihr Sie wahrhaft ehrender treuer Freund

Werner.

21. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Warschau, den 14. Juni 1802.

Mein sehr lieber Freund!

Dieser Brief hat zunächst die Absicht, Dich mit dem Ueberbringer desselben, Herrn Regierungs-Assessor N[euhauß], einem sehr interessanten Mann, bekannt zu machen. Ich habe in einer Unterhaltung von etlichen Stunden mit ihm so viel Geradsinn, Gediegenheit und schmucklose Reife des Urtheils an ihm entdeckt, daß ich sehr überzeugt bin, er werde Dir dort in der Wüste ein sehr willkommenes Geschenk seyn, und das nämliche glaube ich in Bezug Deiner von ihm.

Was mich betrifft, so ist dieser Brief, den ich mit einer Art Schaamlosigkeit ohne alle Entschuldigung der so längst gehemmten Correspondenz schreibe, nur bloß ein Vorläufer eines längeren, nächst baldigst abzufassenden. Dieser soll so zu sagen nur eine chronologische Gedächtnißtafel für Dich seyn und Dir melden:

1) daß ich von meiner zweiten Frau geschieden;

2) daß ich mit meiner dritten, einer hiesigen Schneiderstochter, Malgorszata Mankviatovska[3]), seit dem September v. J. verheirathet bin;

3) daß meine Frau stockpolnisch ist, 19 Jahre alt und mich unendlich glücklich macht;

[1]) Bielany, schön gelegene Abtei der Kamaldulenser an der Weichsel, einige Stunden von Warschau entfernt. W. wanderte dahin mit Hitzig an jedem schönen Sonnabend des Sommers 1800, s. A. Schr., XIV. Bd., S. 17.

[2]) Am 20. April [1800]; ein Jahr vorher war „Wallenstein" (der dritte Teil der Trilogie) in Weimar zum erstenmal gegeben worden.

[3]) recte: Marchwiatowska.

4) daß ich vom Dezember bis Ende April in Königsberg auf Urlaub gewesen bin;

5) daß ich, zuletzt erwähnt, am Misthaufen wahrscheinlich binnen Monats-Frist wieder hier und dort bis zu meiner Mutter Tod bleiben werde — weil ich muß, wenn nicht Alles in Königsberg mit mir zu Grunde gehen soll.

Du wirst mir übrigens verzeihen, wenn ich Dir alle diese Nachrichten nicht näher auseinandersetze und Dich und mich mit allen Bewegungsgründen derselben verschone, die schon widerlich zu denken, geschweige denn zu schreiben sind.

So viel versichere ich Dir indessen, daß ich, wenn es Dir gefällig ist, von Königsberg aus, wo ich mehr in otio seyn werde, mit Dir einen regelmäßigen Briefwechsel, dessen nähere Bestimmung ich Dir überlasse, unterhalten will, da ich Dich wirklich, ohngeachtet Du mich für einen Theekessel hältst, recht herzlich und innigst liebe.

Daß Herr v. Kleewitz[1]) hier ist, Herr Minister v. Voß binnen acht Tagen hier eintrifft, sind bekannte Sachen. Minder bekannt, interessant und gemeinnützig ist die Nachricht, daß ich ein Schauspiel über die Tempelherren in Jamben geschrieben habe, was binnen acht Tagen, will's Gott, zum Druck abgehen und wovon Dir auch ein Exemplar werden soll. Deine sehr liebe Frau und kleines Kropzeug grüße herzlich von Deinem

Werner.

22. An Julius Eduard Hitzig.

Warschau, d[en] 16ten Juny 1802.

Mein innigst geliebter Freund!

Nicht um, wie es heißt, Ihnen Wurst wieder Wurst zu erwiedern, sondern weil ich würklich gar nicht weiß wo mir der Kopf steht, schreibe ich Ihnen diesmahl auch nur einen kurzen Brief, den

[1]) Vortragender Geheimer Finanzrat für das südpreußische Departement beim General-Direktorium in Berlin, siehe Kgl. preuß. Staats-Handbuch für das Jahr 1799 und die folgenden Jahre.

ich, noch vor Eröffnung des anbey erfolgenden vollständigen Manuscripts meiner Templer durchzulesen bitte.

1) Tausend Dank für die Bekanntschafft Ihres würdigen Freundes Neuhauß, bey welcher ich nichts mehr bedaure, als daß ich seine Anwesenheit, in Warschau nicht eher, als zwey Tage vor seiner Abreise, erfuhr, da seine hiesigen Engagements ihn abhielten, mir Ihren gütigen Brief eher zu geben. Ich habe ihn nur, strenge genommen, eine Mittagsmahlzeit hindurch, die er bey mir einzunehmen die Güte gehabt, sprechen (zu) können, aber er ist mir sehr erfreulich gewesen. Es ist bey unsern Kraffterxcentrischen und andrerseits entnervten Zeiten gewiß eine seltene und liebliche Erscheinung einen jungen Mann in der Würde der ungeschwächten Krafft und sittlichen Unschuld zu sehen, der Sinn für alles Schöne hat, aber es dem Guten nicht aus Schlendrian sondern aus Pflicht-Gefühl unterordnet, und dem man es bey keinem Urtheile abmerkt daß er in verba Magistri schwört oder die Urtheile einer Schule adoptirt. Und das ist sicher Ihr Freund Neuhauß, Gottlob weder ein Fichtianer, noch ein Schlegelianer, noch ein Wielandianer, noch ein Justinianeischer Aktenwurm, aber ein Mann von ungeschwächter Krafft, von reinem unschuldigen Gefühl — wie mir seine Ideen über Liebe es verrathen haben — dessen Aeußeres schon ein Empfehlungsbrief für moralische Achtung ist. Ich danke Ihnen also nochmahls herzlich sowie d[em] Hrn. v, Ottmann der mir ihn obwohl leider etwas spät zugeführt für diese so intressante Bekanntschafft und eben so für die Idee ihn mit meinem Freunde Peguilhen[1]) bekannt zu machen, welches ich auf der Stelle durch einen Hrn. Neuhauß mitgegebenen Brief[2]) gethan habe.

2) Mein Manuscript. Ja, du lieber Gott! wenn ich darüber alles schreiben sollte, was ich möchte, so würde es noch ein Manuscript werden, also nur etwas.

[1]) W. schreibt deutlich: Pequilhen. Nach einer von mir im Märk. Museum eingesehenen eigenhändigen Unterschrift des Kriegsrates stets in „Peguilhen“ geändert.

[2]) Siehe die vorige Nummer.

a) Der Titel ist nur so obenhin projectirt, da die Tempelherren sowohl als Jacob Molay schon verbrauchte Titel sind. Es kommt dabey vorzüglich darauf an, ob der Herr Verleger es seiner Convenienz gemäß findet, dem Publico deutlich zu sagen, daß dies der erste Theil eines Werks sey, wäre das, so wäre der bedeutende Titel ‚CreutzBrüder' zweckmäßig. Doch überlasse ich das alles Ihrer Beurtheilung und Rücksprache mit ihm und erkläre im voraus, daß ich jeden Titel den Sie oder der Verleger für gut finden, billige, ohne daß deshalb erst Rückfrage an mich nöthig seyn sollte, die die Sache nur aufhält.

b) Die Richtigkeit der Abschrift anlangend, so habe ich sie zwar collationirt aber in Eile. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß noch bedeutende Schreibfehler, besonders in der Interpunktion statt haben werden und Sie würden mich mithin unendlich verbinden, wenn Sie das Manuscript mit möglichster Aufmerksamkeit durchlesen, jeden groben Schnizzer eigenmächtig verbessern und so diesen AugiasStall reinigen möchten. Die größte Angst habe ich, wenn es zum Druck kommen sollte, für DruckFehler. Die Correctur selbst zu besorgen, ist mir unmöglich, da ich, (was ich einstweilig hier nur beyläufig erwähne) Ende dieses Monaths oder Anfangs des künftigen nach Koenigsberg abgehe, um dort ein paar Jahre zu bleiben mit meiner Frau, und daher mir, in einer so weiten Entfernung, die Correctur Bogen unmöglich zugeschickt werden können. Ich bitte Sie also um Jesu Wunden, oder um den [sic!] Wunden der Liebe die Sie Ihrer Hertzgeliebten beygebracht willen, Sich aus Güte und Freundschafft für mich, der Correctur entweder Selbst zu unterziehen, oder, wenn das Ihnen nicht möglich seyn sollte, solche einem verständigen und accuraten Kunstfreunde zu committiren.

c) Das Manuscript ist deshalb mit lateinischen Lettern, weil mir diese für den mystischen Inhalt am angemessensten schienen, doch will ich hierin so wenig als in Betreff der etwanigen typographischen Verschönerungen, dem Verleger Gesezze vorschreiben; er kann es drucken mit was für Lettern und in

welchem Format er will, ja ich will mir sogar, alles ohne weitere Rückfrage die Weglassung einzelner Stellen gefallen lassen, wenn sie nur dem Context und meinem Ideen Gange nichts rauben. Doch möchte ich lezzteres freylich nicht gern und nur im äußersten Nothfalle. Alles, wie gesagt, stelle ich Ihrer Beurtheilung anheim.

d) Der Epilog ist das schlechteste und vielleicht der Rührung schädlich, welche die mir vielleicht nicht gantz mißlungene SchlußScene hinterlassen dürffte. Ich mache mir daher und der sonstigen Schwächen dieses Epilogs wegen auch nichts daraus, wenn er gantz weggelassen wird, doch hielt ich ihn für nothwendig theils um die Leser auf die Fortsezzung, den 2ten Theil vorzubereiten theils um einem etwanigen Critikus zu begegnen, der mich für dumm genug halten möchte die Elemente der dramatischen Kunst nicht zu kennen. Wenn Sie meynen so kann er auch wegbleiben, wie Sie wollen.

e) Der Verleger, Hr. Unger[1]), wäre mir äußerst erwünscht, und ich würde es würklich für Ehre rechnen mein Werk in seinem Verlage erscheinen zu sehen.

f) Das Honorar, ist der HauptPunkt. Ihr Plan 3 Fddr.[2]) per Bogen zu fordern und ihn für 2 zu lassen, entspricht gantz meiner Idee und ich danke Ihnen schon im voraus unendlich unendlich! Aber auch selbst für noch weniger, das spreche ich als Freund zu Ihnen allein will ich es im Nothfall lassen, ja ich gebe Ihnen, da ich zu Ihnen unbegränztes Zutrauen habe, uneingeschränkte Vollmacht es zu verkaufen für was Sie es wollen und an wen Sie es können, fragen Sie mich also nicht, machen Sie alles was Sie wollen aber contrahiren Sie nur gleich (denn sonst geht er durch die Lappen) ich werde alles bestättigen und das ich bald baar Geld kriege. Lieber theurer Freund! Schaffen Sie mir, (Sie sind ein Mensch und ein guter Mensch) schaffen Sie mir so

[1]) Johann Friedrich Unger in Berlin, der Verleger von Goethes „Neuen Schriften" (1792—1800).

[2]) Ein Friedrichsd'or in heutigem Geldwerte zirka 17½ Mark.

viel als irgend möglich, recht viel! Es ist nicht Geiz, aber ich thue jezt einen großen Schritt einen ernsten moralischen Schritt, ich opfere meiner Sohns und GattenPflicht sehr viel, vielleicht zwey Drittel meines Gehalts, und unter diesem Opfer erhalte ich bis zu meiner Mutter Tode zum Aufenthalt in Koenigsberg vielleicht Urlaub, vielleicht muß ich alles opfern, aber ich kann meine Mutter nicht verschmachten lassen und mein sehr edles Weib denkt mit mir gleich! Ich bin ein sehr armer Mensch und mein Schritt verdient, Gottlob, dießmahl, den Beyfall der Bessern. Sie sind edel und mein Freund! — Sapienti sat.

Ihre Antwort mit dem Resultat Ihrer Bemühungen bitte ich mir nicht nach Warschau, von wo ich wie gesagt, bald abgehe, sondern nach Koenigsberg unter der Adresse An den C[ammer] S[ekretär] Werner wohnhaft auf dem reformirten Kirchen Plazze im Hause der Professorin Werner zu schicken.

Ihr ewig Sie liebender Werner.

Haben Sie doch die Güte das Manuscript vor dem Contract mit dem Verleger, der es freylich lesen muß, nicht viel zu zeigen oder aus den Händen zu geben, da man doch nicht allen Mißbrauch wissen kann [1]).

Meine Frau grüßt tausend tausendmahl! —

Haben Sie doch die Güte mir, obwohl ich Ihren HauptBrief in Koenigsberg erwarte, durch Hrn. von Ottmann nur in ein paar Zeilen zu melden daß Sie diesen Brief erhalten haben damit ich weiß ob er richtig eingegangen ist [2]).

23. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 29sten July 1802.

Mein innigst geliebter Freund!

Ich bin seit Anfange dieses Monathes wiederum in Koenigs-

[1]) Diese Randbemerkung steht in der Hs. auf der Rückseite des 1. Blattes.

[2]) Diese Bemerkungen stehen im Original am Kopfe des Briefes über und unter der Anschrift.

berg fürjezt noch auf Urlaub den mir der Minister nicht nur, in Hinsicht meiner FamilienUmstände, auf ein Vierteljahr ertheilt, sondern auch, nach Maaßgabe meiner etwanigen Verhältnisse zu verlängern versprochen hat. Das ist indessen nur ein Palliativ was nicht lange vorhalten kann, und ich habe mich daher auf den lezzten Fall nicht nur völlig vorbereitet und meine Bücher Clavier und nothwendige Effecten bereits mit mir nach Koenigsberg transportirt, sondern ich bin auch fest entschlossen, wenn der Minister meinen (mir für jezt gegen Abtretung der Hälffte meines Gehalts) ertheilten Urlaub nicht länger verlängern will, gantz meinen Abschied zu nehmen. Ich weiß was ein vernünftiger redlicher Freund gegen diesen Schritt einwenden kann, aber ich kann nicht anders, halte es aber für Pflicht Ihr schönes Hertz wenigstens dadurch vorläufig zu beruhigen, daß ich Ihnen gewissenhafft versichere, daß meine sehr edle Frau mich zu diesem Schritte inständigst bewogen hat, daß die jezzigen Umstände meiner Mutter mich fürjezt für drückendem Mangel (denn viel muß man freylich in solcher Lage entbehren) sichern und das die Entsagung alles dessen, was nicht Liebe und Kunst ist, mir gar kein Opfer kostet. Im Gegenteil muß ich gestehn, daß solange mir diese beyden ersten Güter der Menschheit Liebe und Kunstgefühl nicht geraubt werden, ich schlechterdings nichts fürchte. Sie kennen meine Gesinnungen darüber, und wissen, daß ich demohngeachtet auch im Zeitlichen vorsichtig bin, daher haben Sie die Güte, mir Ihre unschäzzbare Freundschafft auch in meiner jezzigen Lage zu schenken, und mich als einen Menschen zu beurtheilen, der seine Handlungen wenigstens vor seinem Gewissen vertreten kann.

Soviel als vorläufige Apologie des Freundes gegen den Freund! Jezt noch einige Jämmerlichkeiten des Autors, der sich gegenwärtig mit Leib und Seele im Dachstübchen befindet. Wie steht es mit dem Verlage der Tempelherren. Da ich Sie Ihnen verwichenen Monath übersandte so haben Sie sie wahrscheinlich doch erhalten, da Sie indessen mir über dies Capitel noch keine Zeile zufließen gelassen haben, so entstehen in meinem besorglichen Kopfe folgende Besorgnisse

1) Sie haben das Manuscript gar nicht erhalten und es ist verlohren gegangen, oder

2) Sie sind in Ammts Verrichtungen verreist, oder

3) Sie sind — was Gott verhüte — krank, oder endlich

4) Die Herren Verleger haben Ihnen gesagt, wir wollen das dumme Zeug entweder gar nicht, oder wir wollen es zu dem aller civilsten Preise, und Sie sind so delicat daß Sie in Verlegenheit sind, wie Sie mir diese harte Nuß aufmachen sollen, und verschieben deshalb Ihren lieben Brief von einem Tage zum andern. Diese Delicatesse ist einer Ihrer so unendlich liebenswürdigen Züge, aber erfüllen Sie meine Bitte und sezzen Sie Sie gantz [auf][1] die Seite und schreiben Sie mir gütigst recht bald und gantz ohne allen Rückhalt entweder Freund, die Verleger wollen Ihr Machwerk gar nicht oder sie wollen nicht mehr als ein wegen seiner Civilitaet bis ans Uncivile gränzendes Honorar dafür geben. Bey diesem lezzten oder bemerke ich noch, daß ich mit jedem Honorar, es mag noch so sehr unter dem seyn, was Sie zu bekommen meynten, zufrieden bin, und authorisire Sie wiederholentlich, ohne alle Rückfrage an mich, hierüber zu contrahiren, ich bin mit allem zufrieden, wenn ich nur baldmöglichst Geld habe. — Auf jeden selbst den schlimmsten Fall aber, reissen Sie mich gütigst aus meiner Autor Tortur nnd schreiben Sie mir nur etwas wenigstens, wenn auch nichts positives, nur wie die Sache jezt steht. Meine Addresse ist An d[en] C. S. Werner zu Koenigsberg in Preussen auf dem reformirten Plazze im Hause der Professorin Werner. — Meine Frau grüßt tausend, tausendmahl.

Ich habe hier übrigens soviel Kram gefunden, daß ich noch gar nicht zu mir selbst gekommen bin. Verzeyhen Sie mir daher, innigst geliebter edler Freund, diesen kurzen Brief, beschämen Sie mich durch eine desto längere Antwort aber lieben Sie ewig Ihren

Freund

Werner.

NB. Ich arbeite schon auf gut Glück am 2ten Theil der Templer[2].

[1]) Die rechte untere Ecke des zweiten Blattes ist weggerissen.

[2]) Diese Bemerkung steht auf der ersten Seite, oben neben dem Datum.

24. An Johann Daniel Sander[1]).

Koenigsberg, d[en] 27sten September 1802.

S. T.

Ihr äußerst verbindliches Schreiben vom 21sten d. M. hat mir eine doppelte Freude gemacht, da es mir theils die Bekanntschafft eines rechtlichen edeldenkenden Mannes geschafft, theils auch mich benachrichtigt hat, daß mein geistliches Kind, die Creutzesbrüder, einen Pathen gefunden hat, zu dem es sich Glück wünschen kann. Im Ernste gesprochen, der Ton Ihres Briefes ist so liberal, daß er mich mit der gerechtesten Achtung für den Verfasser erfüllt, und ich seiner unwerth wäre, wenn ich ihn nicht mit gleicher Freymüthigkeit erwiederte. Also, ohne gothisches[2]) Ceremoniel, wie ein rechtlicher Mann zum andern.

Sie wünschen

1) daß der zweyte Theil meines Schauspiels zugleich mit dem ersten gedruckt werden könne. Das ist unmöglich. Zwar habe ich den Plan zu dem zweyten Theile schon völlig ausgearbeitet, auch schon mehrere Scenen davon fertig; diese betragen indessen bis jezt noch nicht ein Viertheil des Ganzen, und Sie werden es, glaube ich, selbst nicht wünschen, daß eine Arbeit die doch einige Anstrengung und wenn ich es sagen dürffte, Laune voraussezzt, mit einer Eilfertigkeit gemacht werden solle, die für uns beyde gleich nachtheilig seyn dürffte. Ich gestehe es daß theils PrivatGeschäffte, theils andre Abhaltungen, hauptsächlich aber die Ungewißheit über das Schicksal des ersten Theils meines Schauspiels, mich in Bearbeitung des zweyten bisher verzögert haben, weiß ich den ersten aber erst in den Händen eines rechtlich denkenden Verlegers, so werde ich mich gewiß der zweckmäßigen Anfertigung des zweyten Theils mit aller Anstrengung unterziehen, und ihn auch nach Möglichkeit baldigst zu beendigen suchen, da nicht nur mein eignes

[1]) Johann Daniel Sander (1759—1825), Buchhändler und Schriftsteller in Berlin. Siehe über ihn das anonym erschienene Büchlein „Kabinet Berlinischer Karaktere", Berlin 1808, S. 1/5 und „Neues Reich" 1876, II. Bd., Nr. 28 f. S. 65/75, 96/110.

[2]) So viel als altväterisch, altmodisch.

Intresse, sondern auch die Pflicht Ihnen, als Verleger, gerecht zu werden mich dazu auffordern würde. Das verspreche ich Ihnen, wenn wir einig werden, als ehrlicher Mann. Ihnen aber bestimmt zu melden, wann der zweyte Theil fertig werden, und wieviel Bogen er einnehmen wird; das kann ich für jezt noch nicht. Nur soviel kann ich vorläufig versichern, daß ich alles anwenden werde, ihn binnen einem halben Jahre zu beendigen, und daß seine Bogenzahl wahrscheinlich die des ersten Theils nicht übertreffen wird. Ich würde Sie daher gantz ergebenst bitten müssen hienach etwa den Papierbedarff, jedoch wo möglich so zu arrangiren, daß Sie auf jeden Fall noch etwas mehr Papier, als der erste Theil erfordert, bestellen.

2) Wünschen Sie den Titel: Creutzesbrüder, umzuändern. Ich bin nun zwar in Betreff solcher Aenderungen nichts weniger als difficil, und würde mit vielem Vergnügen unbedingt Ihrem Wunsche umsomehr beytreten, als Ihre Bemerkung, der Titel CreutzesBrüder statt Templer sey nicht usuell, allerdings richtig ist. Ich kann indessen nicht umhin[1]), Sie auf eine gewisse Tendenz meines Schauspiels aufmerksam zu machen. Sie ist, mindestens was den ersten Theil betrifft, didaktisch, und zielt auf eine Hypothese, die, sie sey wahr oder falsch, doch bis jezt in dramatischer Rücksicht noch nicht verbraucht und also für den Dichter fruchtbar ist; ich meyne, die Hypothese: der Tempel Orden habe zur Erzeugung einer andern sehr ausgebreiteten neuern[2]) OrdensGesellschafft Veranlassung gegeben. Ich ergriff diese Hypothese um so lieber, da sie mir nicht nur den Vortheil gewährte, von den gewöhnlichen Bearbeitungen dieses Sujets (als Babo's)[3]) abzuweichen und neu zu

[1]) Hier beginnt der Druck mit folgender fingierter Einleitung: „In Beziehung auf Ihre Wünsche wegen des Titels meines Schauspiels, kann ich nicht umhin, . . .“

[2]) Ist im Druck weggeblieben. Ueber das vom Reichsfreiherrn und „Heermeister“ Karl Gotthelf von Hund etablierte Neutemplertum und die Gründung des „Klerikats“ zu diesem bloß säkularen Teil des einstigen Ritterordens durch den Theologen Joh. August Starck siehe Ferdinand Jos. Schneider, die Freimaurerei, Prag 1909, S. 49 f., 53 ff. und 106 f.

[3]) Joseph Marius Babo — im Nachdruck irrig „Bebo“ — (1756—1822),

seyn, sondern auch ohne sie die Catastrophe der Templer um so schwankender ist, als der im Grunde schwache Character Molays — soll er nicht gewaltsamer Weise veridealisirt werden — nur von sehr geringem dramatischen Intresse ist. Jene Hypothese also als Basis meines Stücks angenommen, wird es, glaube ich, viele Leser geben, denen der Titel: „Creutzesbrüder“ nicht nur bekannt, sondern sogar anlockend seyn möchte[1]). Um indessen auch Ihren gerechten Wunsch, der Titel solle allgemein verständlich seyn, zu befriedigen, so könnte der Titel so gefaßt werden:

Der Bund des Tempels	Der Bund des Tempels
erster Theil	zweyter Theil
Die Templer auf Cypern.	Die Creutzesbrüder.

oder auch statt „Bund des Tempels“ was mir zwar antik scheint aber im Grunde nicht gantz sprachrichtig ist, „Die Hüter des Tempels“ oder auch „der Tempelorden“ alles wie es Ihnen gefällig ist, denn das ist mir alles einerley. Nur „Jacob von Molay“ kann der zweyte Theil nicht heißen, da Molay, meiner Idee nach, weder im ersten noch zweyten Theile die HauptPersohn, sondern im ersten Theile ein, durch ein untergeordnetes dramatischesIntresse erhöhtes, in didaktischer Hinsicht geschildertes Gemählde des Lebens der Tempelherren, im zweyten aber eine rein dramatische Darstellung des Todes der Templer, die mit der Wiederauflebung des durch ihn erzeugten Ordens schließt; das HauptSujet ist. Nach Molays Tode nehmlich, vereinigen sich, meiner Idee nach, die edelsten übrig gebliebenen Ritter, verschwöhren sich im Dunkel der Nacht, und eilen zur Fortpflanzung des Ordens nach Schottland.

seit 1789 Studiendirektor der Militärakademie in München; 1797 Bücherzensor und Theaterintendant, Verfasser von mehreren Opern, Lust- und Trauerspielen; siehe Kürschner, Dtsch. Nat. Lit. 138. Bd. Das fünfaktige Trauerspiel, worauf sich W. hier bezieht, hat Johann Christoph Kaffka (1754—1815) verfaßt und ist in Mannheim 1796 ersch. Von Babo ist kein Stück dieses Titels bekannt; siehe auch unsere flgd. Nr. 25, S. 93.

[1]) Hier endigt vorläufig der Druck, der, ohne anzudeuten, daß mehrere Sätze weggeblieben, erst mit der willkürlichen Aenderung: „Jacob von Molay kann aber kein Theil heißen . . .“ (11. Z. v. u.) fortgesetzt wird.

So will ich den zweyten Theil und das Ganze schließen, und in diesem Theile noch einen, meines Erachtens noch nicht bearbeiteten Character in der Persohn des auch in der Geschichte bekannten Inquisitors der Templer, Wilhelm von Paris, aufstellen, nehmlich einen Mann der ohne bigott, Eiferer oder Schurke zu seyn, den Orden und Molay (seinen Freund) seinen höhern Zwecken opfert, einen Mann ohne Leidenschafft, gemacht die Welt zu beherrschen. Dieser Character hat mir schon einige vielleicht nicht gantz verunglückte Scenen geliefert. Doch über den Plan des zweyten Theils nächstens ein Mehreres[1]). — Sie sehen ein, daß meine Ideen wohl vielleicht[2]) mitunter nicht gantz[3]) abgenuzzt seyn dürfften, daß ich aber behutsam verfahren muß, was Sie mir um so mehr zutrauen können, da ich selbst einer gewissen Classe Menschen verwandt bin, der ich in meinem Gedicht, so weit ich es darff, Winke zu geben versuche[4]). Sapienti sat! — Uebrigens sehen Sie aus dieser offenen Erklärung, daß ich in Ihnen nicht den Buchhändler κατεξοχην, sondern den gebildeten litterarischen Freund, wie Sie Sich mir in Ihrem Schreiben darstellen, erblicke, dessen Rath ich mit Danke anhören und benuzzen will. Der Verleger risquirt ohnehin bey einem Werke soviel wie der Verfasser, es ist daher billig daß dieser mit jenem, selbst im materiellen de couvert handle.

Ihr 3ter Wunsch oder Vorsatz, dem ersten Theile ein Kupfer beyfügen zu lassen, ist mir in mehrerer Hinsicht sehr angenehm. Ich würde ohnmaaßgeblich zu selbigem die SchlußScene des dritten Aufzugs vorschlagen, wo Philipp seinen Sohn Adalbert wiedererkennt, Molay über das Schauspiel versunken im Vordergrunde steht und der Troubadour im HinterGrunde über den Hügel von seinem Spaziergange zurückkehrt. Nur müßte freylich die Landschafft anziehend und der Untergang der Sonne characterisirt seyn. —

[1]) Diese zwei Sätze fehlen im Druck, wieder ohne äußere Kennzeichnung.

[2]) Diese zwei Wörter sind im Druck weggelassen worden.

[3]) Fehlt im Druck.

[4]) Hinweis auf seine Zugehörigkeit zum Maurer-Orden. Hier endigt zugleich der Druck.

Oder sollte das Kupfer für den Orden characteristisch seyn, so würde ich die 6ste Scene des 5ten Akts vorschlagen, wo der Gewappnete Adalberten über das Creutz schreiten heißt; die Unterschrifft könnte die Stelle seyn:

„Wir glauben nicht an einen der gestorben
„Wir glauben nur an einen der da lebet,
„Und nimmer stirbt[1])!" —

da diese Stelle auch historische Wahrheit hat. Nur müßte auch hier die Scene mit ihren Attributen gezeichnet und der Teufelskopf nicht hideus[2]) seyn. Sollte beydes Ihren Beyfall nicht finden, so kann auch Molays Portrait vor dem ersten Theile gestochen werden, denn die Abbildung des Templers illuminirt, hat, da man schon mehrere gute Stiche dieser Art hat, wenn sie sich nicht besonders auszeichnet, ehrlich gesagt, nicht gantz meinen Beyfall. Doch überlasse ich auch das: ob ein Kupfer beygefügt, und welcher Gegenstand gewählt werden soll, lediglich Ihrem Ermessen.

Jezt zu Ihren Fragen:

ad 1) Noffodeuil glaube ich im Muenter oder sonst irgendwo[3]) gelesen zu haben, doch bin ich gantz Ihrer Meynung daß es besser ist Noffodei zu sezzen, da auch das in den Jambus paßt, ich bitte also mein Manuscript dahin abzuändern.

2) daß das Ihr (Vous) in meinem Manuscript klein „ihr" geschrieben, ist mir nicht erinnerlich. Allerdings ist es Abweichung vom Gewöhnlichen und bitte ich also es dahin zu ändern, wie Sie

[1]) Siehe „Die Söhne des Thales" 1. Teil, Berlin 1803, S. 229 (= A. Schr. 4. Bd. V. 2. S. 168). Das Kupfer ist gemäß dem ersten Vorschlage W.s nach III. Akt, 7. Sz. S. 141 f. (= A. Schr. 4. Bd. III. 2. Schluß S. 109) von Döhling gezeichnet und von Wachsmann gestochen. Das Kupfer zur „zweiten durchgängig verbesserten und vermehrten" Auflage (Berlin 1807), gezeichnet von Catel und gestochen von Bollinger, hat einen anderen Vorwurf: der alte Troubadour singt in Begleitung der Laute vor Molay (V. 4. S. 307 = A. Schr. 4. Bd. S. 204) mit der Unterschrift: „Polykarpos so wie du!" (Schlußvers des Liedes).

[2]) recte: hideux, abstoßend, abscheulich.

[3]) Diese drei Wörter über der Zeile eingeschaltet.

es mit Recht vorschlagen und wie es gewöhnlich ist, also statt ihr — Ihr.

3) Ihr Anerbieten, Härten in meinem Manuscript — deren es viele geben mag — abzuändern, ist mir äußerst willkommen. Ich bin keiner von den Autoren, die Gewalt schreyen, wenn man eine Locke ihres Buchs anders legt. Was Sie also an solchen Stellen finden, ändern Sie es in Gottes Nahmen, wer kann wissen wie oft er stehle, selbst das Horatzische: Nonum prematur in annum[1], schüzzt dafür nicht. Ueberhaupt hoffe ich, bey fortgesezztem Vergnügen Ihrer Bekanntschafft Ihnen Beweise zu geben, wie sehr ich reife Kunst Urtheile schäzze, und wie entfernt ich von genialischen Anmaßungen bin, die offt ein cynischer Mantel schmuzziger Blöße sind. Der Künstler sey immerhin in der Stunde der Begeisterung, ein HalbGott, in den Stunden der Ueberlegung fühlt er sich um so menschlicher. In dieser Hinsicht habe ich mir auch vorgesezzt, wenn wir Handels einig werden, Ihnen dereinst den zweyten Theil meines Werks zuvörderst zur offenherzigen Critik und dann erst zum Verlage anzubieten, denn der Verleger ist nach meinen Grundsäzzen nicht Handlanger sondern freundlicher Mitgehülffe des Verfassers, zu Erreichung des Zwecks der der Menschheit Noth thut, die offt durch die Kinderpappe der Kunst guten Nahrungssafft erhält! —

Nach diesem unvermerkt zu einer kleinen Abhandlung angewachsenen Galimathias — was Sie mir gütigst verzeyhen werden — komme ich auf meine Bedingungen. — Sie sind sehr kurtz. Hätte ich mit einem gewöhnlichen Buchhändler zu thun, so würde ich nach einem imposanten Eingange die Saiten so hoch als möglich spannen, um sie hernach so tief als möglich herunter zu lassen. Doch das wäre unter Ihrem und meinem Werth. Sie sind ein rechtschaffener gebildeter Mann, wozu da — Handeln. Mein erstes und lezztes Wort ist: Geben Sie mir für den ersten Theil meines Schauspiels, wie Sie ihn haben, zwey Friedrichsd'or pro Bogen. Dagegen mache ich mich anheischig den zweyten Theil baldmöglichst, und wo irgend möglich zu Ostern 1803 Ihnen

[1]) Epistola ad Pisones (Ars poetica) V. 388.

zu übersenden, und keine Mühe dabey zu spahren. Bey dieser Bedingung risquiren Sie, wie ich hoffe, nicht zu viel und belohnen mich, wie ich es zu verdienen hoffe. Die Zahlung[1]) würde ich, falls Sie in diese meine Ultimat Erklärung gütigst entriren sollten, an mich unmittelbar, etwa durch Assignation auf eine hiesige Casse oder HandlungsHaus und, aus begreiflichen Ursachen, so bald als möglich einzuleiten bitten. Auch ich bin Gatte und die Früchte meines Fleißes gebühren meiner Frau. Daß ich wegen des 2ten Theiles, wenn nicht Krankheit mich abhält, Wort halte, mag Ihnen Hr. Itzig, der meinen Character kennt, bekunden.

Außerdem habe ich nur noch die Bitte, meinen Nahmen, aus guten Gründen, dem Stücke nicht vordrukken zu lassen, da ich das Princip habe, das Werk müsse den Meister loben, nicht umgekehrt.

Ob Sie mit lateinischen oder deutschen Lettern drukken lassen, welch Format, welchen Grad typographischer Elegantz Sie dem Dinge geben wollen, stelle ich Ihnen lediglich anheim; daß muß ich aber Sie noch schlüßlich bitten, daß, wenn über Dieß und Jenes Rücksprache nöthig seyn sollte, Sie solche mit Hrn. C[ammer] G[erichts] Rat[2]) Itzig nehmen, an den ich zwar Geschäffte halber nicht mit gegenwärtiger, aber doch mit nächstfolgender Post schreibe, und der von mir, in Rücksicht dieses Geschäfftes, völlig authorisirt ist, auch alle diesfällige Unterhandlungen gütigst zu führen mir zugesagt hat. Um diesen meinen so edlen Freund nicht zu sehr zu ermüden, kann ich ihm nun zwar die Correctur des Drucks nicht übertragen, da es indessen mit unendlichen Schwierigkeiten für mich verbunden seyn würde, solche von hieraus zu bewürken, und doch eine richtige Correctur beym Druck HauptSache bleibt, so muß ich Sie ganß ergebenst bitten, hierunter das Nöthige am Zweckmäßigsten einzuleiten. Ihrer gütigen Antwort auf diesen Brief, sehe ich des baldigsten erwartungsvoll entgegen, und bitte nochmahls sehr, sollten Ihnen Bedenklichkeiten dabey aufsteigen, solche ganß offenherzig mit Hrn. Itzig zu besprechen,

[1]) Von hier bis „bekunden" (Ende dieses Absatzes) an der rechten Seite des Blattes ein vier Finger breiter Rand.

[2]) Hitzig war zur Zeit erst Referendar beim Kammergericht in Berlin.

da dieser mein sehr rechtschaffener Freund mein Intresse so gut kennt und solches so gut besorgt als ich selbst. Auch bitte ich Ihre Antwort nicht zu frankiren, damit ich solche desto gewisser erhalte.

Jezt zum SchlußPunkte Ihres sehr gütigen Schreibens, den Herrn Geh. Finantz Rath v[on] Kleewitz betreffend. Schon der Umstand daß Sie Freund dieses allgemein verehrten erhabenen Geschäfftsmannes sind, ist der redendste Beweis Ihrer eigenen moralischen Würde. Unendlich schäzzbar aber und meines innigsten Dankes werth, ist mir das gütige Anerbieten, mir Ihr Vorwort bey ihm schenken zu wollen. Allerdings bin ich dieses edeln Menschenfreundes und zwar eben jezt sehr benöthigt. Meine 70 jährige Mutter ist durch eilff! jährige Gemüths und LeibesKrankheit ans Lager gefesselt; nur meine Anwesenheit in Koenigsberg vermag ihre Lage zu lindern und ihre durch so lange Krankheit zerrüttete häusliche Verhältnisse zu arrangiren. Sr. [sic!] Excellenz von Voß haben mir in dieser Hinsicht auch einen vierteljährigen Urlaub zur Anwesenheit in Koenigsberg, gegen beträchtliche Aufopferungen von meiner Seite, ertheilt. Dieser Urlaub ist aber nicht hinreichend und ich kann fürjezt auf keinen Fall Koenigsberg verlassen. Ich habe daher durch das Warschauer CammerPraesidium um halbjährige Verlängerung meines Urlaubs nachgesucht, und dasselbe hat sich auch ebenjezt dieserhalb bey dem südpreußischen Departement verwandt. Von allem diesem ist Hr. von Kleewitz officiell unterrichtet; die Gewährung meines Gesuchs hängt aber, bey seinem bedeutenden Einfluß aufs Departement, lediglich von ihm ab. Ich habe an ihn deshalb nicht geschrieben, kann es auch, ohne Indiscretion nicht thun, da ich ihn nur officiell durch eine kurze Visite das Glück habe zu kennen[1]). Wie erwünscht muß es mir also seyn, gerade in diesem Augenblick möchte ich sagen, als das Warschauer Praesidium mein Gesuch dem Departement vorgetragen hat, in Ihrer Persohn den Mann zu finden, der seinem edlen Freunde das vorstellen kann, was der Subaltern dem Vorgesezzten nicht sagen darff, und der edel genug ist, vermitteln zu wollen. Sagen Sie Hrn. von

[1]) Siehe die Nr. 21 (an Peguilhen).

Kleewitz wofür Sie mich halten; er kann in mir nur den Secretair nicht den Menschen kennen. Sagen Sie ihm daß nicht Leichtsinn, daß die reinste KindesPflicht mich zu diesem verlängertem Urlaubs Gesuche bewegt, daß dessen Refüs mein Unglück ist, und daß ich auf keinen Fall jezt Koenigsberg verlassen kann. Kurtz sagen Sie ihm alles was Ihre Menschenliebe Ihnen dictirt, aber — wenn Sie meine Zudringlichkeit verzeyhen wollen — bald da die Sache jezt in der Mache ist, und es sonst zu spät seyn dürffte. Ob es da Saison ist ihn mit meinen litterarischen Verhältnissen bekannt zu machen, muß ich Ihrem Ermessen anheimstellen; er ist, ich weiß es, der feinste Kunstkenner, wenn er mich nur nicht mißdeutet. — Auf jeden Fall bleibe ich den ganzen Winter über in Koenigsberg, ich werde daher mir auch hieher unter meiner Ihnen bekannten Addresse Ihre Briefe erbitten, und die Zeit meiner Muße, so sehr es nur immer PrivatGeschäffte erlauben, zu unserm gemeinschafftlichen Zwecke verwenden.

Leben Sie wohl, edler biederer Mann, und sehen Sie aus meiner Herzlichkeit, daß ich Sie schäzze und kenne. Antworten Sie mir bald, ohne allen Rückhalt, offen und freundlich; verhehlen Sie mir keinen Zweifel, keine Bedenklichkeit über meinen Brief; ich werde selbst die Hand biethen alles zu heben, da wir beyde zu rechtlich sind, um Einer des Andern Schaden zu suchen. Grüßen Sie gütigst Hrn. Itzig, mit nächster Post schreibe ich auch ihm. Verzeyhen Sie diese lange Epistel, antworten Sie bald und bestimmt uud überzeugen Sie Sich von der vollkommensten Hochachtung Ihres

ganz ergebensten

Werner.

25. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 29sten Septbr. 1802.

Mein ewig theurer schäzzbarer Freund!

Daß ich Ihren lieben lieben Brief vom 29sten July erst jezt beantworte, kommt daher, weil ich ihn erst, als Einlage eines Briefes des Herrn Buchhändler Sander vom 21sten Septbr. c. unterm

26sten Septbr. erhalten habe. Meine Angst über Ihr langes Schweigen ist nur mit der eines Hahnes zu vergleichen, der auf einem langsam erwärmten glühenden Eisen spaziert, und mit jeder Minute, aus wachsender Angst, höhere Sprünge macht. Bey der moralischen Unmöglichkeit die Veränderung Ihrer freundschafftlichen Gesinnungen gegen mich zu befürchten, blieb mir nur die Wahl, Sie für todt, oder als RegierungsRath an die äußerste Gränze der preußischen Staaten versezzt, oder auch mein Manuscript für verlohren gegangen zu halten. In dieser Angst nicht das Gleichgewicht zu verliehren ist alles was ein Autor, nahmentlich ein Terzirime Dichter, leisten kann. Sie können sich also meine Freude vorstellen, da Ihr Brief mich aus diesem Schwitz und Tropfbad verwichenen Sonntag erlösete und ich daraus a) Ihr Wohlseyn b) Ihre fortdauernde Freundschafft c) Ihre nicht ohne Erfolg gebliebenen gütigen Bemühungen meinetwegen und d) die rechtschaffenen Gesinnungen des Hrn. Sanders aus dessen Schreiben ersah, was ihn als einen eben so honetten als gebildeten Mann characterisirt. Der geringste Effect dieser Freude war, daß ich meiner Frau ein paar Küsse mehr als gewöhnlich gab, und, in Rücksicht der zu erwartenden Friedrichsd'or Erndte, die ich ihr cum grano salis beybrachte, für 2 ggr Kuchen zum NachmittagsCaffee holen ließ. Sodann machte ich mich Mondtag auf den Weg Herrn Sanders Schreiben mit Verstand zu beantworten, denn die erste Correspondenz zwischen Verleger und Autor ist ein die ganze FriedensVerhandlung begründendes ActenStück. Ob es mir gelungen ist, bezweifle ich, indessen muß ich, selbst auf Gefahr, Sie tödtlich zu ennuyiren, Sie mit den HauptContentis unsrer beyderseitigen Schreiben bekannt machen. Herr Sander wünschte

1) den 2ten Theil gleich mit zu erhalten. Das war der härteste Punkt. Zwar habe ich den ganzen Plan und auch einige Scenen schon fertig, aber dennoch hat mich theils mein hiesiges Arrangement, theils, ehrlich zu sagen, die gänzliche Unwissenheit über das Schicksaal des ersten Theils resp. Zeit und Ruhe auch Lust geraubt viel am zweyten zu arbeiten. Jezt ist die Sache verändert und ich werde mit allen Kräften daran gehen; ich habe daher Hrn.

Sander, so ehrlich als offen, als er mir geschrieben, geantwortet, daß es fürjezt wohl wahre Unmöglichkeit sey den zweyten Theil mitzuschicken, daß mithin der erste allein gedruckt werden müsse, daß aber, wenn wir zuvor über den ersten einig geworden wären (was eine gantz separate Sache ist) ich mich beeifern wolle, den 2ten wo möglich bis Ostern 1803 fertig zu machen. Hier muß ich Sie nun hauptsächlich bitten Ihre gütige Bemühungen anzuwenden, daß Hr. Sander nicht auf der Idee besteht den zweyten Theil gleich mitdrucken und das Manuscript des ersten[1]) nicht eher bezahlen zu wollen, weil das indirecte soviel heißen würde: ich will erst sehen wie mir der zweyte Theil gefällt, ehe ich mich zum Ankauf des Ganzen entschließe, wodurch ich der Gefahr preißgegeben wäre, wenn ihm der zweyte nicht gefiele, das Ganze mit Mühe und Fleiß umsonst gearbeitet zu haben. Doch glaube ich umsoweniger, daß Hr. Sander auf dieser Idee bestehen wird, da er in seinem äußerst humanen Briefe, es nur wünscht um den Papierbedarff für den 2ten Theil besorgen zu können. Diesen kann ich zwar auch noch nicht genau angeben, indessen so wird die Bogenzahl auf keinen Fall schwächer, vielleicht noch etwas stärker als die des ersten Theils seyn. Alles das a peu prés habe ich Hrn. Sander auch geschrieben, und muß Sie inständigst bitten, ihn zu bewegen hierin nicht difficil zu seyn, da es, mein Wort abgerechnet, schon mein Intresse mir befiehlt, den zweyten Theil nach Möglichkeit, zu befördern.

2) Wünschte Hr. Sander die Aenderung des Titels statt Creuzesbrüder „TempelOrden“[2]). Hierin habe ich ihm zwar nachgegeben, ihm aber, so weit ich es durffte Winke gegeben, daß Creuzes-Brüder in gewisser Rücksicht, nicht zwecklos sey. Jacob von Molay kann übrigens auch der zweyte Theil nicht füglich heißen, da nicht Molay, sondern bloß der Orden, und zwar im ersten Theil dessen verglimmendes Leben, im zweyten dessen scheinbahrer Tod und Wiederbelebung die HauptSache ist. Doch in Verbis simus faciles, mag also auch Hr. Sander den Titel einrichten, wie er will, daß habe ich ihm auch geschrieben. Ihnen kann ich übrigens vorläufig

[1]) Diese zwei Wörter sind über der Zeile eingeschaltet.

[2]) Mit diesem Satze — willkürlich erweitert — beginnt der Druck a. a. O.

melden, daß mein Inquisitor der Templer, Wilhelm von Paris, der mir schon einige Scenen geliefert hat, ein krafftvoller gantz andrer Kerl als Molay werden soll. Ein Kerl der keine der Regungen fühlt, welche die Menschheit „verschönern und schwächen" ein Stellvertreter des Schicksaals, sogar Molays Freund, aber ihn und dem [1]) Orden opfernd, weil sein Ideal von Pflicht und Glauben es so will. Dieser Inquisitor ist kein Ungeheuer, aber ein Mann, wie er seyn könnte und gottlob auch gewesen ist! — Ein — Sie werden mich verstehn — ein veredelter (d. h. von Egoismus entkleideter) Richelieu! Gelingt mir dieser, wie ich zum MusenGott hoffe, so habe ich nicht nur meinem Gözzen, dem idealisirten Catholicismus, ein nicht unwürdiges Opfer, sondern auch einen neuen Character, des aus höhern Grundsäzzen der Menschheit intoleranten [2]) edlen und erhabenen Priesters auf die Bühne gebracht. Er ist schwehr aber es ist doch auch was daran [3]) zu machen. Uebrigens ist er Mitglied des Thals, was, im Dunkel, die Rolle des Schicksaals spielt, und den König, den Nogaret, selbst die Templer wie Marionetten führt, die morsche Hülle des Ordens vorsezzlich, wie der Künstler eine von ihm selbst geformte mißrathene Bildsäule zerschlägt, um daraus eine edlere zu formen. Genug fürjezt, gedulden Sie Sich nur, und wünschen Sie mir Stärke und Muth, da es mir an beyden sehr offt gebricht [4]).

Hr. Sander wünscht ein TitelKupfer geben zu dürffen, ich habe ihm das, wie Format, Lettern, Güte des Papiers pp gänzlich anheimgestellt, auch ihn plenaire, seinem gleichmäßigen Wunsche gemäß, authorisirt Härten im Manuscripte zu verändern, da sein Brief, wie ich ihm auch geäußert, ihn selbst als Kunstkenner charakterisirt, und ich seine Critik mit Vergnügen umsomehr benuzzen will, da er selbst dabey am meisten intressirt ist daß das was er verlegt keine Mißgeburt, sondern ein wohlgeformtes Kindlein sey. Bey der

[1]) recte: den.

[2]) Vgl. W.s Ansicht über Intoleranz im Briefe vom 5. Dez. 1803 (an Peguilhen), unsere Nr. 47.

[3]) Anstatt dieser drei Wörter hat der Druck: „etwas daraus".

[4]) Hier endigt vorläufig der Druck; die Auslassung der folgenden Bemerkungen ist wieder nicht bezeichnet.

Gelegenheit muß ich auch Ihnen für Ihre eben so gütige als richtige Bemerkung einiger dergleichen Härten in meinem Manuscripte danken. Wir wollen sie durchgehen:

a) 1ster Aufzug 6ster Auftritt Seite 26 könnte statt des Mistberges etwa ZaunPfahl gesezzt werden[1])

b) 2ter Aufzug 2ter Auftritt S. 54 statt des holprichten „und mehr ăls wāhrschĕinlĭch“[2]) besser „ich selber hoff es noch“ wodurch auch die Declamation der Stelle Relief gewinnt[3])

c) 2ter Aufzug 4ter Auftritt Seite 63 kann, statt des Wahnes erste Schwähre aufzudrücken — mit Veränderung des diesem Verse vorausgehenden, gesezzt werden:

„Der, noch durch Wahn geblendet, zu uns kommt,
Die Augenbinde langsam aufzulösen“[4]).

Was edler und in vieler Rücksicht passender ist. —

d) 2ter Aufzug 6ster Auftritt hier möchte ich die Härte der Stelle

„So wāhrschĕinlĭch verübet werden konnten“[5]),

als dem Character und der momentanen Verlegenheit des dummen Cyprians analog stehn lassen. Versuchen Sie einmahl die Stelle im Cyprianschen Tone zu scandiren, vielleicht pflichten Sie mir bey.

e) 3ter Aufzug 3ter Auftritt S. 94 kann statt Größ Cōmpthür gesezzt werden

[1]) Diese Stelle des Manuskripts ist schon in der ersten Auflage getilgt.

[2]) Die doppelte Quantitätsbezeichnung des Originals bezieht sich a) auf die natürliche Quantität der Silben, b) die darüber befindliche auf die Akzentuierung im Verse.

[3]) Vgl. 1. Aufl. II. 2, S. 70 (ebenso die folgenden Drucke, siehe A. Schr. 4. Bd. II. 2, S. 61): [„Noch nicht gewiß,] und hoffen darf ich noch.“

[4]) Sämtliche Drucke haben: „Der, mit Chimären prangend, zu uns kommt, Die Augenbinde leise aufzulösen,“ siehe 1. Aufl. II. 4, S. 81 (= A. Schr. 4. Bd. II. 2, S. 68).

[5]) Korrigiert aus „könnten“. — Sämtliche Drucke haben: „... können“, siehe 1. Aufl. II. 6, S. 96 (= A. Schr. 4. Bd. II. 3, S. 78).

Molay
Compthur! —

Compthur
Hm! — Im Capitel werd ich reden! — [1])

Wo das Charakteristische „Hm!" andeutet, der alte Strudelkopf wolle Molayen dafür, daß er ihn jezt zur Rede stellt, anfahren, besinne sich aber bald eines bessern.

f) 3ter Aufzug 4ter Auftritt S. 101. Der Schŭhflĭcker ist so unjambisch, daß ich ihn gar nicht anders stellen kann[2]). Können Sie es, so thun Sie es, und überhaupt muß ich Sie bitten, Härten, wo Sie solche finden pro lubitu zu ändern, da ich bey Ihnen ohnedem voraussezzen kann, daß Sie des »tondere pecus non deglubere« eingedenk seyn werden.

g) 4ter Aufzug 2ter Auftritt Seite 111 „So furchtbar als die lezzte Trompet klingt" möchte ich, da die Härte hauptsächlich in dem infamen „pet' klingt" liegt, gesezzt wissen
„So furchtbar klinget als die lezzte Trompet'"
da die Härte von Trōmpĕt allenfalls — lachen Sie mich nur nicht aus! — durch Roberts verdrießliche Stimmung gemildert werden kann[3]).

Ueberhaupt ist es mir Hauptgrundsazz bei meinen Jamben — wiewohl ich die theatralische Vorstellung des Stücks weder hoffe noch im Grunde wünsche — doch immer, selbst durch Stellung der Füße und Sylben dem Declamator Veranlassung zur richtigen Declamation zu geben. In dieser Hinsicht scheint mir auch die von Ihnen gerügte Stelle

[1]) So in der 1. Aufl. S. 124 und in den folgenden Auflagen (A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 97).

[2]) Diese Kakophonie (1. Aufl. S. 132) ist auch in den späteren Ausgaben stehen geblieben (siehe A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 103).

[3]) Siehe erste Aufl. IV. 1, S. 146. In der 2. Aufl. (S. 165 f.) ist die ganze Stelle geändert und dieser Vers gestrichen worden; darnach auch die folgenden Drucke.

4ter Act 15ter Auftritt Seite 151

„Nŭr eĭnĕn kŭrzwĕilĭgĕn Brief gelesen“

in der schäumenden Wuth des ExPriors zu rechtfertigen[1]). Probiren Sie einmahl die Stelle mit zähneknirschendem verbissenen Ingrimm zu lesen! Kurzweilig ist hier die bitterste Satyre des aus Wuth halb wahnsinnigen Priors, das ligen dehnt er, weil er vor Zähneknirschen nicht anders kann.

6ster Aufzug 2ter Auftritt Wo — man nach Pont Neuf sich wendet ist von Ihnen in „sich nach der Seine wendet“ sehr schön geändert[2]). Ueberhaupt muß ich Sie vor Gott und nach Gott bitten, wo Sie plumpe Anachronismen und Verstooße gegen Geographie und Physik finden, in Gottes Nahmen, ohne meine Ratihabition einzuholen, auszumerzen, und, die vorerwähnten Aenderungen, in das Manuskript einzutragen, und danke Ihnen nochmahls tausendmahl für Ihre freundschafftliche Aufmerksamkeit. Die Tempelherren, die in Mannheim erschienen sind, und worauf Sie mich aufmerksam machen, sind wahrscheinlich von Babo. Ich habe sie gesehn, sie sind in ihrer Art recht schön, bis auf die licentia poetica, daß Molay zu einem jungen Manne, einem Stück von Liebhaber! gemacht wird. Uebrigens sind sie von meinem Plane so himmelweit verschieden, daß ich sie weder benuzzen noch mit ihnen wetteifern kann.

Um wieder auf Herrn Sander zu kommen, so habe ich ihm, Ihrem gütigen Rathe gemäß, als Ultimatum d. h. als erstes und lezztes Wort, proponirt, mir zwey Friedrichsd'or pro Bogen zu bezahlen. Sonst habe ich weiter keine Bedingungen gemacht. Da ich indessen genötigt gewesen bin, ihn, so ungern ich Ihre überhäuften Geschäffte stöhre, in Betreff vorläufiger Rücksprache über meinen Brief an Sie zu verweisen, so muß ich Sie inständigst bitten, ihn wo möglich zu persuadiren, daß er soviel pro Bogen bezahlt, will er das aber durchaus nicht, so authorisire ich Sie, wie ich glaube schon in meinem vorigen Briefe gethan habe, im

[1]) Die erste Aufl. (S. 202) und die folgenden zeigen die Aenderung: „Mir einen sonderbaren Brief gelesen“ (A. Schr. 4. Bd. IV. 3, S. 151).

[2]) Erste Aufl. S. 297 (= A. Schr. 4. Bd. VI. 1, S. 211).

Vertrauen auf Ihre Freundschafft wiederholentlich und unbedingt, mit ihm einen wenn auch geringeren nur irgend annehmlichen Preiß pro Bogen zu arrangiren, und den, wo möglich, ohne weitere Rückfrage an mich. gleich mit Hrn. Sander auf Contractmäßige Art nomine meiner festzusezzen, damit die Sache einerseits nicht aufgehalten andrerseits aber durch längern Aufschub nicht etwa Hrn. Sander Veranlassung zur Aenderung seines ganzen Entschlusses gegeben werde. Ich spreche offen und zutraulich zu meinem klugen Freunde. Daß ich bald Geld wünschte, versteht sich, eben so wie das, daß ich alles, was Sie nomine meiner mit Hrn. Sander festsezzen, unbedingt im Voraus ratihabire, da mein dichterisches und menschliches Schicksaal in keinen bessern Händen seyn kann als in den Ihrigen! —

Noch kann ich, da mein Brief doch einmahl Commentar des Sanderschen Briefes ist, die Schlußstelle desselben nicht unbemerkt lassen, in der ich Ihre leise freundschafftliche Hand mit der angenehmsten Ueberraschung zu erblicken glaube. Herr Sander frägt mich nehmlich: ob sein vertrauter Freund der Hr. Geh. Ober FinanzRath Kleewitz beym südpreußischen Departement mir nüzzlich seyn und er Hr. Sander mir bey ihm in was helfen könne? — Sie können denken, wie dieses Anerbieten mir erwünscht seyn mußte, da ich vor 14 Tagen um halbjährige Verlängerung meines Urlaubs bey dem Warschauer Cammer Praesidio nachgesucht hatte, und dasselbe auch, sichern mir gewordenen PrivatNachrichten zufolge, sich in einem Bericht, der vorgestern von Warschau abgegangen ist, dieserhalb bey dem südpreußischen Departement für mich verwandt hat. Nun sind die Gründe meines Gesuchs zwar hinlänglich motivirt, zudem gebe ich meinem Stellvertreter die Hälffte meines Gehalts ab, und habe vom Minister von Voß, den ich in Warschau persönlich sprach, die eventuelle Erlaubniß erhalten, eine dergleichen UrlaubsVerlängerung in Antrag zu bringen. Ich hoffe also zwar Gewährung, da ich aber weiß daß Hr. p Kleewitz im Departement alles bedeutet, so war es mir unendlich lieb, wie Hr. Sander mir erwähnten Vorschlag so gantz de tempore machte. Ich habe ihn daher auch mit Dank angenommen, und ihm in wenig

Worten meine Lage mit der Bitte detaillirt, Hrn. p Kleewitz zur halbjährigen[1]) Verlängerung zu bewegen.

Was ich aber nicht Herrn Sandern sondern fürjezt nur meinem Freunde Itzig — der mein Gutes und Schlechtes kennt und menschlich beurtheilt — deutlich und praecise sagen kann, ist das: Nicht nur meine Lage in Warschau sondern der ganze königliche Dienst ist mir, cane et angue pejus, zuwieder. Ich habe also den unwiederruflichen Entschluß gefaßt, den Dienst ganz zu meiden, und meine sehr edle Frau, hat, wiewohl ich ihr keine, also auch die rauhe Seite meines Entschlusses nicht verhehlt habe, eigenmächtig zwischen dem besoldeten Lastträger und dem freyen aber armen Manne, so gewählt, wie es ihrem Herzen Ehre macht. Ich quittire also, sub rosa gesagt, den Dienst, da ich aber davon, wiewohl ich meinem jezzigen Stellvertreter, die Hälffte meines Gehalts lassen muß, doch noch immer die Hälffte, also quartaliter über 50 rth beziehe, was bey mir schon bedeutend ist, so habe ich als Palliatio noch halbjährige UrlaubsVerlängerung nachgesucht, und das Praesidium hat, wie gesagt, das Gesuch unterstüzzt. Da aber, selbst in dem günstigsten Fall, dieser NothStrick doch nach Verlauf eines halben Jahres reißt, und sich jede Saite doch nur bis zu einer gewissen Höhe spannen läßt, so sehen Sie leicht ein, daß, nach Verlauf des halben Jahres a dato, ich doch meinen Abschied nehmen muß. Alsdann kommt es aber darauf an, die Sache durch Hrn. p Kleewitz bey Hrn. p von Voß (denn Hellwing ist zu so etwas zu wenig beholffen und brauchbar) dahin zu tourniren, daß ich entweder, in Hinsicht daß ich seit 1793 und mehrere Jahre ohne Gehalt gedient, entweder eine wenn gleich kleine Pension, oder, wenn das nicht geht, mindestens ein einjährige[s] volles Gehalt als Gratifikation erhalte. Ich weiß daß man höheren Orts mir helffen will, aber nur um die Form verlegen ist. Da alles dieses nur von künftig gilt, und fürjezt ich nur UrlaubsVerlängerung nachsuche, so habe ich auch Hrn. Sander, um ihn nicht zu confundiren, vom Künftigen und meiner wahren Idee nicht das mindeste geschrieben.

[1]) Davor „qu“; vermutlich Anfangsbuchstaben von „quartalen“ und dann zu streichen vergessen.

Ob es aber rathsam wäre Herrn Sander von dem[1]) eigentlichen Lage der Sache zu unterrichten, und ihn — allenfalls unter Versprechung einer Remuneration meinerseits, zur Mitwürkung bey Herrn p Kleewitz künftig in Betreff meiner Idee zu disponiren, das muß ich alles Ihrem freundschafftlichem Ermessen überlassen, der Sie das Terrain und dessen Ergiebigkeit am besten kennen.

Und nun auch kein Wort mehr von meinem fatalen Ich was mir bey jeder Gelegenheit in die Quere kommt, als die Versicherung daß es sich auf der Bärenhaut vortrefflich liegen läßt, und daß, ob ich gleich einsam lebe, wie ein verkrochener Dachs und mäßiger als Cincinnatus bey seinen Rüben, ich dennoch das dolce Farniente in seinem vollsten Maaße empfinde und im Ganzen recht glücklich bin.

Daß Sie es sind, daß Ihre edle Schwester den Mann ihres Herzens getroffen hat, freut mich unendlich[2]). Sie, Glücklicher! der Sie immer Befriedigung Ihres warmen menschenfreundlichen Herzens gefunden haben, wünschen Sich zu meiner Freundschafft Glück; was muß ich, der ich so lange gedarbt habe, der ich jezt hier nicht einen wahren Freund, nicht einen recht vernünftigen Umgang habe, was soll ich nicht erst, bey dem Gedanken empfinden daß ein reiner Mensch wie Sie, dem ich Nichts gethan habe, mein Freund ist, nachdem ich so tausendmahl mit der schändlichsten Falschheit gelohnt bin. O bleiben Sie es ferner, mein wahrer Freund! ich bitte Sie darum, wie ein Armer um eine Gabe. Sie wissen, ich bin in Sachen wo mein Hertz überfließt, nichts weniger als beredt, und ich verschmähe die WortKunst wo das Hertz spricht, aber daß Ihre Freundschafft die edelste die meinem Herzen am meisten rührende, kurtz diejenige ist, die mich in trüben Stunden aufrecht erhält, und mir es beweist, daß ich noch nicht der Verworfene bin, den Schicksaal und alles verläßt, das ist wahr und das wird Ihnen, edelmüthiger Jüngling![3]) durch Ihr eigen Hertz

[1]) Lies: der

[2]) Hier setzt wieder der Druck (a. a. O. S. 31) ein, mit Unterdrückung des Zwischensatzes.

[3]) Diese zwei Wörter fehlen im Druck.

belohnt werden. Ich liebe Sie unaussprechlich[1]) und meine Frau schäzzt Sie aufs äußerste. Nach ihrem ausdrücklichen Verlangen soll ich Sie tausendmahl grüßen. Wir lesen alle Tage deutsch, Tieks Volksmährchen[2]), Goetz von Berlichingen, alles durcheinander, ihr warmes richtiges Gefühl erregt eben so oft meine Rührung und meine Bewunderung! Gott seegne Sie, lieber theuerer Itzig, schreiben Sie mir recht bald und recht viel wie Sie auf dem schwehren Pfade der Geselligkeit fortwandeln, wünschen Sie Ihrer Schwester und Schwager Gottes Seegen, der mehr ist, als die Welt kennt, von Ihrem treuen alten Werner.

26. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 13ten October 1802.

Sehr werthgeschäzzter edler Freund!

Ich habe Ihre beyden lieben Briefe erhalten und mich daran aus vollem Hertzen ergözt. Nicht nur daß Ihre Assignation mir ein gleich starker Beweis Ihrer Rechtschaffenheit und Promptitude war, wofür ich Ihnen äußerst danke, so ist auch der ganze Ton Ihrer Briefe von der Art, daß er mich mit dem größesten Zutrauen für Sie erfüllt, und ich bin so voll davon, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen oder enden soll. Das Resultat meiner Empfindungen ist, daß ich Sie als einen sehr rechtschaffenen biedern gebildeten und kenntnißreichen Mann ehre und liebe, und mich herzlich ärgere mit Ihnen nur par Distance und durch das miserable Vehikel der Feder sprechen zu können, wobey immer das Beste verfliegt. Indessen ist das einmahl nicht zu ändern, und ich will daher nur zu dem systhematischen Schneckengange der BriefForm meine Zuflucht nehmen, und das, wovon mein Hertz voll ist, Ihnen tropfenweise mittheilen. Also

[1]) Hier endigt der Druck und schließt mit dem letzten Satze „Gottes Segen . . .“ des Originals.

[2]) „Volksmährchen“ hsg. von Peter Leberecht, Berlin 1797.

1) Die Herren Goebbels et Unzer [1]) haben Ihre Assignation honorirt und wollen acht Tage nach Sicht bezahlen, wo ich dann auch gleich unter der Assignation über den Empfang quittiren werde. Sie riethen gleich auf Honorar ich mußte also gleichfalls zur Nothlüge meine Zuflucht nehmen, nehmlich daß diese Summe von einem guten Freunde herkäme, der mir in Warschau Geld schuldig geworden, jezt aber in Berlin sey und die Assignation deshalb durch Sie hätte ausstellen lassen. Das ist vor der Hand für die Herren genug, nach der Hand mögen sie glauben was Sie wollen. Ihre Anerbietungen wegen des Honorars nehme ich im übrigen unbedingt an, und bin daher

a) es völlig zufrieden, daß Sie mir für den ersten Theil, er falle im Druck so lang oder kurtz aus als er wolle, nichts mehr als die assignirten 40 Friedrichsd'or [2]) bezahlen, und daß Sie

b) wenn — was ich jedoch nicht zu hoffen wage — das Büchlein eine zweyte Auflage erleben sollte [3]), mir für selbige die Hälffte des jezzigen Honorars entrichten;

c) Ob Sie mir außerdem, wie Sie gütigst zu erwähnen beliebten, bey vorteilhaftem Absazz meines Gedichts für das was es etwa über 20 Bogen beträgt, irgend einen Nachschuß geben,

so wie

d) mir einige FreyExemplare zur Vertheilung an innig vertraute Freunde schenken wollen oder auch nicht, überlasse ich gänzlich Ihnen, da ich von Ihrer offenen und liberalen Gesinnung die redendsten Proben habe. Sie sehen indessen auch wie sehr ich Sie schäzze und als edeln Mann behandle, bey dem jede kleinliche Cautel überflüssig seyn würde.

2) Ihr Raisonnement über Maurerey hat mich sehr erfreut, und der in Verlegenheit gerathene Bruder, dem Sie in der höchsten Noth am Johannis Tage behülfflich gewesen sind, herzlich lachen

[1]) Verlag in Königsberg, wo auch die dritte Bearbeitung von Virgils Georgica durch Karl Gottlieb Bock (1803) erschienen ist.

[2]) In heutiger Währung ungefähr 680 Mk.

[3]) Die zweite Auflage erschien ebenfalls bei Sander.

gemacht. Sie haben Recht daß der geheimnißvolle Ton meines vorigen Briefes in Betreff dieses Punktes närrisch war, aber lieber Himmel, es war mein erster Brief an Sie, und ich danke Gott herzlich daß wir in unserer gegenwärtigen Correspondenz schon vom Cothurn herabgestiegen sind. Wenn wir mündlich sprächen und ein Brief nicht manchen unvorherzusehenden Schicksaalen ausgesezzt wäre, würde ich mehr sagen, jezt nur soviel. Ich bin mit Ihren Gesinnungen über den gegenwärtigen Zustand der Maurerey vollkommen einverstanden, und es ist alles gesagt, wenn ich einräume, daß es in den meisten Logen jezt dunkler, und was noch viel mehr sagen will, kälter ist, als in der übrigen Welt. In der Hinsicht bin ich also nichts weniger als ein eifriger Maurer. Auch rede ich der Geheimnißkrämerey nicht das Wort [1]). Aber bitten muß ich Sie demohngeachtet jezt und künftig, in mir den prosaischen Menschen vom poetischen zu unterscheiden. Prosaisch bin ich mit dem kältesten Denker ein verstanden, daß Aufklärung unsers Verstandes und Veredlung unsrer moralischen Freyheit die Haupt-Güter der Menschheit sind und uns die schönsten Bilder weder zur Erfüllung unsrer HandlungsPflicht hin- noch von Erfüllung unsrer Denkpflicht ableiten sollen. Mit einem Worte, ich separire die hohe Moral ganz von der Aesthetik oder der Disciplin des Schönen. Aber eben aus dem Grunde mache ich lezztere auch nicht zur Dienerin der Moral oder der Humanitaet, welche beyde ich für hocherhaben aber für total prosaisch halte. Kunst und Religion sollen, meiner Meynung nach, das Hertz wie ein Gefäß, durch Anschauung des Schönen und des Universums nur reinigen soweit daß es für die höheren Wahrheiten der Moral empfänglich ist, nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern, denn das wäre ein der Moral, die reine Motive braucht, unwürdiges Vehikel. Mehr hat wohl auch selbst Horatz mit seinem: didicisse fideliter artes emollit mores etc. nicht sagen wollen. Nun sind aber die Herzen der Alltags Menschen kalt, sie müssen also durch Bilder des Uebersinnlichen erst entflammt werden, wenn ich so sagen soll, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht eh die reine Milch der Moral in sie gegossen

[1]) Mit diesem Satze beginnt der Druck a. a. O.

werden kann. Das ist mein kurzes Glaubensbekenntniß über Kunst, die mir selbst nicht flüchtiges Amusement, sondern Leiterin durchs Leben geworden ist. In dieser poetischen Hinsicht also nehme ich nicht nur die Maconnerie sondern selbst manches von ihrer Geheimnißkrämerey, ja sogar den jezt aufs neue modewerdenden Catholicismus nicht als GlaubensSysthem, sondern als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube, theoretisch und practisch in Schutz, und so sehr ich Sie bitten muß, bey Beurtheilung meines jezzigen und meiner etwan Ihnen künftig bekannt werdenden Producte aus[1]) dieser Maxime auszugehn und dadurch selbst[2]) die anscheinenden Schwärmereyen in meinen poetischen Erzeugnissen zu erklären, eben so sehr muß ich mich dagegen verwahren, daß meine individuelle Ueberzeugung nicht nach dem beurteilt werde, was als Künstler zu sagen ich mich berufen fühle. Itzig, der diese Seite meines Characters kennt, kann Ihnen das Nähere[3]) darüber sagen, aber auch ohne diesen Commentar bin ich sicher, daß Sie mich völlig verstehen[4]). Indessen sezzt mich die Ungewißheit nicht verstanden zu werden, manchmahl in keine geringe Verlegenheit und eine Folge dieser Verlegenheit ist der an sich schlecht gerathene Epilog zum 1sten Theil, dessen Fortlassung Sie wünschen. Ein verständiger kritischer aber gantz nach der alten Schule gemodelter Kunstfreund machte mir nehmlich, da ich ihm den 1sten Theil meiner Creutzesbrüder vorlegte, bemerklich, daß solcher strenge genommen kein rein dramatisches Intresse (wie er es nahm, keinen im Kampf mit Nebenumständen begriffenen HeldenCharacter) zeigte. Nun sind mir zwar durch anhaltendes von meiner frühsten Jugend mit ausgezeichneter Vorliebe getriebenes Studium des Schauspielwesens, die Regeln der Bühne, wie man sie von Aristoteles bis Lessing und Engel[5]) aufgestellt hat, bekannt, ich habe von

[1]) Der Druck hat: „meiner etwaigen künftigen Producte, von . . .“

[2]) fehlt im Druck.

[3]) Druck: „Weitere“.

[4]) Im Druck hinter „Commentar“ bloß die Worte: „werden Sie mich verstehen“. Hier endigt das erste Bruchstück.

[5]) Der Schöngeist und Philosoph Johann Jakob Engel (1741—1802);

der offt pedantischen Regel der 3 Einheiten im Drama, sogar die der Zeit selbst strenge genug im ersten Theile beobachtet und ich bin auch nicht in Abrede, daß das Intresse im Drama, wie überhaupt in jedem Kunstwerke, auf einen HauptGegenstand gelenkt werden muß. Ohne aber zu erwähnen daß dieses Intresse sich in meinem ersten Theile, der wie Schillers Piccolomini, nur Exposition des Ganzen ist, nicht hinreichend offenbahren kann, so ist auch das Intresse, was ich in meinem Werke zu erregen mir vorgesezzt hatte, gar nicht das Intresse an Molay (der, wie gesagt, nichts weniger als Held ist) noch das Intresse an den Tempelherren, als Helden betrachtet, wo es mir ein leichtes gewesen wäre, dieses Intresse, nach offt gebrauchter Art, in dramatische schulgerechte Form zu bringen. Sondern es war mir, wie ich auch schon im Prolog andeutete, darum zu thun, in den Tempelherren das Intresse eines Ordens von Helden in der Religiositaet aufzustellen, dieses

„stille friedliche Entsagen,
was der Vollendung nahe Stufe ist“ [1])

und dadurch zugleich (mit möglichster Hinsicht auf historische oder doch poetische Wahrheit) als durch ein dramatisches Lehrgedicht, der Maurerey über ihren Ursprung und ihre Bestimmung Winke zu geben, die ich ihr prosaisch weder geben konnte noch wollte. Unstreitig wird der 2te Theil, selbst in kunstgerechter Rücksicht, ungleich mehr dramatisch seyn, als der erste, aber ein KrafftStück im gewöhnlichen Sinne der Heldenmahlerey kann und darff er nicht werden, ohne meine ganze Tendenz zu zerstöhren. Um indessen nicht von jedem durch die Schule gelaufenen Rezensenten beschuldigt zu werden, als ignorirte ich das ABC des Drama, was ich sehr wohl weiß, so machte ich den Epilog in der Desperation. Ich weiß er ist das schwächste Stück des Ganzen, kränkelt an Leib und Seele und zerstöhrt vielleicht noch gar die Würkung der nicht ganz

— seine „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten“ erschienen Berlin 1783 (= 11. Bd. der Schriften, Berlin 1801—1806).

[1]) Vergleiche die ersten zwei Verse der vierten Stanze des Prologs (A. Schr. 4. Bd. S. VII.)

mißlungenen SchlußScene, es bleibt aber nur die Frage: soll der Leser die darin gegebenen Winke lieber gar nicht oder in einer Vorrede erhalten. Sie stimmen für das lezztere, und ich, der wie ich gesagt, mit der Weglassung des Epilogs vollkommen zufrieden bin, muß Ihnen hiebey nur etwas bemerklich machen. Der Nimbus des Mysticismus würkt bekanntlich auf mehrere Gattungen von Leser, dagegen ist eine prosaische Vorrede bey einem Dichterwerk öffters nur eine verwässerte Apologie und, wie ich glaube, daher auch von mehreren unsrer Dichter bey Herausgabe ihrer Kunstwerke, ausgelassen. Die Frage ist also, werde ich als Autor, der ich mir in meiner Incognito Maske das Air des Priesters Gott weiß welcher mystischen Kirche gebe, werde ich selbst nicht an Intresse verliehren, wenn ich nun auf einmahl in einer prosaischen demüthigen Vorrede (wo man NB dem Verfasser viel mehr aufs Wort paßt, als wenn er poetische Verba sonantia hersprudelt) mich selbst der ich für einen Priester der Gottheit gelten will, gegen die Geisseln der Critik verwahre? — In dieser Hinsicht gebe ich Ihnen anheim, ob nicht, wenn der Epilog wie ich d'accord bin, weggelassen werden soll, anstatt desselben und der von Ihnen projectirten prosaischen Vorrede (die ich nicht gern machen möchte) nur, um das Publicum doch von der Fortsezzung des Werks zu informiren, etwa auf der lezzten Seite, unter der Rubrik Nachricht des Verlegers (also Nahmens Ihrer) mit ein paar Zeilen gesagt werden könnte:

„Als Fortsezzung dieses ersten Theils, der nur Exposition der grossen den TempelOrden betroffenen Catastrophe und daher mehr von didaktischem Inhalt[1]) ist, wird der zweyte Theil so bald als möglich (oder binnen JahresFrist, wie Sie wollen) in meinem Verlage erscheinen, und, wie ich mir schmeichle, auch das dramatische Intresse der Leser,[2]) dadurch gewinnen, daß er die politische Vernichtung des Ordens, ein, vielleicht auch auf die spätere Veredlung der Menschheit nicht bezugloses geschichtliches Schauspiel, aus einem seiner intressantesten GesichtsPunkte darstellen wird".

[1]) Über gestrichenem „Intresse".

[2]) Nach dem Komma die Worte „durch eine bisher noch nicht auf der Bühne" gestrichen.

Ob Sie nun diese Auskunft, welche ich nur gantz unmaaßgeblich und mit Anheimstellung auf Ihre bessere Einsicht vorschlage, ergreifen, oder dennoch eine prosaische Vorrede von mir haben oder am Ende vielleicht gar, den freylich krüppelhaften Epilog, in Ermanglung eines bessern dennoch abdrucken lassen wollen, das stelle ich gantz Ihrem Ermessen anheim, indem ich mich hierin Ihnen gantz accomodiren werde. Beyläufig will ich indessen nur noch erwähnen, daß ich noch ehe ich den in Rede stehenden Epilog schrieb, einen andern Epilog entworffen hatte, in dem ich, als in einem Traume des Compthurs Hugo eingekleidet, eine ziemlich handgreifliche Allegorie auf die Maconnerie, ihre jezzige Mißbräuche und ihre wahrscheinliche Auflösung in Religion (die ihre Quelle war) anbrachte. Diese Allegorie könnte die Neugier mancher Leser aufs folgende reizen, aber theils ihrer Handgreiflichkeit wegen, theils weil sie im ersten Theil noch nicht de tempore schien, habe ich sie verworffen. Sollte indessen keiner meiner obigen Vorschläge stattfinden können, so käme es darauf an, daß ich Ihnen den lezzterwähnten Epilog schickte, wozu, sobald ich Ihren Entschluß über meine obigen Vorschläge weiß, immer noch umsomehr Zeit seyn wird, als der Epilog doch das lezzte ist was gedruckt wird.

Noch einmahl: ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, vielmehr mich völlig demselben conformiren, aber wird durch eine Vorrede nicht das hinter Mysticitaet versteckte aesthetische Intresse des Ganzen verringert, und exponirt sie mich, ich mag es dabey angreifen wie ich will, nicht immer mehr der Critik, als der wenn gleich krüppelhafte Epilog, der dem Kenner doch Winke giebt, aber mehr Schlupfwinkel für den Autor zurückläßt. Müßte nicht die Vorrede, wenn sie dem Ganzen entsprechen sollte, etwas Schlegelisch barsch seyn, und würde das in Prosa wohl so leicht verziehen werden, als in Versen, wo der Dichter sich ohngestört aufs große Pferd sezzen kann? Könnte mithin nicht vielleicht gar der Epilog (wie Sie ihn schon haben) wenn nicht bedeutende Gegengründe dagegen obwalten, stehen bleiben, da, so mediocre er ist, doch in selbigem Allen Allerley geboten und so den Rezensenten eine Tonne hingeworffen ist. Sollte der Epilog also, worauf ich aber keines-

weges insistire, dennoch bleiben, so würde ich vorschlagen, die 3te 4te und 5te Zeile so zu ändern:

> Doch — eh wir scheiden — muß der Dichter noch
> Das, was der Gott in ihm profetisch sprach
> Auch Eures Denkens Formen näher bringen

da von der Begeisterung entkleidet ein sonderbares Bild ist[1]). Den erwähnten allegorischen Epilog möchte ich auf keinen Fall jezt schon brauchen und Ihnen daher auch nicht schicken, da die darin aufgestellten Bilder für den 2ten Theil gehören.

Noch eins fällt mir ein. Sie schreiben von Noten und daß die schon vorhandenen, hinten angehängt werden sollen. Der Vorschlag ist gut, aber — um die Noten hinten anzuhängen, sind meines Erachtens noch zu wenig. Wie wär' es wenn Sie Sich der freylich verdrüßlichen Arbeit unterzögen mir die Stellen des ersten Theils zu bezeichnen, welche allenfalls noch Noten bedürfften. Sie dürfften mir nur den Aufzug und Auftritt bezeichnen, da ich ein (bis auf wenige Abänderung) vollständiges Manuscript des ganzen Stücks habe. Ich hätte aber dabey den Vortheil durch einen Andern als ich, der zugleich einsichtsvoller Kenner ist, die Stellen bezeichnet zu erhalten, welche einer Mißdeutung oder näheren Erleuterung bedürfften, und könnte in dieser Erleuterung, ohne durch eine besondere Vorrede aus meinem (risum teneatis amici!) Nimbus herauszugehn, gelegentlich das Nöthige über die Tendenz des Ganzen auch in diesen Bemerkungen dem Leser eröffnen. Da die Bemerkungen doch ganz zulezzt gedruckt werden, und auch leicht zu entwerffen sind, sobald es erst ausgemittelt ist, wo sie nöthig sind, so würden solche den baldigen Abdruck des Ganzen, an dem auch mir viel gelegen ist, wohl nicht retardiren. Aber wie gesagt, alles wie Sie wollen! —

Was

[1]) Dieser ganze Passus von „Sollte der Epilog" (S. 103 Z. 1 v. u.) bis hierher steht im Original am freien linken Rande der Seite. Die von W. vorgeschlagene Änderung wurde nicht akzeptiert, siehe erste Aufl. Epilog S. 343, 4., 5. und 6. Vers.

2) die Abänderungen der Wörter Caplan und Compthur betrifft, so erlaube ich mir über das erste Wort nur folgende Bemerkung. Es ist wahr daß, wie Adelung richtig bemerkt, Cāplan niedrig ist, aber in meinem Stück kommen Scenen vor, wo eben dieses Niedrige charakteristisch ist. Wenn z. Bsp. Charlot oder Noffo sich mit dem geistlichen Pinsel unterhalten, mit dem sie im niedrigst brüderlichen Tone sprechen, so ist es, meines Erachtens, natürlich, daß Sie diesen Sünder, der schon an sich eine Abbreviatur der edleren Menschheit ist, auch in ihren Anreden abbreviiren. Es bleibt sonach nur noch etwa die Stelle 4ter Act 4ter Auftr. übrig wo Molay zu Cyprian sagt: „Ist's fertig, Caplan?" Dies könnte so geändert werden, daß er erst zu den abgehenden Bothen sagte:

„Nun geht mit Gott!" und dann zum Cyprian „Ists fertig, Capellan?"[1]) Uebrigens könnte sowohl im Persohnen-Verzeichniß, als in den Ueberschrifften der Reden immer wo Caplan steht, statt dessen Cappellan gesezzt werden. Schwieriger und fataler scheint mir der Fehler den ich bey dem trochaeischen Gebrauch des Wortes Compthur begangen habe, der offenbar als Jambus Compthūr gesprochen werden muß. Die Stellen, worin der Fehler begangen wird, sind, wie ich mich entsinne, folgende:

2ter Akt 2ter Auftritt sagt Philipp zu Molay „Allein der alte Compthur pp" kann geändert werden „allein der GroßCompthur er war doch stets" pp[2])

3ter Akt 2ter Auftritt spricht Hugo zu Robert:

„So ehrst du deines Compthurs Willen, Bube?"

Kann geändert werden „So ehrst du den Compthur, du — Bube du!"[3]) Wo das Stocken des Compthurs nach dem ersten Du noch charakteristischer wird.

[1]) Die Stelle steht in der ersten Aufl. IV. 5, S. 164 und lautet: „Nun geht, geleit' Euch Gott! – Caplan, ist's fertig?" Ebenso in den folgenden Auflagen (siehe A. Schr. 4. Bd. IV. 2, S. 126).

[2]) Siehe erste Aufl. S. 64 (= A. Schr. 4. Bd. II. 2, S. 57).

[3]) So haben sämtliche Drucke nach der ersten Aufl. S. 122 (= A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 96).

3ter Akter[1]) 4ter Auftritt[2]) sagt Molay: „GroßCompthur!“ kann geändert werden folgendergestalt:

Molay

Compthur! — Compthur

Hm! — Im Capitel werd' ich reden! —

Das Hm! — als ein Ausbruch der Wuth des Alten, daß Molay ihn zur Rede sezzt, scheint auch im Character, da er sie nach dem folgenden gleich unterdrückt. Im nehmlichen Auftritt sagt Molay zum Compthur Ihr seyd gerochen das ist undeutsch, besser: „Ihr seyd gerächt, ob ich es gleich gewünscht“ pp[3]). Im folgenden Auftritt des nehmlichen Akts sagt Molay zu Hugo „Mein würdger Bruder Compthur!“ kann geändert werden „mein würdger GroßCompthur!“ —[4])

4ter Akt 2ter Auftritt sagt Charlot „O weh der alte Compthur“ kann geändert werden „O weh der GroßCompthur!“ — wo dann der Compthur eintritt und sagt „Nu, nu! Gott bessers!“[5])

Mehrerer Stellen wo das Wort Compthur falsch scandirt[6]) ist, finde ich nicht. Sollte Ihnen noch eine aufstooßen, so muß ich Sie um deren gütige Aenderung bitten.

Noch hat mich Itzig auf einige fehlerhafte Stellen aufmerksam gemacht. So ist

1ster Akt 6ster Auftritt die Stelle wo Philipp zu Franz sagt

> Daß mit Vergunst ihr wenn sie länger wär
> Auf jenen Mistberg stießt

unedel, ich bitte also Mistberg in Zaunpfahl umzuändern.

2ter Akt 2ter Auftritt sagt Molay zu Philipp

[1]) Verschrieben für: Akt.

[2]) recte: 3. Auftritt.

[3]) Die erste Aufl. S. 125 hat: „Ihr seyd gerächet, ob ich gleich gewünscht“, darnach die folgenden Drucke (= A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 98).

[4]) Vgl. die erste Aufl. S. 135 „Mein würdiger Compthur“; seit der 2. Aufl. geändert in „Mein würd'ger Bruder Aelt'ster (A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 105).

[5]) Siehe erste Aufl. S. 154 f. (= A. Schr. 4. Bd. IV. 1, S. 120).

[6]) Im Original mit Majuskel geschrieben.

[Doch hier zumal] „ist ja des Kampfes Ausgang
Noch nicht gewiß und mehr als wahrscheinlich“ [1])

Lezzteres ist hart und daher besser:

„noch nicht gewiß und hoffen darf ich's noch“

2ter Akt 4ter Auftritt sagt Philipp zu Molay bey Gelegenheit daß er von seiner Vorbereitung der OrdensJünger spricht

— — — — „jedem jungen Neuling
der mit Chimaeren prangend zu uns kommt
des Wahnes erste Schwäre aufzudrücken

Hier ist Schwäre unedel. Besser wird die Stelle daher so geändert:

„der, noch vom Wahn geblendet zu uns kommt
die Augenbinde leise [2]) aufzulösen.“

Was in vieler Rücksicht bezugvoller ist.

4ter Akt 2ter Auftr. am Ende, sagt Robert

„so furchtbar als die lezzte Trompet klingt“

schon Trōmpĕt ist hart, aber durch den halb ironischen Ton Roberts meinem Gefühl nach, zu entschuldigen, aber pĕt klingt ist vollends unausstehlich; also etwas besser

„so furchtbar klinget als die lezzte Trompet“

Diese Härten sind alle die mir bey flüchtiger Durchsicht des Ganzen aufgefallen sind, haben Sie die Güte solche zu corrigiren und auch die welche Ihnen noch sonst aufstooßen, aber um Gottes willen schicken Sie mir nicht etwa noch einmahl das Manuscript! ich bekam einen tödtlichen Schrecken als ich die Idee davon in Ihrem Briefe las. —

Wegen des Titelkupfers so überzeuge auch ich mich vollkommen daß die 6ste Scene des 5ten Akts sich dazu nicht qualificirt, und überlasse solches daher gänzlich der Wahl des Künstlers. Die Vig-

[1]) So in der ersten Aufl. S. 70; seit der 2. Aufl. geändert in: „Der Kampf ist zweifelhaft, doch sein Mißlingen“ (A. Schr. 4. Bd. S. 61).
[2]) Über getilgtem „langsam“.

nette, wenn Sie ja eine gütigst wählen wollten, könnte allegorisch seyn oder Molays Portrait, oder einen kleinen illuminirten Templer enthalten, oder auch gantz wegbleiben, alles wie Sie wollen[1]).

Daß Sie für die Correctur des Drucks sorgen wollen, nehme ich mit vielem Danke an, und finde mein Autorhertz dadurch sehr erleichtert.

Jezt noch ein Wort über mein AutorIncognito. Ich habe das bloß angenommen, damit, auf den Fall mein Stück nicht gefiele weder mein Nahme bey dem gelehrten Publico beschimpft, noch mir Gelegenheit geraubt würde, wieder ein andermahl aufzutreten. Dieses Incognito ist aber keinesweges so streng, daß ich nicht sollte in mehreren Fällen heraustreten wollen und so sind nahmentlich in Warschau, einige Logenmitglieder, die mich sub rosa als Verfasser kennen. Ich authorisire Sie daher nicht nur, sondern ich bitte Sie sogar herzlich, wenn Sie Jemanden finden, der über mein Product günstig urtheilt und sonst des Zutrauens werth und überhaupt für die Sache empfänglich ist, mich als Verfasser zu nennen, denn die daraus entstehende Publicitaet ist mir, im glücklichen Ausgange der Sache sehr vortheilhaft und kann mir im unglücklichen Ausgange nichts schaden. ich will vielmehr guten Menschen bekannt werden nur nicht auf dem Titel genannt seyn[2]). Vorzüglich bitte ich Sie

[1]) Die Vignette zum ersten (und zweiten) Teil ist allegorisch. Der Ruine eines zerfallenen Ordenshauses gegenüber — vor dem prächtigen, gut erhaltenen Portal in gothischen Maßen ruht auf mächtigem Sockel eine Sphinx — steht ein Beschauer mit dem Winkelmaß, vermutlich ein Maurer nach W.s Annahme, daß die Freimaurer das Erbe des aufgehobenen Ordens der Templer angetreten hätten. Die von S. Halle gestochene Vignette fehlt der zweiten Auflage. Dafür hat die zweite Aufl. des ersten Teiles Molays Porträt als Vignette; die 2. Aufl. des 2. Teiles (Berlin bei Sander 1819) hat keine Vignette, sondern bloß den Wahlspruch Hippels von dem 2. Teil der 1. Aufl. übernommen: das Kreuz ist des Sterns Fundament. Ebenso fehlt dem 2. Teile der 1. und 2. Aufl. das Titelkupfer.

[2]) Der Passus „ich will vielmehr . . . genannt seyn“ steht im Original (Bl. 5, S. 10) als Randbemerkung rechts unten neben den obigen Worten: „Dieses Incognito ist aber . . .“ (Z. 10 und 11 v. o.).

sehr, sobald als möglich Herrn Feßler[1]) zu sagen, daß ich der Verfasser bin. Ich kann Ihnen auf Ehre versichern, daß ich in der gelehrten Welt Niemanden kenne, der über dieses Product competenterer Richter wäre, und dessen Urtheil mir in dieser Rücksicht schäzzbarer ja dessen Lob mir erfreulicher wäre, als seines[2]). Er ist 1) was man auch über sein maurerisches Systhem, mit Recht oder Unrecht kritteln könnte, einer der allerbedeutendsten jezt lebenden Maurer, und der allereinsichtsvollsten welches ich, wiewohl zu einem andern Systheme intabulirt, aus voller Ueberzeug[ung] erklären muß, er ist 2) Katholik und gründlicher Kenner des Catholicismus, und dadurch in einem bedeutenden Rapport mit mir, da ich — zwar nicht selbst catholisch, aber selbst auf die Gefahr von Ihren Biestern[3]) verjesuitet zu werden — davon steif und fest überzeuge[4]), daß, die Sache poetisch angesehn, (vide pag. 3 meines Briefes) der Catholicismus nicht nur, vielleicht das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskrafft, sondern auch auf seine Urform zurückgeführt,

[1]) Ignaz Aurelius Feßler (1756—1839) aus Czurendorf in Ungarn, Mitglied des Kapuzinerordens, schon bei seiner Ordination (1779) dem Katholizismus innerlich entfremdet, später Prof. der orientalischen Sprachen in Lemberg. Hier begann er seine schriftstellerische Tätigkeit, schrieb Schulbücher in orientalischen Dialekten, verfaßte dann Dramen und historisch-philosophische Romane nach dem Muster Wielands und Meißners. Schon in Lemberg Mitglied der Loge Phönix, trat er 1791 zum Protestantismus über [vgl. dazu die irrtümliche Ansicht W.s, Z. 10 v. o.], verheiratete sich 1792 zum ersten- und nach zehnzähriger unglücklicher Ehe zum zweiten mal. Seit Mai 1796 lebte er in Berlin, kam mit Fichte in engeren Verkehr und spielte in der Freimaurerei eine bedeutende Rolle. Durch den Krieg vertrieben, wandte er sich 1808 nach Rußland und erlebte wieder recht merkwürdige Schicksale. Er starb in St. Petersburg als General-Superintendent und Kirchenrat der dortigen evangelisch-lutherischen Gemeinde.

[2]) Hier beginnt wieder der Druck (a. a. O. S. 35) mit Umstellung des einleitenden Satzes.

[3]) Wortspiel und zugleich Hinweis auf den Berliner Schriftsteller und Bibliothekar Johann Erich Biester (1749—1816), den Herausgeber der aufklärerischen „Berlinischen Monatsschrift" und ihre heftigen Ausfälle gegen den Jesuitenorden. Siehe Ferd. Jos. Schneider a. a. O. S. 107 f.

[4]) Nach älterem Sprachgebrauche für: überzeugt bin.

allen übrigen christlichen und unchristlichen ReligionsFormen für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit auf immer verlohren hat, vorzuziehen ist, daß, unter allen Erzeugnissen der ChristusReligion, [der] Catholicismus die beste und der Gottlob schon seeligentschlafene neue Theophilantropismus die jämmerlichste ist, und daß allen europäischen KunstGenius und KunstGeschmack allmählig der Teufel hohlt, wenn wir nicht — (fahren Sie nur nicht auf) — wenn wir nicht zu einem geleuterten (NB. nicht metamorphositen) Catholicismus wiederkehren, von dem wir ausgegangen sind [1]), und aus welchem uns der sonst sehr schäzzbare große Krafftmensch Luther zum unersezzlichen Schaden des jedem Menschen unentbehrlichen Kunstsinns durch sein Systhem gerissen hat, für dessen würklich gute Seiten der Catholicismus selbst zwar kein Scheunenthor aber ein gantz geräumiges Pförtchen offen läßt, welches für diejenigen, die da was zu suchen haben, räumlich genug ist.

Ich möchte sehr wünschen daß Sie wenigstens den Inhalt dieser holprichten Periode Herrn Feßlern mittheilten, da ich im zweyten Theile Gelegenheit nehmen werde, auf diese Ideen (cum grano Salis) zurückzukommen. Könnten Sie diesen, für mein Werk (zu) [2]) außerordentlich competenten Richter dazu bewegen, daß er den zweyten Theil, eh er zum Druck erschiene, kritisch durchgienge und mir seine Bemerkungen darüber privatim mittheilte, so würden Sie mich unendlich verbinden. Sie wissen, wie nöthig es ist, bey KunstProducten fremde Augen zu benuzzen, da eigene in solchen Fällen wo nicht blind doch schielend sind; in Warschau hatte ich meinen trefflichen Freund Mnioch, aber diese critische Beyhülffe jezt par Distance zu benuzzen, würde in mancher Hinsicht schwierig seyn, hier in Koenigsberg giebt es gute philosophische Köpfe, aber, (den KriegsRath Bock [3]), Uebersezzer der Georgicon ausgenom-

[1]) Hier endigt der Druck.

[2]) Vom Herausgeber eingeklammert.

[3]) Karl Gottlieb Bock (1746—1829), nach 50jähriger treuer Dienstzeit als Kriegs-, Kommerzien- und Admiralitätsrat pensioniert. Seine dichterische Tätigkeit umfaßte eigene Versuche, die Bearbeitung und Erneuerung

men) keinen einzigen aesthetischen Praktiker. Ich bin also in der traurigen Verlegenheit von Niemanden (denn Bock ist nicht Dramatiker) ein competentes Urtheil über mein Werk zu erfahren. Wie wäre es wenn Sie Sich dafür bey Herren Feßler verwendeten, daß er, Sie und vielleicht noch Jemand anders (tres faciunt collegium) mir über meinen zweyten Theil (ehe er noch für den Druck abgeschrieben würde) Ihre Bemerkungen mittheilten? Es käme sodann auf Sie an, ob ich Ihnen das Brouillon des 2ten Theils, Behufs dieser Censur, Aktweise oder erst, wenn er fertig seyn würde, im Ganzen schicken sollte. Auch in maurerischer Hinsicht wünschte ich Herrn Feßlers PrivatUrtheil (dem Sie mich als Meister und Mitglied der Warschauer Loge zum goldenen Leuchter ankündigen können) unendlich, da ich aber auch delicat bin, und mich Niemanden aufdringen will, so muß ich bitten mir alsdann zu schreiben was ich dabey thun soll, um seine nähere Bekanntschafft zu gewinnen.

Sie Selbst aber muß ich inständigst bitten, mich nach dem Vorhergesagten nicht gleich für einen Obscuranten, Rosenkreuzer, Jesuiten etc. sondern nur für einen ehrlichen KunstJünger zu halten, welcher überzeugt ist daß die Menschheit ohne Kunst nicht bestehen kann, daß die Kunst aber in den lezzten Zügen liegt und durch die weiße Salbe der Liebes- und Weinlieder der HeldenGedichte und beschreibenden Gedichte, an und für sich nur in noch tiefere Erschlaffung verfällt, wenn nicht der Brownianismus[1]) eines als

älterer Königsberger Dichter und Übersetzungen altklassischer Dichtungen. Sein Lebenswerk ist die meisterhafte, von hervorragenden zeitgenössischen Philologen, wie Heyne und Wolf, wertgeschätzte Übertragung von Virgils Georgica.

[1]) Brownianismus, von dem Mediziner John Brown (1735—1788) begründetes System, in seinem Werke »Elementa medicinae« (1780) genauer entwickelt, wonach das Leben ein durch äußere „Reize" erzwungener Zustand sei. Vermehrte Erregung durch zu starke Reize erzeugt die sthenischen, Reizmangel die asthenischen Krankheiten. Seine Schriften wurden von dem Arzt Röschlaub ins Deutsche übersetzt. Das System fand in Deutschland — auch Schelling galt als Anhänger Browns — und Italien ansehnliche Verbreitung, behauptete sich aber nur kurze Zeit.

Schwärmerey aussehenden männlichen (nicht etwa bloß moralischen) Ernstes sie rettet. Ob ich zu dieser Rettung beytragen kann, weiß ich nicht, daß ich es will, weiß ich, und dieser Gedanke ist das einzige was mich moralischerweise beruhigen und anfeuern kann, meine Kräffte der KunstPraxis zu widmen. Also werden Sie, lieber denkender Freund! deshalb auf mich nicht böse, und wenn Sie meine Meynung für Irrthum halten, so überzeugen Sie Sich daß es ein ehrlicher Irrthum ist, und bleiben Sie mit mir friedlich.

Was man zu meinem Producte sagen wird, ob es der alten Schule nicht zu regellos und der neuen nicht zu regelrecht heißen wird, weiß ich nicht, die alte könnte noch in Noten bestochen werden, wie und ob man aber der neuen beykommen kann und ob man es thun soll, weiß ich nicht. Ich kenne aus der neuen Schule nur den jezzigen KriegesRath Schuetz persönlich, er ist ein junger talentvoller guter Mensch und aus [einem] früheren Verhältniß, wie ich glaube, freundschafftlich für mich, aber dennoch bin ich zu Demarchen der Art zu stolz, und will mich nicht gern biegen um einen Maecen zu gewinnen, so lieb ich diesen jungen Mann persönlich habe . . .

Alles dieses sind jedoch nur Winke für Sie. Demoiselle Goldtschmidt[1]) kenne ich als ein treffliches talentvolles Mädchen persönlich, und schäzze sie sehr, aber das Zeugniß ihrer Verwandten ist mir in Betreff Ihrer entbehrlich, da jede Zeile Ihrer Briefe mir den offenen liebenswürdigen und denkenden, kurtz den humansten Mann verkündigt, dem nichts fehlt, als daß ich ihn noch nicht persönlich kenne und an mein Hertz drücken kann.

Wie soll ich Ihnen für Ihre von meiner Seite noch gantz unverdiente freundschafftliche Theilnahme für mich, genug danken. Die treue Relation Ihres Gesprächs mit Herrn v. Kleewitz hat mich entzückt; Gottlob daß ich nur noch weitern Urlaub habe, das Uebrige wird sich finden. Die Carriere des großen Examens zu Berlin kann ich indessen nicht machen, weil ich, wenn ich auch soviel Kenntnisse als dazu nöthig sind, zu besizzen mir schmeichle doch einerseits nicht Energie genug für den Dienst besizze, um Rath im wahren

[1]) Goldtschmidt?

Sinne des Worts (d. h. PackPferd der DienstPflicht) andrerseits aber nicht niedrig genug bin, um Rath nach dem gewöhnlichen Schlendrian (Mastvieh) werden zu wollen. Zudem muß ich in Koenigsberg jezt noch bleiben, da eine blödsinnige gantz verlahmte 73jährige Mutter meine täglichen Dienste bedarff, die Examens-Carriere sichert mir aber meinen hiesigen Aufenthalt keinesweges. Einen Tausch mit einem der hiesigen Officianten zu arrangiren habe ich theils bereits, und zwar vergebens versucht, theils bin ich auch ehrlich gesagt des ExpedirFachs so herzlich müde, daß ich mich gern in ein andres werffen möchte, was bey einem bessern Auskommen mir mehr litterarische Muße und zugleich (als eine in meinen Umständen unerläßliche Bedingung) den Aufenthalt in Koenigsberg gewähren möchte. Es giebt dergleichen Posten nahmentlich hier die Menge vom StadtRathsPosten an gerechnet, ihr Nahme ist Legion und da es mir dabey nicht sowohl auf den Rang, als auf das Einkommen und die Muße zu meinen litterarischen Geschäfften ankommen würde, so wäre so etwas nicht zu schwierig auszumitteln. Wollte und könnte mir also Hr. Feßler durch seine Connexion beym Ost. Pr. Dep. Cheff Hrn. von Schroetter [1]) in dieser Hinsicht behülfflich seyn, und würden Sie ihn darüber sondiren und mich gütigst vom Resultat benachrichtigen wollen, so würde ich Ihnen dafür unendlich danken. Sie können ihm meine Lage offen entdecken.

Meinen Dank Hrn. G[eh.] O[ber] F[inanz] R[at] Kleewitz jezt selbst zu leisten, dürffte ihm nicht conveniren, ich verschiebe es daher zu einer schicklicheren Gelegenheit umsomehr, als ich meinen Vorgesezzten so ungern als möglich beschwehrlich falle. Wenn Sie ihn aber sprechen und ihm sagen wollten, wie tief meine Seele durch das Gefühl seiner mir erwiesenen Güte erregt ist, und wie innig ich ihn verehre, so würden Sie mir keine geringe Gefälligkeit erweisen.

Ihren Wunsch, mit einigen hiesigen Autoren in Verbindung zu treten, werde ich aufs angelegentlichste verbreiten, und jeden den ich kenne daß er sich mit litterarischen Arbeiten beschäfftigt, benach-

[1]) Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter beim General-Finanz-, Kriegs- und Domänendirektorium in Berlin als Geh. Staats- und Kriegsminister für Ost-, Neuost- und Westpreußen.

richtigen wie sehr er durch die Bekanntschafft eines selbst in mercantilischen Verhältnissen so edeln Mannes gewönne. Künftig mehr davon! —

Nehmen Sie mir diese ennuyante Epistel nicht übel, nehmen Sie alle meine Vorschläge für nichts als Einfälle deren Erfüllung oder Nichterfüllung ich Ihnen unbedingt überlasse, beehren und erfreuen Sie mich bald mit einem Schreiben und versichern Sie Sich von der äussersten Hochachtung Ihres gantz ergebensten

Werner.

27. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 28sten October 1802.

Mein redlicher edler Freund!

Wenn ich Ihre Briefe lese, so ist es mir immer als blickte ich in den Spiegel einer reinen Seele[1]). Es muß Ihnen glücken, Sie müssen geliebt werden, denn Sie haben Ihr Glück in Ihrem Hertzen und, Ihre Seele ist, obwohl durch Schicksaale gebildet, doch so rein als Sie aus den Händen der Natur gieng. Glauben Sie daß ich das und Ihren Verlust im tiefsten Innern empfinde, ich der ich in dieser Einöde an allem was MenschenGeist ist darben muß. Die Verheyrathung Ihrer Schwestern und Ihre Freude darüber war mir unendlich rührend; wie selten ist der Anblick einer Familie wie die Ihrige, die wie eine grüne Trift an Wasserbächen im Seegen blüht[2]). Gott seegne Ihre lieben Schwestern und Ihre[3]) Männer, Unschuld und Stärke sind unüberwindlich von allen Schlägen des Schicksaals, das weiß ich, ach Gott nicht aus eigner Erfahrung aber durch eine Stimme in meinem Innern, die mir zeigt was ich hätte seyn sollen und können. Lassen Sie uns über dieses düstre

[1]) Druck und Nachdruck haben ebenfalls diesen ersten Satz.

[2]) Ähnlich schreibt einmal Chamisso an Hitzig in Warschau am 18. Aug. 1804 mit Beziehung auf dessen Familie: „Dieser erfreulich schön verschlungene und geschlossene heitere Blumenkranz“.

[3]) Lies: „ihre“. Als Hitzigs Schwäger erwähnt Dr. Carl Grüneisen in seinen Erinnerungen an Berlin, Juni 1824 (handschriftlich im Märk. Museum), den General O'Etzel und den Naturforscher Prof. Ermann.

Gemählde den Vorhang ziehn[1]). Grüßen Sie Ihre liebe liebe Familie herzlich. Auch meinen herzlichsten Dank empfangen Sie für Ihre Freundschafft die ich nicht verdient habe, durch nichts vergelten kann. Es rührt mich, ohne Uebertreibung, bis zu Thränen, wenn ich geliebt werde, da wo ich es mir nie hätte träumen lassen. Ihre Liebe ist mir über alles schäzzbar aber nicht so unvermuthet, da unsre Herzen sich schon kennen, aber die innige Freundschafft des biedern Sanders, der sich so gantz als rechtschaffene Menschenfreund zeigt, und die ich auch Ihrer Güte verdanke, bleibt mir ein unauflösliches Räthsel. Allerdings hat der rechtschaffene Mann mir nicht nur, was ich verlangte, bewilligt, sondern auch Propositionen gethan, die seiner Denkart die größte Ehre machen. Ich bin daher nur bekümmert daß auch er bey meinem Buche nichts verliehren möge und arbeite mit allem Eifer, selbst mit Hintansezzung meiner LieblingsLectüre an dem zweyten Theil, da ich die Bearbeitung des lezzteren jezt nicht mehr für eine bloße Geistes-Unterhaltung sondern für eine obligatio perfecta halte, die ich [dem] guten edlen Manne schuldig bin. Freylich ist der Stoff zwar nicht arm (ich habe vielmehr soviel Materialien daß ich nicht weiß wo ich mit hin soll) aber spröde. Die Exposition besonders macht mir umsomehr Spuck, da das zweyte Stück anfängt als Molay schon im Gefängnisse und die Auflösung seiner traurigen Catastrophe nahe ist, also, nach der bekannten Regel, daß ein Kunstwerk sich selbst erklären müsse, der Leser von den Schicksaalen des Ordens von der Abreise aus Cypern bis zu Molays Tode, durch Erzählung unterrichtet werden muß. Ich hoffe durch manche Stelle die Aufmerksamkeit zu fesseln, aber ich fürchte auch sie durch andre abzuspannen. Indessen! Gott wird helffen, Amen. Als kleines Pröbchen schicke ich Ihnen einige Stanzen. Zu deren Erleuterung bemerke ich, daß Adalbert, durch Philipp von dem Unglücke was dem Orden drohte unterrichtet, aus Frankreich entflohen ist und eine Wallfarth zum heiligen Grabe gemacht hat. Mittlerweile mittelt es sich aus daß seine todt geglaubte Geliebte Agnes nicht todt, sondern im

[1]) Dieser Passus: „Unschuld und Stärke" (S. 114, Z. 4 v. u.) bis hierher steht auch im Druck.

Claren Kloster ist. Diese Agnes ist wie Sie wissen Molays Tochter. Philipp hat Adalberten aus Palaestina zurück kommen lassen, um, da kein Mittel zu Molays Rettung mehr anschlagen will, diesen seinen Freund durch Ermordung des Königs (die aber nachher fehlschlägt) zu retten. Hiedurch wird die Episode mit Adalbert in den Hauptknoten verwebt. Sein Vater verspricht ihm Agnes zum Lohn und bereitet eine Entrevue beyder Liebenden im Claren Kloster vor, die aber durch die Anwesenheit der Aebtissin äußerst genirt wird. Agnes erkennt ihren Geliebten noch nicht, der mit seinem Vater, (beyde in Pilgertracht) sich mit ihnen unterhält. Adalbert macht den Weibern erst eine räthselhafte Schilderung seiner Liebe, dann erzählt er ihnen die Geschichte seiner Wallfarth, wovon ich zum Spaß folgende Stanzen aushebe [1]).

Verbündet mit dem Tode war ich worden,
Nicht die empörten Wellen achtet' ich [2]),
Der Assassinen räuberische Horden,
Selbst des Sirokko Gluth [3]) verschonten mich,
Zufrieden meinen Himmel zu ermorden
Verwarff der Tod mein Flehen und entwich;
So langt [4]) ich endlich nach vergebnem Sehnen
Zum heilgen Land, der Freystatt frommer Thränen.

Jerusalem erblickt' ich — ich [5]) betrete
Das Land, wo sich der Gnade [6]) Meer ergoß,
Pilatus Haus — die blutge [7]) Marterstätte
Wo des Gerechten Blut in Ströhmen [8]) floß

[1]) Siehe „Die Söhne des Thales", zweiter Theil „Die Kreuzesbrüder" (Berlin 1804) 3. Aufz., 10. Auftr. S. 173 ff (= A. Schr. 5. Bd. S. 117 f.).

[2]) Der erste und die folgenden Drucke haben: „Die sonst empörten Wellen bahnten sich."

[3]) Ueber getilgtem „Hauch".

[4]) Im Druck: „kam".

[5]) Im Druck: „und".

[6]) Im Druck: „Gnaden".

[7]) Dahinter „Mord" gestrichen.

[8]) Druck: „zur Erde nieder".

Und Golgatha, wo in der Morgenröthe
Der Gottheit uns ein ewger Frühling sproß;
In hoher Andacht betend hingesunken
Entflammt auch mich des reinen Lichtes Funken.

Und als ich drauf gewürdigt ward zu schauen
Das Grab, die Wiege aller Himmelswonnen,
Da überfiel mich schnell ein heilig Grauen
Die Erde schien vor meinem Blick zerronnen,
Mein Hertz begann in Wehmuth aufzuthauen
In ewger Liebe Strahlen sich zu sonnen,
Und von der Welt und ihrem Schmertz geschieden
Umwehte mich der Gottheit milder Frieden. —

Unmöglich ist es daß ich Euch erzähle
Welch großes Wunder jezt an mir geschah; —
Agnesens Bild verschwand vor meiner Seele
Doch bald stand es verklärter wieder da,
Es war, als ob ich aus[1]) des Grabes Höhle
Den Heyland auf mich niederschweben sah;
Mir war, als müßte ich[2]) die Augen schließen,
Um gantz in Morgendüften zu zerfließen.

Da dämmerts mir wie Regenbogenschimmer,
Wie Stromgebraus' und ferner Chorgesang,
Es war, als ob sich aus der Erde Trümmern
Mein Geist zur Glorie des Himmels schwang
Und durch das Sausen, durch das Lichtgeflimmer
Vernehmlich mir des Heylands Wort erklang:
„Das Kindlein Liebe, laßt es zu mir kommen
Sein Leben ist in[3]) meiner Brust entglommen".

[1]) Druck: „an".
[2]) Druck: „müßt' ich jetzt".
[3]) Neben gestrichenem „an".

Da liebt' ich wieder meine alte Schmerzen
Gestärkt verließ ich drauf das heilge Grab
Mit meiner Agnes Bild im frommen Hertzen
Ergriff ich wiederum den Pilgerstab,
In Nacht und Wüste blickten holde Kertzen
Die Sterne mild auf meinen Pfad hinab[1]);
So komm ich endlich zu den Thebaiten
Die brüderlich mir eine Freystatt bieten.

Hier wird die Erzählung dadurch abgebrochen, daß die Aebtissin abgerufen wird. Diesen Augenblick benuzzt Adelbert, entdeckt sich und verabredet die Flucht mit ihr aus dem Kloster, welche nachher aber vereitelt wird. Soviel von dieser Episode. So genovevisch übrigens diese[s] Bruchstück von Erzählung klingt, so würden Sie Sich dennoch sehr irren, wenn Sie glauben wollten, ich hätte im zweyten Theil die schöne Wallensteinische Landstraaße verlassen, um in den reizenden Tieckschen Irrgängen zu lustwandeln. Im Gegentheil soll der zweyte Theil ein würklich dramatisches möglichst regelrechtes Ganze bilden und so auch den dramatischen Künstler so Gott will mehr als der erste Theil der nur ein Aggregat dramatischer Bilder nicht ein Systhem von Handlungen ist, befriedigen. Nur wo der Stoff, wie z. Bsp. bey diesem Rendezvous der Liebenden im Kloster, ins romantische fiel, will ich mir eine höhere Erhebung des Sylbenmaaßes, jedoch so selten als möglich und bey weitem nicht so offt, als in der Jungfrau von Orleans geschehen, erlauben. Sehr leid möchte es mir indessen doch thun, wenn der erste Theil im Beyfall des Publicums so durchfiele, daß man selbst die Erscheinung des zweyten, der meiner Idee nach besser werden soll, nicht wünschte. Leid um meinen ehrlichen Eifer und meinen edlen Verleger. Doch, wie Gott will! — Recht haben Sie daß die Verbreitung des Werks durch die Maurer Logen sehr befördert werden würde; das Schlimmste ist aber daß ich directe dabey wenig oder nichts würken kann. Mit den hiesigen Logen habe ich [mich], theils weil mir die Mitglieder nicht gefallen theils wegen

[1]) Druck: „herab“.

meiner im eigentlichsten Sinne anachoretischen Abgesondertheit jezt noch nicht in Verbindung gesezzt. Die Warschauer Loge wird wahrscheinlich Exemplare nehmen, aber das ist ein Tropfen im Eymer. Zudem hilfft directe Empfehlung eines solchen Werks officiell so wenig, als wenn man einem Collegio ein Werk über Verbesserung des officiellen Geschäfftsganges nebst allen darin enthaltenen Pillen officiell empfehlen woll[t]e. In einer Vorrede diese maurerische Tendenz anzukündigen, wie Hr. Sander es zu wünschen scheint, würde mich theils aus meinem mystisch poetischen Dunkel rücken, theils mir auch nicht helffen, da es mir zu delicat küzzlich und schlechterdings moralisch unmöglich ist, das prosaisch zu erklären, wovon ich poetisch höchstens entfernte Winke geben konnte, das Werk durch PrivatBettelbriefe den Logen zu empfehlen ist unter meiner Würde, und, wenn man die Dummheit vieler prosaischen Menschen dieser Classe erwägt auch fruchtlos. Es bleibt meines Erachtens nur ein Mittel. Alle gute Gabe kommt von oben herab. Wenn es, da von unten herauf nichts hilfft, von oben herab, von einer MutterLoge empfohlen würde. Hrn. Sanders Briefe geben mir dazu einen Fingerzeig den ich Ihnen, jedoch in der Unwissenheit, ob ihm das lieb ist! gantz sub rosa mit der Bitte mittheile, ihm nur, wenn er selbst dazu Gelegenheit geben sollte, davon Erwähnung zu thun. Hr. Sander schreibt mir er hätte Feßlern etwas aus meinem Gedicht vorgelesen, und das hätte dessen Intresse erregt. Feßlers Urtheil ist mir nicht nur weil er Kunstkenner ist, sondern hauptsächlich in Hinsicht seiner großen maurerischen Kenntnisse sehr wichtig. Sein maurerischer Einfluß soll zwar nicht mehr so bedeutend seyn als im Anfang, aber doch groß genug um die Loge royal Y[ork] und ihre Töchter auf mein Werk aufmerksam zu machen[1]). Wird lezzteres sodann auch von den Logen des andern Systhems verkezzert, qu'importe, bin ich doch nicht genannt (nicht officiell genannt) kurtz es erregt Auffsehn, es wird gelesen, gekauft, und mein Zweck ist er-

[1]) Feßler führte in der Berliner Großloge Royale York zur Freundschaft sein eigenes System ein, das bis heute noch Gültigkeit hat. Er war zugeordneter Großmeister, nach einem Zerwürfnis mit Fichte trat er ganz aus.

reicht, da ich weniger ein Werk was gelobt wird zu schreiben als eine Pulvertonne in die gantz ausgeglommenen Kohlen zu werffen, beabsichtige. Sapienti sat! —

Ihre Idee[1]) mein Portrait als Vignette stechen zu lassen, war mir rührend, auch mußte ich nachher über meine possirlich vermummte Einführung ins Publicum lachen. Der Grund warum Sie es wünschen ist mir ein schönes Merkmahl Ihrer innigen Freundschafft und als solches ehrwürdig. Aber das Publicum? Doch — dāgēgēn habe ich nichts, ich überlasse vielmehr alles der Willkühr Hrn. Sanders. Nur soviel, wird das Portrait, diese erschlafften Züge eines von allen Gattungen des Leidens und der Freude geschwächten, eines armen bedrückten Menschen, wie Du mein in mein Hertz verwebter lieber edler Jüngling bey Deinem unvergeßlichen lezzten Abschiede mich nanntest: Du armer bedrückter Mensch! (Das war das Wort) werden diese Züge auch ohne eine der Wahrheit nachtheilige Verschönerung gefallen? Wird sich das Portrait ohne Farben gut ausnehmen? Und wird, was mir beynahe unmöglich scheint, der Nahme des lebensfrischen Roberts unter dieses Zerrbild des Kummers gesezzt werden können. Das ist unmöglich[2])! Lieber gantz ohne Nahmen. Wie gesagt ich habe nichts dawieder, aber ich überlasse Ihnen und Hrn. Sander die Beprüfung dieser mir nicht irrelevant scheinenden Zweifel.

Uebrigens arbeite ich am zweyten Stück wie ein Pferd und freue mich schon im voraus auf den Moment es dorthin zu schicken und Ihr aufrichtiges Urtheil über eine Scene zu hören, die die schwerste des ganzen Stücks aber Gottlob vollendet ist, die Scene wo der Erzbischoff (ein großherziger und großgeistiger Catholik) und der Cardinal (ein alter edler aufgeklärter Greiß) jener Feind, dieser Freund des Ordens beydes aber redliche Männer und wechselseitige Freunde, ihre Gedanken über die Aufhebung des Ordens pro und contra nicht ohne Energie, wie ich mir schmeichle, ausdrücken. In dieser Scene wird nicht nur der Knoten des zweyten Stücks ge-

[1]) Hier wird der Druck fortgesetzt, allerdings mit starken Kürzungen.

[2]) Hier im Druck ein Gedankenstrich und Fortsetzung mit: „Uebrigens arbeite ich . . .“ [nächster Absatz].

schlungen, sondern sie offenbart auch die im ersten Theil nur schwankend ausgedrückte HauptTendenz des Ganzen, die nichts weiter ist als: der Sieg des geleuterten Catholicismus (mittelst der Mau[re]rey) über den in seinen Grundsäzzen zwar ehrwürdigen aber dem MenschenGeschlecht qua talis nicht angemessenen durchaus prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begränzten Criticismus. Repraesentant des ersteren sind der Erzbischoff und das Thal, Repraesentant des lezzteren Molay und die Templer[1]). Genug!

Noch ein Wort von meiner Sakramentschen Persohn! — Zwar sind mir die in Ihrem Briefe mir eröffneten Hoffnungen sehr erfreulich, und mein Dank für das von Ihnen zur Beförderung derselben bewiesene Intresse ist unbegränzt. Ich erhalte indessen heute eine Resolution des Warschauer C[ammer] Präsidiums worinn der mir ertheilte halbjährige Urlaub zwar bewilligt, ausdrücklich aber die verfluchte Clausel hinzugefügt wird, daß ich, nach ausdrücklicher Bestimmung des SüdPreußischen G[eneral] F[inanz-]Departements nach Ablauf des Urlaubs ohnfehlbar auf meinen Posten zurückkehren müsse. Nun kenne ich zwar die offiziellen formulae dicendi, indessen ist diese Clausel doch stark und macht es mir wenigstens beynahe unmöglich bey dem Warschauer C[ammer]Präsidio noch einmahl um Verlängerung einzukommen. Zwar habe ich bis Anfangs Maertz Zeit, aber wie bald verläuft die Zeit und das schlimmste ist, daß ich mir bey der Sache gar nicht zu rathen und zu helffen weiß. Ich weiß wohl daß ich unbescheiden bin, aber nur noch die eine Bitte: wollten Sie bey Ihrer Kenntniß des Terrains nicht gütigst sondiren und mich gelegentlich benachrichtigen, ob ich bey Ablauf des abermahligen Urlaubs bey dem CammerPraesidio oder dem Departement directe, nachsuchen und auch gewiß seyn könne, daß nicht ein unvermutheter schimpflicher Abschied! mir alles verderbe; ob ich nur auf ein halbes Jahr bitten dürfe pp kurtz was ich thun muß um meinen Ihnen längst bekannten Zweck zu erreichen. Es ist möglich daß ich durch diese unverschämte

[1]) Hier endigt der Druck.

Betteley womit ich Sie behellige bey Ihnen sehr verliehre, aber, lieber Freund, ich bin Gatte, ach Gott, ich will ja nur leben.

Ihre eventuellen Plane habe ich als Bild Ihrer schönen Seele mit vieler Rührung gelesen, Kommt Zeit kommt Rath! Soviel ist gewiß daß ich Sie, Sie!! noch einmahl an mein Herz drücken muß. Haben Sie (in parenthesi) Fischers Gemählde von Valencia, was ich nur aus Journaelen kenne, gelesen[1]), und wenn Sie was von Valencia lesen, kommt es Ihnen nicht wie ein Himmel vor? — Kommen Sie ins SüdPreußische FinanzDepartement? Gott seegne Ihren Eingang und Ausgang! —

Ja a propos! — Mnioch hat wieder geheyrathet! — Ein gutes Mädchen mit einem geringen Bischen Geld soviel ich weiß, aber weder schön noch geistreich, jedoch etwas gebildet. Gott seegne auch den redlichen Menschen, er verdient es auch — der ehrliche Hitzkopf, Seine jezzige Frau ist eine gebohrne Idin.

Was meine Persohn betrifft, so lebe ich in Koenigsberg so eingezogen, on ne peut pas mieux. Ich vegetire! Gesellschafft habe ich gar nicht, nicht gute nicht schlechte. Comoedie, Concert, Ball alles ist abgeschafft, höchstens ein Spaziergang um den Wall. Die schlechte Gesellschafft ersezze ich durch die Lecture der gelehrten Zeitschrifften und Journaele, die, als das Non plus ultra von Prosaik mich dafür bewahren meinen Verstand durch die Phantasie zu verliehren. Gute Gesellschafft habe ich gar nicht, denn die Leute sind hier so a priorisch daß der Teufel mit ihnen nicht aufkommen kann und die Poeten gehen nicht weiter als bis Gleim. Wollen Sie glauben daß ich armer Versifex keinen Einzigen habe von dem ich eine Critik

[1]) Christian August Fischer, geb. 1771, seit 1804 Hzgl. Sachsen-Koburg-Meiningenscher Legationsrat und ordentl. Prof. der Kulturgeschichte und schönen Wissenschaften an der Univ. Würzburg. Seine großen Reisen in den 90ger Jahren durch ganz West- und Süd-Europa gaben ihm Stoff zu zahlreichen Reiseschilderungen und „Gemälden“. Seit 1804 gab er mit Feßler die Zeitschrift „Eunomia“ heraus. — „Gemälde von Valencia“, in Buchform Leipzig 1803 ersch. (Siehe die Rezension in der Allgem. Lit. Ztg. 1804, Nr. 205. Im Intelligenzblatt dieser Ztg. und desselben Jahrgangs Nr. 9, Sp. 72 wird die Uebersetzung dieser „Gemälde“ ins Französische und Englische angekündigt).

irgend einer Art erwarten, dem ich was vorlesen kann; das ist zum Toll werden. O Gott . . . MondtagsGesellschafft! Du Jacobi, du Selzer, du Antipode Deines NahmensVetters, dicker Freund Hain, du ehrlicher Dobrzikowski, ferner du Guttorffscher Ganskopf auf dessen Nahmen ich mich schlechterdings nicht besinnen kann, du Preuße, der noch magerer als ich ist, du allermagerster und spizzigster Gronau, du bestirnter Löwe, aus der Erde möchte ich Euch krazzen. Im Ernst, Freund, ich fühle unendlich was ich an unserm lieben Zirkel verlohren habe. Der edle kluge Mnioch, Grothe unser lieber Gronau, auch Preuße[1]) quoad litteraria und dann vor Allen, Allen Sie Sie bey dem ich nur immer eine Saite berühren durffte um den gantzen schönen Accord der mit mir gleich gestimmten Aeolsharfe hören und die meinige darnach stimmen zu können. Mein Freund! schwazzen Sie mir nicht vor als hätte ich Ihnen Ideen aufgeregt! — Sie haben mich belehrt, mit Beschämung habe ich, Gott weiß es, Sie angesehn, was Sie in Ihrem 21sten Jahre schon sind werde ich nie, nie werden. Doch, Jeder hat seinen Gang! —

Sie schreiben von einem großen edlen Weibe, das sie[2]) bis zur Raserey liebt. Sie müssen geliebt werden, denn Ihr Hertz ist voll Liebe und Ihr Geist ein schönes Bild des vollendeten Herzens. Was diese Angelegenheit aber insbesondere betrifft, kann ich, bey ermangelnden Datis nicht entscheiden. Nur soviel groß edel und bis zur Raserey. Freund! behalten Sie Ihre Freyheit, Sie können sie noch gebrauchen, seyn Sie stark. Mein Weib liebt auch mich bis zur Raserey. Ohne groß zu seyn ist sie sehr edel ich liebe sie unendlich, aber eine solche Liebe unterjocht einen wenn auch mit

[1]) Lauter Mitglieder des oben genannten Geselligkeits-Klubs in Warschau. — Jacobi wird als Hoffmanns Warschauer Kollege auch erwähnt in H. v. Müllers „E. T. A. Hoffmann“, 2. Bd., 1. Heft, S. 33, Anm. 1). — Die Lesung „Guttorffscher“ ist fraglich, könnte auch Luttorffscher . . . heißen. — Den Feldprediger Groote erwähnt auch Hitzig als seinen Freund (siehe „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, Berlin 1823, 1. Teil, S. 291), ebenso läßt Chamisso in seinen Briefen an Hitzig in Warschau mehrmals Groote besonders herzlich grüßen (siehe Hitzig, Chamissos Leben und Briefe, Leipzig 1839, 1. Bd., S. 45, 62, 70 und 96).

[2]) recte: Sie.

Rosenketten Sie dürffen noch kein Joch tragen. Von Mariens[1]) Seite war das nicht der Fall. Aber wir Männer glauben immer stark genug zu seyn, den Zügel abwerffen zu können wenn wir wollen, und ehe wirs uns versehen. Hat sie (Ihre Geliebte) Größe (die sehr seltne Größe) genug, bey einer solchen Liebe Ihre Freyheit zu ehren, ja dann — dann ist es gut. Können Sie die unbegränzte Freyheit Ihres Geistes (denn von der rede ich nur) in dem Verhältnisse behalten, wo ich Ihnen aber doch auch nur beynahe Stärke genug zutraue, dann ist es auch gut. Soviel ist wa[h]r, Sie brauchen in der Liebe die Hand einer kraftvollen entschlossenen Amazone wenn Sie nicht ausreißen oder sich bäumen sollen. Dies unpoetische Bild hat prosaische Wahrheit. Aber dennoch, dennoch — ich weiß nicht, Sie sollen mir noch einmahl was in der Welt vorstellen, hat dieses edle Geschöpf was Sie lieben auch die Größe auf die prosaische Seite einer begränzten Häuslichkeit (im weitesten Sinne) Verzicht zu thun und dennoch die poetische rein menschliche Erscheinung holder Weiblichkeit in ihrem ganzen Umfange zu ehren. Kurtz hat sie die seltene Gabe gantz Weib und doch mehr als bloß Weib zu seyn. Hierüber Relatio ex actis mit rubricirten Allegaten wenn ich bitten darff.

Und nun noch zulezzt Gott seegne Ihren schönen schönen Gedanken; daß wir die MannesJahre zusammen verleben sollen, Gott gebe es!! aber ich muß Anachoret bleiben! Meine Frau grüßt herzlich. Sagen Sie Ihrer Geliebten, daß, wenn sie Sie gantz glücklich macht, auch ein armer Mensch es mit wird Ihr ewig ewig treuer Freund Werner.

28. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 4ten Novbr. 1802.

Mein sehr edler sehr werthgeschäzzter
Freund!

Im vollen Vertrauen auf die Bedeutung dieses Worts und von Ihrer Güte selbst zu diesem Vertrauen aufgefordert, wage ich es,

[1]) Marie? — Wahrscheinlich eine Jugendfreundin Hitzigs.

Ihnen statt meiner vorigen voluminеusen aber offt gehaltleeren einen kürzern aber gehaltvollen Brief zu schreiben.

Es ist gestern ein hiesiger StadtRath gestorben, dessen Stelle wegen der mit selbiger verknüpften Emolumente bedeutend ist, und deren Besizz mir, in meinen jezzigen Verhältnissen äußerst convenable wäre. Ich habe daher um diese Stelle bey dem ostpreußischen Departement d[es] Hrn. pp Min[isters] von Schroett[e]r nachgesucht, in beyfolgender Supplik, die ich Ihnen mit der Bitte übersende selbige zu lesen zu versiegeln und, insofern Sie es für rathsam halten, durch Herrn Feßler dem Minister insinuiren und empfehlen zu lassen. Diese Supplik enthält die wahrste Schilderung meines Verhältnisses und so ungern ich Sie incommodire, so habe ich doch bey Ihren so edlen Anerbietungen und dem so unendlich wichtigen Intresse der Sache für mich keinen andern Weg einschlagen können, da ich selbst dem Minister von Schroetter völlig unbekannt bin, keinen Weg zu ihm kenne, es aber Indiscretion wäre, wenn ich mich an Hrn. Feßler, den ich ebenso wenig kenne, directe gewendet hätte. Dieses ist auch der Grund warum ich an lezzteren kein Schreiben beygefügt habe.

Jezt wissen Sie alles; das[1]) Sie zu meinem und meiner unglücklichen Mutter Glücke beytragen wollen, dafür birgt [sic] mir Ihre edle Denkart und Ihre eigene Erklärung, es kommt also nur darauf an, daß Sie so gütig sind Hrn. Feßler zu vermögen Sich meiner in dieser Angelegenheit beym Minister kräftigst anzunehmen. Nur ist, wenn nicht alles fruchtlos seyn soll, gar keine Zeit zu verliehren, weil sich zu dieser lucrativen Stelle gewiß viele Competenten gemeldet haben und noch melden werden. Sollten meine Wünsche gelingen, so würde[n] Sie das schöne Bewußtseyn haben einem unglücklichen Menschen geholffen zu haben, der Ihnen ewig danken würde. Gelingt es nicht, so habe ich wenigstens die Beruhigung, für mein Schicksaal nicht unthätig gewesen zu seyn und den edlen Hrn. G[eh.] F[inanz] R[at] Kleewitz zu überzeugen daß ich seine Güte nicht mißbrauche und nichts unversucht gelassen habe,

[1]) Lies: daß.

um die Zeit meines Urlaubs so zu benuzzen, daß ich — was bey mir unumgänglich nöthig ist mich in Koenigsberg fixiren kann.

Meinen Urlaub habe ich übrigens auf ein halb Jahr verlängert erhalten und danke Ihnen nochmahls dafür tausendmahl. Da indessen das Warschauer CammerPraesidium mir eröffnet hat, daß ich nach Ablauf des halben Jahres ohnfehlbar auf meinen Posten zurückkehren müßte, so macht mir das wenig Hoffnung für die Zukunft und ich weiß schlechterdings nicht, welchen Weg ich sodann einschlagen soll, wenn ich bis dahin nicht anderweitig versorgt bin, da ich weder nach Warschau zurückkehren noch füglich ohne irgend einen Zuschuß — man gebe ihm den Nahmen wie man wolle — hier subsistiren kann.

Noch muß ich Sie ganz gehorsamst ersuchen, Hrn. Feßler, wenn Sie meine Angelegenheit durch ihn vermitteln und ihm gütigst meine Supplik zustellen wollen, dabey zu eröffnen, daß wenn er gewiß wüßte, daß ich nicht reußirte, er lieber die Sache unterdrücken möchte, da eine abschlägliche Resolution mich nur compromittiren würde, imgleichen wenn ein Examen in Berlin nöthig wäre ich mich solchem nicht unterziehen könnte, indem es in meinen jezzigen Umständen für mich zu kostspielig ist, eine Reise dorthin, aufs bloße Gerathewohl zu machen, so wenig ich eine Prüfung sonst scheue.

Beym ostpr. Depart[ement] kenne ich noch einen Herrn von Schoen von academischen Jahren her [1]), der wie ich glaube dort Geh. Fin[anz] Rath ist, doch kenne ich ihn zu wenig, um selbst an ihn zu schreiben.

Leben Sie wohl, edler Mann, und verzeyhen Sie meine nothgedrungene Indiscretion. Ich arbeite am 2ten Theile recht emsig und bitte den Himmel daß Sie an mir nichts verliehren sollen, ich arbeite aus Liebe und Pflicht. Die Zeit dringt, beglücken Sie mich bald durch ein Schreiben und vergessen Sie nicht Ihren Sie hochschäzzenden Freund

und ganz ergebensten Diener

Werner.

[1]) Theodor von Schön (1773—1856), der spätere preußische Staatsminister, stammte ebenfalls aus Ostpreußen, studierte seit 1789 an der Univ.

29. An Julius Eduard Hitzig.

Königsberg, d[en] 4ten Novbr. 1802.

Mein theurer edler Freund!

Obgleich Sie kaum ein Schreiben von mir erhalten haben, so muß ich doch an Sie, den alten Vertrauten meiner Freuden und Erwartungen Hoffnungen und Täuschungen jezt wieder schreiben, in einer mir sehr intressanten Angelegenheit.

Es ist gestern hier ein StadtRath, Nahmens Jensch, gestorben, dessen Posten einträglich und mir in jeder Rücksicht sehr convenable ist. So sehr ich den Dienst hasse, so ist dieser Posten doch für mich verführerisch, da ich eine Frau zu versorgen habe und — Sie wissen alles am besten! — Ich habe also den Geniestreich gemacht, und, da Herr Sander mir offerirt hat durch Herrn Feßler für mich bey des Herrn Min[ister] von Schroetter Exc. zu würken, ich habe, sage ich, mit heutiger Post Herrn Sander eine Bittschrifft an den Hrn. Min[ister] von Schroetter um besagten Posten mit der Bitte geschickt, diese Supplik wenn es angienge, dem Minister durch Herrn Feßler insinuiren und empfehlen zu lassen, es aber wo möglich so einzurichten, daß ich, auf den Fall daß mein Gesuch nicht stattfinden könne, durch eine eclatante abschlägliche Antwort nicht compromittirt und eben so wenig der Gefahr ausgesezzt würde, etwa aufs Gerathewohl zum Examen nach Berlin reisen zu müssen, eine Reise die ich aufs Gerathewohl in meinen jezzigen Umständen unmöglich machen kann.

Ich habe nicht umhin gekonnt Sie, als einen meiner ersten ja meinen liebsten Freund, von diesem Schritte gleichfalls au fait zu sezzen. Können Sie für mich unter der Hand würken, so weiß ich werden Sie es thun! Vielleicht kennen Sie Jemanden beym ostpreußischen Departement, vielleicht einen Herrn von Schoen, der dort glaube ich Geh. Ober FinanzRath und mein, wiewohl sehr entfernter, academischer Bekannter ist. Doch muß ich Sie bitten, die

Königsberg und war, ebenso wie Werner, Schüler Kants und Freund Fichtes.

Sache in diesem Falle nicht zu eclat werden zu lassen, auch Herrn Sander zu sondiren und überhaupt in Betreff desselben mit Ihrer gewöhnlichen Vorsicht zu verfahren, da ich einerseits nicht weiß, ob es ihm lieb seyn wird, daß ich außer ihn noch Jemand anders sollicitire Sie aber andrerseits als mein so edler gütiger Freund ein unumstößliches Recht zur Mittheilung meiner Freuden und Leiden haben. Ich überlasse alles Ihrer Güte und Klugheit, nur Zeit ist nicht zu verliehren, da nach diesem Teiche zu Bethesda hundert Kranke wallen[1]). Wird was erreicht — so bin ich vor der Hand sehr gut versorgt, wird nichts erreicht so wird es doch wenigstens in Berlin bekannt, daß ich nicht bloß Urlaub genommen habe um zu faullenzen, daß ich kein Mittel unversucht gelassen und also, wenn kein Mittel hilfft, desto größere Ansprüche habe, auf Pension oder so etwas dergleichen anzutragen.

Mehr als genug von dieser Materie an meinen verständigen edeln Freund! Was Sie thun richten Sie es nur gütigst so ein, daß der rechtschaffene brave Sander, der sich so bieder für mich intressirt nicht compromittirt und in seiner gütigen Meynung von mir nicht gestöhrt wird.

Am zweyten Theil arbeite ich mit Macht, und selbst der StadtRath, der im Grunde nur ein Nothschuß ist und, wie ich schwöhren möchte, nicht realisirt werden wird, soll mich, so freudig und dankbar ich ihn annehmen würde, nicht abhalten, den Musen mein Opfer — was, nach meinen Verbindungen mit dem guten Sander zur Obligatio perfecta wird — zu bringen.

Nur noch 2 Worte über Ihre Idee, mein Portrait als Vignette zu nehmen. Ich finde doch, daß, wenn das einmahl geschehen soll, es besser seyn möchte, so unähnlich das Portrait auch mit Robert seyn mag, dennoch den Nahmen Robert herunterzusezzen, da dadurch die Idee als wäre das mein Portrait, die mir, wenn sie bekannt würde, vor dem großen Haufen leicht ein Ridicule zuziehen könnte, um so sicherer versteckt wird. Ueberhaupt überlasse ich die ganze Idee und deren Ausführung Ihnen und Herrn Sander, und, ohne daß ich sie besonders wünsche realisirt zu sehen,

[1]) Bethesda oder Bethsaida, Reminiszenz an Joh. 5, 2 ff.

wünsche ich auch nicht das Gegentheil, die Sache ist mir gleichgültig und nur als theurer Beweis Ihrer Liebe unendlich schäzzbar.

Seyn Sie ewig Freund Ihres

Sie im Innersten seines Herzens

tragenden Freundes Werner.

30. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 22sten November 1802.

Mein sehr hochachtungswerther Freund!

So sehr ich auch mit Recht fürchte, Ihnen Ihre beschränkte Zeit durch meine ewigen Schreiben zu rauben, so sehe ich dennoch mich veranlaßt, noch ehe ich auf meine beyden lezzten Briefe von Ihnen Antwort erhalten, Sie mit einem dritten zu incommodiren. — Sie äußerten mir einmahl, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn würde, mit einem der hiesigen Autoren in VerlagsVerbindung zu treten. Diese Aeußerung war mir um so erwünschter, als sie mir Gelegenheit darbot, Ihnen für Ihre viele Güte wenigstens einen geringen Dienst zu erzeigen. Nur giebt es hier der buchschreibenden Gelehrten verhältnißmäßig bey weitem nicht soviel als in Berlin und mit buchschreibenden Stümpern Sie bekannt machen, würde Sünde gewesen seyn. Endlich erbot sich eine günstige Gelegenheit. Der hiesige Professor von Baczko — der bekannte blinde preußische Geschichtsschreiber und Statistiker[1]), ist seit einer Reihe von Jahren her mit mir bekannt, und einer von den Wenigen unter meinen Landsleuten, den ich seines hellen Kopfes und trefflichen Characters wegen, frequentire. Es würde mich zu weit führen, Ihnen zu detailliren, wie sehr dieser blinde Mann, dessen ganzer Körper von

[1]) Ludwig Adolf F. J. von Baczko (1756—1823) seit 1777 erblindet, wurde 1799 Prof. der Geschichte an der Artillerie-Akademie, nach deren Auflösung an der Brigadeschule in Königsberg. Eine Zeitlang verfaßte er Romane mit pädagogisch-didaktischer Tendenz, später wandte er sich der Geschichte und Statistik zu. Die meisten seiner Werke waren im Verlag Unzer in Königsberg erschienen.

der Natur äußerst verwahrlost ist — er hat einen Klumpfuß und geht auf der Krücke — wie sehr dieser Mensch sich durch eigene Krafft zum Herrn seines sehr harten Schicksaals gemacht und sich einen Muth und eine Heiterkeit des Geistes zu erhalten gewußt hat, den Tausend Günstlinge des Glücks nicht kennen; und wie sehr er diese Eigenschafften durch unbestechlichen Biedersinn und eine bey Gelehrten so seltne Humanitaet verschönert.

Jezt nur von seinem Briefe. Der Vorschlag — drey Werke erst nach seinem Tode herauszugeben, wird Ihnen eben so abentheuerlich dünken, als mir. Auch habe ich ihm das offen mit dem Bemerken geäußert, daß er noch lange leben könne, wiewohl er, wie ich glaube, schon funfzig Jahre und gewiß in seinem Leben unsäglich gelitten hat. Er versichert mir indessen, daß er auf kein langes Leben rechne, vielmehr der Meynung sey, daß ein heftiger Brustkrampf, der ihn sehr offt befalle, sein Leben bald und schnell endigen könne, und daß er in dieser Hinsicht wünsche, schon jezt wegen jener Werke mit einem Verleger zu contrahiren, um seine Familie (er hat Frau und mehrere Kinder) nach seinem Tode zu soulagiren. Bey diesem Gespräch that ich an ihn die Bitte, mir seine Ideen über den in Rede stehenden Gegenstand schrifftlich mitzutheilen, und das hat er in dem anliegenden Briefe an mich gethan, den ich Ihnen hiedurch mit seiner Genehmigung, jedoch unter der Bitte communicire, dessen Inhalt — wie Baczko auch am Ende des Briefes selbst bemerkt — zur Vorbeugung aller Mißdeutung Niemanden mitzutheilen. Sie mögen nun über diese Posthume ad 1) 2) (und 3) des Briefes resolviren was Sie wollen, so versteht es sich von selbst, daß das Honorar dafür erst nach Bac[z]kos Tode gezahlt wird, Sie also weder Capital noch Intressen dabey verliehren.

Was diejenigen Werke betrifft, welche Baczko — nach Seite 3 und 4 seines Briefes zum Druck schon bey seinen Lebzeiten bestimmt, so hat er nahmentlich die Briefe über Preussen vorzüglich in statistischer Hinsicht so weit fertig, daß sie schon künftige Ostern zum Druck kommen können. Ich kenne dieses Werk so wenig, als eins der übrigen in anliegendem Schreiben verzeichneten, aber

das weiß ich gewiß, daß Baczko mit den ersten Geschäfftsmännern Preußens — dem bisherigen hiesigen CammerPräsidenten von Wagner, dem sehr gescheuten CammerDirector von Wagner in Gumbinnen und vielen Andern, in genauer Verbindung steht, und von ihnen actenmäßige Materialien enthalten[1]) hat, daß mithin die Quellen die ihm zu Gebot stehen lauter sind; und daß sein Ruf als Historiker und Statistiker wenigstens für Ost, West und NeuOst auch Süd-Preußen einen guten Absatz seines Werks erwarten läßt, scheint mir ebenfalls ohne Zweifel.

Was die andern Werke betrifft, so würde er solche — so weit ich ihn kenne — mit Schnelligkeit vollenden, wenn er Hoffnung hätte, daß Sie eines davon vorzüglich wünschten.

Soweit meine Commission. Ich habe Baczko'n über Sie und Ihren edlen Character, die Wahrheit gesagt, ein gleiches sage ich Ihnen jezt von Baczko; überreden will ich Sie zu nichts, thun Sie was Sie wollen, nur haben Sie die Güte mir das Resultat Ihres Entschlusses mitzutheilen.

Vom 2ten Theil meiner CreuzesBrüder kann ich Ihnen melden, daß ich in voller Arbeit mit ihm bin. Wollte Gott daß ich ihn so machen könnte, wie das Ideal davon vor meiner Seele schwebt. So offt ein Auftritt fertig ist denke ich, weiß Gott: schon wieder ein kleiner Abtrag der Schuld an deinen edlen Freund Sander. — Was den ersten Theil betrifft, so wiederhohle ich nochmahls, daß ich über den Epilog Ihnen unbedingt das Jus vitae et necis einräume, daß ich eine Vorrede schreiben will, wenn und Noten wo Sie wollen, und daß ich Ihren Entschluß erwarte.

Ich habe diesen Brief nicht frankirt, um ihn desto schneller und sicherer zu spediren. Verzeyhen Sie mir das.

Und nun noch eine Frage an Sie, als ehrlicher Mann. Haben Sie es mir übel genommen, daß ich Sie mit meinem PrivatIntresse behelligt habe, und darff ich das in ähnlichem Falle noch thun? Mein Gewissen beunruhigt mich deshalb. Nur als ehrlicher Mann schreiben Sie: haben Sie es übel genommen oder nicht?

[1]) Lies: erhalten.

Meine innige Achtung und Liebe für Sie bleibt auf jeden Fall dieselbe und mit diesen Gesinnungen unterzeichne ich mich als Ihren ganz ergebenſten Freund u. Diener

Werner.

31. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 27st. Decbr. 1802.

Mein innigſt geliebter edler Freund!

So wie ich Ihren lezzten lieben Brief erhielt, war mein erſter Gedanke die ſonderbare Bemerkung, daß Sie aus Höflichkeit immer nur von mir ſchreiben und ich aus Unhöflichkeit auch immer von mir ſo daß am Ende das Reſultat eine Analyſe meiner gewiß ſehr unbedeutenden GeiſtesProdukte bleibt, von denen ich zu meinem und meines Herrn Verlegers Frommen wünſchen möchte, daß ſie Niemandem mehr Langeweile machten, als mir ſelbſt. Um daher in unſre künftige Correſpondenz mehr Mannigfaltigkeit zu bringen, ſo ſchlage ich vor, daß künftig Sie in Ihren Briefen meiner nur beyläufig und inſofern es Noth thut (Z[um] Ex[empel] wenn einer die Templer heruntergehunzt hat, oder den Autor beſonders erhoben hat) erwähnen mir dagegen mehr und ohne alle Hieroglyphen von Ihrem in das Intreſſe meines Herzens ſo innigſt verwebten Schickſaal zum beſten geben, wogegen ich meinem mir zur andern Natur gewordenen Egoismus treu bleiben und von nichts anderm plappern will als von mir ſelbſt und dem demſelben angehörigen. Ich werde daher, in Erwartung, daß Sie meine Bitte bald und umſtändlich erfüllen, Ihnen ſogar nicht einmahl zum Neujahr gratuliren, da daß einestheils nicht mehr Mode iſt, ich auch anderntheils mein Neujahr bekanntlich nicht vom 1sten Januar ſondern vom 2ten July datire, von Rouſſeaus Sterbenstage[1]), deſſen Feyer ich Sie bitte mit Ihrer Geliebten zu begehen, und an mich zu denken. Dieſer Ihrer Geliebten bitte ich auch Nahmens meiner den innigſten Dank für Ihr mir beygelegtes Lob zu ſagen, nicht ſowohl deshalb daß ich überhaupt noch ein Frauenlob wäre, ſondern weil es mir immer im innerſten wohl thut, wenn das was aus meinem tiefſten Gefühl

[1]) Vergleiche S. 24, Anm. 2.

erklang, von einer schönen Seele — und dafür halte ich Ihr Mädchen, nicht weil sie mich lobt, sondern weil Sie sie lieben — wiedertönt.

Und jezt zu meiner werthen Persohn! — Daß der Plan auf den hiesigen StadtRathsPosten mißglückte (wie er, da der Posten bereits anders besezzt ist, auch würklich mißglückt ist) war meiner Frauen und mein tägliches Gebet, und ist jezt der Gegenstand unsrer brünstigen Danksagung. Damit Sie mich aber nicht mit dem Fuchse vergleichen, der die stadträthlichen Trauben für sauer erklärt, weil er sie nicht erhaschen kann, so muß ich Ihnen das Räthsel lösen. Ich hatte vom Minister Urlaub bekommen, um wo möglich eine meiner Convenienz gemäße Dienstveränderung hier in Koenigsberg zu bewürken. Dieser hohen Gnade mußte ich mich dadurch würdig machen, daß ich die Hände nicht in den Schooß legte, sondern diese Dienstveränderung würklich einzuleiten suchte. Ich leitete also, mit einem an der Lungensucht laborirenden königsbergischen Cammer-Secretair, mit einigem Bruit eine Tauschverhandlung ein, und hatte das Glück das[1]) dieser College noch vor deren Realisirung starb. Nicht lange darauf starb auch der in Rede stehende StadtRath Jensch, und meine Mutter ad modum der Weiber, wünschte ihrem Söhnlein diesen Fleischtopf Egyptens. Wohlweislich hatte ich mich schon informirt, daß die StadtRathsPosten bey Menschengedenken an Mitglieder des hiesigen JustitzMagistrats, oder auch an Secretarien des PoliceyMagistrats NB aber nie anders als nach vorhergängiger Wahl und Empfehlung des Magistrats und der Bürgerschafft, vergeben wurde[n]. Ich war also gewiß nicht StadtRath zu werden, wenn ich um diesen Posten, mit Vorbeygehung der Cammer und des hiesigen Magistrats unmittelbar in Berlin sollicitirte. Dieses that ich und legte mein Schreiben in einen Brief an Hrn. [Sander] um dadurch den Zweck zu erreichen, daß Kleewitz über lang oder kurtz erfahre, ich habe in Koenigsberg einen Posten sollicitirt, aber nicht reussirt, mithin die Gnade des DepartementsCheffs zwar benuzzen wollen aber nicht können. Um mich auf keinen Fall zu compromittiren bat ich Hrn. S[ander] mein Schreiben, wenn er durch Feßlern

[1]) Lies: daß.

hören sollte, daß darauf ein Refus unfehlbar erfolgen müsse, gar nicht an Hrn. p v. Schroett[e]r Exc[ellenz] abgeben zu lassen, welches auch wahrscheinlich nicht geschehn ist, da ich darauf noch keine Sylbe Antwort bekommen habe. Soweit ist also alles nach Wunsch, bis auf die Unbesonnenheit, daß ich Sie meinen Freund, in dieses Gaukelspiel melirte, deshalb bitte ich Sie herzlichst um Verzeyhung und danke dem guten Genius Ihrer Vernunft, der Sie bewogen hat, Nichts in der Sache zu thun. Für mich ist eben dieses NichtReussiren beabsichtigter Vortheil, denn nun kann ich am Ende meines prolongirten Urlaubs auftreten, und sagen: ich habe alles Ersinliche gethan, um in Koenigsberg einen Posten zu erhalten, videatur mein verunglücktes TauschProject und meine dito verunglückte Supplik um den StadtRathsPosten; ich habe nicht reussirt und kann Koenigsberg nicht verlassen; ergo ich bin unglücklich verdiene Mitleid und bitte Prolongation meines Urlaubs, oder Gratification, oder ein Pensiönchen. Mit dieser Prolongation nehmlich sieht es mißlich aus, da nehmlich, der von Hrn. Kleewitz gegen Hrn. S[ander] gemachten mündlichen Versicherung ohnerachtet, die Cammer mir dennoch bestimmt erklärt hat: daß ich auf keine fernere UrlaubsVerlängerung rechnen dürffe. Da mein abermahliger Urlaub nun ultimo Maertz zu Ende geht, ich Anfangs Maertz spätestens um Verlängerung schreiben muß, und gar nicht weiß welche nova argumenta ich anführen soll, so würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mir sobald als möglich, etwa nach genommener Rücksprache mit Hrn. S[ander] (dem ich jedoch von meiner vorigen offenherzigen Erklärung nichts zu sagen bitte) gütigst meldeten, welche Mittel ich einzuschlagen hätte, um einen nochmahligen möglichst langen Urlaub, oder besser eine kleine Pension zu erhalten, und ob ich nicht etwa directe das Departement antreten könnte, da mir sehr bange ist, daß wenn ich die Warschauer Cammer zu offt mit diesem Gesuche blocquire, sie nicht den Raps kriegt, Knall und Fall beym Departement meine gnädige Entlassung in Antrag zu bringen. Könnten Sie mir also darin helffen, und in Berlin wegen Verlängerung meines Urlaubs oder meiner Pensionirung vorarbeiten, oder vorarbeiten lassen, so

würde ich diese Freundschafft ewig dankbar erkennen, da besonders eine kleine Pension auf mein ganzes Lebensglück Einfluß hätte. Uebrigens schwöhre ich Ihnen heilig, nie mehr so muthwillig zu handeln und Sie mit Bitten, die nicht aus dem Innersten meines Hertzens kommen, zu behelligen. Verzeyhen Sie mir den albernen Streich nur das einzigemahl! und seyn Sie versichert, daß so dumm ich auch offt gehandelt habe, ich doch nicht gesonnen bin, meine jezzige so schwehr errungene köstliche Ruhe, abermahls dem Strudel der Geschäffte aufzuopfern, da ich jezt mit meinem edlen Weibe so ruhig und glücklich bin. Ist erst mein DienstVerhältniß auf eine vortheilhafte Art behandelt, so fehlt mir nichts, und Gott soll mich bewahren, mir, ohne die äußerste Noth, wieder das Dienst-Verhältniß aufzuwälzen. Zürnen Sie also nicht auf mich, mein edler Freund, und verachten Sie mich nicht, Sie an dessen Achtung mir so unendlich viel gelegen ist.

Hr. S[ander] hat mir auf zwey Briefe noch keine Sylbe geantwortet, oder gar auf drey, und das hat mich so kopfscheu gemacht, daß ich, ehe ich an ihn schreibe, erst Antwort abwarten, auf jeden Fall aber bis Neujahr warten will, wo ich auch wegen Ihrer Exemplare mit Freuden schreiben will. Könnten Sie die Ursache dieses räthselhaften Stillschweigens enträthseln oder heben, so würden Sie mich sehr verbinden. Die sechs ersten Bogen meines Büchleins, die ich durch Ihre Güte von Hrn. D. Laubmeyer[1]) (einem intressanten bescheidenen Manne von dessen näherer Bekanntschafft ich mir viel verspreche) erhalten habe, haben mir ehrlich gesagt, sehr wenig Vergnügen gemacht. Druck und Papier sind schön, auch habe ich, was ein seltener Fall ist, gar keinen Druckfehler bemerkt. Indessen ist doch mein bischen Laune so ausgedörrt, daß mir die Templer vorkommen, als wenn sie nicht sowohl verbrannt, als, ad modum des heiligen Laurentii, auf dem Roste grillirt wären. Den weggelassenen Mistberg nehme ich nicht übel, aber die Abänderung der guten Haut von Kraut, des qualmenden Meers[2]), und NB eine

[1]) Ein Kaufmann in Königsberg; noch in den 20er Jahren bestand das Rhederei- und Kommissionsgeschäft von Laubmeyer & Dultz [Sembritzki].

[2]) Sämtliche Drucke haben: „dem dampfenden Meer“, siehe erste Aufl. I. 5, S. 30, 1. Strophe 2. Vers (= A. Schr. 4. Bd. I. 2, S. 29).

Legion andrer, die der Verbesserer sich sogar in dem gewiß körnigten Briefe des alten Poitou (anstatt: ich schick dir meinen Sohn, „dies, bringet dir mein Sohn")[1]) erlaubt hat, die Häßlichkeit mit der er Phillippen sprechen läßt, Z[um] Ex[empel] statt mit eigen Rachen „mit eignem Munde" sagen läßt[2]), dieses ewige Wegschneiden von Härten, wo der Character des Sprechenden Härte des Verses nothwendig machte, hat mich sehr gekränkt. Aber ich bin allein Schuld, durch meine gränzenlose Höflichkeit und Demuth, die alles dem bessern Ermessen eines Mannes anheimstellte, der im Ernste ein sehr braver gebildeter Mann, aber kein Dichter zu seyn scheint, sonst hätte er unmöglich die ironische Stelle in Philipps Gespräch mit Franz: Das Männlein, Männlein! (nehmlich zu Franz der Männlein genannt wird)

das so sehr noch Mann ist

so verändern können

Hm Männlein! Männlein! er ist so sehr noch Mann[3])

und mir dadurch (ich dachte bey der Lesung in die Erde zu sinken) nicht nur einen so hinkenden NichtJambus als ich ihn noch nie gemacht habe, in den Mund legen sondern auch den Character Philipps, der sich nicht ärgern, sondern Franzen nur zum Narren machen soll, nicht so verfälschen können. Todesangst habe ich vor den Prolog, daß der nicht geändert wird, da jede Sylbe in ihm bedeutend ist und am rechten Orte stehet. Können Sie nur den Prolog retten. unverändert, so gebe ich gern alles Preiß. Aber äußern Sie nichts von diesen sub rosa mitgetheilten Bemerkungen, man muß auch den Willen hochschäzzen, und mein Verbesserer, wenn er auch gleich Merkels und Kotzebues Journal im Verlage hat[4]), ist doch ein rechtschaffener edler Mann.

[1]) Siehe erste Aufl. I. 7, S. 42; in der 2. Aufl. (1807, S. 53) und in den folgenden Drucken geändert in „da hast Du meinen Sohn" (= A. Schr. 4. Bd. I. 2, S. 36).

[2]) Siehe erste Aufl. I. 6, S. 34; ebenso die folgenden Drucke (= A. Schr. 4. Bd. I. 2, S. 31).

[3]) Ebenda. In der 2. Aufl. und in den folgenden Drucken geändert in „Das Männlein, Männlein! ist so sehr noch Mann" (= A. Schr. a. a. O. S. 31).

[4]) Der Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete und unbefangene Leser, Berlin 1803.

Es ist ein Glück, daß ich die sechs ersten Bogen nicht vor Anfange des zweyten Theils erhalten habe, sie hätten meinen AutorEifer zu sehr abgekühlt. Jezt ist es zu spät umzukehren, der 2te Theil (wie schrecklich auch das Looß seines ältern Bruders seyn möge) ist bis zum Schlusse des 4ten Actes schon fertig und ungleich dramatischer handlungsreicher intressanter als der erste. Auf Ostern spätstens sollen sie[1]) ihn haben.

Leben Sie wohl trefflicher Freund lieben Sie Ihren Sie verehrenden Freund Werner.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Ihrer edlen Familie meinen Empfehl[2])! Retten Sie den Prolog[3])!

32. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 17ten Januar 1803.

Mein innigst geliebter höchst verehrter Freund!

Wenn Ihnen Ihr Brief an mich zu schreiben schwehr geworden ist, so werden Sie durch die unendliche Freude belohnt seyn, die er mir gemacht hat. Tausend Dank sage ich Ihnen, für Alles was Sie für mich thaten, und für die liebevolle Art mit der Sie, der Sie mich nicht einmahl von Angesicht kennen, durch Ihr wahrhaft edles Betragen, mich wieder mit dem Gedanken aussöhnen, daß es noch Menschen giebt die bloß um des Guten willen, gut sind. Ich bin von Ihrem Briefe so voll daß ich, wie gewöhnlich, nicht weiß wo ich anfangen soll, so wie überhaupt das Briefschreiben deshalb fatal ist, weil man immer was vergißt. Doch getrost.

1) Schicke ich Ihnen anliegend den bestellten Caviar 8 tt in 8 besondre Fäßchen. Er ist von sehr guter Sorte, von einem Russen gekauft der seit 4 Tagen erst hier ist, mithin nicht alt. Der Preiß war, so sehr ich gedrungen haben, nicht niedriger zu erhalten als zu 66 gr Preuß. Courant per tt (NB. Von hiesigen Groschen gehen 90 auf

[1]) Lies: Sie.
[2]) Steht auf der ersten Seite über der Anschrift.
[3]) Unter dem Datum neben der Anschrift.

1 Thaler, er ist also so viel als ein Kreuzer) dieses thut für die 8 tt welche hier beyfolgen 5 Thaler 78 gr Pr. Cour.
und für die 3 tt an die Frau HofRäthin
Schloetzer 2 — 18 —

in Summa = 8 Thaler 6 gr Pr. Cour.

Wenn es irgend möglich ist, will ich die 3 tt nach Goettingen [1]) noch mit heutiger Post absenden, so wie ich auch das Packet nach Petersburg Ihrem Verlangen gemäß spediren werde, sobald ich es erhalte. Wegen des Caviar bemerke ich noch daß es russische Pfunde sind, und wünsche herzlich daß Ihre Frau Gemahlin, der ich mich unbekannterweise gehorsamst zu empfehlen bitte ihn goutiren möge. Sollte mich das Schicksaal einst so glücklich machen, Sie und Ihre Familie persönlich kennen zu lernen, so würde ich auch ihr meinen wärmsten und um so aufrichtigeren Dank für die Theilnahme an meinem Product erstatten, da das Mitgefühl einer fein empfindenden weiblichen Seele, für meine Individualitaet intressanter ist, als der Beyfall mehrerer gelehrten Zeitungen.

Was mein Product selbst betrifft, so haben Sie mich von der Richtigkeit Ihrer Abänderungen völlig überzeugt, und ich nehme nicht nur die in meinem lezzten Briefe darüber gemachten Bemerkungen als völlig unstatthaft zurück, und billige aus ganzer Seele alles was Sie geändert haben (daher ich denn auch Ihr gütiges Anerbieten Cartons drucken zu lassen, durchaus verbitte) — sondern ich ersuche Sie recht herzlich, mir bey dem 2ten Theile eben so Ihre critische Beyhülffe zu schenken, da gerade diese Härten pp dasjenige sind, was der Verfasser bey dem besten Willen am leichtesten übersieht, und da es mir hier in Koenigsberg geradezu an allem critischen Beystande mangelt. Was den 1sten Theil betrifft, so muß ich Sie wiederholentlich fragen:

1) ob Sie für nöthig halten, daß mehrere Stellen durch Noten erläutert werden? Sollte das — wie ich beynahe glaube — nöthig

[1]) Dort lebte seit 1769 der hochangesehene Professor der Politik und Geschichte, Geh. Justizrat August Ludwig von Schlözer (1735—1809). Frau von Schlözer wurde 1806 wegen ihrer Fertigkeit in der Kunststickerei zum Ehrenmitgliede der Kgl. preuß. Akademie der bildenden Künste ernannt.

seyn, so würde ich Sie bitten, mir diese Stellen zu marquiren, und zu melden, wonächst ich dann die Noten hier schreiben würde, und sie Ihnen schicken würde. Ich selbst weiß nicht, wo Noten nöthig seyn möchten, denn die eigentlichen Noten, die ich gern machen möchte, qualificiren sich nicht zum Druck! — 2) ob Sie und diejenigen critischen Freunde, die mein Werklein kennen, noch darauf bestehen, daß der Epilog wegbleiben möge. Sagen Sie mir das ganz freymüthig, ich bitte Sie herzlich darum, und bin zu allem bereit 3) ob in diesem Falle und überhaupt Sie es für unumgänglich halten, daß außer dem Prolog (der nothwendig ganz unverändert stehen bleiben muß) ich noch eine prosaische Vorrede beyfügte, in welchem[1]) ich etwa (was freylich sehr versteckt geschehen müßte) auf die maurerische Tendenz des Werkleins, wiewohl das in dem metrischen Prolog eigentlich auch schon geschehen ist — anspielen und dadurch wenigstens verhüten könnte, daß die Critiker mein Werk nicht in die Classe gewöhnlicher dramatischer Producte würffen und nach den Regeln des Drama beurtheilten, da es, besonders der 1ste Theil rein didaktisch und nur der 2te eigentlich dramatisch ist. Sollte ja eine solche Vorrede durchaus nöthig seyn, so wäre es mir jedoch sehr lieb, wenn solche etwa unter Ihrem Nahmen erschiene, da ich eine besondre prosaische Vorrede, aus den Ihnen schon eröffneten Gründen, nicht schreiben kann. Aufrichtig zu gestehn glaube ich daß eine prosaische Vorrede entbehrlich ist, da die maurerische Tendenz des Ganzen schon aus dem Prolog und Epilog hervorgeht, und es mir nicht freysteht, deutlicher über die Sache zu sprechen, als ich es in jenen beyden Piecen gethan habe, eine Vorrede mithin über meinen Zweck immer nur in Räthseln würde sprechen können. Auf die Beybehaltung des Epilogs bestehe ich zwar nicht, wenn er aber bleiben könnte, würde es mir doch sehr lieb seyn. Mein Rath wäre, seinen Abdruck so lange zu verzögern, bis es sich entschiede, ob beyde Theile zusammen im Publico erscheinen könnten. Wäre lezzteres möglich, so dürffte der Epilog entbehrlich seyn, auf keinen Fall aber scheint er dann entbehrlich, wenn der erste Theil zuerst erscheint, und der andre hinterdrein. Jezt ist nur noch die Frage, ob ich, so sehr ich

[1]) Lies recte: welcher.

es wünsche, im Stande seyn werde, Ihnen den 2ten Theil schon Ende Februar zu liefern. Ich gebe mir alle Mühe, aber versprechen kann ich Nichts, da ich noch 2 Aufzüge (die beyden lezzten nehmlich den 5ten und 6sten des 2ten Theils) zu machen habe, und diese beyden deshalb am schwierigsten sind, weil sie das Resultat aller meiner Ideen über diesen Gegenstand enthalten sollen. Zudem erfordert auch die Abschrifft Zeitaufwand. Was ich kann um das Ding zu treiben werde ich thun, und gewiß nicht ermüden; im Gegentheil hoffe ich[1]) daß der 2te Theil als dramatisches Ganze ungleich mehr befriedigen wird, als der erste, der nur Vorbereitung ist. Dagegen bitte ich von Ihnen daß Sie besonders bey der Critik des 2ten Theiles, *mein* Ideen Systhem adoptiren, welches in nuce schon am Schlusse des ersten Theiles, in der begeisterten Anrede Molays, als er zu Schiffe steigt, ausgedrückt ist

— — — Die Sonne steigt empor
Begrüßt vom GlockenKlang und Harfen Chor
So (ja mit großen Lettern dies *sol*) wird auch unser
Stern der Nacht entschweben
Kommt, Brüder, mich umduftet ewges Leben.

In diesen 4 Zeilen (die ich in keiner Sylbe zu ändern bitte) ist mein ganzes GlaubensBekenntniß über das Wesen der M[aurerey] und die Tendenz meiner Schrifft enthalten. Nur unter dem GlockenKlange der Religion und dem HarfenSpiele der Kunst kann der Bund gedeyhen, der auf den Tempelbund gep[f]ropft ist, und dessen Characteristicum es ist, daß seinen wahren Bekenner (wie dort meinen Molay) *ewiges Leben umduftet*. Die Tendenz meines Stücks ist, diesen Bund dadurch daß ich ihm die, in seinem Wesen begründete Verschmelzung mit Religion und Kunst, anschaulich mache, von einer gewissen humanen Kälte abzuleiten, die an sich löblich, — aber nur für *wenige* höhere Geister gemacht und schlechterdings unvereinbar ist mit einer auf Enthusiasmus gebauten Verbündung *Vieler*[2]).

[1]) Hier beginnt der Druck a. a. O.
[2]) Damit endigt der Druck.

Genug vor der Hand. Seyn Sie versichert, ich meyne es ehrlich, aber eben deswegen kann ich nicht gegen meine Ueberzeugung schreiben und eben deswegen kann ich nicht und selbst wenn es unerlaßliche Bedingung meines guten Autor Rufs wäre, Theil an Ihrem Journal: der Freymüthige, nehmen. Es schmerzt mich äußerst, Ihnen einen gutgemeynten Wunsch abschlagen zu müssen, aber ich muß Sie inständigst und ernstlichst bitten: keine einzige Scene meines Stücks in dies Journal rücken zu lassen. Ich rede zu Ihnen mit der gewohnten Offenheit, die Sie mir zur Pflicht machen. Daß Sie die Entreprise dieses Journals in mercantilischer Hinsicht übernahmen, dagegen ist gar nichts zu sagen, ich würde als Buchhändler umso weniger Bedenken getragen haben, als die Wahrheit auch durch die jämmerlichsten Verfolgungen gewinnt. Was indessen mich betrifft, so leugne ich nicht, daß ich Kotzebue zwar für talentvoll und seine Stücke, so entfremdet sie auch vom Wesen ächter Kunst sind, für amüsant halte, dagegen ist mir Merkel die gemeinste Erscheinung am Fuße des Parnasses, und, meinen Grundsäzzen nach, würde es mir erfreulich seyn, von ihm heruntergerissen und erschrecklich von ihm laut gelobt oder gar in den Verdacht genommen zu werden, ich entrirte auf das Entfernteste in seine Ideen. Ich schäzze alles was er verachtet und und halte gerade die Leute, die er unanständig mißhandelt, Tiek, die Schlegels, den Wackenroder, nicht für Götter dieser Erden, oder für die einzigen Lumina mundi, aber doch für Erscheinungen, die allein vermögend waren den unter Wein und Scherzliederchen erlöschenden Funken deutscher Poesie wieder anzufachen. Wollen Sie das Publicum auf mein Werk aufmerksam machen, und dazu eine Scene (etwa die Schluß-Scene des ersten Acts zwischen Molay und Frantz, oder die Garten-Scene im Anfange des 2ten zwischen Philipp und Frantz oder auch den Prolog) wählen, so schlage ich Ihnen dazu die Zeitung für die elegante Welt[1]) vor, oder auch ein anderes Journal, nur keines was offenbar die Parthey gegen neuere Poesie nimmt, am aller wenigsten (um Gottes willen nicht!) der Freymüthige von Kotzebue!

[1]) In Leipzig, G. Voßsche Buchhandl., 1801—1831 erschienen, von 1801 bis 1805 von Karl Spazier redigiert.

und Merkel!!! Sie verstehen mich, mein Freund! und ich schäzze Sie zu sehr, um nicht offen zu seyn. Als Buchhändler fürchte[1]) ich den Freymüthigen recht gern verlegen, als Schrifftsteller kann ich mit Merkel keine Gemeinschafft machen. O Gott, warum können wir nicht mündlich sprechen! Nehmen Sie mir doch nichts übel, was ich mit offener Seele schreibe.

Wegen der FreyExemplare, die Ihre Güte mir bestimmen möchte, überlasse ich alles Ihnen. Schicken Sie mir soviel, als Ihnen recht und billig däucht. Sie wissen das am besten, und ich fahre am besten, wenn ich Ihnen alles überlasse.

Daß gerade die 3 Großmeister[2]) Exemplare von Ihnen bekommen, ist herrlich. Bringen wir es so weit, daß sie das Werk den unter ihnen stehenden Logen empfehlen, so sind wir beyde geborgen, denn alsdann sezzt es tüchtigen Absatz. In Warschau hoffe ich das auch, ich will der Loge[3]) ein Exemplar mit geschriebenen Bemerkungen (die nie gedruckt werden können) schenken.

Noch eins, bloß als Frage: Lassen Sie ein Kupfer stechen (eine Scene, als Titelkupfer) — ich frage bloß, mir ist alles einerley, aber freylich: besser wäre besser.

Sehr gern wünschte ich beyde Theile zusammen ins Publicum zu bringen, aber freylich bis Ende Februar Sie Ihnen hinzuschicken, wird (obgleich ich alles anwenden will) nicht möglich seyn. Könnten Sie, ohne Ihren Verlust, nicht noch einen Monath zulegen? — Doch, wie Ihnen gefällig ist — viel ist auch nicht daran gelegen, wenn der 2te Theil ein Viertel oder halb Jahr später erscheint, nur dann ist wie gesagt der Epilog unentbehrlich.

Von Baczko schreibe ich Nichts, ich rathe nicht ab nicht an und würde nur Gott danken, wenn Sie bey mir keinen Verlust litten,

[1]) Verschrieben für „würde".

[2]) In Berlin standen damals unter dem besonderen königl. Schutze folgende drei Mutterlogen: Zu den drei Weltkugeln, die Landesloge und die Royale York zur Freundschaft, siehe J. D. F. Rumpf, Berlin und Potsdam, 1. Bdchen, Berlin 1804, S. 522.

[3]) Scil. der 1797 gegründeten L. Zum goldenen Leuchter, vgl. S. 29 Anm. 2. — Sie stellte, wie die 1802 gegründete L. Friedrich Wilhelm zur Säule, später Samariter genannt, 1808 ihre Tätigkeit ein.

Sie, mein edler trefflicher Freund, den ich so herzlich liebe. Bey jeder etwas gelungenen Scene denke ich an Sie! — Jezt genug von meinem Werk, und noch etwas von meiner Persohn.

Daß ihre Bemühungen, Ihre so gütigen Dienstleistungen wegen des Stadtraths Postens mißlingen würden, vermuthete ich, und, so wahr ich ein ehrlicher Mensch bin, es ist mir lieb. Ganz entre nous ich wünschte einen Dienst, wäre sein Einkommen auch noch so mäßig, der mir Musse genug schaffte, um ihm meine Individualitaet und meine Puppe die Kunst nicht ganz aufzuopfern. Habe dieser Dienst einen noch so subalternen Nahmen, habe er auch nur 400 höchstens 500 Thaler Gehalt (freylich wenn er mehr hat, kanns nicht schaden) wenn er mich nur wenig beschäfftigt, mir nur Musse giebt, so bin ich glücklich. Verkennen Sie mich nicht, mein Freund, ich will ja von dieser Musse keinen unedlen Gebrauch machen, ich will nur nicht Märtyrer seyn. Ein intimer Freund von mir, ein sehr edler Mensch bey dem Kopf und Herz auf der besten Stelle sizzt, der KriegesRath Peguilhen aus Bialystock, wird wahrscheinlich binnen 3 Wochen in Berlin eintreffen, und Ihnen, wenn Sie es gütigst erlauben, einen Besuch erstatten und einen Gruß von mir bringen. ich bin ein Feind von Empfehlungen, also will ich auch hier keine machen, mag er sich selbst empfehlen! — Nur soviel, Sie können ihm in Betreff meiner, Ihr gütiges Zutrauen schenken, da er selbst als mein vertrauter Freund, sich äußerst dafür intressirt, mir panem et Circenses (denn ohne lezztere mag ich ersteres nicht) zu verschaffen. Gern möchte ich hier in Koenigsberg versorgt seyn, wenn aber in Berlin oder wo anders in einer kleinen wohlfeilen Stadt gerade eine Stelle wäre die mir Subsistenz und Musse zugleich schaffte, so würde ich auch diese wahrscheinlich mit Dank annehmen. Am liebsten wäre es mir, wenn ich (was freylich schwehr halten dürffte) bey meinem Abgange von der Warschauer Cammer eine, wenn auch nur kleine Pension erhielte, (auf die ich, da ich seit 1793 in SüdPreußen in den größten InsurrectionsUnruhen und zwar 4 Jahre umsonst gedient) einigen Anspruch zu haben glaube, oder wenn ich wenigstens (da ich ohnehin die Hälffte meines Gehalts meinem Stellvertreter in Warschau abtrete) eine beträchtliche Ur-

laubs Verlängerung erhielte. Lezztere ist jezt das Nöthigste, da mein Urlaub den 1sten Aprill zu Ende geht, ich mithin schon zu Anfange des Monaths Maerz um Prolongation bitten muß. Dürffte ich wohl an Sie die Bitte wagen, durch Ihren trefflichen Freund Kleewitz (den ich nicht selbst incommodiren will) Erkundigung einzuziehen: wie ich mich bey diesem UrlaubsVerlängerungsGesuch nehmen soll nehmlich:

1) ob ich die Verlängerung des Urlaubs überhaupt nachsuchen, oder lieber (wie mir ein Freund aus Warschau gerathen) stillschweigen und es abwarten soll bis man mich von Seiten der Cammer auffordert

2) ob, in dem Fall wenn ich Verlängerung würklich nachsuchen soll ich

a) mein Gesuch an die Cammer oder

b) mit Vorbeygehung der Cammer directe an das Departement oder

c) an beyde zugleich richten solle und

d) auf wie lange ich wohl die Verlängerung des Urlaubs nachsuchen könne, da ich einerseits nicht zuviel andernseits aber auch nicht zu wenig fordern, und die Cammer mit immer wiederholten Gesuchen ermüden will.

Könnten Sie Hrn. p Kleewitz auch von weitem über die Idee wegen der Pension sondiren, ohne mich zu compromittiren! — doch, Sie wissen alles von mir, ich lege mein Geschick in die Hände meines edlen Freundes, nur das Einzige: haben Sie die Güte mir über die erwähnten Punkte bald zu antworten, damit ich meine Disposition wegen Warschau darnach nehmen kann.

So eben erhalte ich die Nachricht, daß das Packet an die Frau HofRäthin Schloezzer mit 3 tt Caviar richtig abgegangen ist, mit der heutigen Post. Gerne hätte ich Ihnen wegen des Preises des Caviars und des Postgeldes Belege geschafft, da aber der Kaufmann von dem ich den Caviar genommen ein StockRusse und des deutschen Schreibens unkundig ist, und die Post hier nicht Quittungen über das Porto giebt, so muß ich mich darauf beschränken,

Ihnen die Richtigkeit meiner Angaben auf Ehrenwort zu versichern. Sonach ist der Betrag meiner Auslagen,

1) der oben liquidirte Caviar 11 ℔ a 66 gr	8 Thaler	6 gr	Pr. Cour.
2) Emballage (Paudel[1]) pp)	„ —	8 —	
3) Zwey Passierzettel a 2 gr	„ —	4 —	
4) PostPorto für die heute an die Frau H[of] R[ätin] Schloezer in Goettingen abgesendete 3 ℔ Caviar . . .	1 —	24 —	
zusammen	= 9 —	42 —	

als den Totalbetrag meiner Auslagen.

Und jezt, kein Wort mehr. Die Post geht ab. Gott schenke Ihnen soviel Glück als Sie verdienen. Erfreuen Sie bald mit einer Antwort

Ihren

Sie ewig liebenden und

verehrenden Freund

Werner.

33. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 31sten Januar 1803.

Gütigster, theuerster Freund!

Wenn ich Ihre Briefe lese, so weiß ich immer nicht, ob ich darin mehr den feinen Takt für alles Schöne und Gute, oder die Art verehren soll, wie Sie dieses Gefühl practisch üben. Warum kann ich Ihnen doch mit einem Händedruck, einem Blick nicht alles sagen, was Worte nur schwach oder schief bezeichnen können. Doch auch d i e s e Zeit wird kommen!

ich beantworte Ihren Brief stückweise so wie [Sie] ihn schrieben.

1) Das Paket an Hrn. Buchhändler Hartmann ist 2 Tage nach dem ich es empfangen, mit einem hiesigen Fuhrmann nach Riga abgegangen — einem sehr ordentlichen wohlhabenden Manne, dem ich es selbst gegeben habe — mithin vor allem Verluste gesichert. Bezahlet habe ich (nach langem Handeln) ihm dafür 20

[1]) Korbähnliches Behältnis.

gute Groschen, er wollte es keinen Pfennig minder lassen, und schwor daß Hr. Hartmann dafür 1½ Thaler Albertus hätte zahlen müssen. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, kurz, wohlfeiler konnte ich die Fracht nicht bedingen, und da ich sie berichtigt, so bezahlt Hr. Hartmann jezt natürlich nichts. Zu den Ihnen bereits liquidirten

	9 Thaler 42 gr Preuß. C[our.]
treten also jezt diese	— 75 gr Pr. Cour. oder 20 ggr
mithin macht der Totalbetrag	10 Thaler 27 gr Pr. Cour. oder 7 ggr Brand[enburgisch]

Uebrigens hat es mit Wiedererstattung dieser Auslagen vollkommen Zeit bis zu irgend einer convenablen Gelegenheit, und wenn ich über diesen Punkt so ausführlich war, so geschah es nur, um Sie wegen der geschehenen Bestellung zu beruhigen.

2) die mir übersandten Blätter erfolgen anbey mit Danke zurück

a) den Titel belangend, so ist es mir sehr lieb, daß Sie ihn mir geschickt haben, da er allerdings einer durch den Zweck des Ganzen begründeten Aenderung bedarff. *Der Bund des Tempels* ist hier nicht am rechten Orte. Es kann vielmehr kein andrer Titel[1]) für *beyde* Theile und der das Ganze umfaßte gewählt werden, als

„*Die Söhne des Thales*" ein dramatisches Gedicht — erster Theil Die Templer auf Cypern	und für den 2ten Theil	„*Die Söhne des Thales*" ein dramatisches Gedicht — zweyter Theil Die Kreuzesbrüder

Da alle Persohnen des Stücks (wenn ich so sagen soll) nur episodisch, und wie Ihnen im zweyten Theil deutlich werden wird, das Intresse des ganzen Stücks darauf beruht, die Würksamkeit des *Thales* darzustellen, welches, im Verborgenen, das Depot der heiligsten Wahrheiten der Menschheit aufbewahrt, zu Verkündigern

[1]) Hier beginnt der Druck und Nachdruck a. a. O.

(wenn ich sagen dürffte Missionarien) dieser Wahrheit für den christlichen Erdstrich, die Templer ernannte, und da diese ihre Vollmacht durch Einmischung heterogener Gegenstände (Politik etc.) überschritten und den Zweck verfehlten, die Form des Tempelordens zerbrach und statt des lezzteren die Creuzesbrüder (den Rest des Ordens) mit jener Vollmacht belehnte. Durch diesen GesichtsPunkt bekommt das Ganze Einheit, die Feinde des Ordens (der König, Nogaret etc.) werden des Thales unwillkührliche Maschienen, das absichtlich schwache Intresse an der Moralitaet der Templer schadet dem Eindruck nichts, und wie das unbeugliche Fatum waltet das Thal über dem Gange des Ganzen. Soviel fürjezt. Sollte Ihnen der Ausdruck Söhne des Thales auffallen, so bedenken Sie daß man ja Söhne der Erde, des Himmels pp sagt [1]); kurtz, thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie den Titel so, er ist der einzig passende, und mehr als zehn Vorreden erklärend für den Kenner.

b) den Prolog betreffend, so finde ich jede Aenderung in demselben vortrefflich bis auf die eine in der von mir eingeklammerten und unterstrichenen Stelle

„Zwar Molay siehet es, sie aber nicht"

wo das „sie aber nicht" mir theils etwas zu prosaisch klingt, theils mit dem Z[eile] 2 sie hören's nicht, und dann Z[eile] 6 sie wagens nicht p keinen rechten Einklang macht. Dagegen ist meine Stelle

„Zwar Molay sieht sie, doch sie sehens nicht"

wie ich selbst fühle unharmonisch und absurd. Ich schlage Ihnen also statt beyder Stellen, die vor

Nur Molay siehet's — ach! die Andern nicht [2])!

wodurch theils der Hiatus in sie aber vermieden, theils auch das bezeichnet würde, daß Molay nicht für die Farth nach Paris sen-

[1]) Mit diesen Worten endigt vorläufig Hitzig und der Auszug bei Schütz.

[2]) So in der 1. Aufl. S. III, 7. Strophe 4. Vers und in den folgenden Auflagen.

tirte, im Capitel aber überstimmt wurde. Diese einzige Stelle des Prologs wünschte ich also nach obiger Art geändert, alle Ihre übrigen Aenderungen billige ich von ganzem Herzen, und bitte Sie sehr, ihn gantz nach denselben drucken zu lassen.

c) im Epilog billige ich total alle Ihre Aenderungen. Sie sind alle sehr zweckmäßig. Nur habe ich[1]), bey genauerer Durchlesung desselben, eine meiner eigenen Stellen gefunden, die ich eingeklammert habe und geändert wünschte. Es ist die gleich von der 4ten Zeile zu Anfang des Epilogs

> Doch eh wir scheiden muß der Dichter noch
> Von der prophetischen Begeisterung
> Entkleidet sich als Mensch mit Euch besprechen.

Das ist strenge genommen, Unsinn, denn was ist der Prophet und der Dichter Anders als Mensch, und wie fatal von der Begeisterung entkleidet, als ob sich sowas wie ein Rock ausziehen lasse. Auf jeden Fall däucht es mir zweckmäßig, statt obiger 3 Zeilen folgende zu sezzen: oder auch

„Der Priester scheidet aus dem Heiligthum
„Doch, eh' er sich den Brüdern beygesellt,
„Muß er im Vorhoff sich dem Volke zeigen[2]). —

Der Priester scheidet aus dem Heiligthum
Doch eh den Brüdern er sich beygesellt,
Muß er im Vorhoff noch zum Volke sprechen[3]).

Und dann in einem lyrischen Sprunge, ohne weitere Verbindung gleich die Anrede an dieß Volk „von jener Kunst“ pp.

Nicht nur daß durch dieses, aus den jüdischen Mysterien entlehnte Bild des Hohenpriesters und Heyden Vorhoffs, die wahre Tendenz des Gedichts: „Andeutung des Wesens der Maurerey

[1]) Hier fährt Hitzigs Druck fort.

[2]) So in der ersten Auflage S. 343, 4. bis 6. Vers. In den folgenden erscheint der Epilog ganz umgearbeitet.

[3]) Diese Variante mit den folgenden zwei Zeilen fehlt bei Hitzig.

von einem Maurer für Nichtmaurer“ bezeichnet wird, so wird auch ein Gegenbild des Prologs dadurch aufgestellt, daß der Prolog eigentlich bloß für Maurer der Epilog aber für Profane geschrieben ist[1]). Ich bitte Sie also recht sehr, statt der 3 Zeilen „Doch eh wir scheiden“ pp die, da sie schlecht sind, wegbleiben müssen, diese lezzten 3 „der Priester“ pp abdrucken zu lassen, da solche offenbar besser sind. — Eben so könnte in der 7ten Zeile vor dem Ende des Epilogs

„So stell ich Euch vielleicht ein andres dar“

die ich zu einer Zeit schrieb, als mir wegen der Möglichkeit des zweyten Theils noch der Kopf mit Grundeiß gieng; jezt da dieser zweyte Theil beinahe fertig ist, dahin geändert werden

„So stell ich nächstens Euch ein andres dar“ [2]).

Doch ist das nur Vorschlag und wenn das nächstens (wie ich beynahe glaube) so hart und zu prosaisch seyn sollte — worin ich mich, wie in allem, lediglich auf Ihr geübtes KennerOhr verlasse, so bin ich auch ganz zufrieden, wenn die vorige, im Grunde vielleicht harmonischere Stelle, so bleibt wie sie war, indem ich diese Aenderung bloß deshalb in Vorschlag gebracht habe, um auch, abseiten meiner poetischen Persohn, die Käufer von wegen ihrer dran gesezzten zwey Thaler 18 ggr zu befriedigen. Ad vocem dieser 2 Thlr. 18 ggr nur eine Bemerkung, die mich zwar eigentlich nichts angeht, die ich Ihnen aber als Freund mache. Es könnte seyn, daß bey aller Mühe die ich mir in künstlerischer Hinsicht gebe — den Zufluß meiner Ideen abzukürzen und zusammen zu drängen, es könnte dennoch seyn (denn ob es seyn wird, kann ich erst am Ende bestimmen) daß der zweyte Theil um etwas länger als der erste ausfiele, da er Exposition Knoten und Auflösung der HauptIdee enthalten muß. Ich schreibe Ihnen das nicht um Sie bange zu machen,

[1]) Damit endigt der zweite Abschnitt bei Hitzig.

[2]) Siehe erste Aufl. S. 346, Schlußstanze 2. Vers.

und Sie können es meinem Character zu trauen, daß ich die Bogenzahl nicht geflissentlich vermehren, und um einige Thaler mehr zu erhalten, den doch immer beabsichtigten und ungewissen Beyfall des Publikums durch unerträgliche Dehnung aufs Spiel sezzen werde. Aber eben so wenig kann ich abschneiden, was sich nicht abschneiden läßt. — Ponamus also, der zweyte Theil würde, troz allem Cirkeln und Meisseln der Critik, länger als der erste, thun Sie wohl daran, den Preiß beyder Theile jezt schon zu bestimmen, und glauben Sie in merkantilischer Hinsicht besser zu verfahren, wenn Sie jezt sich den Preiß für beyde Theile schon bezahlen lassen, oder wenn Sie lieber den ersten Theil allein jezt taxiren und bezahlen lassen? Im ersten Falle ist das Publicum gebunden und im zweyten Falle wird es vielleicht eben so sicher inducirt.

Sie haben Recht, wenn Sie mir auf diese Bemerkung antworten: Ne sutor ultra crepidam! — auch ist es nicht[s] weiter als ein Vorschlag, den ich gänzlich Ihrer Entscheidung anheimstelle, und den ich bloß darum thue, weil mir, Gott weiß es, das Wohl meines edlen Freundes Sander, so überaus sehr am Herzen liegt. Soviel versichere ich Sie, ich arbeite am zweyten Theil aus allen Kräfften; ich stehe jezt am Ende des 5ten Acts nur noch der 6ste und alles ist fertig. So Gott will, wird er energischer und besser als der erste, dramatischer gewiß, nur natürlich nicht für die Aufführung, die mir überhaupt, bey dermahliger Verfassung der Bühne, ein Greuel ist. Ich könnte den 2ten Theil vielleicht noch schneller beendigen, könnte ich meine Laune immer beherrschen, und wäre es nicht, um ihn möglichst gut zu machen, für mich Pflicht, meine angespannte Ideen zuweilen durch triviale Lecture abzuspannen. Aber dennoch arbeite ich aus allen Kräfften, und hoffe mit Gott — Gott gebe daß ich sagen könnte auch mit Ehren — zum bestimmten Termin, nehmlich zu Ende Maerz Wort halten zu können.

d) Die SchlußScene betreffend so hat Ihnen Gott es eingeblasen was Sie vom So schreiben. Das So ist der Schlüssel des ganzen Stücks, Prolog und Epilog zusammengenommen. Drucken Sie es also so groß als möglich, mit Cursivschrift, types italiques, wie sie wollen, nur daß es, soviel als möglich, marquirt wird.

Und jezt genug von meinem Werke und noch ein paar Worte 2) über seine Erscheinung im Freymüthigen. Ueber Merkel sind wir einverstanden, Ihr Urtheil über ihn a posteriori stimmt gantz dem überein, was ich a priori über ihn fällte, sein[1]) Ich (um mit der neueren Schule zu reden) nach seinen Werken construirte. Von ihm also genug. Ueber Hrn. von Kotzebues Character unterschreibe ich alles was Sie mir geäußert, und ich habe — nicht bloß des Lobes wegen, was er mir beylegt, und mir sehr schmeichelhaft ist, sondern auch ohne dieses Lob — seinem ausgezeichneten Talente, jede Sache in ein intressantes Licht zu stellen, immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ja ich verzweifle sogar, daß ich, wenn ich 100 Jahre lebte, diese Ueberredungsgabe, die ihm mit Recht den Beyfall sichert, je ablernen könnte. Alles was ich an ihm desiderire ist nur das, daß er, bey seinem überwiegendem Talent, aus jedem Stoffe zu machen was er will, den Stoff selbst besser wählen möchte und sich, seines Dichterrufs eingedenk, zur Sonne erheben möchte, da er sich jezt nur immer in einem engen IdeenSysthem, in mahlerischen Creisen zu drehen scheint. Soviel über ihn als Schriftsteller — doch, von diesem allem ist hier nicht die Rede. Was gehen K[otzebue] und Schlegel, Paul oder Petrus meine litterarische Existenz an? Also nur soviel! — Ich habe, bey so bewandten Umständen gar nichts dagegen, daß Sie eine Scene meiner Templer (nahmentlich die lezzte des 5ten Akts, die auch ich für eine der gelungensten halte) in den Freymüthigen aufnehmen, ich authorisire Sie vielmehr dazu in bester Form Rechtens. Aber ich muß Ihnen nur noch die Frage thun? — Wird nicht die Schaar der poetischen Neuerer die doch einmahl, mit Recht oder Unrecht, K[otzebue]s Gegner sind — ein ZeterGeschrey, auch über mein Werk erheben, wenn sie die Erstlinge desselben Ihrem Freymüthigen geopfert sieht, und da diese Neuerer mit ihrer Critik (wie nicht zu leugnen) etwas grob zu Werke gehn, werden sie mein Werk nicht aufs gröbste herunterreißen, und wird Ihnen als Verleger desselben, und mir als Autor, der ich mit . . . .[2])

[1]) Davor ist etwa: „wie ich“ zu ergänzen.

[2]) Der folgende Teil der Handschrift fehlt.

34. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Königsberg, den 28. Februar 1803.

Mein liebster alter Freund!

Dein Brief, so kurz er ist, hat mir und meiner Frau sehr viel Freude gemacht. Gott segne Deine Studia; wer weiß, was sich binnen Jahresfrist Alles auch mit mir ändert. Wenn Du Gelegenheit hast, mit Hrn. v. Kotzebue öfter zu sprechen, so sieh, ob bei dem Vorleser der Königin etwas für Deinen gehorsamsten Vorleser zu bewirken steht. Die „Templer“ sind, bis auf ein Paar Schlußscenen, vollendet, und schon in der Abschrift, so daß sie Ende März zum Druck abgehn. Der zweite Theil wird unstreitig besser als der erste. — Um Urlaubs-Verlängerung auf ein halb Jahr suche ich Ende März bei der Warschauer Kammer nach; sie wird wahrscheinlich es dem Hofe anheimstellen. Erhalte ich meinen Wunsch, wie ich zu Gott hoffe, so ist pour le coup Alles gedeckt.

Du machst in Deinem Briefe über Jemanden Bemerkungen, die ich auf sich beruhen lasse. Doch kennst Du meine Aengstlichkeit, und ich muß Dich daher meinetwegen bitten, Deiner Zunge Zaum und Gebiß anzulegen, hübsch artig zu seyn, zu leben und leben zu lassen. Nimm diese Bitten Deinem alten Theekessel nicht übel, ihre Nichtbefolgung in gewisser Rücksicht könnte mich in arge Verlegenheit bringen. Ich kenne Deine Art, Dich lieber todt schlagen zu lassen, als ein Urtheil zurück zu halten. — Doch sapienti sat! — Sey doch nur nicht böse, es ist bloß Bemerkung über Deinen Brief.

Es war die erste Nachricht, die ich über Deine Anwesenheit in Berlin erhielt, mir also um so erfreulicher. — Daß Du den Itzig noch nicht aufgefunden hast, ist schlimm. Such' ihn doch ja so bald als möglich auf. Du darfst ihn ja nur auf dem Kammer-Gericht erfragen, und sag' ihm, sein langes Nichtschreiben befremdete mich, ich glaubte, er sey böse oder gar, er habe mich vergessen; wäre beides nicht der Fall, so solle er ja bald schreiben. Das erwarte ich auch von Dir und recht bald, sonst denke ich, Du bist mir nicht gut, und ängstige mich. Ihr könnt ja in einem Couvert schreiben, so habe ich doppelte Freude und nur einfaches Porto.

Wir denken an Dich tausendmal, ich und und meine redliche Frau. Sie hielt Dich im Anfang für einen Balamut[1]), der meine Unschuld verführen würde, aber ex post ist sie wahrhaftig Gott Deine wärmste Freundin geworden, woran die Thräne, die Dir bei unserm Abschied ins Auge trat, ihren schönen Antheil hat. Auch mir bleibt sie unvergeßlich; warum bist Du, böser Mensch, so geizig mit dem herrlichen Fond, der in Dir liegt, daß Du ihn nur von so wenigen ahnen läßt.

Schreibe mir Berliner Nova, besonders wie es Dir geht, was Du von Itzig weißt, was er Dir gesagt hat, wie es Deiner Frau dort gefällt. Alles unverhohlen, ich empfehle Circumspektion nur in Betreff Anderer. Ich trage Dich im Innersten meines Herzens und meine Frau grüßt Dich tausendmal. Schreibe doch bald

Deinem Dich innig liebenden Werner.

35. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, d[en] 31sten Maertz 1803.

Innigst geliebter theuerster Freund!

Ihr Brief war mir eine wahre Panacee um so mehr da ich schon im Zweifel stand, ob Sie überhaupt gantz oder nur für mich aufgehört hätten zu existiren. Ich danke Gott, daß beydes nicht der Fall ist, und um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht rachgierig bin, beantworte ich Ihr erst gestern erhaltenes Schreiben, auf der Stelle.

Zuerst von wegen meiner Templer 2ter Theil, eine Entschuldigung! Sie werden vermuthlich Sie[2]) schon gesehen haben, denn ich habe das Manuskript bereits am 21sten d. M. an Hrn. Sander geschickt. Daß ich es durch Sie nicht geschickt habe, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Gründe hören. 1) Habe ich, Gott sey mein Zeuge, das Ihnen gethanene Versprechen, das Manuskript durch Sie zu schicken, gantz vergessen gehabt, wiewohl ich mich dessen jetzt leider Gottes zu spät, recht wohl entsinne. 2) gab mir Ihr langes Stillschweigen die gegründetste Muthmaßung, Sie wären vielleicht zu irgend einer Regierung als Assessor versetzt, eine

[1]) Aus dem Polnischen, so viel als Schwätzer, Faselhans.

[2] Lies: sie.

Muthmaßung die dadurch noch vermehrt wurde, daß Peguilhen mir in seinem ersten Schreiben meldete, er habe Sie noch nicht ausfragen können. Konnte ich also wohl, auf das Gerathewohl mein Manuskript nach Berlin an Sie schicken, und es (bey der Wahrscheinlichkeit daß Sie nicht mehr in Berlin wären) der Gefahr aussetzen verlohren zu gehen? Dieses wäre für mich unersetzlich, da ich das Manuscript gantze vier Wochen lang (hinc illae lacrymae!) einem completten Hornvieh von Copisten habe in die Feder nicht dictiren, sondern buchstabiren müssen, und lieber auf ewig die Dichtkunst verschwöhren will, ehe ich diese Höllenquaal noch einmahl erdulden möchte. Zu allen diesen, gewiß nicht irrelevanten Gründen, gesellte sich noch die nicht ungerechte Besorgniß, Sander, den ich für einen sehr braven, aber auch sehr delicaten Mann halte, möchte sich mit Recht gekränkt finden, wenn ich, da ich mit ihm solange immer directe correspondiret, ihm gerade mein Manuskript auf eine andre Art zugesendet hätte. — Alle diese Gründe hoffe ich werden mich vor meinem edlen Itzig, der mein Innerstes kennt, rechtfertigen, und es verhüten, daß kein Zweifel an meiner innigsten Freundschaft in Ihrer Seele entstehe, so wie das auch bey mir nie der Fall seyn wird! Uebrigens habe ich Hrn. Sander ausdrücklich gebeten, das Manuskript Ihnen zum Lesen zu verstatten, und ersuche Sie also hertzlich, wenn er Sie noch nicht davon benachrichtigt haben sollte, zu ihm hinzugehen. Zugleich habe ich in meinem Briefe an Sander ihm über meinen Plan des Gantzen einen Commentar geschickt, den ich hier theils um Weitläuftigkeit zu vermeiden, theils auch deshalb nicht wiederhohle, weil zwischen uns beyden nie ein Commentar nöthig ist. Soviel ist gewiß, mein zweyter Theil ist plangerecht und kann als wahres Trauerspiel betrachtet werden; ich setze ihn in jeder Rücksicht ungleich höher als den ersten, der strenge genommen nur ein Aggregat von Dialogen war. Zur Aufführung ist keiner von beyden.

Soviel darüber. Sander soll krank seyn, was mich sehr beunruhigt; schreiben Sie mir doch ja bald, was an der Sache ist, auch wie er mein Manuskript — es ist einige Bogen stärker als der erste Theil! — aufgenommen hat?

Im übrigen ist mir Ihr sehr lieber Brief, eine in allem ganz unentzifferte Hieroglyphe. 1) Erfahre ich dadurch von Ihrem mir so sehr am Hertzen liegenden Schicksale gar nichts von Bestimmtheit, so daß ich jetzt darüber ganz wie im Walde bin, 2) habe ich von der in Kotzebues Freymüthigen stehenden Probe meiner Templer noch nicht ein Wort gelesen, weiß auch nicht in welchem Stücke sie steht[1]) 3) habe ich von Schützens durch Schlegel herausgegebenen Sacrimas oder Lacrymas oder Sassafraß — weiß Gott wie es heißen mag[2]) — auch noch kein Wort gesehn und gehört. 4) aber hat mir (entre nous soit dit) Peguilhen über den Weg den Sie ihn[3]) in Betreff meiner Versorgung vorgeschlagen, noch nicht ein Wort geschrieben, sondern bloß daß er jetzt sehr viel zu thun hätte, künftig an alles denken wolle udgl. Ich kann also den Brief an Hrn. Schütz, dessen Sie erwähnen, schlechterdings jetzt nicht schreiben, da ich von gar nichts weiß, was Sie meynen, und von Peguilhen gar kein Licht erhalten habe. Liebster Freund, man muß die Menschen nehmen wie sie sind! Peguilhen ist ein von Grundaus rechtschaffener und kluger Kerl, den ich sehr hoch schätze aber — er hat Frau und Kinder, er hat mit sich und seinem eigenen Schicksal zu viel zu thun. Ueberhaupt, viel Köche verderben den Brey! Communiciren Sie ihm alles unverhohlen was Sie mit mir vorhaben, aber wenn es aufs Handeln ankommt, so handeln Sie directe mit mir, schreiben Sie auch directe an mich. Haben Sie also die Güte mir was und welchen Plan Sie mit mir haben, bald und ausführlich, auch nicht per Einlage sondern directe zu schreiben, denn bis jetzt weiß ich schlechterdings von gar nichts.

Dem Schütz bin ich von Warschau her persönlich sehr gut, damahls war er ein sehr bescheidener talentvoller gebildeter junger Mensch, der mir auch gut war. Aber tempora mutantur! — Ich möchte ihm ohnedieß schreiben, wenn ich mich nicht schämte, daß ich ihm solange nicht geschrieben, und überhaupt für alle Excusen nicht

[1]) In Nr. 37 vom 7. März 1803.

[2]) Das Schauspiel „Lacrimas“ von Wilhelm von Schütz, hsg. von A. W. Schlegel, Berlin 1803.

[3]) Lies: ihm.

eine schreckliche Scheu hätte. Wenn Sie ihn über mich sondiren könnten, würden Sie mich sehr verbinden. Auch möchte ich ihm ein Exemplar meiner Templer (wenn beyde Theile gedruckt sind) schenken, da ich ihn theils persönlich schätze, theils auch es mir darum zu thun ist, mit den NeuPlatonikern (Schlegel et Tieck) in einige Connexion zu gerathen, da ich, ohne diese Herren persönlich würdigen zu wollen, über ihren persönlichen Werth zwar mein Urtheil einstweilig suspendire, dennoch aber, und das in vollem Ernste, ihren Glauben für den allein seeligmachenden halte, auch überzeugt bin, daß ihre Gattung Poesie, fürjetzt die einzig wahre ist, und also, ehrlich zu gestehn, gern in ihr Horn blase. Vorzüglich würde es mir leid thun, wenn man mich einer Connexion mit dem (in seiner Art freylich auch nicht verdienstlosen) Kotzebue deshalb beschuldigte, weil ich, aus bloßer Gefälligkeit für Hrn. Sander mich zu der Einrückung meiner Scene in den Freymüthigen verstand (welchen letzteren ich unter uns gesagt, mit vielem Vergnügen lese). Am Ende Medium tenuere beati, ich möchte so gern weder paullisch noch Kephisch[1]) seyn, aber steht man in der schönen Mitte, wo die Menschheit fröhlich weilt, so kriegt man von der Unmenschheit zu beyden Seiten Prügel!

Mein Gesuch um Verlängerung meines Urlaubs auf ein halb Jahr, ist an die Warschauer Cammer abgegangen, was letztere thun wird, weiß ich noch nicht, wahrscheinlich berichten nach Hofe. Das ist jetzt meine Hauptsache! Gott gebe nur daß ich diese Galgenfrist noch erhalte. Wenn Sie was dabey thun können, so weiß ich, werden Sie es, da die Cammer aber noch nicht berichtet hat, so ist jetzt noch nicht die Saison Lärm zu blasen. Das Weitere in der Sache werde ich, sobald ich selbst was erfahre, an Hrn. Sander schreiben. Das schreckliche Schicksal des edlen Tümplings dauert mich unendlich. Er hatte ein entschiedenes Talent[2]). Ach, mein

[1]) Reminiszenz an I. Kor. 1, 12.

[2]) Freiherr von Tümpling, Otto Gotthold (nicht Gotthard) Friedemann, Sohn des Kammerherrn Cristian Leberecht v. Tümpling und seiner Gemahlin Henriette Maria geb. von Pöllnitz, 1744 zu Pirna geb., Todesjahr vermutlich 1810, genaues Datum unbekannt, siehe die kurze Notiz der Leipziger Zeitung Nr. 141 vom 21. Juli 1810; über sein von schweren

Freund, wie gut und weise hat nicht die Vorsehung uns geführt! — Vergessen Sie doch Gott niemahls, er ist die höchste Blüthe aller Kunst! — und zugleich ihr Urquell!

Ich kann nicht mehr schreiben, aber Sie müssen mir recht viel, hauptsächlich über sich und bald antworten, sonst denke ich Sie sind mein Freund nicht mehr. Malgorszate läßt herzlich grüßen, und schilt Sie aus, daß Sie nicht gegrüßt haben. Diesen Brief schicken Sie doch gütigst an Peguilhen, das seinetwegen gesagte bleibt unter uns! Ihr Sie ewig liebender Freund Werner.

36. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, den 16ten May 1803.

Mein theurer edler Freund!

Noch eher ich Ihren versprochenen Brief aus Leipzig erhalten habe, eile ich Ihnen zu melden, daß das Packet mit den 12 Exemplaren der Templer und dem Pack an Hrn. Seider [1]) hier richtig eingegangen ist. Für gütige Uebersendung obiger 12 Exemplare sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie sind mit eben soviel Correctheit als typographischer Eleganz gedruckt, und wiewohl das Kupfer den Kenner nicht befriedigen dürfte, so ist das doch am Ende Nebensache, über die man hoff ich, wegsehen wird. Die Vignette ist nach meinem Geschmack besser gerathen, auch charakteristisch. Sollten Sie zu dem zweyten Theile auch ein Kupfer und eine Vignette stechen lassen wollen — welches ich Ihnen unbedingt an-

Schicksalen heimgesuchtes, abenteuerliches Leben siehe Wolf von Tümpling, Geschichte des Geschlechtes von Tümpling III. (Schluß-)Band, Weimar 1894, S. 310/319. Andere Quellen ebenda S. 310 f. Anm. [Frdl. Mitteilung des Herausgebers.] Werner kannte ihn von seinem Dresdener Aufenthalt i. J. 1790. Sein unstetes Leben, sein Wandertrieb, seine religiöse Entwicklung — erst Freimaurer, dann Katholik (in Köln am 11. Juni 1792 konvertiert) und Mitglied des Franziskanerordens — erinnert vielfach an W.s eigenen Lebensgang.

[1]) Pastor F. Seider zu Randen in Esthland, der für die Einwohner seines Kirchspiels eine Lesebibliothek hielt, wodurch er i. J. 1800 ins Unglück kam; siehe A. v. Kotzebue, Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, Berlin 1802, II. Teil S. 204 f. und F. Seider, Der Todeskampf am Hochgericht, Hildesheim und Leipzig 1803 [Frdl. Mitteilung von Joh. Sembritzki].

heim stellen muß — so würde ich, da im zweyten Theile die Fortpflanzung des TempelOrdens durch die Creuzesbrüderschafft Hauptsache ist, Robert also darin eine der HauptFiguren (wenigstens in diplomatischer Hinsicht) ist, zum Kupfer eine Scene aus Roberts WürkungsKreise, etwa die wo ihn der alte Carmeliter von Valincourt in der Thalshöhle zum Meister weyht[1]), oder die Schluß-Scene, wo er, nach des Ertzbischoffs Einseegnung mit seinen Gesellen abgeht, und ausruft „fort nach d'Oredin" vorschlagen[2]), jedoch mit der Bitte, daß das Costume strenge beobachtet, und Robert n i c h t in TempelherrenTracht vorgestellt werde! — Zur Vignette würde vielleicht auch eine Idee aus dem Stücke Stoff darbieten können. — Doch, wie gesagt, überlasse ich die Frage: ob Sie ein Titelkupfer geben und was Sie dazu wählen wollen, lediglich Ihnen.

Bey den enormen Regengüssen, die wir eine Zeitlang gehabt haben, war der Sack, worin beyde Packette waren (wahrscheinlich hat man ihn auf den Beywagen der Post geworffen) auf der einen Seite gantz durchnäßt. Doch war es, zum Glück, die Seite, auf der meine Templer lagen, von denen auch ein Paar Exemplare durch die Nässe gelitten haben. Das Pack an Herrn Seider war dagegen, wie ich mich von außen überzeugte — denn aufgemacht habe ich es nicht — völlig trocken. Indessen ward mir dieser Umstand doch Veranlassung, alle mögliche Vorsicht anzuwenden. Ich ließ das Seidersche Pack daher, um es vor allem möglichen Schaden zu hüten, in dem mit Stroh gefüllten Sacke stecken, und machte über diesen Sack noch eine andre sehr tüchtige und starke Emballage von Wichsleinewand, die ich zusammennähn und mit Stricken bevestigen ließ, so daß, wenn gleich dadurch die Schwehre des Packs um ein weniges vermehrt worden seyn sollte, doch — welches HauptSache ist — die darin befindlichen Bücher, meiner Ueberzeugung nach, vor allem möglichen Schaden gesichert sind. Sie können Sich dieserhalb also völlig beruhigen. Was den Transport betrifft, so hätte ich es,

[1]) Zweiter Teil, erste Aufl., Berlin 1804, V. 3, S. 307 (= A. Schr. 5. Bd. ebenda S. 206).

[2]) Erste Aufl. VI. 12, S. 414 (= A. Schr. 5. Bd. ebenda S. 277).

Ihrem Wunsche gemäß, sehr gern zu Wasser abgeschickt, hatte auch deshalb bereits noch vor Eingang des Packets alle Erkundigung angestellt, erfuhr aber, von mehreren sachkundigen Leuten, und überzeugte mich auch selbst, daß jetzt nicht nur kein Schiff von hier nach Petersburg zum Abgange bereit sondern auch eine dergleichen Schiffsgelegenheit nicht so bald zu erwarten sey. Es blieb also nichts als der PostTransport übrig, den ich auch auf das eiligste besorgt habe, denn Freytags den 13ten May erhielt ich Ihr Pack Nachmittage, und Sonnabend den 14ten ging schon der Ballen nebst Ihrem Briefe an Herrn Seider (um welchen ich, da er mit franco bis Koenigsberg bezeichnet auch nur mit Mundlack gesiegelt war, ein anderes gleichlautendes Couvert geschlagen habe) ab. Meine Auslagen in der Sache sind:

An Porto bis Memel (nach beyliegendem Attest des hiesigen HofPostammts, welches ich mir, zu meiner Legitimation gegen Sie habe extrahiren lassen) . . 3 rth 23 gr Pr. Cour.

NB Nicht gute Groschen sondern preußische!

Für $2\frac{1}{2}$ Ellen Wachsleinewand a 24 gr pro Elle . . . . „ — 60 —

Für Heftzwirn und Stricke . . . . „ — 10 —

thut zusammen 4 rth 3 gr

hinzu gerechnet die früher liquidirten Auslagen für Caviar an die Frau HofRäthin Schlözer und das erste Päckchen an Seider, die ich Ihnen bereits nachgewiesen mit . . . . 10 — 27 —

Ist der TotalBetrag meiner für Sie gemachten Auslagen 14 rth 30 gr Pr. Cour.

oder 8 ggr Brand[enburgisch].

Ueber der Eilfertigkeit Ihnen von der Erfüllung Ihres Wunsches Nachricht zu geben, habe ich beynahe vergessen Ihnen zu Ihrer glücklichen Wiederherstellung Glück zu wünschen. Ich kann Ihnen

nicht beschreiben, wie sehr mich die Nachricht von Ihrer Krankheit, und Ihr damit in Verbindung stehendes Stillschweigen afficirte. Meine Phantasie mahlte mir schon die schrecklichsten Bilder, und da ich an wiederwärtige Ereignisse und Täuschung meiner schönsten Hoffnungen nur zu gewohnt bin, so träumte ich auch nichts geringeres, als daß mein edler Freund Sander, beynahe in dem Augenblicke als ich ihn kennen schätzen und lieben gelernt, mir entrissen werden würde. Gottlob daß ich mich geirrt habe. Leben Sie recht lange und glücklich! Der Verlust des Lebens ist kein Unglück für den der ihn leidet, aber das Leben eines Menschenfreundes ist ein Seegen für seine Brüder! —

Ich muß Sie inständigst bitten Herrn p Itzig die Exemplare meines Buchs — deren ich schon in einem früheren Briefe an Sie erwähnt — gütigst zuzustellen; er hat sich so sehr um mich verdient gemacht, daß ich ihm dieses geringe Opfer schuldig bin, und ich hoffe daher Ihre gütige Verzeyhung, wenn ich Sie hieran nochmahls angelegentlichst erinnern muß! —

Sie erwähnten in Ihrem vorletzten Briefe zweyer in meinen CreutzesBrüdern eingeschlichener Anachronismen, nehmlich des Niagara und Chimboraß. Sie haben Recht! Vielleicht wären die beyden diesfälligen Verse so zu ändern:

Am Nil am Ganges und am Hellespont
Bis wo ein ewig Eiß der Sonne trotzt pp[1]).

Doch werden Sie mir gütigst verzeyhen, wenn ich mit meiner gewohnten Offenheit, eine von Ihnen gemachte Aenderung rüge. Es betrifft die Erscheinung des alten Eudo bey Molay, die in den Freymüthigen gerückt ist[2]). Nicht nur daß darin mehrere Ausdrücke als trollt sich und a. m. geändert sind, die zwar hart, aber dem antiken humoristischen Character des Geistes angemessen sind, so

[1]) Schon im ersten Druck geändert in: „[Sich unsichtbar die Wurzel aus —] am Ganges, Am Nil, am Indus, Tanais und Oxus" (1. Aufl. V 3, S. 282) ebenso in den folgenden Aufl. (= A. Schr. 5. Bd. ebenda S. 190)

[2]) Erste Aufl. V. 18, S. 283 ff. In den späteren Auflagen ist das „sich trollen" wieder hergestellt, siehe A. Schr. 4. Bd. V. 4, S. 202 ff.

befindet sich noch in derselben Scene eine Aenderung, die eine auffallende Zweydeutigkeit bewürkt, und von der ich sehr fürchte, daß ein gallsüchtiger Critiker sie nicht aufmutze! — Auf die Frage Molays an den Geist „Wollt Ihr Euch nicht mit Speis' und Trank erquicken?" antwortet der Geist, in meinem Manuscript: „Ich füttre andre nicht mich selbst". Dieser Jambus ist, ich weiß es, zu kurtz, war aber von mir mit Fleiß gewählt, um die Antwort bedeutender zu machen. Jetzt steht an dessen Stelle: „Ich speise Andre nur mich selber nicht!"[1]) Abgerechnet daß das „speisen" eine dem Alten nicht angemessene Modernitaet des Ausdrucks involvirt, so ist auch das Wort so zweydeutig. Man sagt nehmlich zwar, ich speise Arme, man sagt aber auch, ich speise eine Citrone. Nun soll nach meiner Idee, die Antwort des Alten andeuten: Ich diene andern (nehmlich den Würmern im Grabe) zur Speise, aber ich esse nicht selbst. So wie sie indessen hier gestellt worden ist, kann sie den Sinn erwecken: Ich esse (speise) zwar Andre, aber ich esse mich selber nicht. Eine Amphibolie die durch das zwar etwas härtere aber kräftigere „ich füttre" glücklich vermieden worden wäre! — Ich bin weit entfernt, Ihnen, theuerster Freund! hierüber den mindesten Vorwurff zu machen, auch ist die gantze Sache eine Kleinigkeit. Sie veranlaßt mich nur, Sie zu ersuchen, die Stellen die Sie geändert wünschen — (denn daß Sie mir Ihre critischen Bemerkungen (mir)[2]) gütigst mittheilen, darum bitte ich herzlich) — mir nur bloß gantz kurtz künftig zu bezeichnen, wo ich solche denn, ohne den mindesten Aufenthalt gantz Ihren Wünschen gemäß, ändern will. Ich weiß es selbst, daß mein Stück von Härten wimmelt, auch haben Ihre meisten Aenderungen meinen ungetheilten Beyfall, und ich sage Ihnen dafür hertzlichen Dank; aber ein hart gezeichneter Character, als der Seneschall, der Compthur, der Geist, wird durch eine Härte des Ausdrucks noch mehr bezeichnet, und — kurtz Sie kennen ja die ErbSünde der Autoren! — Nehmen Sie mir meine Freymüthig-

[1]) So in der 1. Aufl., ebenda S. 287, und in den folgenden (A. Schr. a. a. O. S. 205; in sämtl. Drucken steht hinter „nur" ein Komma!

[2]) Vom Hsg. eingeklammert.

keit daher nicht übel, und entziehen Sie mir nicht Ihre Critik, die eben so fein als belehrend für mich ist! —

Sie riethen mir einmal Sr. Excellenz von Schroetter ein Exemplar meines Buchs zu schicken, nebst aufrichtigem Detail meiner Lage. Haben Sie doch die Güte mir zu schreiben, ob ich das jetzt schon thun, oder die Erscheinung des 2ten Theils abwarten und dann beyde zusammen Hrn. p v. Schroetter schicken soll. Auch bitte ich um gütige Nachricht, ob es bey dem festgesetzten LadenPreise bleibt, und Sie das Exemplar (beyde Theile) für 2 Thaler 18 ggr verkaufen werden?

Die Kotzebuesche Fehde mit den Schlegelianern ist denn doch etwas sehr heftig, besonders die Critik des Lakrymas, den ich zwar nicht gelesen habe, es doch aber dem angeblichen Verfasser (K[riegs] R[at] Schuetz) einem guten Freunde von mir und einem talentvollem Jünglinge, nicht zutrauen kann, daß er die Invectiven des Freymüthigen verdiene! Könnten Sie, mein humaner Freund, den Freymüthigen nicht zu einem Unpartheyischen umschaffen? — Ich fürchte sehr, daß auch meine Wenigkeit ein Opfer dieser Fehde seyn, die Schlegelsche Schule mich für einen Protegé Kotzebues halten, und die Thränen des Lacrymas blutig an mir rächen wird! — Zwar könnte ich diese Leute eben durch Schütz für mich gewinnen, aber in bin theils zu stolz auf diese Art Lob zu suchen, theils will ich auch nichts ohne Ihr Vorwissen thun, und Sie, mein edler Freund, nicht auf die leiseste Weise compromittiren. Schreiben Sie mir also doch gütigst, ob Sie (der Sie, worüber ich laut aufgelacht habe, Schlegels und Kotzebues Verleger zugleich sind) die Schlegelsche Schreyhälse auf eine gute Art für mich gewinnen können, oder ob ich selbst dabey Demarchen thun soll? — Auf jeden Fall scheint die Sache für uns beyde intressant, auch Periculum in mora zu seyn, da diese Leute eilig sind, Tintenblut zu vergießen! Ich binde es Ihnen also aufs Herz! —

Beyläufig noch eine Frage: soll ich gelegentlich noch ein andres jambisches Schauspiel (versteht sich, nicht so monstruös als die ThalsSöhne) für Sie anfangen oder nicht? — Nur aufrichtig! —

Endlich von meinem Urlaub! — Nach einer von einem guten Freund mir aus Warschau zugekommenen Privatnachricht, die ich Ihnen sub rosa mittheile, hat der Praesident aus guter Absicht für mich, von meinem nochmahligen UrlaubsVerlängerungs-Gesuch gar keinen officiellen Gebrauch gemacht, sondern beschlossen mir, ohne Antrag bey Hofe den Urlaub bis zum 1sten October tacite zu bewilligen. Sein Zweck dabey ist edel, und ich bitte Sie daher ihn auch selbst bey Hrn. Kleewitz dieserhalb nicht zu compromittiren! — Nur ist das doch immer nur eine Galgenfrist, und die Sache muß doch am 1sten October wieder in Anregung kommen. Man hat mir zu verstehn gegeben, ob ich, nach Ablauf dieses Termins mit einer Gratification von 100 Thalern (NB ein für allemahl) zufrieden seyn wolle. Das ist freylich besser wie nichts, aber, da mit dieser Gratification mein Abschied conditio sine qua non seyn würde, doch immer noch wenig genug. Ich bitte Sie also, im vollen Vertrauen auf Ihr edles Hertz und mir gütigst bewiesene Freundschafft, hertzlichst und inständigst, sobald als irgend möglich Hrn. G[eh.] F[inanz] R[at] Kleewitz die Sache ausführlich vorzustellen, und ihn gütigst um seinen Rath zu bitten, was ich bey abermahligem Ablauf meines verlängerten Urlaubs, (das heißt gegen den 1sten October c.) für officielle Demarchen thun soll, um entweder eine nochmahlige möglichst lange fixirte UrlaubsVerlängerung (was mir um den Pas im Dienst zu behalten das liebste wäre) oder unter irgend einem Vorwand eine wenn gleich kleine jährliche Pension (die man offt den unbrauchbarsten Subjecten bewilligt,) oder, wenn alles das nicht statthaft wäre, mindestens eine bedeutende Gratification (Z. Bsp. ein volles jährliches Gehalt) zu erhalten. Am liebsten wäre mir vor der Hand fixirte UrlaubsVerlängerung auf etwas lange, da sonst des Supplicirens kein Ende wird. Doch überlasse ich alles Ihrem Edelmuthe und Ihrer Klugheit, bitte nur um baldige gütige Hülffe und ausführliche Nachricht vom Resultat, und füge die Versicherung hinzu, daß ich in jeder Lage bin

Ihr Sie ewig verehrender und liebender Freund

Werner.

37. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 20ste[n] Juny 1803.

Werthgeschätzter Freund!

Nachdem ich von Posttag zu Posttag mit äußerster Sehnsucht auf einen Brief von Ihnen geharret, und immer meine Hoffnung getäuscht gefunden, so ist meine Hoffnung jetzt so erschöpft, daß ich ihr durch diesen Brief nothwendig ein neues Stärkungsmittel anbieten muß. Im ganzen Ernste, liebster Freund, meine Verlegenheit ist gränzenlos über alle Fragen die sich mir aufdringen, ja manchmahl glaub ich schon, Sie haben gantz aufgehört mein Freund zu seyn, sind todt, tödlich krank, was weiß ichs! Hiezu kommt noch daß Itzig ebenfalls kein Wort von sich hören läßt; ein Stillschweigen was er schon einige Monathe beobachtet, was ich gleichfalls nicht zu enträthseln im Stande bin, und was mich sehr beunruhigt. Wenn Sie also einiges Mitleiden mit mir fühlen, so haben Sie die Güte, mir sobald als möglich, und, sind Sie zu sehr beschäfftigt, nur die etlichen Worte zu schreiben: „ich lebe und bin noch Ihr Freund" so bin ich ruhig! —

Erlauben Ihnen übrigens Ihre überhäuften Geschäffte Itzigen in meinem Nahmen den Kopf zu waschen, so bitte ich Sie herzlichst darum. ich habe ihm auf seinen letzten kurzen Brief, der, ich glaube vom Februar war[1]), sogleich und äußerst freundschafftlich geantwortet, kann auch gar nicht absehen womit ich ihn beleidigt haben sollte und gesetzt daß ihm etwas mißfällig gewesen wäre, so wäre es doch freundschafftlich gewesen, sich darüber gegen mich zu erklären. Haben Sie doch die einzige Güte, ihm das auseinander zu setzen, ihn, Nahmens meiner herzlichst zu bitten, mir recht bald zu schreiben, und mir meine Unruhe zu benehmen. Glauben Sie es mir, ein Mensch der Freundschafft so schätzt als ich, der in diesem Punkte öffters so schmerzhafte Proben erdulden mußte, hütet eben deshalb einen Freund, den er zu besitzen glaubt, mit ängstlicher Sorgfalt. Nennen Sie es Hypochondrie, Phantasterey, kurtz ich bin über Sie und auch über Itzig in tödtlicher Unruh und

[1]) W. hatte den letzten Brief Hitzigs am 30. März erhalten.

ich hoffe von Ihrer Güte daß Sie mich daraus reißen werden; nur durch ein paar Zeilen; unsre übrigen Angelegenheiten haben Zeit.

Und jetzt noch eine herzliche Bitte an den edlen Menschenfreund Sander! Sie wissen aus meinem letzten Briefe, daß ich im Aprill um UrlaubsProlongation bis zum 1sten October c. bey der Warschauer Cammer nachgesucht habe, und man dort von Seiten des Praesidii noch nichts darauf verfügt hat. Letzteres ist auch noch jetzt der Fall, und die Sache schwebt in Suspenso. Indessen kann das so nicht lange mehr bleiben, und wenn man würklich von Seiten der Warschauer Cammer, vielleicht aus guter Absicht für mich, noch ein Paar Monathe schweigt, so bin ich doch überzeugt daß alsdann die Seiten platzen müssen, und man am Ende meinen Abschied mir so nahe legen wird, daß ich ihn (da meine Rückkehr nach Warschau mir unmöglich ist) ergreifen muß. Ja es ist sogar möglich, daß man ohne mich zu fragen, von Warschau aus nach Hofe berichtet, und so den Knoten zerhaut. Allem diesem muß ich zuvorkommen, und baldmöglichst zuvorkommen, da es bald nicht mehr Zeit sein dürffte. So weit ich die CammerGeister in Warschau sondirt habe, wollen sie zwar meinen UrlaubsNexus beendigt wissen, und man würde daher dort, theils in dieser Hinsicht, theils weil man mir würklich gewogen ist und das Praesidium es gut mit mir meynt, nicht ungeneigt seyn, sich um *eine Pension* für mich zu verwenden, wenn man nur einigermaaßen auf die Beystimmung des Departements rechnen könnte. Diese Stimmung muß ich benutzen, und, ohne Verzug, ehe der Wind sich anders dreht. ich beschwöhre Sie also, theurer Freund, bey dem Edelmuthe, den Sie stets an mir bewiesen haben, bey allen Gefühlen die das Schicksal eines armen Menschen der beständig und sehr offt gantz unverdient gelitten hat, in Ihrem schönen Hertzen erwecken muß, kurtz bey allem was Sie Sich Selbst sagen können, seyn *Sie* der Schöpfer meines Glücks. Vielleicht ist es Ihnen möglich!

Gehen Sie, aber bald, gehen Sie zu Herrn G[eh.] F[inanz] R[at] Kleewitz, sagen Sie ihm alles, das gantze Gespannte meiner Lage; stellen Sie ihm vor, was gewiß und wahrhaftig wahr ist a) daß ich anfangs als Extraordinarius mehr als 2 Jahre ohne Gehalt gedient

b) den letzten Rest meines Väterlichen Vermögens in SüdPreussen zugesetzt c) jetzt, außer der Unterstützung meiner Mutter und der Aussicht auf ihren sehr beschränkten Nachlaß im Fall ihres Todes, gar kein eigenes Vermögen (ein Geständniß was mich in Ihren Augen wohl nicht herabsetzen wird) mehr habe d) daß ich über neun Jahre mit unbescholtner DienstTreue in SüdPreussen gedient habe e) daß mein Aufenthalt in Warschau mir, wegen meiner Mutter trostlosen Zustande, eben so unmöglich ist, als, bey der Menge von Concurrenten, eine mich entschädigende Versorgung hier in Koenigsberg; ich mithin, wenn ich meinen Posten verliehre, ohne Ressourcen bin. Geben Sie ihm dabey zu erwägen, daß mancher Mensch, der zwey Jahre gedient oder nur den Nahmen Officiant geführt hat (wir haben in Warschau an einem als Krieges-Rath verabschiedeten adlichen CammerAssessor ein neues Beyspiel) 300 Thaler Pension bekommen hat. Ziehen Sie hievon die Folgerung auf mich, der ich 9 Jahre gedient habe, kurtz sagen Sie alles, was ich nicht sagen kann, als Menschenfreund! Auch meine Gesundheit ist schwächlich! —

Mein Wunsch geht dahin, wenn es irgend möglich ist, meinen Abschied und 200 rth schreibe ZweyHundert Thaler jährliche Pension zu erhalten. Haben Sie also die Güte vorläufige Erkundigung einzuziehen, ob dazu einige Hoffnung ist, und welche Demarchen ich deshalb (nehmlich ob bey der Cammer oder bey dem Departement) zu machen habe. Der Rath des Hrn. v. Kleewitz wird mir auf jeden Fall verehrlich seyn, und ich werde ihm folgen. Handeln Sie als edler Menschenfreund an einem Unglücklichen, der ewig dankbar seyn und sich mit Hochachtung nennen wird Ihr gantz ergebenster Freund u. Diener

Werner.

38. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Koenigsberg, d[en] 29sten July 1803.

Mein liebster Freund und Gönner!

Vor allen Dingen bitte ich um Verzeyhung, daß ich diesen Brief nicht frankire, ich erlaube Dir bei Deiner Antwort ein Gleiches zu

thun, so kommt die Sache in Ordnung. — Dein Brief den mir Goebbels zu geschickt hat mir unendliche Freude gemacht, da ich bis dahin immer nicht gewußt habe, in welchem Winkel der Erde Du decretirst. Daß Du in Warschau gewesen, habe ich von dort erfahren. Du glücklicher Mensch, immer auf Reisen, Warschau! Berlin! und immer frank und frey, immer Saus und Braus! Mancher ist mit einem silbernen Löffel im Maule gebohren, mancher muß bey dem hölzernen krepiren. Im gantzen Ernste ich kann nicht umhin Dir das Berliner Theater und das gute Fressen eben daselbst zu beneiden, und wünschte von beydem nur einen Monath vollen Gebrauch machen zu können. Jezt zur Beantwortung Deines Briefes, in dem ich meinen rechtschaffenen humoristischen Cumpan bey jeder Zeile erkenne.

Ad 1) Von Dir! Daß Du lebst war nicht nöthig mir zu melden; Deine Gesundheit erfreut mich, die $4^1/_2$ Kinder verstehe ich nicht [1]. Der Vergleich mit der Wyszogrodtschen Salz-Tonne [2] war grob; die Thaten die auf dieser geschehen sind, werden hoffentlich bey der Oberrechen Cammer nicht geschehen, und das unbelohnte Verdienst was auf ersterer gratis arbeitete — (eine, vielleicht zu kühne Metapher für den Wernerschen Hintern) — [3] steht wohl in keinem Verhältnisse mit einem in Diaeten und Gehalt begrabenen Ober Rechner, der sich demohngeachtet nach der göttlichen Faulheit zurück sehnt. — Daß Du die Engländer hassest, freut mich aus Herzens Grunde. Vielleicht bringt Dich das auf die Gedanken, daß auch die Weisheit, die wir von ihnen gelernt haben, und mit soldatischer Strenge bey unsrer Staatsverfassung in Anwendung bringen, vielleicht nicht so neblicht als ihre Erfinder, aber doch so eiskalt ist, daß die Sonne von oben es nicht bescheinen kann, und die Menschen darunter vor Frost erstarren! Ob Engländer oder Franzosen ist am Ende gleich viel. Mögen die Bestieen sich erwürgen, tant mieux! Besser sie vertilgten sich gantz, so hätte die Erde zwey

[1]) Der zweite Satz ist im Druck weggeblieben.

[2]) Wyszogrod gehörte mit Plock zu den jenseits der Weichsel gelegenen Kreisen des südpreußischen Departements.

[3]) Diese Parenthese fehlt im Druck.

grundverderbte Scheusaale weniger. Hohl der Henker die Formen. So lange das höchste Ideal des Staates ein Ameisenhaufen ist, so bleiben auch die Menschen, was sie jezt überall sind, Ameisen. Ob ihr Haufe wie ein Diadem oder wie eine JacobinerMütze gestaltet ist, das ist sehr indifferent.[1]) Aber richtet den Sinn der Bürger nach oben, gebt den besseren (durch Kirche oder Loge) Cohaerenz und Energie, um gegen alles Schlechte eine Krafftvolle Opposition zu bilden, und ihr werdet sehn, ob ihr nicht weiter kommt, als durch sinnlose prahlerische Tiraden a la Moniteur oder durch herzlose Calculs a la Pitt! — Das Vehikel zu dieser Erhöhung der Menschheit und des Staats ist ein Ding, was jezt noch als Spielerey aussieht, die Kunst, nicht die Liederchens von Liebe und Wein, sondern die neue wahre Kunst. Aber wehe dem, der an der Quelle sizt, Geist und Krafft genug hat um zu würken, und Lust dazu haben sollte und der dennoch über das schöne Schauspiel der nun[2]) hervorbrechenden Krafft und Hoheit, welches aufzufassen er Aneignungsvermögen genug besizzt, wie ein — Freymüthiger urtheilen kann! — Soviel ad Punctum 2) Deines Briefes. Es ist mir lieb daß Du aufrichtig schreibst, aber es thut mir leid; daß Du die Augen mit Fleiß gegen die ächte Genialitaet von Menschen (die Schlegels, Tieck, Fichte NB aber nicht Consorten als Vermehren[3]), Böhlendorff[4]) pp) verschliessest, von denen ich, wenn sie Gott leben und gesund läßt, vieles erwarte. Du schreibst, sie sollen dem Publicum nicht jeden Einfall aufs Papier kleksen. O über euch Publicum! Man soll wohl noch Complimente mit Euch machen? — Nein, meine Herren, ihr müßt Gott danken, wenn ein

[1]) Dieser Satz ist im Druck geändert.

[2]) Könnte auch „neu" heißen.

[3]) Joh. Bernhard Vermehren (1774—1803), Privatdozent in Jena. Herausgeber eines Musenalmanachs für 1802 und 1803.

[4]) Kasimir Ulrich Boehlendorff (1775 od. 76—1825), seit 1802 Mitarbeiter an der Ungerschen Zeitung in Berlin, mit Gramberg Hsgbr. eines Poetischen Taschenbuchs, Berl. 1803; phantastisch und ungeregelt; Verf. von schwächlichen Gedichten und Trauerspielen. Die dramatische Idylle „Fernando oder die Kunstweihe" erschien bei Wilmans in Frkf. a. M. 1802. Er endete durch Selbstmord.

ächter Künstler Euch für würdig hält, euch das zu geben, was ihm so eben einfällt! — Daß ich übrigens der Narr nicht bin, mich für den wahren Künstler zu halten, wirst du mir wohl zutrauen; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß ich den A. W. Schlegel nie erreichen werde, ja vielleicht wird meine Arbeit sogar dieser Clique mißfallen, aber ich will wenigstens mein Scherflein zu dieser schönen Reformation beytragen, und darum bemühte ich mich, rein wieder zugeben, was rein und unauslöschlich vor meiner Seele schwebt, und das Ding in diesen Zeiten, wo alles mit Wasser getauft werden muß, Drama zu nennen, was ich viel lieber und wahrer Evangelium genannt hätte.

Doch, ärgere Dich nur nicht über meinen ziegenprophetischen Eifer, es ist nicht so böse gemeynt!

Was Du mir ad 3) von dem diplomatischen Manne schreibst, bey dem man gut ißt und trinkt[1]), hat mich sehr amusirt, doch muß ich Dich bitten ihn auch etwas diplomatisch zu behandeln, und ihm um Gottes willen nicht zu sagen, daß ich mit einigen kleinen von ihm an meinem ersten Theil gemachten Veränderungen nicht ganz zufrieden bin und Dir das gesagt habe. Diese Indiscretion könnte mir bey ihm schaden und das möchte ich nicht gern, da ich ihn, auch abgesehen von unsrer merkantilischen Verbindung, für einen achtungswerthen Menschen halte. Ueber meine Verhältnisse kannst du ihn jedoch ganz ungenirt unterrichten, und ich habe das zum Theil selbst gethan. Dein edler freundschafftlicher Eiffer für meine Versorgung rührt mich herzlich, wiewohl ich gegen eine Entfernung von Koenigsberg und besonders gegen eine Versetzung nach Berlin unübersteigliche Schwierigkeiten sehe, sowohl in Betreff meiner Mutter, die ich nicht verlassen, als in Betreff meiner Frau, die ich, da mein väterliches Vermögen ganz geschmolzen ist, und ich bis meine Mutter stirbt gar nichts mehr habe, in Berlin, ohne eine gute Dienst Revenue gar nicht unterhalten kann. Ich möchte Dich daher herzlichst und dringendst bitten, vor der Hand ganz von der Idee meiner Versorgung in Berlin zu abstrahiren, und, wenn Du mir ernstlich helffen willst, nur alle Deine Kräffte anzuwenden mir, bey

[1]) Der Buchhändler Sander in Berlin.

meinem unvermeidlichen Abschiede von der Warschauer Cammer eine Pension von wenigstens etwa zwey hundert Thalern beym südpreussischen Departement auszuwürken. Diese Bitte habe ich auch schon an Sander gethan und du würdest mir einen grossen Gefallen thun, mit ihm darüber zu conferiren, und ihm die Sache sehr ans Hertz zu legen. Wie die Sachen jetzt stehn will ich nur Pension nicht Versorgung, jene ist das gewisse, letztere kommt immer Zeit genung nachher. umsomehr da Du selbst noch nicht weißt ob Du in Berlin bleiben wirst und dort viel Närrinnen sind! die meine Frau pp sapienti sat. Das Warschauer Cammer Praesidium, was mir im Grunde gut ist, hat mir auf mein letztes Urlaubs Verlängerungs-Gesuch gar nichts geantwortet, ist aber, wie Kolk mir schreibt, nicht abgeneigt, meinen Urlaub bis zum 1sten October c. tacite zu verlängern. Auch hat mir Kolk gesteckt, daß, bey der Stimmung des Praesidii für mich, man gar nicht abgeneigt seyn möchte in Ansehung einer Pension auf mich zu reflectiren; es kommt aber alles nur darauf an das S[üd] P[reuß.] Departement zu gewinnen. Dazu habe ich Sandern aufgefordert, Du wirst als Freund redlich mitwürken und mußt ihn vor allen Dingen durch heterogene Gegenstände und andre Pläne vor der Hand nicht confus machen. Man muß das Eisen schmieden weils warm ist, auch ist Periculum in mora, denn wenn ich auf den September spätstens oder gar medio August nicht einen bestimmten Antrag mache, so risquire ich daß ich ungebeten den Abschied und gar nichts weiter erhalte. Nun will ich aber nur wissen, wo ich antragen und wie ich mich verhalten soll dabey, auch will ich die Intressenten, hauptsächlich Kleewitz für meinen Antrag gewinnen dabey sollt Ihr meine Freunde mir helffen, Du, und Itzig, und mit Sandern gemeinschafftliche Sache machen. Gründe, warum ich zur Pension berechtigt bin, sind ausser dem Hauptgrund daß jeder Esel offt nach ein oder 2jährigem Dienst eine kriegt, der daß ich neun Jahr treu und ehrlich patriotisch! drey Jahr ohne Gehalt gedient, den Rest meines Vermögens im Dienst zugesetzt, in Koenigsberg bleiben muß dort keinen Dienst bekomme, kränklich bin pp: Alles muß mit einem Säftchen eingerührt werden! Ein Mensch der sehr helffen

könnte ist der junge Krieges-Rath Schuetz von der Churmärkischen Cammer, der Cammer-Assessor in Warschau gewesen ist. Itzig kennt ihn. Ein vortrefflicher talentvoller lieber guter Mensch, der damahls wenigstens mein Freund war. Er hat Einfluß, sowohl in politicis, als bey der neuen Schule an deren Beyfall und Connexion mir sehr viel liegt. Könntest Du ihn aufsuchen, von mir grüssen und ihn cum grano salis sowohl über meinen Urlaub, als über meinen Wunsch, die gantz abgebrochene Connexion mit ihm zu erneuern und mit Schlegel, seinem Freunde, in Rapport zu kommen sondiren, so würdst Du mich sehr verbinden. Doch muß Sander davon nichts wissen; es könnte ihm nicht lieb seyn.

Itzigen sage: daß ich ihn nach wie vor in meinem Hertzen trüge, und täglich an ihn mit inniger Liebe denke, daß es aber von ihm die höchste Unbarmherzigkeit wäre, mir ein halb Jahr nicht zu schreiben, und einen Freund, der ihn so liebt, so zu vergessen. Hrn. Sandern empfiehl mich herzlich, auch Deiner edeln Frau. Meine Frau grüßt tausendmahl. Sie soll nicht französisch lernen. Werner Dein Freund.

[Am Rande über dem Datum]: Schreibe mir ja bald! und viel! Ließ die Templer; es ist grob daß Du das noch nicht gethan hast. Hr. Sander hat mir so lange nicht geschrieben, das beunruhigt mich sehr!

39. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 1sten August 1803.

Sehr werthgeschäzzter Freund!

Mit schwehrem Hertzen ergreife ich wieder die Feder, nachdem ich gegen vier Monathe umsonst und jeden Posttag mit ängstlicher Ungeduld Ihres versprochenen Briefes geharrt habe. Itzig beobachtet ein gleiches Stillschweigen, was ich eben so wenig als das Ihrige zu enträthseln weiß. Meine Unruhe darüber ist so groß, daß ich nach zwey vergeblichen Briefen einen dritten wagen, und Sie, wie Lazarus in der Hölle den reichen Mann im Himmel nur um einen Tropfen Antwort[1]) bitten muß.

[1]) Reminiszenz an Luk. 16, 24.

Im Ernste, theuerster Freund — denn so darff ich Sie doch wohl noch nennen? — ich quäle mich vergebens ab, die mögliche Ursache Ihres langen Schweigens zu errathen, und der Gedanke, daß Sie vielleicht gantz aufgehört haben mein Freund zu seyn, martert mich unaufhörlich, ja er benimmt mir sogar den Muth zu einer neuen ästhetischen Arbeit, deren Plan zwar reif vor meiner Seele steht, die ich aber bey diesem quaalvollen Verhältnisse unmöglich ausführen kann. Vergebens strenge ich mein Gedächtniß an, um eine Indiscretion in einem meiner Briefe aufzufinden, die Sie vielleicht beleidigt haben könnte. Oder sollte vielleicht Jemand schlecht genug gewesen seyn, mich bey Ihnen zu verleumden? In jedem von beyden Fällen müßte ich es jedoch von Ihrem gewohnten mir bisher bewiesenem Edelmuthe erwarten, daß Sie statt mich schweigend zu verdammen, offen mich zur Verantwortung auffordern würden. Eben so ungewiß bin ich über das Schicksal des 2ten Theils meiner ThalsSöhne, ich weiß nicht wird er gedruckt oder nicht. Oder hat er Ihnen so mißfallen, daß Sie gantz vom Drucke desselben abstrahiren? Das stimmt aber nicht mit Ihren mir darüber eröffneten gütigen Aeußerungen! Verzeihen Sie mir nur das Gewäsche, aber ich weiß gar nicht was ich denken soll.

Hier hat der erste Theil, so viel ich gehört habe, einigen Beyfall gefunden und mehreren sehr gefallen, nur hat ein hiesiger Litteratus, selbst nachdem er den ersten Theil gelesen hat, sich sehr den Kopf darüber zerbrochen, warum diese Templer Söhne des Thales hießen, da doch vom Thales (sc. vom wohlseeligen griechischen Philosopho) im gantzen Stücke nicht die Rede sey!! — Dieser Zug ist ächt königsbergisch! —

In der Ungewißheit, was aus meinem zweyten Theile werden wird, muß ich Ihnen dennoch ein paar ihn betreffende Bemerkungen mittheilen. Die erste ist die Bitte nachzusehen, ob unter dem PersohnenVerzeichniß auch geschrieben steht: daß die Scene zu Paris spiele? Sollte das, wie ich jedoch nicht vermuthe, im Manuscript ausgelassen seyn, so wäre es im Druck zu suppliren. Ferner so habe ich in einem kritischen Journale, bey Gelegenheit von Bonapartens Rückkehr aus Egypten gelesen, daß König Lud-

wig der Heilige aus demselben Hafen in dem Jener landete, nehmlich aus dem Hafen von Frejus nach Egypten sich zum Creutzzuge eingeschifft habe. Mein alter Compthur erzählt aber im 2ten Theil Act 3 Scene 2 den um ihn stehenden Hofleuten:

„In diesem Anzug schifft mein edler Lehnsherr
Sich zu Toulon pp — — — ein."

Statt dieses würde ich Sie daher bitten, wenn es noch möglich wäre, drucken zu lassen:

Zu Frejus sich pp

Ist indessen der Abdruck schon geschehen, so könnte es, wenn der Fehler schlechthin verbessert werden solle, vielleicht als Druckfehler in fine berichtigt werden [2]). Doch überlasse ich das gänzlich Ihrem Ermessen, und bitte Sie nur nochmahls herzlich, alles was Sie sonst noch geändert haben wollen, mir gütigst zu melden, wo ich es denn gern Ihren Wünschen gemäß selbst abändern will.

So eben fällt mir ein, ob Sie vielleicht durch die Zudringlichkeit beleidigt sind, mit der ich Sie um Intercession wegen endlicher Bestimmung meines DienstVerhältnisses bey d[em] Hrn. G[eh.] F[inanz] R[at] v. Kleewitz ersucht habe. Ich leugne diese Zudringlichkeit nicht, aber denken Sie meine Lage, jetzt da der entscheidende Punkt (der 1ste October) immer näher heran kommt und ich schlechterdings nicht weiß, ob ich ferneren Urlaub oder Abschied mit Pension nachsuchen soll, und ob ich Gewährung eines dieser alternativen Punkte bey Hofe erwarten kann oder nicht. Daß ich hierüber äußerst gern au fait seyn wollte, ist, da die Entscheidung meines ganzen Schicksaals davon abhängt, mir nicht zu verargen, daß ich mich aber deshalb besonders an Sie wandte, daran war Ihre eigne Güte Schuld, da Sie mir in einem Ihrer ersten Briefe Ihr Fürwort bey Ihrem Freunde v. Kleewitz so edelmüthig anbothen

[2]) Sämtliche Drucke haben, der ersten Auflage (S. 130) folgend, „Toulon" (siehe A. Schr. 5. Bd. S. 88); auch als „Druckfehler" nirgends bezeichnet.

und mir dadurch das gerechteste Zutrauen einflößten. Dieses Zutrauen ist noch eben so ungeschwächt, als meine innigste Hochachtung und Liebe für Sie, und mein Brief ist kein Vorwurff sondern nur der Nachhall meines gepreßten Hertzens.

Verzeyhen Sie diesem Herzen, wenn es unwillkührlich vielleicht sich bitter geäußert haben sollte, bey dem hohen Werthe in dem bey mir die Freundschafft eines so edlen Mannes steht, verdient der Mißmuth über ihren möglichen Verlust wohl Entschuldigung. Retten Sie mich bald aus diesen Zweifeln, schenken Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen wieder und seyn Sie überzeugt von der ewigen Hochachtung Ihres gantz ergebensten Fr[eundes] u. Dieners

Werner.

40. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 1sten Septbr. 1803.

Hochachtungswerther Freund!

Da ich Sie schon dreymahl mit Briefen incommodirt habe, ohne darauf Antwort erhalten zu haben, so war es mein fester Vorsatz, Sie nicht weiter zu behelligen, sondern es darauf ankommen zu lassen und zu erwarten, bis Sie Sich zufälligerweise eines Menschen wieder erinnerten, der sich durch Ihre eigenen gütigen Versicherungen in dem Besitz Ihrer Zuneigung glaubte und leztere zu verdienen, aus allen Kräfften bestrebt war. Doch eben jezt erhalte ich einen Brief aus Warschau, der mein Stillschweigen unterbricht, und mir gleichsam das Messer an die Kehle sezt.

„Das Warschauer CammerPraesidium eröffnet mir nehmlich unter dem 25sten August c. daß nach einem Rescript des SüdPreußischen Departements vom 19ten August c. eine weitere Verlängerung meines Urlaubs mir nicht bewilligt werden könne, ich vielmehr, wenn es mir wegen der Gesundheits Umstände meiner Mutter unmöglich seyn sollte sogleich auf meinen Posten zurückzukehren, auf keinen Fall länger im Dienst bleiben könne. Zugleich eröffnet mir das CammerPraesidium daß mein auf den 1sten September fälliges QuartalGehalt mir bereits nicht mehr ausgezahlt werden könne,

sondern einbehalten werden solle!! daß ich mich binnen 14 Tagen auf meinem Posten einfinden müsse, oder derselbe wiedrigenfalls für erledigt betrachtet werden würde!!!"

Ueber diese mir geschehene Erklärung hat das Warschauer CammerPräsidium unter dem 25sten August c. nach Hofe (nehmlich dem Südpreußischen Departement) Bericht erstattet, dessen Abschrifft ich aus eines guten Freundes Hand erhalten habe, und die ich Ihnen, doch unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit! hiedurch communicire[1]). Sie sehen aus der unterstrichenen Schlußstelle, daß das Praesidium dem Departement die Bestättigung oder auch Wiederruflichkeit dieser Maaßregeln, besonders der sehr harten wegen Einbehaltung meines jetzt schon fälligen QuartalGehalts, unbedingt anheimstellt, auch sehen Sie daß diese Einbehaltung umso härter ist, als ich schon ohnedieß meinem Stellvertreter die Hälffte meines Gehalts als Remuneration bewillige[2]), hier also nur von der noch übrigen Hälffte meines QuartalGehalts die Rede ist. Die Lage in der ich mich jetzt befinde ist, wie Sie denken können, eben so pressant als fatal, es kommt alles auf schleunige Vermittelung an. An das südpreußische Departement kann ich mich nicht unmittelbar wenden, da ich das Warschauer CammerPraesidium nicht vorbeygehen kann. Ich habe also den Entschluß gefaßt dem Warschauer Praesidio nochmahls meine Lage auseinanderzusetzen, ihm, wie es auch die Wahrheit ist, netto zu erklären, daß ich der Verhältnisse meiner Mutter wegen Koenigsberg auf keinen Fall verlassen kann, daß ich daher auch meinen Dienst in Warschau nicht fortsetzen kann, daß ich indeß bitten müsse um jährliche Pension von 200 Thalern bey dem südpreußischen Departement für mich anzutragen, da so viele Officianten die ein paar Jahre gedient haben pensionirt werden, geschweige denn ich, der ich seit 1793 in SüdPreußen angestellt, verheyrathet bin, und mein bischen im königlichen Dienst zugesetzt habe. Ich werde dabey

[1]) Diese Abschrift ist vorhanden und befindet sich im handschriftlichen Nachlaß Hitzigs im Märk. Museum, Berlin. Siehe Anhang II. Nr. 16.

[2]) W.s Stellvertreter während seiner langen Beurlaubung war der „supernumeraire" Sekretär Goersch.

das Praesidium bitten, dies Gesuch dem Departement vorzustellen, (oder wenn es solches nicht für statthaft findet,) mir selbst zu verstatten mich unmittelbar ans Departement zu wenden. In beyden Fällen kommt mein oder des Praesidii Gesuch ans Departement, und es kommt also lediglich auf die Stimmung Sr. Excellenz von Voß an ob und wieviel mir derselbe bewilligen will. Um diese Stimmung, (die vielleicht nicht die günstigste seyn mag) für mich zu gewinnen, habe ich es gewagt, einen Brief an d[en] Hrn. Geh. Fin. Rath von Kleewitz zu entwerfen, den ich Ihnen anliegend mit der Bitte übersende, ihn zu lesen, zu versiegeln, und diesem ihrem würdigen Freunde zuzustellen, es wäre denn daß Sie es mehr a propos hielten, ihn bloß mündlich davon zu unterrichten, was ich Ihrer Localkenntniß überlassen muß. Wenn ich auch im schlimmsten Fall nur 150 Thaler Pension erhalte jährlich, so ist mir doch etwas geholffen, und soll und darff auch das nicht seyn, so wäre doch eine Gratification (ein ein für allemahl zu bezahlendes PauschQuantum) die meinem jetzigen vollen Gehalte gleichkäme, nehmlich 425 Thaler, das allerwenigste und ich schreibe Ihnen das nur sub rosa um von diesem Vorschlage im allerschlimmsten Falle Gebrauch zu machen.

Meine Lage ist entsetzlich, zwischen einer edeln Gattin, die ich erhalten, einer todtkranken halb blödsinnigen Mutter, die ich warten und pflegen muß, und meiner eigenen Selbsterhaltung getheilt.

Ich weiß nicht, ob Sie noch mein Freund sind, da Ihr langes Stillschweigen mich das Gegentheil ahnen läßt. Aber amicus certus in re incerta cernitur[1]). Soviel weiß ich und kann es zu Gott betheuern daß ich Ihnen wissentlich keine Beleidigung zugefügt habe, und Ihrer anfänglich mir erwiesenen Güte nicht unwerth bin. Wenn Sie retten können, so erfüllen Sie die edelste Menschenpflicht und verbinden Sich auf ewig einen unglücklichen vom Schickschaal[2]) stets verfolgten Menschen.

Von meiner Autorschafft will ich kein Wort erwähnen, ich bin kaum jetzt im Stande, einen gesunden Gedanken zu fassen. Leben

[1]) Cicero: Laelius de amicitia 17, 64.

[2]) Verschrieben für: Schicksal.

Sie wohl, und wenn Sie einiges Mitleiden haben, so beglücken Sie mit einer baldigen Antwort Ihren Sie verehrenden Freund

Werner.

Nachschrifft

So eben erhalte ich Ihren theuren Brief vom 27sten August, nachdem ich eben den meinigen beendigt habe. Dieser Ihr Brief, ich kann wohl sagen, hat mir neues Leben gegeben. Armer Mann! Sie leiden soviel! Ich kenne Ihr Uebel aus Erfahrung, auch ich bin manchmahl äußerst unglücklich, und mahlte mir schon den gänzlichen Verlust Ihrer Freundschafft, und tausend mögliche Unfälle. Verzeyhen Sie mir doch nur, wenn ich, aus einem Anstooß dieser traurigen Grillen, in meinem Briefe etwa im Anfange grillisch gewesen bin, und schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer unschätzbaren Freundschafft.

Beyliegenden ellenlangen Brief an Hrn. p von Kleewitz, den ich unmöglich abkürzen konnte, haben Sie doch ja die Güte ohne Verzug an ihn gelangen zu lassen, ihn wo möglich zu unterstützen. Der beyliegende Bericht des W[arschauer] Praesidii ist schon Ende Augusts abgegangen, mithin ist Periculum in mora, daß der Minister nicht zuerst verfügt. Daß ich sogar das laufende Quartal vom 1sten September verliehren soll, ist doch himmelschreyend! Die Cammer giebt ohnedem in dem Bericht den Wink, daß das abgeändert werden könne, es kommt nur auf den Minister und Ihren edeln Freund an. Ob ich in meinem Briefe an diesen zu frey gewesen, weiß ich nicht, aber lesen Sie ihn gütigst Selbst mit Bedacht, und denken Sie meine Lage!!!

An den Minister hätte ich gern gleich geschrieben, aber ein bekannter Bocksbeutel im Dienste verbietet mir das Praesidium als meine erste Behörde vorbeyzugehen; thäte ich es so hätte ich mir seinen Beystand und Fürwort, worauf doch viel ankommt, gantz verscherzt. Der Minister kann aber, wenn er will, schon auf den in Abschrifft beyfolgenden PraesidialBericht zu meinem Besten verfügen. Meynt Hr. p von Kleewitz daß ich ohne Risico dem Minister immediate schreiben kann, so geben Sie mir doch in 2 Zeilen

baldigste Nachricht. Vielleicht kann er ihm mündlich die Sache nun schon detailliren. Herr Gott, ich will ja nur wenig, ich will ja nur für meine ehrlichen Dienste nicht wie ein jämmerlicher nichtsnutziger Taugenichts entlassen werden. Gott erhalte Sie. Ihr ewiger Freund

Werner.

41. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 4ten Septbr. 1803.

Verehrungswürdigster Freund!

Wenn ich nach schon halb krumm und lahm geschriebenen Fingern, und in der gränzenlosesten Verlegenheit einen dummen Streich begehe und Sie in Ihrer Krankheit mit einem Schreiben und dessen corpulenten Beylage incommodire, so halten Sie es meiner verzweiflungsvollen Lage zu gut und verzeyhn Sie mir wo nicht als einem Freunde, so doch als einem Unglücklichen! —

Ich habe gestern die in Abschrifft beyfolgende Vorstellung an das Warschauer CammerPraesidium abgeschickt, eine förmliche Deduction, in der ich alle Gründe entwickele, und dadurch mein Gesuch um ZweyHundert Thaler Pension als Resultat ableite. Ich habe in dieser Supplik das Praesidium zwar gebeten, solche originaliter dem Minister zu überreichen, oder, falls es mein Gesuch nicht unterstützen will, mir den Immediat Recurs nach Hofe zu überlassen; da es aber möglich ist, daß das nicht geschieht und man in Fällen wo Periculum in mora ist und Kopf und Kragen daran hängt, das Sicherste spielen muß, so habe ich den Entschluß gefaßt, Ihnen, wie hiedurch geschieht, diese Vorstellung in Abschrifft zu überschicken, um Sich theils durch deren aufmerksame Durchlesung — warum ich Sie herzlich bitte — von der Trifftigkeit meiner Gründe und dem Schrecklichen meiner Lage zu überzeugen, um einzusehen, daß Sie Ihren gütigen Beystand an keinen ganz Verworfenen verschwenden, theils auch und hauptsächlich daß Sie beyfolgende Schrifft, mit einer gütigen Bemerkung und Empfehlung, dem Herrn Geh. Fin. Rath von Kleewitz insinuiren, sowohl damit

er durch diese Erörterung, die er durch Sie solchergestalt privatim und nicht officiell erhält, sich ebenso von der Gerechtigkeit meiner Ansprüche überzeuge, als auch deshalb, damit er beyfolgende SupplikAbschrifft, doch nur insofern er es der Sache angemessen findet, etwa Sr. Excellenz Hrn. v. Voß selbst privatim communicire. Doch bitte ich Hrn. v. Kleewitz ausdrücklich bemerklich zu machen, daß diese Schrifft keine ImmediatEingabe an das südpreußische Departement sondern bloß Abschrifft meiner Vorstellung ans Warschauer Praesidium ist, die ich nur, da sie alle meine Gründe erschöpft, Ihnen privatim übersandt habe. Auch bitte ich um seinen gütigen Rath, ob ich, im Falle mich das Warschauer Praesidium zu einer ImmediatVorstellung an den Minister authorisiren sollte, mich auf diese Abschrifft berufen könne, oder eine neue beylegen müsse, oder aber, ob ich auf diesen Fall eine ganz neue ausführliche Vorstellung an Sr. Excellenz entwerffen solle. Nehmen Sie mir diese Kleinigkeitskrämerey nicht übel, es kommt in dem vertrackten Dienste auf so viele Minutissima an! — Sollte die beyfolgende, in größter Eil von mir in turmentis angefertigte Abschrifft etwa nicht leserlich genug seyn, um erforderlichenfalls Sr. Excellenz vorgelegt werden zu können, so bitte ich Sie inständigst, davon eine lesbarere Abschrifft anfertigen zu lassen, wofür ich gern die Copialien entrichten will und nur voraussetzen muß, daß solche würklich leserlich, correct und ohne Schreibfehler gefertigt werde.

Der Stil meiner Supplik ist kühn, aber nicht impertinent, es ist der Ausruf eines getretenen Wurms der sich vor dem Tode krümmt, und wenn ich Ihnen auf Pflicht und Ehre versichere, daß alles darin buchstäblich wahr und keine rhetorische Uebertreibung, daß der Zustand meiner Mutter würklich so trostlos, mein Vermögen würklich so aequale null, meine Aussicht würklich so hoffnungslos ist, so werden Sie Mitleiden mit mir fühlen. Hiezu kommt noch, daß das Rescript des Ministers an das Warschauer Praesidium, durch Denuntiation eines Menschen bewürkt ist, den ich mit Freundschafft überhäuft habe, mit dem ich in den intimsten Liaisons gewesen bin. Dieser Mensch, es ist der CammerSecretair von Wartenberg zu

Warschau, dessen Leben eine aneinander hängende Kette von Verworffenheit, dessen Tücke eine fortwährende Quaal für jeden ist, der das Unglück hat in seiner Atmosphaere zu seyn, dieser Mensch der 2mahl Banquerout gemacht hat, der durch seine Ausschweifungen an den Rand des Grabes gebracht, einer verwesenden Leiche ähnlich, dieser Mensch der in der kleinlichsten Gattung von Schurkerey colossal ist, krönt die schändlichen Streiche, von denen sein Leben wimmelt, durch Denuntiation seines Freundes, ohngeachtet ihm meine Anwesenheit in Warschau keinen Vortheil, mein Abschied — da kein neuer Secretair an meine Stelle tritt — ihm kein Intresse gewähren kann. Und dieser Mensch hat Gehör beym Minister, wendet sich unmittelbar an ihn, und vernichtet mich, wenn ich seiner Schurkerey nicht kräftigst entgegenarbeite. Sie können diese Schilderung vielleicht für übertrieben, für Folge meiner Bitterkeit halten, aber wenn Sie mir nicht glauben wollen, fragen Sie den Krieges-Rath Peguilhen der mit ihm gedient hat, fragen Sie jeden der jenes moralische Scheusal, den CammerSecretair von Wartenberg kennt, fragen Sie Selbst den Geh. F[inanz]Rath von Kleewitz — der ihn auch kennt — und wenn mein Urtheil nicht Zug für Zug bestättigt wird, so heißen Sie mich einen schändlichen Lügner! —

Aber wenn Sie Sich von der Wahrheit dessen überzeugen, so retten Sie mich auch als Menschenfreund von der Verfolgung dieses Bösewichts, machen Sie Hrn. v. Kleewitz bemerklich und durch ihn dem Minister welch ein Mensch mich denuntiirt, und retten Sie mich! — Ich will nicht Rache, nur Hülffe!

Ich habe geradezu auf 200 Thaler Pension angetragen, deshalb weil ich sie mehr als Mancher Andre verdiene und weil ich ohne das, nicht subsistiren kann. Will man mir noch fernerweitig Urlaub und die Hälffte meines Gehaltes geben, a la bonne heure! Aber soll das nicht ferner statt finden, so erbarme man sich und gebe mir Pension, auf die ich, nach dem anliegend erörterten, gerechten Anspruch habe. Ich bitte Sie daher, bey allen Betheuerungen der Freundschafft und Menschenliebe, Hrn. v. Kleewitz aufzufodern mir Pension zu verschaffen. Wenn auch nur 150 Thaler, aber nicht weniger und keine Abspeisung mit einer Gratification ein für alle-

mahl, die mir gar nichts hilfft und deren ich in meinem letzten Briefe an Sie nur aus Uebereilung erwähnt habe. Sagen Sie also Hrn. v. Kleewitz von dieser Idee gar nichts, sondern nur von Pension. Mein Glück und gänzliches Unglück liegt in Ihrer und Ihres Freundes Hand, mein Dank wird ewig seyn.

Ich habe in meiner Supplik auf den Krieges Raths Character angespielt; halten Sie es nicht für Narrheit das[1]) ich ihn erwähne, ihn wünsche, nur in meiner Lage, im Falle meiner gekränkten Ehre ist das zu entschuldigen, ich weiß daß dieses Praedicat KriegesRath einem Bengel zu Theil ward, der anderthalb Jahr in Stettin als surnumerairer Secretair gedient, 24 Jahre alt war, und nicht lesen nicht schreiben konnte, so wie ich auch alle in meiner Supplik angeführte Pensionsfälle nahmhafft machen kann. Soll ich aber für den Titel einen Groschen Chargen und Stempelgebühren bezahlen, soll er mir auf die Pension angerechnet und deshalb weniger bewilligt werden, so will ich ihn gar nicht!

Meinem 2ten Theil sehe ich mit Verlangen entgegen. Für Ihre Güte das Nöthige abzuändern bin ich Ihnen dankbar verbunden, und gebe Ihnen völlige Vollmacht, überzeugt daß Sie das Metrische und Characteristische (was mit Fleiß zuweilen hart ist, wie z. Bsp. das Gespräch des alten Seneschalls von Poitou mit dem König zu dem er sagt „Eure Hure[2])!") nicht ändern werden.

Retten Sie, helffen Sie Ihrem unglücklichen dankbaren Freunde

Werner.

Nochmahls, lieber redlicher edler Mann! Verzeyhen Sie meine nothgedrungene Impertinenz. Hilfft mir Gott aus dieser Crisis, so hoffe ich mich Ihrer werth zu zeigen[3]).

Kehren Sie sich wegen der Abänderungen im 2ten Theil, auch an das am Ende meines Briefes geschriebene nicht. A[e]ndern Sie

[1]) Lies: daß.

[2]) So in allen Drucken, siehe 1. Aufl. V. 8, S. 334 (= A. Schr. 5. Bd. ebenda S. 224), bloß mit dem Unterschiede, daß in der 2. Aufl., S. 322 der Nominativ steht.

[3]) Am linken Rande der ersten Seite.

was Sie wollen. Ihr Geschmack wird Sie auf jeden Fall richtig leiten, und ich werde mit jeder von Ihren Verbesserungen dankbar zufrieden seyn[1]).

42. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Königsberg, den 4. September 1803.

Lieber redlicher Freund!

Das Scheusal, unser beiderseitiger und insbesondere mein intimer Freund, der [Wartenberg] hat gegen mich, wegen meiner langen Abwesenheit von Warschau denuntiirt, und es ist ein Rescript an das Warschauer Kammer-Präsidium erlassen, in Verfolg wessen letzteres mir so eben andeutet: ich müsse binnen vierzehn Tagen nach Warschau zurück, oder würde widrigenfalls als meines Postens verlustig betrachtet werden. Noch mehr: die Kriegs-Domainen-Kasse ist sogar instruirt, mir mein Gehalt für das laufende Quartal vom 1sten September (wovon ich nur die Hälfte beziehe und die Hälfte bereits, seit meiner vorjährigen Abreise von Warschau, dem Kammer-Sekretär G[oersch] für Verwaltung meiner Geschäfte während meines Urlaubs, mit Bewilligung des Hofes, überlassen habe) einzubehalten. Ich war wie vom Donner gerührt. Du weißt, was ich dem [Wartenberg] für Freundschaft erwiesen habe! — Doch genug. Im Augenblick, daß ich noch weinend mit meiner Frau über den eben erhaltenen Präsidialbrief — es war am 1. September — sitze, und ich nicht aus noch ein weiß, erhalte ich einen Brief von Sander aus Berlin, worin er mir anträgt, einen Privatbrief an K[leewitz] durch seine Hände gehen zu lassen. Das war ein Rettungsstrahl! Ich schreibe gleich an K[leewitz], schildere ihm meine Lage, lege den Brief in den an Sandern ein. Das war am 3. September. Aber an den Minister direkt konnte ich nicht schreiben, ohne das mir *sehr geneigte* Warschauer Präsidium vor den Kopf zu stoßen. Ich schrieb also an Letzteres eine förmliche Deduction, worin ich unter Anführung, daß ich zehn Jahre gedient, drei Jahre

[1]) Am Rande zwischen der zweiten und dritten Seite.

umsonst, viel aufgeopfert habe, Königsberg wegen meiner Mutter nicht verlassen könne, sittlich, fleißig gewesen, diese Collision der Umstände nicht meine Schuld sey u. s. w., kurz, worin ich, nach allen diesen Prämissen, insofern ich schlechterdings nicht Urlaub weiter kriegen könne, als pensionsfähig und bedürftig um Zwei hundert Thaler Pension bitte. Diese Supplik schickte ich den 3. September (Sonnabends nach Warschau) und um ganz sicher zu gehn, schicke ich die nämliche Supplik (in Abschrift) heute nach Berlin an Sander, mit der Bitte, sie privatim, da sie alle meine Gründe enthält, K[leewitz] zuzustellen, daß dieser sie, wenn er's für gut hält, privatim dem Minister communiciren möge.

So stehen die Sachen. Von Sanders kräftiger Verwendung bin ich seiner Versicherung nach überzeugt, aber er ist kränklich und doppelt reißt nicht.

Du bist mein Freund — amicus certus in re incerta cernitur — Du bist Feind aller Schurkerei, geschweige denn wenn sie an Deinem Freunde, von einem Menschen, den er mit Liebe überhäuft hat, verübt wird. Du wirst thun, was Du kannst, jetzt denke an nichts, nicht an Versorgung meiner in Berlin, in Königsberg, an Nichts; denke nur an Pension für mich. Pension, Pension!! wenn auch nur von 150 Thaler, besser von 200 Thalern, ist mein und meines armen Weibes einziges Rettungsmittel; ich habe, so wahr Gott lebt, keinen Groschen mehr eigen Kapital, muß von der Gnade einer verrückten Mutter leben, habe doch zehn Jahr gedient, soll wie ein Hund jetzt, wegen Denuntiation einer — — weggejagt werden; nach Warschau kann und will ich auf keinen Fall zurück, nur Pension oder ferneren Urlaub, Nichts, nichts Anderes kann mir helfen!

Du bist mein Freund, Du wirst helfen, wo Du kannst. Aber vorsichtig!! Vor allen Dingen compromittire mir Sandern nicht. Er ist rechtschaffen, will, kann helfen. Lasse ihn um Gotteswillen Nichts merken, daß Du was davon weißt, daß ich ihm wegen K[leewitz] geschrieben, ihm zur Communication an letzteren die Vorstellung ans Präsidium geschickt habe; thu gegen ihn, als ob Du von gar nichts weißt, bis er Dir selbst was vertraut. Aber

im Stillen wirke! Was macht Dein liebes Weib? Meine Frau grüßt Dich mit thränenden Augen. Hilf, schreibe bald! Was macht Itzig, daß er nicht schreibt? Hab' ich ihn beleidigt? Bei Gott nicht! Lebe wohl!

Dein armer Werner.

43. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, den 17ten Octbr. 1803.

Verehrungswerther Freund!

So eben erhalte ich officielle Nachricht vom Warschauer Praesidio, daß mein Urlaub bis zum 1sten Maertz a[nni] s[equentis] verlängert ist. Ich kann darin Ihre und Ihres gütigen Freundes v. Kleewitz Mitwürkung nicht verkennen und erstatte Ihnen dafür meinen innigsten und herzlichsten Dank, mit dem Wunsche nur einmahl in die Lage zu kommen, Ihre Freundschafft und Güte erwiedern zu können. Hr. v. Kleewitz hat mir nicht geantwortet, und es wäre daher Indiscretion von meiner Seite, wenn ich immediate an ihn schreiben und ihm danken wollte. Auch bin ich weit entfernt, von einem Manne, in einem so geschäfftsvollen Posten Antwort zu erwarten. Nur darüber möchte ich Sie gehorsamst um Auskunft bitten: ob Hr. v. Kleewitz glaubt daß ich für die Zukunft Pension, oder wenigstens nach dem 1sten Maertz eine nochmahlige Urlaubs-Verlängerung erhalten könne, und wie ich mich dabey benehmen solle? Sollte das, wie ich jedoch nicht fürchte, schlechterdings unmöglich seyn, so bin ich, da ich Koenigsberg schlechterdings nicht verlassen kann, auf den Einfall gekommen, ob ich mich nicht an den Minister von Struensee wenden soll? Es ist mir, wenn ich ein mahl einen Posten annehmen soll (und das muß ich, wenn ich keine Pension oder längeren Urlaub kriege) nur um einen Posten hier in Koenigsberg zu thun, bey dem ich, wenn auch gleich keinen hohen Titel, nur bis an meiner Mutter Tod mein Auskommen und wenig zu thun habe. Der Ministre v. Schroetter kann mir einen solchen Posten nicht geben, wohl aber der M[inister] v. Struensee, da im

Accise, hauptsächlich im SalzDirectionsFach viele solche gut bezahlte Posten sind. Wie wäre es also, wenn ich anstatt dem M[inister] v. Schroetter dem von Struensee ein vollständiges Exemplar meines Schauspiels überschickte und ihm meine Lage und Wünsche offenherzig schilderte? — Hierüber erbitte ich nur Ihren gütigen Rath! und bemerke noch hiebey, daß ich diesen Schritt nur auf den Nothfall thun möchte, wenn meine Pensionirung oder abermahlige UrlaubsVerlängerung gantz unmöglich wäre (was Hr. v. Kleewitz am besten beurtheilen wird) daß ich aber entgegengesetztenfalls ihn gantz unterlassen und lieber die kleinste Pension als einen Posten haben will! —

Antworten Sie mir doch gütigst auf diesen Punkt gewiß, ich will auch kein Wort mehr darüber schreiben, und würde Sie nicht mit meiner ewigen Zudringlichkeit, um die ich Sie herzlich um Verzeyhung bitten muß, incommodiren, wenn ich nicht Ehemann eines von mir glühend geliebten sehr edlen aber armen Weibes wäre.

Itzig hat mir geschrieben und offen geäußert, daß ihm in meinem 2ten Theile die Noten des Setzers mißfallen, er Ihnen das auch geäußert habe. Diese Noten des Setzers sind nun auch würklich, wie ich bey näherer Erwägung mich überzeugt habe, jämmerlich und stöhren den aesthetischen Eindruck des Ganzen. Wenn also diese Noten des Setzers noch nicht abgedruckt sind, so muß ich Sie sehr bitten, solche wegzulassen. Eine Ausnahme macht aber davon die am Ende des Stückes hinter dem Epilog vorkommende lange Schlußbemerkung für einige Liebhaber der Prosa[1]). Diese enthält, so zu sagen, den prosaischen Schlüssel des Ganzen, und ist zur Erklärung des Ganzen unentbehrlich. Ich muß Sie also inständigst bitten, diese Schlußanmerkung gantz wie sie ist abdrucken zu lassen, und zwar gantz unverändert, da beynahe jedes Wort darin auf den Effect berechnet ist. Sollten Sie, wieder mein Vermuthen jedoch, gegen den Abdruck dieser Note, erhebliche Bedenklichkeiten haben, so bitte ich mir

[1]) Siehe 1. Aufl. S. 421/24 Schlußbemerkung zu Seite 389, V. 3—8. Auch in den folgenden Drucken beibehalten (= A. Schr. 5. Bd. S. 281 f.). Die Noten aber sind weggeblieben.

selbige in Zeiten mitzutheilen, damit ich mich deshalb bestimmen kann; so wie es mir übrigens auch lieb gewesen wäre, wenn Sie Zeit gehabt hätten, mein Manuscript vor dem Abdruck Hrn. Prof. Feßler, als dem competentesten Richter darüber, zu communiciren. Was die metrischen Stellen betrifft, Prolog, Epilog, Stanzen in Adalberts Erzählung[1]) etc. so wünschte ich auch daß solche ebenfalls unverändert blieben, so wie das lange Gespräch des Alten vom Thal und Roberts[2]), als die HauptScene des ganzen Werks, eben so auch den[3]) Gesang des Geistes[4]) worin er Molayen das Looß des Ordens prophezeyt. Diese Stellen, dürfften wohl keiner Veränderung bedürffen, so wie einige zum Charakter gehörige Ausdrücke, als wenn der Seneschall zum König sagt „Eure Hure" welches wohl craß ist, aber durch das matte Buhlerin gar nicht ersetzt werden kann. Auch die wo Robert sagt zum Alten

unser jämmerliches Ich
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt[5])

imgleichen der energische Auftritt zwischen dem Erzbischoff und Cardinal im ersten Akt[6]). Alle diese Stellen wünschte ich, wo möglich unverändert, überlasse jedes alles Uebrige, und wo auf den von mir gewählten Ausdruck nicht viel ankommt, Ihrer sehr richtigen Critik. Daß es mir auf Kleinigkeiten zuweilen viel ankommt, hievon nur einen Beweiß. Als Robert mit den geflüchteten Templern im lezzten Akte spricht (eine Scene wo beynahe jedes Wort seine Bedeutung für den Kenner der OrdensGeschichte hat, und mit allem Fleiße gewählt ist, daher auch wohl nicht füglich verändert werden kann) sagt Robert zu seinen geflüchteten Brüdern:

Was ist mir Bürge für Euren Schwuhr? Darauf antworten Sie:

[1]) Siehe 1. Aufl. III. 10, S. 173/5 (= A. Schr. 5. Bd., ebenda S. 117 f.).
[2]) Siehe 1. Aufl. V. 3, S. 273 ff. (= A. Schr., ebenda S. 184 ff.).
[3]) Lies: der
[4]) Erste Aufl. IV. 16, S. 245/9 (= A. Schr., ebenda S. 165/8).
[5]) Siehe oben Anm. 2, S. 306 (= A. Schr., S. 206).
[6]) Erste Aufl. I. 5, S. 20 ff. (= A. Schr., ebenda S. 14 ff.).

unser Herz! Der Meyneid sey an ihm gerächt! Hier habe ich bey diesen Worten gesezzt folgende Parenthese

„mit einer diesen Worten angemessenen Pantomime“ [1]).

Verändert man diese unbedeutend scheinende Parenthese in etwas, so sagt man mehr oder minder als ich sagen wollte oder konnte, kurtz, der bedeutende Sinn fällt weg!

Wenn das PersohnenVerzeichniß noch nicht abgedruckt seyn sollte, o lassen Sie doch beym Erzbischoff nicht Lehrling sondern Jünger des Thales, setzen! Es ist mehr im Costume [2]).

Mein lieber edler Freund! ich schäzze Sie so sehr, daß ich weiß Sie werden mir diese Offenherzigkeit, die Sie mir Selbst gütigst zur Pflicht gemacht haben, nicht übel nehmen. Ist das der Fall, so würde es mich aufs innigste kränken, und ich wollte lieber, so wahr Gott lebt, meine ThalsSöhne verbrennen, als Sie beleidigen. Auch sage ich gar nicht, daß Sie, was schon gedruckt ist, ändern sollen, um Gottes willen nicht, was Sie schon verändert haben, kann und mag bleiben, wenn es auch meinen Wünschen nicht entspräche, ich weiß daß ein so feiner Geschmackskenner als Sie, ohne alle Complimente sind, nichts mir Nachtheiliges ändern wird, die Rede ist nur von dem was etwa noch abgedruckt werden sollte. Also nehmen Sie mir doch meine ehrliche Offenherzigkeit nicht übel und, zu meiner Beruhigung versichern Sie mirs ausdrücklich, daß Sie mir solche nicht übel genommen haben und unverändert mein gütiger Freund sind!

Mein erster Theil hat, wie ich von überall gehört, in Koenigsberg eine so günstige Aufnahme gefunden, daß solche meine Erwartung bey weitem überstiegen hat. Ob das mit dem zweyten wo ich dem Kalbe etwas in die Augen geschlagen habe, auch der Fall seyn wird, weiß ich nicht, doch müssen wir das Beste hoffen! Gott

[1]) Die Stelle lautet in allen Drucken nach der ersten Auflage (VI. 11, S. 406): „Und welch ein Unterpfand Gebt Ihr für Eure Treue? Dieses Herz! — Der Meineid werd' an ihm gerächt!“ (= A. Schr., ebenda S. 272).

[2]) In sämtlichen Drucken steht: „Lehrling.“ — Diese Zeilen: „Wenn das ....“ [Anfang dieses Absatzes] bis hierher sind am linken Rande des Blattes mit Zeichen ⊧ hier eingefügt.

gebe nur, daß Sie, rechtschaffener Mann, mit Ihren Kosten gedeckt werden! —

Jezt am Schlusse noch eine Bitte, die mir lange auf dem Herzen gelegen hat, und die endlich heraus muß. Sie sind so gütig gewesen, mir vom ersten Theil 12 FreyExemplare zu übersenden. Das ist aller Ehren werth und ich bin auch damit vollkommen zufrieden. Ich bin aber so ein Narr gewesen, ausser 2 die ich vor mich behalten habe, die 10 übrigen guten Freunden in Warschau mit zu theilen so daß ich jezt selbst entblößt bin. Nun muß ich aber nothwendig noch 6 Exemplare verschenken. Ich bitte Sie also inständigst mir außer den 12 FreyExemplaren des zweyten Theiles, die ich aus Ihrer Güte erwarte, noch 5 sage fünf Exemplare zu schicken, eines aber, also das sechste, wo möglich auf VelinPapier, Nahmens meiner dem guten Itzig zu schenken, dem ich ein unschätzbares Gut, das Glück Ihrer Bekanntschafft schuldig bin. Diese 6 Exemplare verlange ich nicht als FreyExemplare (das wäre die Unbescheidenheit zu weit getrieben) sondern ich bitte Sie vielmehr, mir den Werth dieser 6 Exemplare sage sechs Exemplare, um die ich, außer den 12 FreyExemplar[e]n bitte, von meinem Honorar für den 2ten Theil in Abzug zu stellen mir also bey Ihrer nächsten Remesse 12 FreyExemplare des zweyten Theils und 5 Exemplare beyder Theile (das 6ste bitte ich Hrn. Itzig br[evi] manu zuzustellen) gütigst zu übersenden, und mir den Werth von 6 Exemplaren am Honorare des 2ten Theiles als baar anzurechnen und so ihn Sich mithin zu remboursiren. Könnte unter den fünf mir solchergestalt noch zu übersendenden Exemplaren des ganzen Werkes, eines oder gar zwey auf VelinPapier seyn, so wäre es mir noch lieber, doch abstrahire ich auch davon recht gern und bin es zufrieden, wenn diese fünf Exemplare auf SchreibPapier sind und Itzig nur seines auf VelinPapier erhält.

Nehmen Sie mir meine erschreckliche Weitläuftigkeit nicht übel und auch diese freymüthige Bitte nicht, zu der ich schlechterdings genöthigt bin. Entziehen Sie mir Ihre unschätzbare Freundschafft nicht! Mein Denunciant, d[er] C[ammer] S[ecretair] von Wartenberg, soll jezt in Berlin seyn; er spricht von jedem schlecht und von

jedem Lügen. Sehr wahrscheinlich wird er auch Sie aufsuchen und über mich Ihnen Lügen erzählen. Glauben Sie ihm nichts, lassen Sie mich noch länger im Besitz Ihres trefflichen Herzens der mich so unendlich glücklich macht, sagen Sie mir alles offen, was Ihnen in meinen Briefen nicht gefällt und seyn Sie versichert, daß Ihrer Güte nicht unwerth ist Ihr gantz ergebenster Freund Werner.

44. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, den 17. October 1803.

Ich beantworte Ihren[1]) herrlichen Brief ein paar Posttage später, um ihn, so gut ich kann, verständig zu beantworten. Er hat mir unendlich viel Freude gemacht, nicht nur weil ich darin Ihre Seele wie in einem Spiegel erblickt, und dadurch die Ueberzeugung erhalten habe, daß diese Seele ewig und unabänderlich mit der meinigen verbunden seyn wird, sondern auch, weil ich daraus ersehen, daß Sie Sich endlich in die Arme der Kunst geworfen haben[2]), die einzig und allein, mit ihrer hohen Mutter, der Religion und mit ihrer Verbündeten, der ächten Liebe, uns in den Mühen des Lebens trösten kann, und mit den beiden eine innere Verbindung bildet, die ich durch den Namen der Grazien nicht entehren mag, sondern schlechtweg durch den Namen der Dreieinigkeit bezeichnen muß. Denn dieses herrliche Symbol ist Jedem klar, der den Bezug weiß, in dem Religion, Liebe und

[1]) Bei den Anredewörtern wurde hier in Analogie mit dem handschriftlich vorhandenen Teile des Briefes ausnahmsweise die ursprüngliche Form wiederhergestellt.

[2]) Der Adressat hatte dem Freunde „einige Gedichte von sich und andern übersendet", sagt Hitzig selbst im Lebensabriß W.s S. 45, nämlich den Musenalmanach für das Jahr 1804 (bei Carl Gottlob Schmidt in Leipzig ersch.), dessen Erscheinen W. sofort in dem vorliegenden Schreiben begrüßte. Noch im selben Jahre widmete er diesen Poesien eine ausführliche, höchst ehrenvolle Rezension, siehe Anhang I. Nr. 6. Die Mitarbeiter waren außer Hitzig Chamisso, Varnhagen, Theremin, Neumann, Robert, die zusammen mit anderen, später dazugekommenen Gesinnungsgenossen den Nordsternbund bildeten.

Kunst zu einander stehen. Diese Entdeckung Ihrer Kunstliebe hat mir eine Ueberraschung gemacht, die ich nur mit der freudigen eines eifrigen Christen vergleichen kann, der einen Bruder unter den Heiden hat, und es erfährt, daß dieser Bruder ein Christ geworden ist. Mit all Ihrem Gefühl für Kunst, waren Sie doch noch halb ein Ungläubiger! Sie sind bekehrt, und diese Bekehrung ist mir ein heiliges Unterpfand, daß der gemeinschaftliche Bund unserer Seelen nicht getrennt werden kann. Konnte ich einen Augenblick daran zweifeln, so bitte ich Sie heiß und herzlich um Verzeihung.

Mein Urtheil über Eure Gedichte betreffend; so geben dieselben dem, der bei Sylbenstecherei stehen bleibt, allerdings mehrere Blößen; aber der ganze, kräftige, jugendliche, kühn poetische, religiöse Geist weht so durch und durch in der ganzen Sammlung, daß ich manchmal vor Freuden hoch aufgesprungen bin. Sie können Sich meine Freude darüber nur dann erklären, wenn Sie wissen, wie sehr Ernst es mir mit der Sache ist. Ich kann Ihnen, so wahr Gott lebt, schwören, daß ich die Kunst bloß aus dem höhern Gesichtspunkte, in sofern sie uns Ahnungen der Gottheit giebt, betrachte, und, daß es mir nicht darum zu thun ist, Bücher zu schreiben und einen flüchtigen Beifall zu gewinnen; sondern d a r u m, wenn auch nur wenige, Gemüther, für das Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Das ist, so wahr Gott lebt, nicht Affectation, sondern wirklicher Ernst. Bei einer solchen Gemüthsstimmung ist aber Proselytenmacherei sehr natürlich. Ich fürchte mich nicht vor Nebenbuhlern, die mit mir um den poetischen Lorbeer wetteifern; im Gegentheil, ich möchte wünschen, daß es schon Tausende gäbe, die, von meinem Ideal durchdrungen, mit mir zu einem Ziele walleten. Ich versichere und betheuere Ihnen, daß ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, bloß Mitglied, einer ä ch t religiösen Sekte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, worum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu d i e s e m Endzweck. Darum hat es mich in der Seele gefreut, in Euch, meine Herren, wenn Ihr nicht ästhetische L ü g n e r seyd, was ich von meinem Eduard wenigstens nicht fürchte, verbündete Jünglinge zu sehen, die sich dem hohen Ziele

entgegenschwingen. Daher, — (und, daß es mir Ernst, kann jeder aufmerksame Leser meines sogenannten Schauspiels, was eben so gut[1]) Predigt heißen könnte — mit Händen greifen) daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräffte der neuen Menschen, der Schlegels, des Tiecks, des Schleyermachers pp verschwendet, einen eine Comoedie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen Sonnetts und weiß der Teufel was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großen Ziele, keine Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zwecke erblicke, wie Schlegel sie im ersten Hefte seiner Europa[2]) so schön andeutet. Ich bin überzeugt, wäre ich mit diesen Menschen einen Tag zusammen, sie müßten mich entweder in ihren Bund aufnehmen und sich zu einer kräftigeren Würksamkeit entschließen, oder mich für einen incurabeln Narren erklären. Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröte pp kann nichts helffen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen von Gott entfremdeten Welt, das Beyspiel einer solchen Verbindung in Prosa, in natura, sie mag Sekte, Orden, wie sie will getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwürken, so will ich gerne meine poetische Feder die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig, dann erst werde ich sagen können, ich lebe! —

Sie sind in Berlin an der Quelle! Prüfen Sie ernst, was ich sage; theilen Sie es Ihren Freunden, theilen Sie mir Ihre Gedanken darüber mit! Vor allen Dingen bleiben Sie nicht kalt, oder betrachten es als einen hübschen aesthetischen Traum, eine plaisante

[1]) Von hier an nach der Handschrift.

[2]) „Europa", eine Zeitschrift, hsg. von Friedr. Schlegel I. Bd. 1. Stück, Frkf. a. M. 1803. Reise nach Frankreich, in Briefform gehalten und an Tieck gerichtet. In den „Betrachtungen" (Nr. 3, S. 34 ff.) zeichnet Schlegel den Charakter Europas und die Physiognomie seines Zeitalters. Am Schlusse folgt — er redet hier im Namen einer fingierten geselligen Verbindung — der Appell zur gemeinschaftlichen Konzentration aller Kräfte, um die Reorganisation Europas durchzuführen.

nie zu realisirende Idee, etc. Das fürchte ich von Ihnen nicht. Halten Sie mir auch keinen Panegyricus, entriren Sie nur in meine Idee! Der sogenannte Dichter ist nichts, ist weniger als der Schneider oder der Canzelist wenn er sich damit begnügt in schöngestochenen Sylben seine Nebenmenschen zu amusiren. Der Geist des Ganzen macht es aus, der hohe göttliche Geist den der Dichter als Priester der Gottheit verbreiten soll in der Welt, und ich würde das, was ich geschrieben habe, an Sie nicht schreiben, glaubte ich nicht mit Grunde voraussetzen zu können, daß dieser Geist Sie und ihre verbündeten Freunde beseele. Noch einmahl, lachen Sie mich nicht aus, sprechen Sie mit Ihren Freunden darüber. Sie sind an der Quelle. Suchen Sie A. W. Schlegels Bekanntschafft, wenn Sie sie nicht schon haben. Vielleicht besuchen Sie seine Vorlesungen, wenn das ist melden Sie mir was darüber[1]): Suchen Sie Sich mit Schuetzen bekannt zu machen, er ist ein braver talentvoller Jüngling: Sollte er auch durch seine Autorschafft etwas — verstimmt seyn, das wird sich geben[2]). Auch sein Lacrymas giebt dem, was man so gewöhnlich Critik nennt, sehr starke Blößen, aber mich ergözzt alles worin ich den Nachklang des Höchsten finde. Ich lese jedes Buch mit einer Hingebung in die Seele des Autors und so finde ich immer einigen Genuß, ich critisire nur ex officio, nicht wie viele Andre die sich gleich mit dem besten Willen hinsetzen mit ihrem Verstande den Autor par force zu jagen und ihm wenigstens Knippchen in der Tasche zu schlagen. Ich dagegen suche überall verwandte Seelen auf und finde sie auch, wenigstens in Büchern und so habe ich die Satisfaction daß ich, wenn ich auch nicht besser schreibe als andre, doch besser lese.

Aber ich komme immer ab. Ich bitte Sie also suchen Sie jene homines novos auf. Associiren Sie Sich Ihnen bonis modis. Ist dieser oder jener ein Narr, thut Nichts, wenn er nur ächten Sinn hat für das was der Menschheit noth thut und das ist Verbindung

[1]) Der Druck schließt mit „Bekanntschaft“ (Z. 12 v. o.) und fährt fort: „Suche dich . . .“ (Z. 14 v. o.). — A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen über schöne Lit. und Kunst (1801—1804).

[2]) Dieser ganze Satz fehlt im Druck.

einiger mit solchem Sinne begabten Menschen zur Erwärmung der Menschheit, die weniger durch Bücher als durch mündliche Communication erreicht wird. — Vorläufig suchen Sie Schuetzen auf, theilen Sie ihm etwas von meinen Ideen mit, sagen Sie ihm geradezu daß ich Sie Ihnen geschrieben hätte. Sagen Sie Schuetzen ich hätte ihm längst geschrieben, wenn ich nicht in Zweifel gestanden wäre, daß seine guten Gesinnung[en] sich gegen mich geändert. Nennen Sie mich ihm, wie überhaupt Jedem ders gut mit mir meynt, als Verfasser der ThalsSöhne, fragen Sie ihm ob ers gelesen hat, lesen will, ob ich ihm schreiben soll? Können Sie mich mit A. W. Schlegel in einigen Rapport setzen, desto besser. Ob er mein Buch lobt, darauf kommt nicht viel an, nur ob er in meine Ideen entrirt. Vor allem sondiren Sie diese Menschen, ob die in Schlegels Europa und sonst angedeutete Idee einer Verbrüderung der Besseren zur Vergöttlichung der Menschheit — Sie verstehen mich — eine poetische Floskel, mithin eine leere Gasconade, oder etwas mehr ist, und ob sie würklich glauben und im Ernste so was glauben können, daß auf die Menschheit durch mehreres litterarisches Zeug, von dem man nicht weiß von wannen es kommt und wohin es führet, und was in Lesegesellschafften begraben wird, gewürkt werden könne? Sollten die neuen Kunstmenschen das noch glauben, so können Sie sie tout de bon versichern, daß in gantz Koenigsberg kein Mensch die Genoveva [1]), die Phantasieen über die Kunst [2]), die HerzensErgießungen [3]) weder liest noch kauft, und daß diese Bücher die für mich einzig sind und von denen ich noch lindernden Trost auf dem Sterbebette hoffe, hier kaum gekannt werden. Und das geschieht am grünen Holtz, an Büchern die so gefällig geschrieben sind! — Nein, mein Freund! Kunstwerke sind Vorarbeiten zu der neuen Religion die der Menschheit gegeben

[1]) Leben und Tod der hl. Genoveva in den Romantischen Dichtungen von Ludwig Tieck, Jena 1799/1800, 2. Bd.

[2]) Wilh. Heinrich Wackenroders „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst", hsg. von L. Tieck, Hamburg 1799.

[3]) W. H. Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Berlin 1797.

werden muß, Bücher würken in dieser Rücksicht wenig oder nichts. Wir brauchen Apostel (NB im modernen Geschmack) die auf einen Zweck hin würken, und Proselyten. Großer Gott! warum kann ich den Wakkenroder nicht aus der Erde kratzen, gegen diesen religieusen Coloß sind alle neue Kunstmenschen noch Neophyten!

Herr, Sie wissen wie faul ich bin, aber ich schwöhre Ihnen zu Gott dem Allmächtigen, könnte ich zu so etwas mitwürken, ich würde Bücher, Verse alles an den Nagel hängen und unermüdet thätig seyn. Könnte ich durch meinen Tod, der Menschheit eine Religion auch nur eine Sekte geben, die sich damit beschäfftigte, ich stürbe Gott straf mich, gern! —

Lieber Itzig, den ich so herzlich liebe, den ich so in meinem Innern trage, du guter Mensch, der Du in dem Strohme der Welt dein Innres so rein bewahrt hast (denn auf der Studierstube hinterm Ofen ist eine gewisse passive Unschuld nicht der Rede werth) könnte ich Dich doch überzeugen, daß ich deshalb, weil ich alles Vorige geschrieben habe, weder toll bin noch im Begriffe stehe es zu werden! Ihr Leute, die Ihr da den Almanach zusammen geschrieben habt seyd noch jung; das ist ein seltenes Glück! Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religieuser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre noch junge Leute zu finden. Was könnte Ihr Chamisso, was könnten Sie!! — Denn, Kinder, wenn wir nichts mehr sind, als poetische Saalbader, so sind wir Gott straf mich, res nullius momenti!

Sodann habe ich noch die Bitte an Sie, glauben Sie mir doch auf mein ehrliches Wort, daß alles was ich im ersten, und in dem mir ungleich besser gelungenen 2ten Theile meiner Templer gesagt habe, von meiner Seite auch nicht ein bischen Poesie, sondern lautre ernste Prosa ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir der Ausdruck in Ihrem Briefe durch die Seele gieng „wegen Ihres 2ten Theils verspahre ich meine Bemerkungen oder vielmehr meinen Panegyricus pp.“ Ich will keinen Panegyricus hohl den der

Teufel, aber mein treuer, edler gefühlvoller Itzig soll mir schreiben, darin, darin, darin sympathysire ich mit Dir, die Stelle und die und die hat mich und die mit mir verbündeten Freunde zu den und den Ideen entflammt, das ist der Panegyricus wie ich ihn wünsche. Dann bitte ich Sie auch Sich wo möglich zu überzeugen, daß 1) in den volumineusesten Werken der ersten Dichter vielleicht nur etliche Seiten Poesie sind, das übrige aber ein vernünftiges metrisches und prosaisches Gewäsche 2) daß dieses bischen in hundert Gedichtbüchern zerstreute Poesie, diese wahrhaftigen membra disjecta poetae, nur deshalb den Nahmen verdienen, weil sie einen dem Dichter selbst unerklärbaren Nachklang der göttlichen Stimme von sich geben. So ist im ganzen ersten Theil meiner Templer vielleicht nur ein Stückchen Poesie, das ist gerade der von Sandern sehr weislich zu dem freylich sehr schlechten Titelkupfer gewählte Moment der Wiederfindung Philipps und Adalberts, zwischen welchen der letzte Strahl der Sonne und das Abendlied des Troubadours wie ein Ton der Gottheit fällt. Wie ich zu der Stelle gekommen bin, weiß ich nicht, ich selbst habe gar nichts dazu gethan, nur das weiß ich, daß so offt ich sie ansehe mich ein unerklärbares Grauen vor meinem Innern überfällt. Es ist möglich daß ich dieser Stelle wegen und ein paar andrer ähnlicher wegen die mir vielleicht noch einfallen könnten, vielleicht auch nicht einfallen, gebohren bin. Aber kann sich der Mensch auf etwas zu gut thun wobey er bloß Maschine göttlicher Einwürkung ist. Kann der Mensch der so etwas fühlt, von Neide gegen Andre durchdrungen seyn, oder muß er nicht lieber sehnlichst wünschen, daß noch Tausende mit ihm Gott preisen und loben sollen, denn darauf geht alle Kunst, die Formen, die Dichtarten sind nur Schellen Klingklang, Masken! 3) Wünsche ich Sie zu überzeugen, daß die Worte und Gedanken des Dichters nichts poetisches sind, daß sein ganzer Effect in dem unnennbaren TotalEindruck besteht, der, nach dem Genusse des Kunstwerks im Leser entsteht, aber auch augenblicklich verschwindet, sobald ihn dieser ungeneigte Leser sich expliciren will. So z. Ex[empel] Bin ich so glücklich daß das Morgenlied Philipps dem der es liest eine Empfindung erweckt, die dem freyeren Aufathmen an einem schönen

Morgen analog ist, so habe ich etwas Gutes in diesem Liedchen geliefert, aber zergliedern Sie es doch einmahl, was finden Sie darin — läppische Worte! Das läßt sich nicht erklären, es findet sich aber in einem reinem frommen gottergebenem Gemüth, daher ist denn auch nicht das Aufklären sondern das Abklären des Gemüthes, die unerlaßlichste Aufgabe des Dichters. 4) So sind wir darin wohl complett ein verstanden, daß eine auf unerschütterlichen Grundsätzen beruhende Moral und ein richtig wählender prüfender Verstand, die beständige Leiter unsers Erdenwallens seyn müssen, und wir verachten gewiß beyde gleich stark einen Studenten, der sich des wegen einbildet ein Schlegelianer zu sein, weil er die Moral so läppisch tractirt, als eine alte Kindermuhme. Also Moral und Verstand müssen seyn, sind dem Menschen unerlaßlich. Aber wir ahnden eine Stufe auf der Moral Nothwendigkeit und Verstand Anschauung wird, diese Ahndung die indem sie uns zur Gottheit erhebt, uns mit dem Universum zu amalgamiren strebt und dadurch unsern Egoismus vernichtet ist das Gefühl welches, wie ein alter Apostel sagt, höher ist denn alle Vernunft, und, sezze ich hinzu, höher denn alle Sprachen, denn was wir dichten können ist nur ein kauderwälsches Nachlallen, es ist so als wenn einer auf seiner Stube das Brausen des Meers nachbrummt. Diese Symptomen des Gefühls habe auch ich in meinen Templern nach zu lallen versucht, und wenn ich im 2ten Theil eine Gesellschafft, das Thal genannt annehme, die den Orden der Templer opfert, weil sie das Leben als ein bloßes Kleid und zwar als ein lästiges betrachtet, wenn ich Roberten von einer Gesellschafft die von der idealischen Fortdauer unsers Seyns überzeugt ist, (so zu sagen das Palladium dieser Gewißheit in ihrem Bunde hat) nicht eher aufnehmen lasse zum künftigen Meister der Creuzesbrüder, als bis er sagt

die krüpplichte Unsterblichkeit
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt

(NB Verändert mir Sander das genagelt, oder etwas anders in der Scene, so bin ich unglücklich!)

> Wir können sie, wir müssen sie verliehren[1])
> Um einst in aller Krafft zu schwelgen[2])

Und der Thalbruder darauf ausruft

> Er hat entsagt, er hat sich selbst geopfert
> Lobsingt dem Licht, der Norden ist gerettet[3])!

wenn ich überhaupt in meinem ganzen 2ten Theil die Idee von der Opferung Isaaks durch Abraham (diese ächt göttliche) versinnlicht darstellen wollte, so wurde es natürlicherweise Kleck[s]erey, da ich grelle Farben brauchen mußte, es wurde, was es würklich ist, Copie eines Raphaelschen Gemähldes von einem Töpfer auf einen Scherben gekleckst, aber die Idee bleibt demohngeachtet göttlich und Satisfaction wirds mir seyn, daß meine Zeitgenossen sie für Unsinn erklären müssen! — Auch hier in Koenigsberg haben sie, wieder all mein Vermuthen, meinen ersten Theil gelobt, aber Gott im Himmel, was haben sie daran gelobt!! Wenn der 2te Theil kommen wird, werden sie aufhören zu loben und eben so sinnlos, als sie gelobt haben, tadeln. — Schließlich bitte ich Sie doch mich nicht einer verrückten Aufgeblasenheit für fähig zu halten. Ich bin allerdings stolz darauf, daß ich kein gemeiner Räkel[4]) bin, diesen Stolz müssen Sie und jeder rechtliche Mensch haben, aber es soll mir im Innersten meiner Seele lieb seyn, wenn Sie morgen was zehnmahl besseres schreiben als ich und wenn tausende das thun, damit man einmahl in der kalten Welt warm wird. Und darum will ich Proselyten machen und Brüder haben, und wenn andre

[1]) Im Druck steht, statt: sie „es“, bezogen auf das nähere Objekt „unser schales Selbst“ (1. Aufl. V. 3, S. 306 = A. Schr. 5. Bd. S. 206).

[2]) Die erste Auflage (ebenda) hat „aller“ (so auch die späteren Drucke) mit Majuskel gedruckt, was der Stelle einen andern, tieferen Sinn verleiht.

[3]) Sämtliche Drucke haben hier folgende Fassung: „Er hat entsagt — er hat es selbst gefunden! — O, Preis dem Licht! der Norden ist gerettet.“ — Norden ist korrigiert aus ursprünglichem „Orden“.

[4]) Der Druck hat hier: „Kerl“.

Leute etwas besseres wissen, als ich, in ihren Bund aufgenommen seyn, und daher sprechen Sie mit Schütz nennen Sie mich Schlegeln, sagen Sie den Menschen, wenn sie sich an gewisse Sachen stoßen, was ich vom Freymüthigen und Merkeln halte, aber der Ihnen bekannten Verhältnisse wegen nicht schreiben kann, sagen Sie ihnen wie innig mich ihre sogenannte neue Kunst entzückt und daß sie mich tausendmahl mehr entzücken würde, wenn die theoretisch gesungenen Sachen, cum grano salis practisch verhandelt würden. Punctum![1]) —

An Sandern will ich auch schreiben. Ich bedaure den trefflichen edeln Menschen daß ihn sein böses Geschick zum Verleger des Freimüthigen erkohren hat, aber ich kann ihm darüber nichts schreiben. Ihre Bemerkungen daß die Noten hauptsächlich die Noten des Sezzers, die absurden, im zweyten Theile wegbleiben könnten und zur Ehre des Ganzen wegbleiben müssen ist sehr richtig, und mein sehnlichster Wunsch (den ich auch Sandern geäußert) ist der daß es nur nicht zu spät kommt und diese Noten des Sezzers vielleicht schon abgedruckt sind. Ist das noch nicht der Fall, so bitte ich sie nur pure wegzulassen, sie entstellen das Ganze und hindern den Eindruck. Hievon aber nehme ich billig aus, die Schlußanmerkung im Ende des 2ten Theiles für Liebhaber der Prosa. Diese muß, da sie den Schlüssel des Ganzen enthält, nicht nur stehen bleiben, sondern es kann auch, da jedes Wort darin abgezirkelt und absichtlich gewählt ist, kein Wort darin geändert werden. Tragen Sie also auch dazu bey, daß diese Schlußanmerkung unverändert abgedruckt wird, es sey denn daß wichtige Gründe gegen ihre Aufnahme stritten, die ich mir auf den Fall mitzutheilen bitte.

Dem guten Peguilhen habe ich einen Brief beygelegt, um dessen gütige Bestellung ich Sie bitte. Sie würden Sich ein wahres Verdienst erwerben wenn Sie diesen gewiß trefflichen Kopf und redlichen Menschen, vom Wesen der neuen Kunst überzeugten, nicht daß er sie practisch üben, sondern daß er sich daran aufrichten soll. Theilen Sie allenfalls ihm einiges aus meinem Briefe mit auch Ihren Freunden was und wenn Sie wollen. Es ist mir nur um den

[1]) Hier endigt der Druck a. a. O.

reinen Genuß zu thun. Brüder zu erhalten, zumahl da ich in der Sandwüste Koenigsberg, einen talentvollen Jüngling [1]) ausgenommen, gar keinen habe, bis auf meine Frau, die mit meiner Seele innig verschwistert ist, und von der ich täglich so unendlich viel lerne, gegen die ich mit meiner ganzen Versmacherey, wenn man auf den Grund geht, ein Schächer bin. Bey Peguilhen besonders thut es mir in der Seele weh, daß ein so trefflicher Mensch in der Dumpfheit des Alltagslebens und in dem Eißkeller des Raisonnements zu Grunde gehen und in der Kunst und Religion die herrlichen Trostgründe nicht erblicken soll, die jedem unbefangenen Beobachter vor der Nase liegen!

Uebrigens haben Sie ganz Recht, wenn Sie Sich aus der Unsterblichkeit der Seele nichts machen, meine Frau macht auch nicht viel davon, ich auch nicht, aber was das heißt in den Wogen der Natur untergehen und sich mit ihnen vermischen, dies Gefühl wollen wir uns alle drey nicht nehmen lassen, bis an unser seeliges Ende, wo uns der Heyland aus den Wassern von dem Kerker-Leben erlösen wird. Vide meinen zweyten Theil [2]). Jezt kein Wort mehr von Poesie und jetzt von Ihrer großen Angelegenheit! — Sie lieben, Sie werden glühend geliebt und Sie heyrathen! Hätte ich es mit einem Andern als mit Ihnen zu thun und Ihrer großherzigen Geliebten, so würde ich diesem Andern schreiben: Ließ, wo möglich noch vor dem Aufgeboth, den Sternbald, den Ardinghello (besonders die Stelle, wo er Gott bittet, ihn vor dem Klebenbleiben am Boden zu bewahren) [3]) auch allenfalls das was mein Troubadour im ersten Theile zu Molay sagt [4]), und hernach, wenn Dein Entschluß unerschütterlich ist, heyrathe in Gottes Nahmen. Ich würde das Ihnen auch sagen, wenn Sie mir nicht einmahl auf der Weich-

[1]) Friedr. Raphael Bock.

[2]) Schluß der Phosphorus-Legende (A. Schr. 5. Bd. V. 3, S. 188 f.).

[3]) Ardinghello und die glückseeligen Inseln, 2. Aufl. Lemgo 1794, I. Bd. S. 187 und bes. II. Bd. S. 41 f. wo er „alles Vollkommne zu genießen und von allem Vollkommnen genossen zu werden, ohne auf demselben Flecke kleben zu bleiben“ als das allgemeinste Gesetz der Natur bezeichnet, „wodurch sie sich ewig lebendig und unsterblich erhält.“

[4]) Siehe A. Schr. 4. Bd. III. 1, S. 100.

selbrücke bey Prag[1]) nach dem Baden Selbst das Alles besser gesagt hätten und wenn Ihre Geliebte nicht an Geist und Hertzen (wie Sie sie mir schildern) erhaben wäre. An diese Größe appellire ich, sie kann sich nicht in Opfern zeigen, denn bey der Liebe ist kein Opfer verdienstlich, sie opfert alles oder auch nichts; und wo ich mein ganzes Wesen mit dem eines Andern freudig identificire, kommt kein Opfer mehr in Betracht. Mein edler Itzig und seine großherzige Geliebte können auch nicht so lieben, daß sie sich zu einem Wesen verschmelzen für das die übrige Welt nichts ist; diese Liebe ist für das gröbere Wohlseyn der Liebenden besser als die moderne jammerliche Kälte, für das Ganze ist sie wo möglich noch schlechter als jene, sie macht 2 Wesen die aus Instinct Egoisten waren, zu einem verbundenen colossalischen Egoisten aus Grundsatz und Gefühl. So kann mein Itzig weder lieben noch sich lieben lassen; ich müßte sein Liebesbündniß ex officio trennen, wenn es so organisirt wäre. Aber der Liebende ist und soll dem Geliebten seyn ein Mittler der Gottheit mit dem Liebenden soll sich der Geliebte werffen ins Universum und den Strahl den beyde vom Höchsten erhalten und sich mit demselben einander durchglüht haben, aussprühen, daß sich daran erwärme die übrige Welt. Diese Idee (die ich vielleicht[2]) dramatisch nächstens in einem Schauspiel ausführen werde, was mir bisjezt nur noch dunkel vor der Seele schwebt) wird Ihre Geliebte verstehen, wenn sie großherzig, kurtz wenn sie Ihrer werth ist, sie wird, wenn sie sie versteht, Sie zu der wahren Kunst und Religion hinführen (ob Sie Selbst Künstler oder nur Kunstgenießer seyn wollen, macht nur einen geringen Unterschied, Künstler müssen Sie doch seyn, in Ihrem Innern) kurtz Sie werden Sich mit vereinten Kräfften zur Gottheit aufschwingen. Wenn es so kommt, dann Heyl Ihnen, daß Sie heyrathen, Heyl und Seegen Ihrer künftigen Gattin, und daß es so kommen möge, erwarten Sie beyde in demuthsvollem Vertrauen von der Gottheit, die sich um

[1]) Eigtl. Praga, Schwesterstadt von Warschau und damals durch eine Schiffbrücke damit verbunden.

[2]) Über gestrichenem „würklich“. — W. war demnach zur Dichtung des „Kreuz an der Ostsee“ damals noch nicht entschlossen.

die Füllung unsers Magens wohl nicht bekümmert, aber jeden unsrer Schritte zum Höchsten lenkt, jeden! glauben Sie das einem Menschen, der zeitlebens, was man so nennt, unglücklich gewesen ist, auf sein unpartheyisches Zeugniß. — Wenn Sie Ihrer künftigen Gattin übrigens diese Stelle, wie ich bitte, mittheilen, und sie wird nicht böse darüber, so bitten Sie sie in meinem Nahmen um ihre Freundschafft, ich werde sie zu schätzen wissen. — Gott seegne Dich, lieber meinem Herzen so verwandter Jüngling, Gott erspahre Dir, wo möglich, das schmerzhafte Reinigungsfeuer wodurch er solche Herzen gewöhnlich zu läutern pflegt, Gott lasse Dich nie am empfindlichsten Flecke verwundet werden, und wenn es so beschlossen seyn soll, so mache er, das[1]) du es könnest ertragen! Das schreibe ich mit nassen Augen!! Gott seegne Dich, mein lieber redlicher Itzig, und Deine künftige Gattin, und das wird er wenn Ihr fromm und dehmuthsvoll zu ihm hinaufblickt und wenn Ihr niemahls im stolzen Wahne auf Geist, Verstand und wie der Klingklang sonst noch heißen möge, wähnt, Euch ohne das Höchste behelffen zu können.

Ich müßte glauben Sie zu beleidigen, wenn ich meine Freymüthigkeit entschuldigen wollte. — Ich schließe dieses BriefVolumen nur noch mit 2 Worten kalter Prosa, die ich aber doch auch aufmerksam zu durchlesen bitte. Sandern habe ich, um die ewige Schickerey zu erspahren, gebeten, Ihnen ein vollständiges Exemplar meiner Templer brevi manu in meinem Nahmen zuzustellen. Ein Blatt, was Sie vor den Titel kleben sollen, werde ich Ihnen sodann besonders übersenden.

Jezt von meinen Angelegenheiten. Nach Warschau kann ich nicht zurück unter keiner Bedingung. Das glauben Sie mir aufs Wort! Urlaub habe ich noch auf ein halb Jahr erhalten, bis zum 1sten Maertz. Das ist — eine Galgenfrist. Könnte er sodann noch verlängert werden, wie mir einige Hoffnung gemacht ist, so wäre es gut. Erkundigen Sie Sich doch darüber und ob es würklich wie ich fast zu wittern glaube ohnmöglich seyn sollte, Pension für mich auszuwürken. Ist das unmöglich, sollte auch die Hoffnung einer künftigen Verlängerung meines Urlaubs täuschend seyn — was

[1]) Lies: daß

Sie an der Quelle am besten erfahren können — so müßte man bald das Sicherste spielen, denn der 1ste Maertz ist bald da! — Ich denke so: mein Endzweck ist entweder ohne Posten Pension zu haben oder einen Posten wenn auch nur mit 400 Thaler Gehalt, bey dem ich in Koenigsberg bleiben könnte und wenig zu thun hätte. Der Minister von Schroett[e]r kann mir so einen Posten hier nicht geben, da in seinem Ressort (dem Cammer- und Policeyfache) sich ein solcher Posten würklich nicht findet. Das ist bloß bey dem Accise und Saltzfache der Fall, und der Minister von Struensee ist daher der Einzige der mir einen solchen commoden Posten geben kann. Wissen Sie zu diesem Manne keinen Canal, wissen Sie nicht und zwar recht bald zu erfahren wie man ihm beykomt und ob, wenn ich ihm mein dramatisches Gedicht übersenden und ihm dabey meine Lage und meinen Wunsch einen solchen commoden Posten zu erhalten, offenherzig schildern möchte, das bey ihm Recommendation oder Discommendation seyn würde? Sie verstehen mich! Gott, das [1]) man die Kunst so nach Brodt schicken muß! — Schreiben Sie mir doch über alles Ihre Meynung! Wenn die Sachen wegen meines längeren Urlaubs gut stehen, so brauche ich das alles nicht. Schreiben Sie recht bald. Noch eins: nach Peguilhens Schreiben zu schließen ist Wartenberg in Berlin. Diese Kreutzspinne umspinnt alles, ich weiß daß er mir alles Ersinnliche schaden wird. Lassen Sie Sich wenigstens nicht umspinnen, und verhüten Sie wo möglich daß das bey Sandern nicht der Fall sey. Leben Sie wohl ewig Ihr Freund Werner.

45. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Königsberg, den 17. Oktober 1803.

Mein liebster Freund und Gönner!

Dein letzter Brief hat mich zwar einen ganzen Tag hindurch verstimmt, mir aber auch Bedauern erregt über uns alle Beide, über mich, daß ich betteln muß bei meinen Freunden, und über Dich und

[1]) Lies: daß

Deine Lage, daß sie Dich bis zur Härte gegen Deinen alten Freund verstimmt. Denn hart war Dein Brief durch und durch, und ich möchte die giftige Miene malen, in der Du ihn geschrieben hast Ich bin nicht böse auf Dich, aber es schmerzt mich doch innig, daß Du mich so wenig kennen kannst, als ich nach Deinem Briefe urtheilen muß. Zuerst Mißtrauen deshalb, weil ich Dir geschrieben, Du solltest mit Sandern behutsam gehen! Mein Gott, kennst Du mich denn nicht, kannst Du mir Aengstlichkeit in meiner hülflosen Lage, wo ich hauptsächlich auf Sandern rechnete, verdenken? Sander schreibt mir alle halbe Jahr einmal, hat seit der Zeit, daß Du in Berlin bist, mir nur ein einzig Mal und über Dich keine Sylbe geschrieben. Kann ich in Königsberg riechen, wie Ihr alle zusammen steht, muß ich nicht behutsam verfahren, und soll ich, wenn ich einem alten Freunde schreibe, der mich aufs erste Wort versteht, die Worte auf die Goldwage legen? Also, wenn ich Dir schrieb, Du solltest Sandern nichts merken lassen, so war es nicht deshalb, daß Du nicht wegen meiner Angelegenheiten, als mein Freund, mit ihm sprechen solltest, darum bat ich Dich vielmehr; sondern nur, daß Du ihm nicht äußern solltest, als habe ich Dir gemeldet, er wolle sich bei K[leewitz] für mich interessiren, weil ich nicht wußte, ob er Dich darüber au fait gesetzt hat und ob es ihm lieb seyn würde, wenn ich Dich darüber unterrichtete. Aber genug von dem Hatschpatsch! Ich bin Dein Freund, werde es stets bleiben, habe Dir immer jede Falte meines Herzens vertraut und werde es immer thun. Sey also nicht mehr mißtrauisch und kränke mich nicht mehr! — Du machst ferner ein großes überflüssiges Gedebber vom Krieges-Raths-Titel. Glaubst Du denn nicht, daß ich das Alles eben so gut weiß wie Du? Wie kannst Du mich so verkennen? Wenn das von meinen alten Freunden geschieht, was sollen dann Fremde? Du schreibst, ich soll meinen Hofraths-Titel wieder hervorsuchen? Also mein Freund ist im Stande, das jämmerliche, von elenden Schafsköpfen ausgeheckte Märchen zu glauben, ich wäre so toll gewesen, mir jemals einen Titel zu kaufen? und einen solchen? — So schwöre ich Dir denn, was ich bei Dir niemals nöthig zu haben glaubte, auf Ehre und Pflicht, daß

ich niemals Hofrath gewesen bin, mir den Titel nie gekauft habe, und Alles diesfällige hämische Lüge ist! Wenn ich aber hier in Königsberg unter eben den hämischen Esels bin, die jenes Gerücht aussprengten, wenn ihr erstes Wort, sobald sie von meiner Verabschiedung hören werden, gewiß das seyn wird: „Der Werner ist von der Kammer weggejagt worden — (wie mir wirklich schon der — einmal im Vertrauen dieses hier cursirende Gerücht gesteckt hat) so war ich wohl zu entschuldigen, wenn ich gegen dies jämmerliche Gerücht mich mit einer freilich sehr jämmerlichen Waffe vertheidigen wollte, und bei meinem Pensions-Gesuche, wo es schon ein Aufwaschen war, zugleich bloß nebenbei den Kriegsraths-Titel bloß aus dem Grunde erbat, damit jene Schlingels, die in ihren Urtheilen durch nichts als erbärmliche Motive geleitet werden, ein solches durch diese mir bewilligte Auszeichnung erhielten, die ihnen wenigstens sagen mußte, daß ich im Dienste kein Schurke gewesen bin. Ich abstrahire auch sehr gern von der ganzen Schrolle, aber Du mußt nicht mehr so hart seyn, und Deinen ohnehin stets gehudelten Freund nicht mehr wieder so kränken! —

Du schreibst ferner: ich soll meine Mutter unter curatela mentis setzen lassen, in Gottes Jesus Namen nach Warschau zurückgehen und bedenken, daß 400 Thaler nicht so leicht zu erwerben sind. Dieser Rath ist aus freundschaftlichem Herzen gegeben, ich erkenne ihn dankbar an, habe auch Alles das längst erwogen, kann ihn aber nicht befolgen. Ich kann meine Mutter nicht unter Curatel setzen lassen, und kann und will aus sehr triftigen Gründen und unter keiner Bedingung nach Warschau zurück. Die 400 Thaler anlangend, so habe ich zwar 425 Thaler Gehalt, aber ich frage Dich nur unbefangen, kannst Du ohne einen Groschen Neben-Revenue (wie es bei mir der Fall seyn würde) mit einer Frau (die Kinder will ich gar nicht einmal rechnen) in Warschau subsistiren, wenn Du keinen Düttchen mehr als 425 Thaler hast? Wir haben doch gleiche Magen, mein Freund, und wenn ich gleich ein Theekessel bin, so bin ich doch kein Hund!

In fine Deines Briefes schreibst Du mit vieler Tranquilité: „[Wartenberg] ist wohl sehr unschuldig, es bedarf nicht Deines Verdachts

auf ihn u. s. w." Ich antworte darauf eben so gelassen: [Wartenberg] ist sehr schuldig, ich habe keinen Verdacht, sondern Gewißheit, und * * so wie jeder Mensch bei der Warschauer Kammer hätte Dir, auf Befragen, sagen können, daß jener — — auch in diesem, für jeden Andern, nur für ihn nicht, epineusen Falle, sich nicht verleugnet hat. Von einem Menschen, der zeitlebens aus Neigung und Leidenschaft, ja mit Aufopferung und oft ohne alles Interesse als das reine Vergnügen zu schaden, allen möglichen Menschen alles ersinnliche Böse zugefügt hat, kurz von einem Subjekt, was man mit einem alten Termino technico einen Teufel nennt, war freilich nichts anders zu erwarten, auch schreibe ich dies, so wahr Gott lebt, nicht aus Rachsucht oder Haß, die mir beide fremd sind. Aber Deine Eiskälte über diesen Punkt hat mich tief gekränkt, kränke mich also nicht wieder so und tritt nicht auf die Seite eines Menschen, der Deinen Freund ohne alle Ursache stets so gemartert und verfolgt hat, als dieser [Wartenberg] mich. Du schreibst in Deinem Briefe ganz kurz: „[Wartenberg] sey in Berlin, werde wahrscheinlich immer dort bleiben." Diese etlichen Worte trafen mich so, daß ich beinahe die Besinnungskraft verlor! Also diese Kreuzspinne, die Alles umspinnt, was Freundschaft für mich hat, jetzt in Berlin, wo bis jetzt einige gute Menschen mir gut waren! Alles das hört jetzt auf; ist [Wartenberg] ein halb Jahr in Berlin, so sind Sander, Itzig, vielleicht Du selbst für mich verloren. Ich schmeichelte mir, Euch noch einmal, wenn ich ein Paar Groschen gesammelt, auf ein Paar Wochen in Berlin zu besuchen, mich mit Euch ein bischen zu freuen, da ich hier wie im Kerker lebe. Es war mein liebster Gedanke, aber ist [Wartenberg] in Berlin, so will ich lieber zum Teufel fahren, als nach Berlin! Schimpfe auf mich, nenne mich einen Narren, ich weiß, was mich dieser Mensch unverdient gekränkt hat. Laß Dich doch wenigstens nicht von ihm umspinnen, bleibe Du wenigstens mein Freund, und melde mir in Deinem nächsten Briefe bestimmt: ob [Wartenberg] in Berlin ist und ob er da bleiben wird? —

Du sagst: aus der Pension für mich wird Nichts! Das ist möglich. Dagegen habe ich bis zum 1sten März Urlaub erhalten; eine

Galgenfrist, aber besser wie nichts. Auch ist mir durch [Hellwing?], an den ich mich gewandt (das ist sub rosa gesagt, und Du mußt es um Gotteswillen Sandern und Keinem äußern), Hoffnung gemacht, daß vielleicht dieser Urlaub, im Nothfall, noch prolongirt werden und ich dadurch, wie [Hellwing?] mir expr[essis] verbis schreibt: meinen Zweck ohne viele Weitläuftigkeit erhalten würde. Hat das seine Richtigkeit, was Du durch die dritte Hand wirst erfahren können, so ist es gut, wo nicht, so muß man in Zeiten Anstalten treffen, denn der Termin bis zum 1sten März ist bald vorbei. Nun muß ich in Königsberg bleiben, das ist nothwendig, bis zu meiner Mutter Tod; ein Faullenzer-Posten ist, wenn alle Stricke reißen, doch nur dann, meine einzige Ressource. Diese Posten hat [Struensee] allein zu vergeben, hast Du einen Kanal zu ihm, soll ich mich an ihn wenden, oder lieber auf die Urlaubsverlängerung hoffen; ist [Struensee] der Mann, bei dem ich mich, wenn ich ihm meine Komödie schicke, recommandire oder disrecommandire? — Diese Punkte überlege mit Itzig, der ein sehr guter braver Kerl ist, und beantworte sie mir als Freund bald.

Sey nicht giftig, daß ich Dir soviel von mir schreibe, Du bist ja doch mein Freund! Sind Dir aber meine Aufträge beschwerlich, so schreibe mir's ehrlich, dann will ich das Maul halten! Nur soviel noch, ich will, wenn ich einen Posten haben muß, keinen mit hohem Titel, nur etwas Geld und wenig Arbeit. —

Ich bleibe, so wahr Gott lebt, ewig Dein Freund, bleibe Du doch auch der meinige. Was wir von unsern Verhältnissen gegen einander abhandeln, bleibt unter uns; ich bin giftig auf Dich, etwas, aber ich habe weder von Deinem Briefe, noch von dem Inhalt dieser Antwort darauf, insofern er unser gegenseitiges Verhältniß betrifft, gegen Itzig selbst nicht das Mindeste geäußert. Ob Du gleich glauben magst, ich sey ein Narr, so werde ich doch niemals Deiner Freundschaft unwerth seyn. Lieber, bleibe doch mein Freund, diese Bitte kommt nicht aus Interesse, sondern aus reinem Herzen. Du weißt, wie selten man einen Freund erobert, warum soll man ihn denn nicht festhalten? — Auch meine Frau ist Dir herzlich gut; grüß Dein braves Weib von uns herzlich!

Deinen schönen ausführlichen Brief über das neue Kunstwesen werde ich gleich eben so ausführlich beantworten, sobald Du mir geschrieben haben wirst auf diesen, und mich versichert haben wirst, daß Du auf gegenwärtigen mir nicht böse bist. Vorläufig freue ich mich unendlich daß Du Lust hast, Dich damit bekannt zu machen. Du wirst für Dein ganzes Leben einen nie versiegenden Schatz darin finden. Stoße Dich nicht an Namen! Gefallen Dir Schlegel und Tieck nicht, so wirst Du auch in Rousseau (der auch mein Erster ist) eine Tiefe des Gefühls finden, was die Mutter der Kunst und der Religion ist. Lies zum Beispiel seine »Correspondance inedite«[1]) und die davon im „Freimüthigen" mit einer schaalen Kritik gelieferten Bruchstücke. Glaube nicht, daß ich den Verstand, die Betriebsamkeit verachte, sie sind nothwendig unserm Erdenleben. Moral ist auch mir heilig und die Grundlage menschlicher Geselligkeit. Aber es giebt etwas Höheres, eine heilige Musik, die uns durch's Leben begleitet, unser Verhältniß zum Höchsten; wenn wir die kennen, so wird Moral zur Nothwendigkeit. Das ist die Religion, die sich uns bald als Kunst, bald als Liebe offenbart. Sprich mit Itzig darüber.

Dein treuer Werner.

46. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 10te[n] Novbr. 1803.

Gütigster Freund!

Ich habe Ihren Brief vom 1sten Novbr. und mit ihm die Nachricht erhalten, daß Ihre Gesundheit sich bessert; das ist mir die Hauptsache. Dem 2ten Theile sehe ich mit Erwartung entgegen, der 1ste ist in Merkels Ernst und Scherz[2]) im Ganzen gelobt worden, Gott gebe nur daß er darum nicht in der Zeitung für die elegante Welt total heruntergerissen wird, ich kann dabey nichts thun! —

[1]) Correspondance originale et inédite de Jean Jacques Rousseau avec Mad. Latour de Franqueville et M. du Peyrou, Paris 1803; aus dem Französ. übersetzt von N. P. Stamperl, Leipzig 1804.

[2]) Garlieb Merkels „Ernst u. Scherz", ein Unterhaltungsblatt litt.-artistischen Inhalts, erschien seit Anfang Juni 1803 i. Verl. von Heinrich Frölich, Berlin; seit Anfang 1804 mit Kotzebues „Freimüthigem" vereinigt im selben Verlage. Die Rezension steht im 29. und 30. Bl. (8. und 12. Oktob. 1803).

Wegen des rückständigen Honorars beunruhigen Sie Sich nicht; wiewohl ich es brauche, so ist es mir bey Ihnen sicher, ich bin Ihnen ohnehin soviel Verbindlichkeit schuldig, daß mir die kleine Geduld eine Zeitlang zu warten, gar kein Opfer ist. Könnten Sie mich indessen gelegentlich benachrichtigen, wie wir eigentlich mit unsrer Rechnung stehn[1]), so würden Sie mich sehr verbinden. Doch brauchen Sie dabey gänzlich ihre Commoditaet, ich will um alles in der Welt Ihnen nicht lästig fallen.

Die in meinem vorigen Briefe gemachte Bitte wegen der mir zu übersendenden Exemplare wiederhohle ich nochmahls. Das für des Hrn. Ministre von Struensee Exc[ellenz] bitte ich ihm, nebst beyfolgenden Schreiben, dessen Besorgung Sie gütigst übernommen haben, einhändigen zu lassen. ich habe es nicht versiegelt, weil ich sehr wünsche daß Sie es erst lesen, und, wenn Sie es nicht angemessen finden, mir es zurücksenden möchten. Finden Sie es angemessen, so bitte ich es zu siegeln und Hrn. p Alberti[2]), dem ich mich unbekannterweise recommandire, zu empfehlen. Demselben bitte ich bemerklich zu machen, was ich im Briefe nicht füglich konnte, daß ich durch meiner Mutter Vermögen zwar eine Caution von einigen tausend Thalern machen könnte, aber dennoch einen eigentlichen CassenPosten, wegen der damit verbundenen Verantwortlichkeit, nicht wünschte. ich überlasse den Brief übrigens gänzlich Ihrer Disposition und bitte Sie vielmehr ihn auf den Fall wenn Sie durch Hrn. v. Kleewitz hören, daß ich noch länger Urlaub oder Pension vom SüdPr[euß.] Departement, (was mir das liebste wäre) bekommen könne, oder daß das Schreiben mir Ungelegenheit bey Voß machen könne, gar nicht abzugeben. Thun Sie was Ihnen gut dünkt. Ich bin mit ewiger Hochachtung Ihr Freund

Werner.

Verzeyhen Sie gütigst mein eilfertiges Geschmiere[3]).

[1]) Dahinter folgende Wörter gestrichen: „und wann ich das Geld sicher erwarten könnte."

[2]) Der Berliner Adreßkalender des J. 1803 führt den Kriegsrat Carl Alberti, wohnhaft neben dem Ober-Kriegs-Collegio, auf S. 255 an.

[3]) Über der Anschrift.

Sollte auch dieser Schritt bey Struensee vergebens seyn, so dient er wenigstens Hrn. v. Voß zur Ueberzeugung daß ich that was in meinen Kräfften stand [1]).

47. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Koenigsberg, d[en] 5ten Decbr. 1803.

Mein innigst geliebter Freund!

Ich eile Deinen erst vor ein paar Tagen erhaltenen Brief zu beantworten. Er überzeugt mich daß Du der Alte d. h. mein alter edler Freund bist nach wie vor; ich bin auch der Alte, die Sache also geht, wie eine verfrorne Wahl Relation [2]), ad acta und ich will weder über sie, noch über die deinem Briefe inserirten italiaenischen Verse, noch über meinen republicainen Aristocratismus ein Wort verliehren, sondern Dir es vielmehr recht herzlich abbitten, daß ich einen Augenblick an Dir zweifeln konnte und gleich zum Haupt-Thema meines Briefes, der neueren Kunst, dem Begriff von Kirche etc. übergehen, worauf ich Dir längst eine Antwort schuldig bin. Sollte der Brief den ich an Itzig geschrieben auf seine jungen Freunde Sensation gemacht haben, so freut es mich herzlich; ich kann nichts mehr würken, werde es wohl auch nie können, da mein bischen Energie täglich mehr schwindet; ich muß mich also darauf beschränken, Zunder zu werffen wo ich kann und würde glücklich seyn, wenn ich auch nur einen Menschen für das was ewig wahr und heilig ist entflammen könnte. Ueber diesen Brief selbst aber muß ich mich zuvörderst näher erklären. Wenn ich darin gesagt habe, wir brauchen einen Orden um der Menschheit eine neue Religion zu geben, so habe ich mich nicht bestimmt genug ausgedrückt; ich wollte nur sagen, wir brauchen eine Verbindung der Besseren (d. h. solcher die vom Sinne für das Höchste: Religion, Moral und Kunst, entflammt sind,) um der Menschheit diesen Sinn den Sinn (die

[1]) Randbemerkung auf der ersten Seite links.

[2]) Druck hat: „Mehl"-Relation.

Fassungskrafft) für Religion und die demselben zum Grunde liegende höhere Sittlichkeit, den sie gantz verlohren hat, wiederzugeben. Eine solche Gesellschafft wäre und kann nichts anders seyn als die Kirche. Ehe ich indessen weiter schreibe, muß ich dich bitten, von den alten Begriffen und Vorurtheilen die Du über Kirche und Priesterthum gefaßt hast, gantz zu abstrahiren, und mich nicht für einen solchen Narren und Esel zu halten, als ob ich, deshalb weil einige Gedichte über den katholischen Cultus als KunstProducte mir gefallen, im Ernste dafür halten solle, es sey für die Menschheit kein ander Heil als in dem zwar in seinem Ursprunge rein göttlichen und höchst heiligen, aber durch niedern Pfaffentrug bis zur tiefsten Schändlichkeit herabgewürdigten catholischen Glauben zu finden, der, so verbubanzt wie er jetzt ist, die Anhänglichkeit der besseren Köpfe nur der bis zur tiefsten Schaalheit herabgesunkenen Erbärmlichkeit des Protestantismus verdankt, dem er doch immer, so wohl in der Göttlichkeit der GrundIdee, als in der Consequenz des Systhems unendlich überlegen ist. Wir wollen aber von beyden abstrahiren, denk einmahl als wären keine Pfaffen und kein Glaube in der Welt, und dann fang an mit kaltem Blute zu raisonniren.

Der Staat[1]) ist eine Verbindung die einer gegebenen Menschenmasse es möglich machen soll ihre höchste Bestimmung zu erreichen. Sie isolirt diese Masse, um sie veredelt der ganzen Menschheit wiederzugeben, und zu diesem Zwecke muß sie ihr freyen Spielraum ihrer Kräffte, Genuß ihrer Rechte, kurtz alles verstatten, was Du besser als ich weißt und worüber ich nicht saalbaadern will. Nur die unterstrichene Stelle bitte ich nicht zu vergessen, sie führt Dich darauf, daß der Staat die Pflanzschule der durch ihn begränzten Menschenmasse für die gesammte Menschheit seyn soll. Nun ist aber der Egoismus der Tod alles gemeinnützigen Würkens einerseits so wie andrerseits die Erbsünde des nicht höher gebildeten Menschen. Der Staat wie er seyn soll (Pflantzschule höherer Humanitaet) nimmt also den Menschen wie er ist, als sich isolirendes Wesen, verbürgt ihm vollen Genuß seiner Persönlichkeit, und nachdem er ihn also mittelst seines eigenen Egoismus angelockt

[1]) Hier beginnt Gubitzens Nachdruck a. a. O.

hat, führt er ihn durch Bildung von Stufe zu Stufe, bis zu der höchsten, wo der am Höchsten gebildete Mensch wieder seinem gantzen Egoismus freywillig entsagt, sich bloß als Theil des Ganzen betrachtet in dieser hohen Idee seine volle Befriedigung findet und so den edelsten Zweck der Natur, die nichts Isolirtes duldet, mit Willkühr befördert, und auf den höchsten Punckt geräth, wo das, was er als Nothwendigkeit dulden muß, bey ihm Freyheit wird. Dieses Gemählde, wovon eine wohlorganisirte Ordens-Verfassung die Miniatur Copie oder besser das Modell (Handzeichnung) darstellt, ist in meinem dramatischen Werck mit soviel Klarheit bezeichnet, als es mir möglich war, und darum ist mir das Ding lieb, wenn es auch durch prosaische Correctheit der fremden kritischen Feile noch toller entstellt seyn sollte, als es in einzelnen Stellen leider Gottes schon ist! — Doch ich gehe weiter. Der Staat ist PflantzSchule der Menschenveredlung, wie würckt er auf den ihm untergebenen Coloß, wie tödtet er dessen UnSittlichkeit und dessen Egoismus? — Dadurch daß er ihm ein sittliches Ideal, (Kant neunt's das höchste Guth) aufstellt, und also ihm Moral und dadurch daß er ihm den Sinn für das Unendliche der Natur und ihrer Gesetze öffnet, d. h. daß er ihm Religion giebt. Jene die Moral lehrt ihn zu immer höherer Selbstveredelung nach dem vorgesteckten Ziele streben, wogegen ihm die Religion zeigt wie er als Glied des Unendlichen sich seines Egoismus entäussern Theil des Gantzen seyn und sich unbedingt dessen ewigen Gesetzen ergeben muß. Wenn Dir diese Gegeneinanderstellung nur etwas den Blick auf den himmelweiten Unterschied zwischen Moral und Religion leitet, so bin ich schon zufrieden. Aber, obgleich wesentlich verschieden, so arbeitet doch jene dieser vor; der Mensch muß erst Sinn für etwas höheres (das Ideal) er muß Moral haben und seinen Sinn dadurch veredelt haben, ehe er ihn auf das ihn umgebende Unendliche richten kann, sonst läuft er unausbleiblich Gefahr, sich in diesem Chaos zu ersäufen, oder um ein andres Bild zu brauchen (denn gantz ohne Bild läßt sich nichts göttliches fassen) der Mensch als ein Gefäß muß von dem klaren Wasser der Moral erst ausgespühlt seyn, ehe der köstliche Wein der Religion in ihn gegossen werden kann. In meinem dramatischen

Gedicht war jenes die Function des Tempelordens, dieses das höhere Geschäfte des Thales. — Aber weiter! —

Alle Bemühungen des wohl organisirten Staates dem Menschen Moral und Religion zu geben, würden scheitern, wenn nicht in seinem Innern Grundkräffte wären, die auf jene beyden köstlichen Polarsterne hinwiesen. Diese Grundkräfte sind die Vernunft und die Phantasie die uns beyde auf das höchste unsrer Bestimmung hinweisen, wogegen das was man so gewöhnlich Verstand nennt, nur der Knüppel und Stecken ist, uns durch dieses niedere Erdenleben zu leiten. Die Vernunft isoliert uns so zu sagen, sie giebt uns Persönlichkeit, stellt uns uns selbst als ein Object der Anschauung ausser uns dar und zeigt uns in diesem Objecte, was durch diese Trennung vom Sinnenwesen gleichsam verklärt wird, zugleich das Ideal, so ungefähr wie in der Experimental Physik ein gantz confuses unkenntliches Bild gezeigt wird, welches, wenn man ein spiegelartig geschliffenes Gefäß darauf stellt, sich in letzterem als ein schön gemahltes Gantze zeigt. Das ist bey uns die Function der Vernunft, und so giebt sie uns Moral. Diese setzt uns nun aber zwar in Rapport mit dem höchsten Guthe, aber noch nicht in den mit der uns umgebenden Welt. Deshalb hat uns die Natur eine andre Grundkrafft verliehen, die, wo nicht höher denn aller Menschen Vernunft doch gewiß höher als aller Menschen Verstand ist, nehmlich die Phantasie. Dieses ist die Grundkrafft des Menschen, sich als Theil des ihn umgebenden unendlichen Ganzen und (in sofern als dieses Ganze entweder aus Gott geflossen oder Gott selbst ist) als Theil (wenn ich es plump sagen soll) der Gottheit zu fühlen. Durch diese Hypothese erleutert sich die Wahrheit von unendlich vielen Dingen die ewig wahr und doch ewig unbegreiflich sind, und hast Du diese Grundkrafft je bezweifelt, so war das eine Versündigung die Du deinem besseren Selbst abbitten mußt. Vernunft und Phantasie, wovon jene uns die Gottheit in uns ahnden, diese uns unmittelbar als Theil der Gottheit (oder der Natur durch die sich die Gottheit geoffenbart) uns fühlen läßt, sind also die höchsten Kräffte, Moral und Religion die höchsten Tendenzen der Menschheit. Auf die Moral weiset die Philosophie

oder besser gesagt die Wissenschafft, die aus den Gesetzen unsers Selbst, die Eigenschafften des Ideals (der Gottheit) und die Grenze der uns umgebenden Welt herleitet, und in welche sich ihre übrigen Unterarten (was wir vulgo Wissenschafften nennen) als in ihren Urquell verliehren müssen. Diese Wissenschafft nun kann und muß demonstrirt werden, da sie von der Vernunft (Denkkraft) abhängt, die sich in Begriffen oder eigentlicher in Ideen äussert. Phantasie dagegen ist das Gefühl des Menschen daß er Theil des ihn umgebenden unendlichen Ganzen sey. Dieses Gefühl bis zur Anschauung (des Unendlichen) gebildet, ist Religion. Diese ist also lediglich Gefühls Sache, auch stellt sie uns kein Ideal (was nur durch die Idee realisirt werden kann) auf; sie kann also weder demonstrirt werden noch uns zum Pflichtbegriff bringen, und wird sie von aufgeklärten Pfaffen dem Pflichtbegriff untergelegt, so heißt das eben soviel, als ob Gefühle uns zu Handlungen treiben sollen, ein Absurdum. ein gebrechliches Fundament, worauf kein vernünftiges Moral Systhem gebaut werden kann. Eine religieuse Moral ist eine Contradictio in adjecto! — Aber weiter! Obwohl wir ein in uns liegendes Gefühl haben daß wir Theile des Unendlichen sind (Phantasie) so ist doch von dieser bis zur Anschauung des Unendlichen (Religion) noch ein Saltus der nur durch ein Mittelglied ausgefüllt werden kann. Um das Unendliche anschauen zu können, müssen wir ihm zuvor eine Gestalt geben (denk nur an das chaotische Gemählde was sich geregelt in dem darauf stehenden Glase zeigt) und diese Gestalt des Unendlichen ist das Schöne und die Gestaltung des Unendlichen (das Vehikel wodurch wir dem unendlichen in unsrer Anschauung Gestalt geben) ist die Kunst! Die Kunst qua talis ist also lediglich Sache des Gefühls, der Verstand concurrirt bey ihr gar nicht, sie ist bloß aus der Phantasie (dem in uns liegenden Sinn fürs Unendliche) abgeleitet. Weil aber der Verstand eine conditio sine qua non unsers Erdenwallens ist, so muß ein Kunstwerck für einen Menschen (d. h. einen Erdenbewohner) nach Regeln des Verstandes geregelt seyn, und wir pflegen einen Menschen der bey einer grossen Fähigkeit das Unendliche um sich klar anzuschauen und formend zu gestalten, die Gabe besitzt,

diese Gestalt den Gesetzen des Verstandes gemäß zu bilden einen Künstler zu nennen. Das thut aber dem daß die Kunst qua talis lediglich Gefühls Sache (Würkung der schaffenden Phantasie ist) keinen Eintrag, sie ist nehmlich freyes Spiel mit dem Unendlichen (oder Universum, wenn Dir das deutlicher ist) und da es der letzte Zweck aller menschlichen Bildung ist, Nothwendigkeit in Freyheit zu verwandeln, so ist Moral freywilliges Anstreben zum höchsten Guth (Ideal) durch die Gesetze der Denkkraft geleitet und Kunst freywillige Gestaltung (Individualisirung) des Unendlichen, als dessen nothwendige Theile wir uns durch unsre Phantasie fühlen und dessen Gesetzlichkeit wir in der Religion mit Klarheit anschauen. Die Kunst kann und muß geregelt seyn, ihre Gesetze fliessen aber nicht aus den Regeln des Verstandes sondern sind aus denen der Phantasie abgeleitet d. h. auf die Würkungen berechnet, mittelst denen wir vom Universum afficirt werden. Jedes Kunstwerck ist ein Symbol des Unendlichen nach den Gesetzen desselben geregelt und das Wesen der neueren Kunst besteht hauptsächlich darin, daß sie, (statt dessen daß die Modernen gantz wiedersinnigerweise dahin strebten die Kunst Erzeugnisse einer flachen Verständlichkeit zu unterwerffen, die dem Würken der Phantasie schnurstracks entgegen ist) die Kunst nach der Weise der classischen Alten so modelte, daß, wie im Universo selbst, durch ein anscheinend phantastisches Chaos sich die Gesetze des Unendlichen (Ebenmaaß, Harmonie pp.) dem Gemüthe mit Klarheit offenbarten; mit einem Worte die sogenannten Neuesten sind ihrer Absicht nach nichts, als was die alten Dichter immer waren und was jeder ächte Dichter immer seyn wird, Männer die das Unendliche symbolisiren und es der Phantasie zur Anschauung (nicht dem Verstande zum Begreifen — überhaupt ein fatales egoistisches aller Poesie entgegengesetztes Wort —) darstellen. Ob dieser Zweck von den jetzigen Choryphaen der Kunst erreicht wird, ist eine andre Frage, kurtz sie müssen ihn haben und streben auch würcklich darnach. Auch den [1]) Gesetze der Vernunft handelt die Kunst gemäß, aber nur insofern das Uni-

[1]) Ursprünglich: den Gesetzen. Dann korrigiert: Gesetze; „den" stehen geblieben.

versum was sie gestaltet, selbst den Gesetzen der höchsten Vernunft entflossen ist, aber sie kann nur gefühlt höchstens angeschaut werden, von Begreiflichkeit im strengeren Sinn kann bey der Kunst schon deshalb nicht die Rede seyn, weil bey dem Begreifen man das Begriffene so zu sagen aus dem Unendlichen heraushebt, der Zweck der Kunst es dagegen ist, selbst den individuellsten Gegenstand und mit ihm das Gemüth des Beschauers in ein Verhältniß mit dem Unendlichen zu versetzen, beydes sowohl den Gegenstand als den Beschauer ins Unendliche zu versenken.

Du wirst aus dem vorgesagten auch leicht abstrahiren, warum Z. Bsp. ein didactisches Gedicht kein Gedicht im strengsten Verstande ist, theils seiner Materie wegen, da es moralisch oder wissenschafftlich ist, die Moral aber mit Recht, als höchste Vernunft Tendenz, die Beyhülfe der Phantasie verschmähen muß, so wie im Gegentheil die Phantasie nichts gebrauchen kann, was sie von dem sie umgebenden Universo zu einer abstrakten Idee hinzieht; theils seiner Form wegen, da bey einem didactischen Gedichte Begreiflichkeit ein Haupt Criterion, dieses aber schlechterdings unpoetisch ist. In dieser Hinsicht sind auch meine Thals Söhne kein reines Kunstwerck, aber ich habe mein Kunstgefühl der Idee eines höheren Zweckes diesmahl geopfert. —

Ferner wirst Du begreifen, daß jedes Kunstwerck religieus seyn muß d. h. jedes muß uns durch das dargestellte individualisirte Object die Aussicht ins Unendliche öffnen, es muß die Menschennatur z. Bsp. so mahlen, daß in ihn[1]) die Gesetze des Universums offenbahr werden; daher sind z. Bsp. Kotzebuesche Familiengemählde nicht als solche verwerfflich, eine wohlorganisirte Familie ist vielmehr eins der schönsten Symbole des Universums, sondern deshalb weil sie uns eine verknickte isolirte Menschennatur wie sie offt ist aufftellt[2]), da die Kunst uns diese wie sie im Rapport aufs Unendliche seyn sollte mahlen und dadurch unsern Blick erheben soll. —

Ferner, wenn die Natur (das Universum) Ausfluß des höchsten Guths oder dieses höchste Guth (die Gottheit selbst) — denn tertium

[1]) Lies: ihr (rectius nach dem Druck).

[2]) Lies: aufftellen (rectius nach dem Druck).

non datur — ist, so muß sie höchst sittlich, die Kunst die sie individualisirt (oder symbolisirt) es also auch seyn, daraus folgt aber keinesweges daß die Kunst moralisch d. h. so zu Werke gehen müsse, wie der Mensch als isolirte Wesengattung in Bezug auf die Gottheit handeln soll. Der Künstler kann und muß, als Mensch, die Heiligkeit der Moral einsehen und respectiren, als Künstler braucht er von der Moral (am wenigsten von der bloß conventionellen) keine Notiz zu nehmen nur muß er in seinen Darstellungen die ewige Sittlichkeit (die Grundgesetze des Universums, wovon die Nemesis die nichts isolirtes duldet, eines der vornehmsten ist) nicht verletzen.

Daß übrigens die Kunst ein Symbol des Universums für die Anschauung aufstellt, wirst Du bey dem Genusse jedes Kunstwercks erfahren können. Analysire Dein Gefühl dabey, es reducirt sich auf den Genuß des Ebenmaaßes, der Harmonie (beydes Grundgesetze des Universums) würckt das Kunstwerck stärker auf dich, so giebt es dir eine unnennbare Sehnsucht, d. h. es regt den dir angebohrnen Trieb in dir auf dich mit dem Universo zu vermischen, nur daß es diesen Trieb zur freyen Thätigkeit erhöht. Am begreiflichsten muß dir das z. Bsp. bey der Musik werden, die keinesweges ein blosses Appendix der Dichtkunst (wie der alte Kant irrigerweise geglaubt hat) sondern gantz von der letzteren independent, etwas höheres ja die höchste aller Künste eben deshalb ist, weil bey ihr gar nichts zu verstehen ist und sie, so zu sagen das Universum mit uns in unmittelbaren Rapport setzt, daher ich dir denn auch, mit kurzen Worten, das Wesen der neueren Kunst so definiren könnte: sie strebt die Poesie zur Musik zu veredeln, wobey ich nur noch bemerken muß, daß Poesie das allen Kunstgattungen zum Grunde liegende ist.

Wenn — wie Du nicht leugnen kannst, — jene Sehnsucht (Hang ins Universum zu zerfliessen) verbunden mit dem Bewußtseyn der freyen Gemüths Thätigkeit (wodurch die Nothwendigkeit jenes uns angebohrnen Hanges wieder zur Freyheit wird) der höchste Effect eines schönen KunstProducts und zugleich der Zweck der Natur ist, die alles Einzelne immer als Theil fürs Gantze benuzzt und aufzu-

lösen sucht, so wirst du die Weisheit der Natur bewundern, die zwischen uns und das Universum drey grosse Leiter (im Sinne der Electricitaet gesetzt hat) nehmlich 1) die jedem Volke anklebende und jeder Religion mehr oder minder zum Grunde liegende Idee eines Mittlers (d. h. eines Objects in dem sich die ursprünglich chaotische Natur und ihr Bezug auf den Menschen verklärt repraesentirt) 2) die Liebe, die uns bewegt uns mit dem Universo thätig zu vermischen und 3) den Tod der uns drängt uns am Ende ins Universum leidend dahinzugeben und aufzulösen, derselbe den ich in der Parabel in meinem 2ten Theile, die ich dir[1]) aufmercksam zu lesen bitte, den Heyland aus den Wässern mit vielem Grunde, nenne. Das Vermögen diese drey Nothwendigkeiten jedes lebenden Wesens mit Freyheit zu wählen ist vielleicht das Einzige was den Menschen vom Thiere unterscheidet. Allen diesen dreyen der Menschheit angebohrnen Grundkräften liegt die höhere Liebe, oder die Sehnsucht ins Unendliche zu zerfliessen, zum Grunde, und so wird dir das Räthsel klar werden, warum der wahre Religiose zugleich rein wollüstig ist (item der Künstler)[2]) und warum — Du mußt über nichts heiliges lachen! — dem Sterbenden immer der Schwantz steht. Die Natur hat es an sich in ihre gröbsten Hüllen immer das Edelste zu verstecken und der eigentliche Tod ist gantz gewiß das Non plus ultra der Wollust.

Eben so muß es Dir, nach dem vorhergesagten, einleuchten, warum Schleyermacher die Idee von Gott in der Religion für irrelevant[3]) die Idee einer (crassen isolirten) Unsterblichkeit der Seele aber, für völlig irrelegieus[4]) erklärt. Es ist gantz natürlich, man kann die Gesetze des Universums anschauen, nicht ohne einen Mittler (das Medium der Anschauung das auf das chaotische Gemählde gesetzte Glaß) wohl aber ohne einen Gott (d. h. ohne einen individuell modificirten Grund des Universums) zu bedürfen; auch ohne diese Idee werden Dir die Gesetze des Universums klar werden, ist

[1]) recte: dich.

[2]) Hier im Druck Satzende und Fortsetzung mit dem nächsten Satze.

[3]) Reden über die Religion a. a. O. S. 41 und 45.

[4]) Verschrieben für: irreligiös.

das nicht der Fall, gut so setze Dir einen Gott, du kannst auch religieus seyn ohne ihn, nicht aber ohne Mittler. Willst Du aber dein schaales persönliches abgeschnittenes und isolirtes Daseyn behalten bis in Ewigkeit, kurz willst du, dem gewöhnlichen Wortsinne nach, unsterblich seyn, so ist die Göttlichkeit der Religion nicht in Dein Gemüth gedrungen, du hast keine Idee von der Wonne dich ins Unendliche zu versenken, du bist irreligieus und auch von dem innersten Wesen der Kunst entfremdet. Diese hohe Idee ist in meinem 2ten Theile, wie ich glaube nicht unglücklich, dadurch bezeichnet, daß Robert von derselben Gesellschafft die so zu sagen das Depot der Gewißheit unsrer Fortdauer im bessern Sinne bewahrt, in dem Augenblicke mit Freude zum Creuzesmeister (d. h. zum Fortsetzer des dem Thale untergeordneten Tempelordens creirt wird) als er der Idee an Unsterblichkeit (mithin dem leisesten Egoismus) förmlich entsagt. —

Wenn der Mensch diese Idee des sich selbst Verschmelzens ins Unendliche mit Klarheit aufgefaßt, wenn er die Wonne die darin liegt, einmahl geschmeckt hat, dann fühlt er auch, daß das Leben (wie ich im 2ten Theile gesagt) nur ein Kercker ist[1], er fühlt, möchte ich sagen die Unsterblichkeit jedes einzelnen Moments, er ist schon unsterblich, er bleibt es immer, er erhält die größte Sicherheit, und so führt ihn die Kunst zur Religion und diese zur Verklärung und so sind Heyland, Kunst, Liebe Tod jedes in seiner Art für uns Mittler, beynahe Synonima, die uns ins Universum aus dem wir genommen, für das wir da sind, wieder mit mütterlichen Händen, versenken.

Ob nach allem diesem Religion etwas dem Menschen entbehrliches Kunst ein blosses Spielwerck geschmackvoller Schwächlinge, oder ob nicht vielmehr beydes dem Grundwesen des Menschen eingeimpft ist, überlasse ich Deiner eigenen Beurtheilung. Die neuere Kunst will die Menschen nicht zu blossen Phantasie Wesen machen (wie Du in deinem Kunstbriefe, den ich dir der Corpulenz des jetzigen wegen nicht mit schicken kann, besorgst) nicht zu blossen Ge-

[1]) Siehe die bereits öfter zitierte Stelle: A. Schr. 5. Bd. V. 3, S. 184, Beginn der Phosphorus-Legende.

nüßlingen machen, sie will ihnen nur den Sinn für Phantasie (als das Höchste im Menschen) aufthun, und damit sie dabey nicht verhungern dürffen, so bittet die Kunst die andern Wissenschafften, daß sie so gütig seyn möchten, den Menschen durch neue Erfindungen, Maschienen u. d. gl. so zu bereichern, daß er nicht, wie bisher, eine bloß auf seinen Unterhalt kümmerlich arbeitende Maschiene seyn dürffe, ein pium desiderium für jezt, was aber über lang oder kurtz erfüllt werden wird. Sie nennt die Brodtwissenschafften nicht elendiglich (wie sie in der selbst elendiglichen Monaths-Schrifft Apollo von einem kopflosen Schlegelianer genannt worden[1]) denn sie weiß das[2]) der Sinn fürs Unendliche auch das Niedere veredeln kann, noch weniger verachtet sie die Moral) aber sie will daß man dem Magen und der blossen Existenz nicht alles aufopfern soll, und darin hat sie recht, und das kann auch zum Theil schon jezt geschehen; das alte Weib kann beym Spinnen, der Schuster bey der Arbeit seine erbaulichen Gedanken haben, die der Koenigsbergsche Speicherhändler, wenn er im Laden unthätig das Maul auffsperrt nicht hat, der Unterschied zwischen beyden ist aber der, daß wenn das alte Weib von einer verlohrenen Bataille hört, sie an Gottes Gerichte denkt (mithin dunkel die Gesetze des Universums fühlt) der Speicherhändler aber nur in Erwägung zieht, ob er seinen Weizen jezt nicht höher losschlagen kann, weshalb dann das alte Weib zwar ein religieuser Dummerjahn seyn kann, aber immer respectabler ist und unendlich mehr (wenn gleich rohen) Kunstsinn besitzt, als der irrelegieuse Schlingel von Speicherhändler, der ein unpoetisches Vieh ist, wenn er auch alle Tage in die Comoedie geht, und den Wieland liest.

Weil aber dieser religieuse Sinn fürs Unendliche, so nothwendig er ist, im täglichen Treiben mehr oder weniger verlohren geht, so muß es Priester es muß eine Kirche geben, das ist das Haupt-

[1]) Die Monatsschrift „Apollon“, hsg. von Julius Werden, A. Werden und W. Schneider, Penig 1803, trat für die Brüder Schlegel ein; siehe Goedeke ²VIII. 14, 41.

[2]) Lies: daß

Thema meines ellenlangen Briefes, das ich nach dem vorhergesagten nur gantz kurtz berühren kann.

Priester ist Jeder, der den Sinn fürs Unendliche hat, und ihn in andern aufregt. Nicht bloß der Geistliche, der Künstler, auch der Staatsmann der Held, der König, der Consul sind in diesem Sinne Priester und ich frage dich, aufs Gewissen, zeigt dir die Geschichte einen grossen Minister, König kat εxοχην, [sic!] [1]) ohne einen hohen Grad schaffender Phantasie? Der RadikalFehler der jetzigen Generation aber ist, daß so wie sich die Einzelnen isoliren auch das (ihres anscheinenden Schutz und Trutzbündnisses ohnerachtet) bey den Staaten der Fall ist, eine unvermeidliche Folge der einseitigen VerstandesCultur, die uns vom Ganzen isolirt, auf Kosten der Phantasie, die uns mit dem Ganzen amalgamirt. So ist z. Bsp. Buonaparte oder wäre vielmehr ein Priester, wenn die ganze Welt aus Franzosen bestände, da er aber zum Besten der Franzosen, alles übrige zerrüttet, so ist er ein Rebell gegen die Natur den die Nemesis gantz gewiß ereilen wird. Diesem, den Einzelnen vom Einzelnen und das Volk von den Völkern isolirenden egoistischen Zeitgeiste muß entgegengearbeitet werden, immer ist eine Opposition nöthig, gewesen und noch, diese kann aber nicht vom Stoffe des Zeitgeistes seyn, sonst könnte sie ihm nicht entgegenwirken, sie muß vom Sinn für das Unendliche von der Ueberzeugung daß jeder bloß Theil des Universums (und nichts mehr ist) durchdrungen seyn, muß also die bestmöglichste religieuse Gesellschafft, mit einem Worte: die Kirche seyn. In diesem Sinne sagt mein Erzbischoff im 2ten Theile

„Die Kirche ist das grosse Gleichgewicht
„Vom Schicksaal hingestellt zur ewgen Brustwehr,
„Daß nie der Menschenherrscher sich vermesse,
„Das Heiligthum der Menschheit anzutasten [2]).

[1]) Druck statt dessen: „oder Kaiser".

[2]) Sämtliche Auflagen haben: das Heiligste der Menschheit, siehe 1. Aufl. I. 5, S. 43 (= A. Schr. 5. Bd. S. 29).

So ist die Kirche Legatus natus der Menschheit, die gebohrne OppositionsParthey gegen Uebermacht und Egoismus, gegen Kronen und Jacobiner Mützen. So ist sie, ihrer GrundIdee nach, immer gewesen; daß sie in rohen Zeiten roh war, ist wahr, aber es war theils eine Nothwendigkeit, weil auf den rohen Ast barbarischer Völker ein roher Keil gehörte z. Bsp. Ketzer die alle Catholiken verbrennen wollten dem Gesetze der Nothwehr zufolge natürlich von den Catholiken selbst verbrannt werden mußten, theils war es ein Fehler der Kirche, daß sie, die eo ipso dem Zeitgeist entgegenarbeiten sollte, sich herabließ sich ihm zu accommodiren; aber ein zufälliger Fehler ändert so wenig was im Wesen der Sache als der besoffene Pfaffe am Altar der Heiligkeit der Communion was benimmt. Daß vollends die Kirche sich unter den weltlichen Arm der Monarchen, und der Völker, denen sie sich kraftvoll entgegensetzen sollte, schmiegte, war ein unverzeyhlicher Fehler, den sie und die Menschheit gebüßt haben, denn sage mir, würde es zur französischen Revolution gekommen seyn, deren die Menschheit schändende Gräuel doch gantz offenbahr zu gar nichts geführt haben, wenn die Kirche hätte krafftvoll dazwischen treten können, zwischen Monarch und Volk, und würde die Kirche, wenn sie noch Macht hätte nicht allen Unfug der privilegirten Stände nahmentlich des Adels über den du so klagst, wie mit einem Zauberschlage bannen können, durch ein Machtwort! „Ha, ha!“ sagst du „um uns Pfaffen Despotismus zu geben!“ — Wer sagt Dir das, daß der Priester des Heiligsten ein Pfaffe seyn muß schlecht genug für Staat und Kirche daß er es war! Ein Pfaffe ist ein Priester der dem Egoismus, dem Zeitgeiste opfert, nach dem vorhergehenden eine contradictio in adjecto, in meiner Kirche giebts nur Priester nicht Pfaffen! —

Aber, fragst Du mich, was haben Deine Priester, die Beschauer des Heiligsten, mit dem weltlichen Regimente zu thun, so antworte ich Dir, als Beschauer nichts, aber als Priester als würkende Heroen, die den ersten Zweck der Natur, Vertilgung des Egoismus, befördern sollen, sehr viel. Ob sie, wenn sie ächte Religiosen sind, es gerne thun, sich mit den Gräueln der Mensch-

heit gemein zu machen, ist eine andre Frage, aber sie müssen es thun, denn wer soll der Menschheit helffen, als die Edeln die Besseren, wer soll den Egoismus ausrotten, als die Einzigen, die von seinem zerstöhrenden Gifte nicht durchdrungen sind, und können diejenigen, die, um ein Bild zu brauchen, auf einer lichtvollen Wolke über der Menschheit schweben, so gern sie auch den Blick zur Gottheit emporheben möchten, es mit ansehen, wenn die von allem Heiligen entfremdete Menschheit sich unter ihnen erwürgt, könnte die Kirche, die Gemeinschafft der Heiligen z. Bsp. es jetzt mit ansehen, daß Millionen Menschen geopfert werden sollen, damit entweder ein Artillerie-Leutnant die gantze Welt beherrschen, oder ein christliches Judenvolk einen neuen Stapelplatz zum Schachern erhalten soll? — Wenn also die Kirche und nur allein die Kirche (die vom Egoismus entfremdete Gesellschafft der Bessern) die Welt beherrschen soll, so muß sie Krafft haben; denn alle Autoren des preussischen Staats können 2 Policey Commissaire arretiren, nicht die Kirche, sie muß sich mit den Fäusten der Menge waffnen[1]), sie muß durch die isolirten Staaten ein VereinigungsBand ziehn, den Sinn für Religion. Um das thun zu können muß sie aber existiren, nicht bloß wie jetzt in den Köpfen der Besseren, sondern durch eine förmliche, wenn gleich Anfangs kleine und unscheinbare Verbindung. Dieses ist der mir vorschwebende religieuse Orden der keinen neuen ReligionsCultus erdenken, sondern nur den schlummernden Keim der Religion wecken soll.

Diese Gesellschafft müßte selbst Religion haben, ich sage Religion d. h. nicht eine bestimmte, nicht dieser[2]) oder jene Religion, sondern Sinn fürs Unendliche, und das lebendige Gefühl, daß man nur Theil desselben, nur für dasselbe da ist. Jeder wäre, wie auch Schleyermacher meynt, Priester, jeder Glied der Gemeinde. Träte ich z. Bsp. auf und schilderte den catholischen Glauben, den ich für den besten halte, weil mir die jeder Religion zum Grunde liegende HauptIdee eines Mittlers am herrlichsten darin ausgedrückt scheint, so träte vielleicht ein andrer nach mir auf, und belebte den Bund

[1]) Der Passus: „denn alle . . . bis . . . waffnen“ fehlt im Druck.

[2]) Verschrieben für: diese.

durch die Auffstellung indischer Mythen, die in jedem Grundwesen Mann und Weib zugleich, und also die Idee der alles belebenden Liebe aufgestellt haben; ein dritter bete meinetwegen mit dem Parsen das Feuer an. Jede religieuse Ansicht würde tolerirt. Träte aber jemand auf und sagte: es ist nichts mit dem gantzen Universum, ich bin nur für mich geschaffen, nur ein isolirtes Wesen, mein Wohlseyn ist mein erstes und leztes Ziel; kurtz, spräche er so, wie jezt alle Völker, mehr oder minder verblümt, leugnete er alles Göttliche im Menschen, so könnte er alles Mögliche seyn, nur nicht Mitglied unsers Bundes. Die Folge eines solchen religieusen Bundes ist nun doppelt 1) Proselytenmacherey, weil man sich für das Heilige nicht intressiren kann, ohne Freunde zu werben, die sich mit uns dessen freuen, wie Liebe, Freude, Kunst, kurtz jedes Edlere im Menschen Genossen sucht 2) Intoleranz ich sage I n t o l e r a n z gegen alles Gemeine platte Unheilige, nicht um dessen Anhänger mit Feuer und Schwerdt auszutilgen, sondern zu würken damit sie der Menschheit nicht schaden. Sprich nicht von Fanatismus sondern frage Dich selbst, ob du gegen einen impertinenten Bengel von Leutnant oder Grafen [1]) tolerant bist? Und was ist ein Leutnant gegen einen Schrifftgelehrten, der das Volk irre führt. Diesen muß jeder ächte Religiose entgegenarbeiten; daher der Zank der neuen Schule, mit der alten Verkehrtheit. So schadet zum Beyspiel hier in Koenigsberg der gemeine Speicherhändler, der Leutnant etc. dem Ganzen nur wenig, sie tappen in ihrer Dummheit so fort, und würden auch das Gute nehmen, wenn es ihnen auf einem Präsentirteller dargebothen würde. Was aber dem Ganzen schadet, das sind ein zwey oder drey Kerls die von allen für Coryphaeen des Geschmacks gehalten werden, und doch vom Wesen der Kunst weniger verstehen als ein altes Weib; diese Orakel P[rofessor] K[raus] K[riegs] R[at] S[cheffner] O[ber] A[ccise] R[at?] B[rahl] O[ber] F[orst] R[at] J[ester] [2]) et

[1]) Im Druck getilgt, ebenso wie das Wort „Leutnant" derselben Zeile und Z. 8. von unten der „gemeine Speicherhändler, der Leutnant etc."

[2]) Diese Namen fehlen im ersten Druck des Briefes; das Original enthält bloß die Initialen, die von f r e m d e r Hand zu den vollen Namen ergänzt worden sind. C h r i s t i a n J a k o b K r a u s (1753—1807), seit Ostern 1781

Consorten führen die Menschen irre, sie sind die Schrifftgelehrten gegen die unser Herr Jesus (und nicht gegen die Zöllner und Sünder) die Geissel führte [1]); eine Scene die, wenn du einmahl die so hoch poetische Bibel lesen möchtest, Dir zeigen könnte, was der von den dummen Anti Schlegelianern so dumm verachtete heilige Zorn ist [2]). Gegen diese K[oenigsberger] [3]) Schrifftgelehrten müßte also ein Koenigsberger Religiose Krieg führen und damit anfangen, die Leute mit der Nase darauf zu stossen, daß ihre zeitherigen Geschmacks-Pächter nichts weiter als, blinde Leiter sind. Glaube übrigens nicht daß Rache aus mir spricht, im Gegentheil mein Product wird hier mehr als ich glaubte (wenigstens der populaire erste Theil, denn über den 2ten habe ich noch kein Urtheil gehört) gelobt, und sogar von ein Paar jener Geschmacks-Coryphaeen [4]); auch bin ich und meine ganze Selbstständigkeit zu sehr und wahrscheinlich auf ewig gelähmt; ich sage nur was ein kraftvoller religieuser Mensch thun müßte, und was ich wünschte was Andre thäten.

Der Schluß ist also: der Staat besorge die Vernunftbildung und die daraus herfliessende moralische Tendenz die Pflichtübung; die Kirche und deren Dienerin die Kunst (denn Dienerin der Kirche

Prof. der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften an der Universität in Königsberg. — Johann Brahl (1752 oder 1754—1812), Ober-Stadt-Accise-Inspektor in Königsberg, Freund Hamanns, hat Gedichte im Leipziger „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" (1774/81), in der Preuß. Blumenlese 1781 und im „Preuß. Tempe" I. und II. Jhg. veröffentlicht, dazu noch Aufsätze und später Übersetzungen aus dem Französischen, namentl. einiger Schriften des Grafen Mirabeau. — Ernst Friedrich Jester (1743—1822), seit 1805 Oberforstmeister in Königsberg, Verf. von Opern, Lust- und Schauspielen, wovon aber nur wenige gedruckt sind; außerdem bearbeitete er zahlreiche französische Stücke für die deutsche Bühne.

[1]) Matth. 21, 12 ff.

[2]) Mit diesen Worten schließt Gubitzens Nachdruck.

[3]) Im Druck weggeblieben.

[4]) So von Scheffner, der W.s Dichtung auch in seiner Selbstbiographie (Leipzig 1823) mehrmals erwähnt und „Die Söhne des Thales" wiederholt gelesen zu haben bekennt (S. 103 und 372).

ist und war sie immer) besorge die Bildung der Phantasie und die Verbrüderung der Menschheit durch Vertilgung des Egoismus.

Zu dieser Kirche kann ein Saamenkorn durch eine anscheinend litterarische Verbindung ausgestreut werden, die sich ad modum der Jesuiten (NB nur quoad formam nicht quoad materiam) ausbreiten könnte, und hiezu könnten und müßten Schlegels, Tiek, Fichte und Andre mitwürken, wenn sie nicht Windbeutel und leere Prahlhänse sind. — Die Kunst muß das Medium seyn und von dazu Verbündeten absichtlich geleitet werden, die Menschheit durch religeusen Sinn zu veredeln und zu verbinden.

Und nun Basta mit diesem langen Geschwätze, was ich bloß schrieb, um Dich ein bischen auf den rechten Weg zu helffen[1]). Schlegels Europa kann ich Dir empfehlen, sie ist ziemlich populair. Sollte in meinem Raisonnement nicht alles deinen Beyfall haben, so denke was Anders aus. Uebrigens glaube nicht daß ich von Fichte und Schelling gestohlen habe, ich habe von Fichte nur die Wissenschafftslehre, von Schelling leider noch gar nichts gelesen. Es würde mir auch lieb seyn, wenn Du die Contenta dieses Briefes dem Itzig communicirtest, nicht um mir über mein Systhem Lorbeern einzusammeln, sondern weil es mir lieb wäre, wenn Funken, die ich aus reinem Herzen ausgestreut, irgendwo zündeten. Sehr gern wünschte ich auch, daß das bey Dir der Fall wäre, Du kannst unmöglich bey deinem so warmen Hertzen, über einen so wichtigen Gegenstand kalt bleiben, und solltest auch Du gelähmt seyn, so hast du Kinder die Du anfeuren mußt. Schlage dir übrigens vor der Hand deine politischen Jeremiaden von Adel pp[2]) gantz aus dem Sinn; sie zerstreuen Dich nur, und bedenke daß es bey meiner Kirche (sit venia verbi) im eigentlichsten Verstande heißt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Andre (die Abschaffung vieles Unfugs,) von selbst zu fallen[3]). Jetzt noch über diesen Brief die Bitte: Ich wünschte ihn gerne in Abschrifft von Dir zurückzuerhalten, theils deshalb, weil ich noch nie über meine

[1]) Der Druck hat hier: „bringen".

[2]) Diese zwei Wörter sind im Druck weggelassen.

[3]) Luk. 12, 31.

Gedankenreihe so zusam[m]enhängend gedacht habe, und also selbst zur Reminiscenz es haben möchte, aber unmöglich es abschreiben oder ein Brouillon davon für mich entwerfen kann; theils deshalb weil ich deine Meynung darüber im Zusammenhange zu lesen wünsche und auch vergesse was ich schrieb. Kannst du mir nicht den Brief in copia pagina fracta [1]) oder in originali mit Anmerkungen schicken, aber nicht directe, sondern durch eine Sandersche Bücher Remesse etwa, damit ich das Porto erspahre? Doch mache alles was und wie es dir am bequemsten dünckt und lasse mich nur nicht zu lange auf Antwort warten, so wie der faule Itzig von dem ich jährlich einen Brief kriege, und dem ich gehörig den Kopf zu waschen bitte [2])!

Mit Sandern bin ich, unter uns gesagt, gar nicht zufrieden. Nicht nur daß er mir jetzt, nachdem Goebbels schon vor 14 Tagen den 2ten Theil bekommen hat, ihn noch nicht geschickt hat, wiewohl ich, aus sehr guten Gründen, mit Schmerzen darauf warte, so hat er mir auch im 2ten Theile (ich habe ihn von Goebbels geliehen) Aenderungen mit einer so prosaischen Correctheit gemacht, daß mir das Blut erstarrt ist; zwar nur Kleinigkeiten und einzelne Worte, aber grade meine besten Stellen hat er mir verdorben und verwässert, Itzig wird Dir dasselbe sagen, er hat mein Manuscript gelesen. Kom[m]ts wieder Vermuthen zur zweyten Auflage, so ruhe ich nicht, diese Stellen müssen in integrum restituirt werden. Ich kann doch für fremde Sünden nicht leiden. Vor der Hand ist alles sub rosa, hauptsächlich laß Sandern nichts merken, aber das kannst du ihm sagen, daß ich längst gehofft hätte, durch seine Güte den 2ten Theil zu erhalten und daß ich das sehr wünsche [3]). — Noch eins die Hauptsache! Ich habe von Sandern alles Bittens unerachtet, nicht Antwort auf die Frage erhalten, ob Kleewitz die Verlängerung meines Urlaubs für möglich hält, und wie ich mich dabey nehmen soll. Kleewitz hat mir übrigens gar nicht geantwortet, mein ganzes Vertrauen ist auf den alten edlen Hellwing. Empfiehl mich ihm doch

[1]) Diese zwei Wörter fehlen im ersten Druck.

[2]) Im Druck Satzende mit „warten“ (Z. 10 v. o.); das folgende fehlt.

[3]) Hier endigt der Druck im „Gesellschafter“ und enthält nur mehr die Unterschrift und die Randschriften, diese ohne Namen.

und sondire ihn über den Punckt, ob ich nicht Pension oder länger Urlaub erhalten kann, und bey wem ich, nach Ablauf meines Urlaubs einkommen soll, beym Minister oder der Cammer?

Dein Werner.

[Randschriften:]

Ich bitte auch die Randglossen zu lesen! Alles ist paginirt[1])! Meine Frau grüßt dich und die Deinige herzlich. Schreibe recht bald! An Struensee habe ich durch Sandern geschrieben, Sander wird ihm ein Exemplar meiner Templer spediren. Das sub rosa. Ich habe Struensee in unbestimmten Ausdrücken um einen Posten gebeten. Aber es muß ein fauler seyn. Am liebsten hätte ich Pension oder längeren Urlaub. Kann ich einen recht guten und recht faulen Posten in Berlin kriegen, so gienge ich wohl auch dahin. Entrirt Struensee auf mein Gesuch auch nicht, so dient es mir bey Voß doch künftig zur Legitimation, daß ich ihn [sic][2]) nicht zur Last fallen will. — Am aller — allerliebsten wollte ich eine wenn gleich kleine Pension haben, da mir das Dienstleben fatal ist, oder wenigstens unbestimmten noch verlängerten Urlaub, sondire doch Hellwingin recht ernstlich darüber und bey wem ich, wenn mein Urlaub sich endigt, nehmlich auf den Maertz k. J. einkommen soll, ob bey der Cammer oder dem Minister, auch warum ich eigentlich bitten soll, um längeren Urlaub oder Pension oder was sonst? Suche doch einen bestimmten Rath von Hellwing darüber einzuhohlen, nimm dich der Sache thätig an und benachrichtige mich bald ausführlich vom Resultat. Es hängt Kopf und Kragen, mein Glück und Unglück daran! —

48. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 9ten Januar 1804.

Hochachtungswerther Freund!

Nachdem ich solange in der gerechten Hoffnung getäuscht worden bin, durch ein Schreiben von Ihnen erfreut zu werden, so ist es — so ungern ich Sie incommodire — mir unmöglich, ein längeres

[1]) Diese zwei Sätze fehlen im Druck.

[2]) Von W. eigenhändig korrigiert aus: ihm.

Stillschweigen zu beobachten, sondern ich muß diesen Jahreswechsel, zu dem ich Ihnen und Ihrer lieben Familie das beste und verdienteste Glück wünsche, benutzen, mich über verschiedene Punkte mit Ihnen zu besprechen.

Es war von jeher bey mir Gesetz, wenn Jemand mir soviel Güte erwiesen hatte, um ihn für meinen Freund halten zu können, daß ich auch nie an seiner Freundschafft zweifelte, und selbst bey einer Demarche, die der unter Freunden üblichen Verfahrungsart nicht entsprach, lieber mein Urtheil gänzlich suspendirte, ehe ich mir ein auch nur zweifelhaftes über einen gegen mich edeldenkenden Mann erlaubte. Dagegen eilte ich in solchen Fällen stets, um durch Offenheit von meiner Seite auf der andern gleiche Offenheit zu verdienen und so mich von meinen Zweifeln und zugleich von der schmerzhaften Furcht zu befreyen, vielleicht einen Freund verlohren zu haben. — ich bin mit Ihnen jetzt in einer ähnlichen Lage; verzeyhen Sie mir es daher, wenn ich ein gleiches Verfahren mit Ihnen beobachte.

Sie wissen es aus meinen Briefen, wie tief ich Ihre Güte und freundschafftliche Theilnahme an meinem verworrenen Schicksaale gefühlt habe, das Andenken daran wird nie aus meiner Seele weichen, umsomehr als ich Ihnen ganz fremd, Ihre gütige Verwendung für mich, die Sie mir unaufgefordert Selbst anboten, daher mehr natürlicher Edelmuth als Freundschafft zu nennen war. Soll es mich also nicht schmerzen, wenn ein Mann, der mir soviel gerechte Hochachtung einflößte, mir mehr Theilnahme äußerte als ich vielleicht verdiene, mich seit geraumer Zeit mit einer Gleichgültigkeit behandelt, die ich vielleicht noch weniger verdiene?

ich weiß es, theuerster Freund, aus Ihren Briefen, daß Sie krank sind, daß Sie als Mensch und FamilienVater im verwichenen Jahre viel gelitten haben, und Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie innigst bedaure. Ich spreche auch jetzt nicht von meinem Honorare für den 2ten Theil und meinen kleinen im vorjährigen Winter auf Ihren Befehl für Sie gemachten Auslagen, sondern will vielmehr, so höchst nöthig ich in meiner beschränkten Lage G e l d b r a u c h e in Betreff dieser Zahlungen mit Vergnügen solange warten, als es

Ihnen convenabel ist solche zu berichtigen[1]). Aber außerdem ist Ihr Betragen gegen mich so räthselhaft, daß ich mein Urtheil darüber suspendiren und mir von Ihnen immediate darüber Belehrung mit der Offenheit erbitten muß, die Sie mir Selbst zur Pflicht gemacht haben und die ich um so strenger beobachte, als es bey mir Grundsatz ist, gegen einen Freund ohne alle MittelsPersohnen zu handeln. Aus letzterem Grunde habe ich von meinen Zweifeln bis jezt weder an Itzig noch Peguilhen etwas erwähnt, sondern schreibe an Sie unmittelbar, mit einem Herzen voll Achtung, Freundschafft — und Schmerz! —

Hier sind meine KlagePunkte! —

1) Sie waren so gütig mir in Ihrem letzten Briefe, ich glaube vor vier Monathen[2]) zu schreiben: ich solle den 2ten Theil in wenigen Tagen erhalten. Mittlerweile sind wir bis zum Januar 1804 vorgeschritten, die hiesigen Buchhändler haben sämmtlich Exemplare des 2ten Theils erhalten, und ich der Verfasser der sie zu allererst hätte erwarten können, noch gar keines, auch nicht einmahl ein Schreiben von Ihnen, oder, wenn eigene Geschäffte Sie auch davon abgehalten hätten, nur eine kurze Nachricht um zu wissen woran ich bin. Diese Vernachlässigung beschämt mich nicht nur und macht mich traurig, sie exponirt mich auch der äußersten Verlegenheit, da ich theils von den mir übersandten FreyExemplaren des 1sten Theils, einigen Warschauer Freunden welche zugestellt, mithin die Verbindlichkeit auf mich geladen habe, ihnen auch den 2ten Theil zu übermachen; theils auch da ich, wie jeder Autor, gesonnen war, die Exemplare um deren Verabfolgung gegen baare Bezahlung (oder Anrechnung auf mein Honorar) ich Sie in verschiedenen Briefen gebeten habe, einigen bekannten Gelehrten zum Geschenke zu übersenden; eine Maasregel die Ihren Absatz des Werks vermehrt, mir einigen Ruf verschafft haben würde, und jezt, da das Buch schon öffentlich debitirt wird, bey weitem nicht von so

[1]) Dahinter ist folgender Satz gestrichen: „umsomehr da ich von Ihrer gewohnten Billigkeit voraussetzen darff, daß Sie den Termin dazu nicht zu lange verschieben werden.“

[2]) W. hat den letzten Brief Sanders (de dato 1. XI.) anfangs November 1803, also gerade zwei Monate früher erhalten.

günstigem Erfolge mehr seyn kann. Das Sonderbare daß Jedermann ein Buch hat, nur nicht der Verfasser selbst, bringe ich ohnehin nicht in Anschlag, so wie ich überhaupt diesen KlagePunkt gerne vergessen will, wenn Sie, (warum ich hiedurch wiederholentlich bitte) so gütig sind, mir des baldigsten: die abgemachten 12 Frey-Exemplare des 2ten Theils, und sodann, gegen Anrechnung aufs Honorar, die Anzahl Exemplare von beyden Theilen zu schicken, um die ich Sie gebeten habe, nehmlich (inosofern Sie Sr. Excellenz von Struensee und Hrn. C[ammer] R[eferendar] Itzig jedem ein Exemplar von beyden Theilen gütigst zugestellt haben) von beyden Theilen noch vier vollständige Exemplare, so daß ich Ihnen überhaupt (jene beyden mit eingeschlossen) den Werth von sechs Exemplaren demnächst zu vergütigen haben würde. Könnten Sie außer den 12 FreyExemplaren des 2ten Theils, mir noch ein Paar FreyExemplare des Ganzen zustellen, so würden Sie mich sehr verbinden, doch ist das ein Wunsch den ich unbedingt Ihrer Güte anheimstellen und auf dessen Erfüllung ich schlechterdings keinen Anspruch machen will!

Was das, wie ich höre, noch nicht fertige TitelKupfer zum 2ten Theile betrifft, so glaube ich daß es Ihrer eigenen Convenienz gemäß seyn würde, wenn es etwas besser als das vom ersten ausfiele, doch suspendire ich darüber auch sehr gern mein Urtheil und wünschte wenigstens nur daß es bald fertig seyn möchte! —

Mein 2ter KlagePunkt sind die mannigfaltigen und meiner Ueberzeugung nach nicht gantz glücklichen Abänderungen im 2ten Theile, den ich von einer hiesigen Buchhandlung geliehen[1]) und durchgelaufen habe. Sie wissen es daß ich über diesen Punkt Sie dringendst bat, mir wenigstens über den 2ten Theil Ihre mir immer schätzbare Bemerkungen schrifftlich mitzutheilen, ehe Sie am Manuscripte Aenderungen machten. Doch diesen Wunsch sind Sie nicht so gütig gewesen zu erfüllen, und so hat sich manche Aenderung eingeschlichen, die wohl auf keinen Fall meinen Beyfall haben kann. Ich spreche hier nicht von den Noten des Setzers, im Gegentheil bin

[1]) Siehe die vorige Nummer S. 226; damit ist die übertriebene Angabe W.s auf der folgenden Seite 231 (Z. 12 v. u.) zu vergleichen.

ich Ihnen vielen Dank schuldig, daß Sie das dumme Zeug ausgelassen haben. Aber manchmahl[1]) haben Sie einer gewissen ich möchte sagen prosaischen Correctheit des Jambus, alle Krafft der Diction geopfert, Stellen ausgelassen, wie im Gespräche der Hofleute Anfangs des 3ten Akts[2]), die zum Zusammenhange erforderlich waren, selbst die mir nicht mißlungenen Stanzen in Adalberts Erzählung im Kloster, offenbar auf Kosten des Reims und Wohlklangs z. Ex[empel] Trümmern und Flimmer, abgeändert[3]) und endlich die LieblingsStelle von mir, wo Molay im letzten Akte zum Cardinal sagt:

„ich hab' geglüht, ich habe Gluth belächelt"

der unbedeutenden Härte in „hab' ge" wegen so geändert „ich glühete, ich habe Gluth belächelt"[4]) die, ohngerechnet daß das Imperfectum vor dem Perfectum nicht gesetzt werden kann, auch dadurch im Sinne entstellt, und für Scansion und Declamation gleich fatal geworden ist. Es wäre mir ein Leichtes mehrere dergleichen Stellen auszuheben, wenn ich sie (ich habe das Exemplar vor einem ViertelJahre gelesen) noch im Kopfe hätte, auch bin ich überzeugt daß jede mir unrichtig scheinende Abänderung nicht sowohl von Ihnen, den ich als geschmackvollen Kunstkenner hochschätze, sondern während Ihrer Krankheit vielleicht von einem andern minder glücklichen Verbesserer gemacht worden ist. Bitten muß ich Sie aber herzlich, daß wenn (wie ich freylich nicht hoffen darff) es mit meinem Werke etwa zur zweyten Auflage kommen sollte, Sie mir erlauben zu bestimmen was gedruckt werden soll und Manches von dem, was jetzt ohne Grund weggelassen oder verändert ist, wieder in Integrum zu restituiren, denn es muß für uns Beyde gleich hart seyn, für fremde Sünden zu büssen, und ich bin überzeugt, daß der wahre Kunstfreund lieber Härte als flache Correctheit, wenn

[1]) Korrigiert aus „sehr offt".

[2]) Stellen, die auch in den späteren Drucken weggeblieben sind.

[3]) Siehe erste Aufl. III. 10, S. 174, 5. Strophe (= A. Schr. 5. Bd., ebenda S. 118); so in sämtlichen Drucken.

[4]) Siehe 1. Aufl. VI. 3, S. 362 (= A. Schr. 5. Bd. S. 244); die ursprüngliche Lesart der Handschrift blieb also auch später unberücksichtigt.

sie dem energischen Ausdrucke schadet oder gar das Metrum und den Sinn verdirbt, liebt, daher muß ich Sie bitten mir in dem freylich nicht wahrscheinlichen Fall einer 2ten Auflage zu erlauben, das Manuscript nochmahls zu revidiren.

Mein 3ter KlagePunkt ist die beynahe injurieuse Recension meines zweyten Theils in Merkels Ernst und Scherz[1]). Da Sie mein Urtheil über Merkel aus meinen früheren Briefen wissen, so werden Sie mich wohl keiner Lüge zeyhen, wenn ich Ihnen auf Ehre versichere, daß mir Merkels Lob meines ersten Theiles den größten Schreck und Aerger, sein plumper Tadel meines zweyten aber, die größte Freude gemacht hat. Auf der andern Seite aber gerathe ich doch dadurch, bey dem großen Haufen der Leserwelt in eine närrische Klemme. Merkel ist durch den Freymüthigen doch immer mit Ihnen in einigem nexu; demohngeachtet tadelt er ein in Ihrem Verlage erschienenes Buch, dem Sie Selbst einmahl Ihren Beyfall schenkten, mit so vieler Bitterkeit; was kann ich mir also von seiner Antipodin, der Zeitung für die elegante Welt, versprechen, die ohnehin so sehr gegen den Freymüthigen erbittert ist, daß ich schwehrlich glaube, daß etwas was in Ihrem Verlage erscheint, Gnade vor ihren Augen finden wird[2]). Wie gesagt, was meine Persönlichkeit betrifft, so hat mich auf Ehre Merkels Lob äußerst niedergeschlagen und Merkels Tadel unendliche Freude gemacht, auch sind wir Beyde, Sie und ich, wie ich glaube weit davon entfernt, uns vortheilhafte Rezensionen bey den ohnehin so in Verfall gerathenen critischen Richterstühlen zu bestellen; ob es aber Ihrer Convenienz nicht angemessener gewesen wäre, die Bitterkeit des sinnlosen Merkelschen Tadels zu mildern, wenn Sie es konnten, ist eine andre Frage. Ueberhaupt gehört die Sache mit zu denen Räthseln, durch deren Auflösung Sie mich sehr verbinden würden, da ich schlechter-

[1]) Siehe 43. Blatt vom 26. November 1803.

[2]) In dem Korrespondenz-Artikel „Einige Bemerkungen über Königsberg“ führt der Verfasser bittere Klage über den Mangel an Kunstinteresse und die Gleichgültigkeit der Königsberger, „mit der man den, gewiß nicht unverdienstlichen Verfasser der „Söhne des Thales“, unsern Landsmann, unter uns herumwandeln läßt, ohne an ihm und seinem Werke Theil zu nehmen“ (Ztg. f. d. elegante Welt 1804, Nr. 24).

dings nicht weiß in welchem Verhältnisse Sie zu den Menschen der alten und neuen Schule stehen. Wenn es übrigens hier auch heißen mag: peccatur intra Iliacos muros et extra[1]), so haben wenigstens K[otzebue] und Merkel so viele Beweise ihrer critischen Unzulänglichkeit und Dürfftigkeit gegeben, daß sie wohl bei keinem Unbefangenen als competente Richter passiren können. Nur närrisch wäre es für mich, daß ich, wenn die neuere Schule (der ich übrigens, ehrlich gesagt, am meisten zugethan bin) unverdienterweise ihren Groll an mir auslassen sollte, zwischen beyden Partheyen verlassen in der Mitte stehen bleiben müßte! —

Ad 4) — aber NB das ist kein KlagePunkt, sondern eine Bitte! — ad 4) bitte ich also, daß Sie da Sie Sich so gütig meiner angenommen und mir die gütige Besorgung des Ihnen längst von mir übersandten Briefes an Struensee Selbst offerirt haben, mich auch gefälligst benachrichtigen möchten, ob und was mein Brief, auf den ich noch keine Antwort erhalten, für Effect gemacht hat.

Endlich 5) ersuche ich Sie herzlichst und freundschafftlichst um Auskunft welche Schritte ich bey Hrn. von Kleewitz machen soll, um im schlimmsten Fall Verlängerung meines aufs Frühjahr zu Ende gehenden Urlaubs zu erhalten, und was er von der Sache meynt. Das ist der HauptPunkt denn an der Fortsetzung meines Urlaubs bis zu dem gewiß nahen Tode meiner sterbenskranken Mutter hängt mein Wohl und Weh! —

Halten Sie übrigens diesen Brief für den Erguß eines redlichen freundschafftlichen aber gekränkten Herzens. Schreiben Sie mir bald und milde, ich verdiene Ihren Zorn nicht, ich bin ein ehrlicher Kerl und liebe und schätze Ihren edlen Character von gantzem Herzen. Schreiben Sie mir offen, was mein Buch für Sensation macht und ob Sie ein andres dramatisches Werk, was ich unter Händen habe, wohl verlegen möchten?

Vor allem bleiben Sie Freund

Ihres ewig dankbaren treuen Dieners
und Freundes

Werner.

[1]) Horaz, ep. 1, 2, 16.

[Randbemerkung auf der ersten Seite:] Schicken Sie mir doch gütigst bald meine Exemplare nebst Kupfer.

49. An Ernst Friedrich Peguilhen.

K[önigs]B[erg], 6ten Febr. 1804.

Mein innigst geliebter Freund!

Ich danke Dir[1]) herzlich für Deinen ob zwar etwas schalen[2]), doch volumineusen, redlich gemeynten und kräftigen Brief. Er überzeugt mich in meiner schon lange gehegten Meynung, daß Worte nur ein schwaches größtentheils[3]) unwürksames communicatives[4]) Mittel unsrer meisten[5]) Gefühle und Ideen sind. Eben so fest bin ich aber auch[6]) überzeugt, daß, wenn wir auch in Worten weit genug differiren, wir doch im Geiste und in der Wahrheit völlig harmonisch sind. Du leitest alles auf den Eudaemonismus. Glücklich seyn zu wollen ist freylich dem Menschen angebohren, daß er aber diesen Wunsch zum Princip seines MoralSystems nicht machen kann, scheint eben so wahr. Dieser Glückseeligkeitssucht hält indessen in Deiner schon von Natur rechtlich gebildeten Seele, die hohe, Dir unverlöschlich[7]) eingeprägte Idee der Freyheit das Gleichgewicht, und Du hast gantz recht daß der Grundsatz = mache Deine Glückseeligkeit mit der allgemeinen harmonisch, dem von mir aufgestellten = strebe das Organ, vermittelst dessen Du Dich als Theil des Ganzen fühlen mußt, in Dir auszubilden, im Ganzen für das moralische Betragen[8]) in Rücksicht auf unsre Handlungsweise identisch, und da beydes dem Egoismus entgegenstrebt, von

[1]) Die Anredewörter, bald mit Majuskel, bald mit Minuskel im Original, sind einheitlich mit großem Anfangsbuchstaben gedruckt.
[2]) Der Druck hat: „späten".
[3]) Fehlt im Druck.
[4]) Druck: „Communications-".
[5]) Druck: innersten.
[6]) Fehlt im Druck.
[7]) Druck: unauslöschlich".
[8]) Dahinter im Druck: „und".

ziemlich gleichem Effect ist. Aber nur in Bezug auf Handlungen nicht auf das handelnde Subject! — Du mit Deinem Glückseeligkeitssysthem mußt Dich verhenkert wickeln und quälen wenn Du es dem wohlbegründeten Anspruche aller auch frey und glücklich zu seyn anpassen willst. Du mußt in vielen Fällen Dein Gefühl unterjochen, der ächte Religiöse d. h. wenn Du willst, der Mensch von völlig ausgebildeten und gereinigtem Gefühl aber, hat das gar nicht nöthig, es kommt ihm gar nicht ein etwas mehr seyn zu wollen, als ein Glied in der Kette des Universums und ich habe in meinem 2ten Theil in der Parabel meines Erachtens richtig gesagt: der Mensch fiel weil er Etwas seyn wollte[1]), und kann nicht eher aufstehen als bis er diese Idee ganz aufgegeben und sich darauf beschränkt, darin seine Glückseeligkeit gefunden hat, das seyn zu wollen, was er ursprünglich ist . . . ein Strahl der Gottheit, ergossen einen Punkt des Universums zu beleuchten zu erwärmen, zurückfließend wenn dieses Geschäffts [sic!] vollbracht ist. In dieser Hinsicht und um diese und ähnliche Ideen zu versinnlichen habe ich den 2ten Theil meiner Thalssöhne die Kreuzesbrüder geschrieben, und ob ich gleich nicht erwarten kann, daß sie Deinen Ideen entsprechen werden, so habe ich doch die Hoffnung, daß Du sie in Zukunft billigen wirst, und auf jeden Fall die Beruhigung in diesem 2ten Theile — denn der erste ist gegen ihn nullius momenti[2]) — meine tröstendsten und erquickendsten Gefühle mitgetheilt und vielleicht Manchen, so gut es sich in einem öffentlich bekannt zu machenden Gedichte thun ließ, für das ewig Heilige erwärmt zu haben. Da unsre Herzen so sehr harmoniren und auch unsre[3]) Raisonnement darin übereinkommt, daß wir beyde etwas Heiliges statuiren — (eine nicht häufige Erscheinung in unsrer jetzigen Welt) — nur mit dem Unterschiede, daß Du dieses Heilige Freyheit nennst, und ich Gottverähnlichung, so will ich Dir auch gern Deinen Glauben lassen, und bin überzeugt, daß, wenn Du länger lebst, auch

[1]) A. Schr. 5. Bd. S. 188.

[2]) Im Druck dafür: „nichts".

[3]) Druck: „unser".

über lang oder kurz das Wort bey Dir erfüllt werden wird, was Molay vor seiner Hinrichtung sagt:

ich hab' geglüht

(nicht ich g l ü h e t e wie es sinnlos beim Abdruck corrigirt worden ist)

ich hab' geglüht, ich habe Gluth belächelt
und nun die Decke fort ist — bet' ich an.

Was mich betrifft, so kannst Du versichert seyn, daß die Poesie wenigstens mich menschlichen Absichten nach nicht zum Wahnsinn führen wird, und zwar aus der simplen Ursache, weil ich vor tausend Lappalien nur selten an Poesie denken kann, und dann auch weil ich um mit dem Geiste der Zeit fortzuschreiten, mich [1]) in die Lectüre einer Sündfluth von Journälen habe werfen müssen, wodurch ich im eigentlichsten Verstande rückwärts schreite. Doch habe ich ein neues Trauerspiel angefangen, von welchem ein andermahl, da fatale Zahnschmerzen, die mich seit mehreren Tagen verfolgen, mich auch zur GedankenCommunication verteufelt ungeschickt machen. Ich gehe also ohne Verzug

zum p r o s a i s c h e n T h e i l meines Briefes über, den ich jedoch auch mit Aufmerksamkeit zu lesen, Dich bitten muß. Für die Nachricht von Hellwings [2]) Äußerungen in Betreff meiner danke ich Dir; der alte herzliche [3]) Mann hat seitdem selbst an mich geschrieben, und mir ein gleiches geäußert. Indessen habe ich kürzlich wieder, wiewohl durch einen andern verleitet, einen dummen Streich gemacht, den ich Dir hiedurch sub rosa anvertrauen will — Kolk schrieb mir nochmalig [4]) aus gutem Herzen, der Posten des Stadt-Raths Rudolphi in Warschau würde vacant werden, durch dessen selbst sich zugezogene Verabschiedung; im Fall ich also noch etwa nach Warschau zurück, und diesen im Grunde sehr einträglichen

[1]) Im Druck geänderte Wortstellung.
[2]) Dieser und die folgenden Namen fehlen im Druck.
[3]) Druck: „treffliche“.
[4]) Druck: „nämlich“.

Posten haben wollte, so sollte ich unverzüglich an Hellwing schreiben. Da nun meine Lage in Königsberg nicht eben die angenehmste ist, und ich in einer Anwandlung von übler Laune ziemlich Lust hatte den StadtRaths-Posten (der doch summa summarum bey mäßiger Arbeit 800 Thlr. abwirfft) zu schlucken, so schrieb ich auf der Stelle an Hellwing, jedoch, um Kolken nicht zu compromittiren, bloß in allgemeinen Ausdrücken: ein Freund aus Warschau habe mir das und das gemeldet, meine Lage hier sey so so, ob er (Hellwing)[1]) mir nicht den StadtRathsPosten verschaffen könne, auf welchen Fall ich nach Warschau zurückkehren wolle pp. Hierauf antwortete mir Hellwing vor ohngefähr acht Tagen in einem Briefe woraus der gantz herzliche treffliche Character des braven Mannes hervorleuchtet dessen Resultat jedoch ist: man werde an Rudolphin wahrscheinlich Gnade für Recht ergehen lassen, selbst aber auf den schlimmsten Fall, wenn er cassirt würde, sey die Idee Sr. Majestät und Sr. Exc:[2]) zu solchen Posten invalide Offiziere! Regiments-Quartiermeistern pp zu placiren ich würde also mit einem Gesuche um diese Stelle nicht nur abgewiesen werden, sondern müsse auch risquiren, daß der Minister[3]) mir antworte: kannst Du als StadtRath nach Warschau gehen, so kannst Du es auch als KammerSecretair, und daß ich sonach nicht nur mir die Verlängerung meines Urlaubs — zu der jezt doch noch einige Aussicht sey, dadurch unmöglich machen, sondern auch den Befehl veranlassen könne, gleich nach Warschau zurückzugehen, oder meinen Abschied zu nehmen. Sein (Hellwings)[4]) Rath sey also keinen Schritt in der Sache weiter zu thun, doch könne ich machen was ich wolle pp. Diesem Avis au lecteur nun gemäß, welchen ich für sehr gegründet halte, entschloß ich mich auf der Stelle, und schrieb an Kolk, daß ich gantz von der Idee dieses Postens abstrahire und hier in Königsberg bleiben wolle. Hellwingen jedoch noch einmal zu schreiben, gieng nicht

[1]) Im Original über der Zeile; fehlt im Druck.

[2]) Dieser Zusatz hinter „Idee“ fehlt im Druck.

[3]) Dafür im Druck „man“.

[4]) Diese Einschaltung fehlt im Druck.

füglich an, da ich ihm nur [1]) kürzlich zwey Briefe geschrieben habe, die er auch sehr höflich und ausführlich beantwortet hat. Es liegt mir aber umsomehr daran, ihn von dem daß ich seinen Rath befolgt und mir den StadtrathsPosten gantz aus dem Sinne geschlagen habe, zu benachrichtigen, als das Ende meines Urlaubs herannaht, und Hellwing doch wissen muß, woran er mit mir ist. Ich bitte Dich also als Freund, ins Mittel zu treten, und wenn Hellwing mit Dir von mir spricht, und Dir etwas von meiner Idee in Betreff des StadtrathPostens sagt (denn wenn er davon nichts sagt so ist es besser den Punkt nicht zu berühren) wenn er also mit Dir davon anfängt, so bitte ich Dich ihm zu sagen, ich hätte Dir geschrieben 1) daß ich von dem StadtRaths Posten in Warschau gantz und umsomehr abstrahirt hätte, als ich auf den Fall meine Mutter noch unter curatela mentis sezzen lassen müßte. Lezzteres wollte und könnte ich jedoch um so weniger, da meine Mutter täglich schwächer würde, und (was auch so wahr Gott lebt wahr ist) ihr Arzt versichert hätte, es sey unmöglich, daß sie dies Jahr überleben könne, und höchst wahrscheinlich, daß sie auf Frühjahr aus der Welt gehen werde. 2) Daß ich hier in Königsberg unmöglich mit wem tauschen könne, weil alle Secretairs besser situirt wären, und keiner tauschen wolle (das ist wahr, und daß ich aus tausend Gründen auch nicht tauschen will ist auch wahr!) 3) Daß ich nach Warschau als KammerSecretair auf keinen Fall zurückgehn kann noch will, weil ich, da ich keinen Groschen eigen Capital mehr habe, und meine Mutter mir bey ihren Lebzeiten nichts geben kann noch will, verheirathet mit 425 Thlr. Gehalt, in Warschau verhungern muß 4) daß ich nur Urlaub haben wolle bis an meiner Mutter Tod, und dann wieder dienen wolle (ist zwar gelogen, weil ich dann meinen Abschied nehme, kann doch aber gesagt werden) 5) daß ich jezt nur einstweilig den Urlaub verlängert wissen wollte, entweder tacite daß mich das Departement nicht zur Rückkehr monire oder expresse daß ich darum einkäme. — Sprich darüber mit Hellwing, (über die Punkte ad 2—5) auf jeden Fall, über den ad 1) nur dann, wenn er selbst davon anfängt, aber nenne ihm den Kolk ja nicht, ich möchte um kei-

[1]) Fehlt im Druck.

nen Preiß den guten Kerl compromittiren. — Mein Urlaub ist (das erwähne aber nicht an Hellwing)[1]) den 1sten Märtz zu Ende; die Hauptsache ist jezt nur, daß das Departement noch etwa ein Vierteljahr hinterher das Maul hält[2]), und daß Du Achtung giebst, wenn sie in Berlin unruhig werden, und mir Nachricht giebst, daß ich alsdann an den Minister[3]) schreiben kann. Denn sobald und ohne Noth will ich das nicht gern thun! handle als Freund!

Sander hat mir noch gar nichts geschickt, weder den 2ten Theil noch sonst was. Sprich doch mit ihm verblümt, er soll mir das Buch schicken. Ich hab ihm auch geschrieben, aber keine Antwort. Der Mensch[4]) handelt wie . . . .[5]). Auch Itzig. Schreibe gar nicht. Erinnere ihn! Schreibe bald Deinem Werner.

[Randbemerkungen über der Anschrift:][6]) Laß mir Sander ja bald den 2ten Theil schicken, ich bin sonst in äußerste Verlegung [sic!]. Meine Frau grüsst herzlich! Wie gefällt Euch mein Buch in Berlin?

50. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, d[en] 1sten Maertz 1804.

Theurer Freund!

meine Mutter ist den 24sten Februar c[urrentis] gestorben. Indem ich Ihnen dieses melde, bin ich von Ihrer Theilnahme über zeugt und gewiß, daß Sie die Wunden meines Herzens nicht aufreißen werden. Der Tod dieser beyspiellosen Dulderin, dieses Weibes von dem hellsten nur durch eine zu glühende Phantasie unterjochten Verstandes, war zwar Wohlthat für sie, und sollte mich mindestens in dieser Hinsicht nicht schmerzen; aber sie hat mich mehr vielleicht als irgend eine Mutter ihr Kind geliebt, und daher die

[1]) Die Worte der Parenthese stehen über gestrichenem: „entre nous".
[2]) Im Druck geändert in: „schweigt".
[3]) Fehlt im Druck.
[4]) Diese folgenden Sätze fehlen im Druck bis auf den Schlußsatz.
[5]) Ein Wort [unleserlich].
[6]) Fehlen im Druck.

Trauer der ich noch nicht Meister werden kann und will. Friede mit ihr und uns ein so sanftes Ende als das ihrige!

ich habe den Todesfall dem Departement angezeigt, und, da die Auseinandersetzung meiner Angelegenheiten, meinen Aufenthalt hieselbst bis zum Michael a[nni] c[urrentis] schlechterdings nothwendig macht, um UrlaubsVerlängerung bis zum 1sten October d. J. unter Anführung der Gründe gebeten. Auch an Herrn G[eh.] F[inanz]R[at] v. Kleewitz habe ich dieserhalb immediate geschrieben; ich würde vielleicht so frey gewesen seyn Ihnen den Brief zu übersenden, wenn Ihr so langes Stillschweigen mir diese Dreistigkeit erlaubt hätte. Sind Sie noch gütig gegen mich gesinnt, so bin ich überzeugt, daß Sie mein Gesuch bey Ihrem Freunde von Kleewitz unterstützen werden; wenigstens gebe ich Ihnen als ehrlicher Mann die Versicherung, daß ich jetzt ernstlich gesonnen bin, nach Regulirung meiner Affairen nach Warschau auf meinen Posten zurückzukehren, daß nicht Faulheit sondern unvermeidliche Nothwendigkeit der Grund meines abermahligen UrlaubsGesuchs ist, und daß ich nie die Dankbarkeit vergessen werde, die Ihre unverdiente Güte bey Beförderung meines Intresse in mir erweckt hat.

Was Ihr räthselhaftes Schweigen betrifft, so steht mir zwar darüber, im eigentlichsten Verstande, der Verstand stille, doch suspendire ich darüber mein Urtheil. Daß Sie mir den zweyten Theil noch nicht geschickt, daß Sie mir das Honorarium dafür noch nicht entrichtet haben, daß Sie mich in so langer Zeit nicht einmahl eines Schreibens gewürdiget, setzt mich zwar, besonders jetzt, wo ich Geld brauche, der äußersten Verlegenheit aus; — doch, Sie haben einmahl edel an mir gehandelt, Sie werden Ihren Character nie verleugnen! — Das ist der Glaube den ich festhalte, der mich überzeugt, daß von so vielen Briefen, wenigstens dieser nicht unbeantwortet bleiben wird, und daß ich mich stets, mit eben der Innigkeit und Werthschätzung als jetzt werde nennen können

Ihren

ganz ergebensten

Freund und Diener

Werner.

51. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Königsberg, den 1. März 1804.

Mein edler redlicher Freund!

Die erste wichtigste Nachricht, die ich Dir geben kann, ist die: daß meine Mutter, die so unsäglich viel gelitten hat, am 24. Februar d. J. Morgens um 9 Uhr in meinen Armen gestorben ist. Ich habe den Fall längst vorhergesehen, gewünscht und ihrer selbst wegen wünschen müssen, aber es ist doch schrecklich, eine Mutter zu verlieren, wenn sie den Sohn so unendlich liebt, als sie mich, dieses durch Geist, Phantasie und Leiden gleich ausgezeichnete Weib! Friede sey mit ihrer Seele, Gott helfe mir bald zu ihr!

Am nämlichen Tage, was sonderbar ist, starb Abends zu Warschau unser trefflicher Mnioch, wie mir von Kolk gemeldet worden, ganz unvermuthet und schnell am Schlagflusse[1]). Er ist noch mit guten Freunden zusammen, in einer halben Stunde lebend und todt gewesen. Er sieht jetzt auch schon, was er sonst nur geahnt hat. Auch ihm Friede, dem Verklärten! —

Beide Todesfälle haben auf mich besonderen Bezug, ich will Dir also ganz kurz meine Demarchen sagen. Da das Vermögen meiner Mutter hauptsächlich aus, zum Theil sehr kleinen Grundstücken besteht, die anders nicht als einzeln und getheilt verkauft werden können, so ist meine Gegenwart, um so mehr als die Capitalien alle nicht eher als Michael a[nni] c[urrentis] bezahlt werden, bis dahin hier schlechterdings nothwendig. Ich habe also wegen Verlängerung meines Urlaubs bis Michaeli 1804 dato immediate an das südpreußische Departement und auch zur Unterstützung dieses Gesuchs an Kleewitz, an Hellwing und an Sander geschrieben, bin auch wirklich ziemlich gesonnen, nach Beendigung dieses Termins meinen Posten in Warschau dennoch einstweilig wieder anzutreten, wenn

[1]) Nicht auf den 24., sondern bereits auf den 22. Februar fällt Mniochs Todestag; siehe Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Ztg. 1804, Nr. 47, Sp. 380, ebenso „Zeitung für die elegante Welt“ 1804, Nr. 29, deren ehrender Nachruf auf den Verstorbenen vom „Freymüthigen“ unter der Spitzmarke „Eine aufgestochene rhetorische Blase“ bespöttelt wird (1804, S. 296).

nur meine Sachen erst hier völlig arrangirt sind, was jedoch nicht eher als Michaeli oder den 1. Oktober c. statt haben kann.

Jetzt indessen ist noch ein Punkt, den ich vor der Hand keiner Seele anvertrauen will, und über den ich Dich daher das tiefste Stillschweigen zu beobachten bitte, ausgenommen gegen einen Solchen, der mir etwa in der Sache helfen kann. Du weißt, Mniochs Posten beträgt 800 Thlr. und ist für mich einer der wünschenswerthesten in den preußischen Staaten, da er einträglich, wenig dabei zu thun und Warschau, unter solchen Umständen, immer ein sehr angenehmer Ort ist. Ich habe daher aufs Gerathewohl, und um keine Zeit zu versäumen, beifolgende Supplik an den Chef des Lotterie-Departements, Minister Graf Schulenburg aufgesetzt, ihm solche aber nicht immediate schicken wollen, da ich nicht weiß, ob es nicht umsonst und der Posten vielleicht schon besetzt ist, ich aber nicht gern bei solchen Gelegenheiten vergebliche Schritte thue. Auch besorgte ich, daß wenn ich die Bittschrift immediate an Schulenburg eingesandt und dieser sie Voßen — bei dem ich unter heutigem dato Urlaubs-Verlängerung nachgesucht — vorgezeigt hätte, letzterer (nämlich Voß) böse werden und mir mein sehnlichst erwünschtes und nothwendiges Urlaubs-Verlängerungs-Gesuch abschlagen würde. Ich bitte Dich also, als meinen und meines guten Weibes treuen Freund, mit dem jungen Kriegsrath Graf Schulenburg (dem Plocker, der, wie ich höre, jetzt in Berlin ist) Rücksprache zu nehmen, mich ihm herzlichst und gehorsamst zu empfehlen, und ihn zu bitten, ob er seinen Onkel, den Minister Schulenburg[1]), nicht über die Sache sondiren und, w e n n er ihn geneigt findet, meine beifolgende Bittschrift — die ich auf allen Fall beigelegt, und damit Du sie aufmerksam durchlesen mögest, nicht couvertirt habe — überreichen, auch mich ihm a n g e l e g e n t l i c h s t zu dem Posten quaestionis emp-

[1]) Dem Minister Friedr. Wilh. Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert, (1742 bis 1815), Chef des Medizinal- und Lotterie-Departements, hatte Scheffner die erste Ausgabe seiner „Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst“ (1802) mit einer Zueignung gewidmet; den Neffen des Ministers, den Kriegsrat Grafen von der Schulenburg führt das Preuß. Hof- und Staatshandbuch für 1797 bis 1802 als Kriegsrat bei der Kriegs- und Domänenkammer in Bialystock; 1800 bis 1802 war dort Peguilhen sein Amtsgenosse.

fehlen könne. Alles aber nur in der Voraussetzung, daß über die Stelle noch nicht bestimmt disponirt ist, denn, sollte das der Fall seyn, so wäre es das Beste, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen und meine Supplik zu kassiren, was ich Deinem Gutbefinden eben so unbedingt überlasse, als das, ob Du Itzigen, an den ich in meinem jetzigen Wirrwarr unmöglich schreiben kann, von der Sache au fait setzen willst. Auf jeden Fall benachrichtige Itzigen vom Todesfall meiner Mutter, sage ihm, daß ich ihn herzlich und innigst liebe, aber sehr betrübt wäre, daß er mich so ganz vergessen hat! — Sollte mit Mniochs Posten es nichts seyn, so wirke wenigstens thätigst, daß ich bis zum 1. Oktober Urlaub erhalte; denn ich kann nicht eher zurück nach Warschau, und werde wohl den königlichen Dienst doch nicht verlassen können.

Meine Frau läßt Dich und die Deinige herzlichst grüßen. Kannst Du mir Mniochs Posten, unter welchen Bedingungen es wolle, schaffen, so erwirbst Du Dir Ansprüche auf meinen ewigen Dank. Schreibe bald Deinem treuen Freunde

Werner.

Nachschrift. Wende doch wegen Mniochs Posten Alles an, und rechne auf meine Erkenntlichkeit. Sollten deshalb noch andre Demarchen von meiner Seite nöthig seyn, so schreibe mir, was ich thun soll.

52. An Raphael Bock.

„Am HimmelfahrtsTage Mariae
im Kloster zur heiligen Linde

---

den 2ten July 1802 Rousseaus Sterbenstage“ [1])

In stiller Demuth nah ich Dir, Du Reine,
Und opfre Dir die reinsten meiner Triebe,
Und mit mir fleht ein Herz voll frommer Liebe

[1]) Siehe A. Schr. I. S. 124: „Unerhörtes Gebet an die Himmelskönigin“.

Um das was ich im tiefsten Innern meine,
Und daß — ob Tod und Schicksaal sich vereine [1])
Und mit der Welt sich gegen uns erhübe, —
Des Doppellebens Bronn uns nie sich trübe
Aus dem Dein Sohn erquicket die Gemeine.
Wenn dann die hohe Gluth uns aufgezehret,
Wie Jenen der zum Throne der Verklärung
Rein wie er ausgieng heute heimgegangen [2]);
Laß unsern Staub im Mutterschooß verkläret,
Zu Deiner Gnade herrlichen Bewährung
Als Blüthenpaar [3]) an Deiner Linde prangen! —

Dies schreibe ich Dir, mein inniggeliebter Freund Bock, zum Gedächtniß unsers Bundes und zur Ermunterung daß Du beharrest im Glauben und bleibest, was Du schön begonnen hast zu seyn, ein Priester des Ewigen und Bruder Deines auch das Heilige redlich suchenden

Bruders Werner.

K[oenigsberg], d. 12ten Maerz 1804.

Gott lieben ist der Weisheit Anfang und Ende
Der einzige Meister aber ist Christus Jesus [4])!

[1]) Davor „erhübe“ gestrichen.

[2]) Das erste Terzett lautet im Druck:
Wenn dann die Beide unser Sein verzehret,
Wie Jenen, der (o wär es zur Verklärung!)
Heut auch, wie wir, verzehrt ist heimgegangen;

[3]) Ursprünglich: Ein Doppel[paar] — Druck: Ein Blüthenpaar.

[4]) W. besuchte, nachdem er im Sommer 1802 zum Besuche der kranken Mutter Urlaub erhalten [siehe unsere Nr. 23], in Begleitung seiner jungen dritten Gattin (vgl. 1. Strophe, 3. Vers) den berühmten Marianischen Wallfahrtsort im Ermlande auf der Heimreise von Warschau nach Königsberg. Im Kloster zur heiligen Linde bei Rastenburg (Ostpreußen) läßt E. T. A. Hoffmann den Helden der „Elixiere“ geboren werden und seine Kindheit verleben, siehe H. v. Müller, E. T. A. Hoffmann II. Bd. 1. Heft, Brief an Kunz. Leipzig den 24. März 1814, S. 199. Düntzers Polemik gegen Dorow (siehe Zwei Bekehrte, S. 26. Anm.) war verfehlt, da dieser offenbar die Handschrift W.s gesehen. Ein Zweifel, daß W. damals gerade

53. An Karl Friedrich Fenkohl[1]).

Königsberg, den 25. März 1804.

Mein theurer, innigst geliebter, nie vergessener Jugendfreund!

Wiewol ich Dich immer in meinem Herzen getragen habe und mir auch schmeichle, von Dir nicht vergessen worden zu sein, so haben wir uns doch, gottlob, schon seit beinahe vierzehn Jahren nicht geschrieben. Du hast mir so wenig Deine Vermählung als ich Dir meine Heirathen notificirt. Doch, wir wollen darüber Beide einen Vorhang ziehen. Schenke Du mir Amnestie, ich schenke Dir das Gleiche, und so ist Alles vergeben und vergessen.

Aus der anliegenden Adresse wirst Du manche Schlüsse ziehen können. Der nächste ist: die mich itzt betroffene traurige Katastrophe. Meine Mutter ist den 24. Februar d. J. Vormittags um 9 Uhr in meinen Armen verstorben, nachdem sie elf Jahre krank und acht Jahre, bedenke, acht, acht!! Jahre unablässig bettlägerig gewesen ist. Bei solchen Gelegenheiten ist es tröstlich, Maurer zu sein und, was beinahe Dasselbe ist, Christ, um nicht an der Vorsehung zu

dieses Sonett an den scheidenden Freund Raphael gesendet, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil sich Dichtung und Begleitzeilen auf derselben Seite des einen Blattes befinden. Daher kann dieses Billett nicht auf das Sonett d. J. 1803 „Unerfüllte Weissagung" (A. Schr. I. S. 124 f.) bezogen werden. Raphael erhielt diesen poetischen Gruß W.s zum Abschied aus Königsberg, da er (Frühjahr 1804) eine Stelle als Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Bialystock antrat.

[1]) Karl Friedrich Fenkohl (irrig: Fehnkohl), Pseudonym: Karl Regiomontanus, geb. zu Königsberg in Pr. am 18. Nov. 1767, — gerade ein Jahr vor Werner — seit 1797 Stadt-Syndikus wie auch Mitglied der Kammer- und Justizdeputation zu Ansbach, 1807 in Ruhestand versetzt, entfaltete seine schriftstellerische Tätigkeit in den Jahren 1811 bis 1829 als Verfasser mehrerer Romane, anonymer Aufsätze und Mitteilungen in verschiedenen Tagesblättern. Herausgeber der „Geistesfunken Werners", Würzburg 1827. Siehe J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, XVII. Bd. S. 560, Holzmann-Bohatta, Pseudonymen-Lexikon, Wien-Lpz. 1906, S. 229. Ein längeres Manuskript von Regiomontanus über Werner besitzt das Märk. Prov. Museum, siehe Anhang II, Nr. 59.

verzweifeln. Hätte diese Frau, meine Mutter, diese heilige Kunstseele, die an Geist und Phantasie noch immer das erste Weib ist, was ich gekannt habe, hätte sie, die Keinem je ein Haar gekrümmt, Tausende von Menschen umgebracht, sie wäre durch ihr grenzenloses Leiden dennoch barbarisch bestraft worden, aber — Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und Keiner darf es wagen, zu fragen, warum der unerforschliche Meister Manchen so unerhört prüft und läutert, ehe er ihn zu den ewigen Graden befördert. Nur so viel über mich; ich leugne es nicht gegen Dich als Freund, ich habe meiner Mutter Tod meinetwegen, und selbst ihres unsäglichen Leidens wegen gewünscht, und dennoch, o Gott! was ist eine Mutter! Nur itzt fühle ich das am lebhaftesten, mein Herz blutet, so oft ich an sie denke, und es ist mein einziger Trost, daß ich sie über anderthalb Jahre kindlich gepflegt und abgewartet habe; daß ihr letzter Blick auf mich gefallen, und daß sie, so zu sagen, in meinen Armen gestorben ist.

Doch ich muß einlenken, um Dich erst einigermaßen zu orientiren. Das Natürlichste wäre, Dir meine Biographie von dem Augenblicke, wo wir uns im Jahre 1790 zu Stolzenberg (bei Danzig) bei Deinem Onkel zum letztenmal sprachen[1]), bis zum gegenwärtigen Moment mitzutheilen. Aber erstens kann ein Brief kein Buch werden, zweitens ist meine Geschichte zu tragisch, um mir den Moment, daß ich an einen glühend geliebten Jugendfreund schreibe, damit zu verbittern. Ein Abrégé muß ich Dir indessen, leider Gottes, doch geben, ganz kurz in chronologischer Ordnung. Diese Trauermär bedarf keines Schmuckes. — Also frisch dran zum Kelch der Bitterkeit!

Im Jahr 1791 lernte ich im Winter in Königsberg eine H[ure] aus Frankfurt a. d. O. kennen. Bis Johanni 1792 schleppte ich mich

[1]) Dorthin hatte sich Kriegsrat Scheffner, als er aus Kränkung den Staatsdienst quittiert hatte, auf eine kleine Besitzung zurückgezogen; er rühmt in seiner Autobiographie die „freye Aussicht auf die berühmtschöne Wald- und Wassergegend bei Danzig“. „Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben“. Leipzig, 1816 gedruckt und 1823 erschienen, S. 169 und 174.

mit ihr als Maitresse. Um jene Zeit ging ich mit ihr durch, weil mein Herr Vetter C[arl][1]), der Anfangs meinen Umgang mit ihr begünstigte, mich mit einemmal (ich war kaum 24 Jahr alt, da ich, wie Du weißt, 1768 geboren bin), zum Gegentheil zwingen wollte. Ich zog zigeunermäßig und unter Lebensgefahr mit dem Weibe in einer Kibitke von Königsberg über Danzig, Thorn etc. nach Warschau. Dort ward ich mit derselben eiligst und schleunigst getraut und kehrte dann mit ihr wohlbehalten nach Königsberg zurück. Hier kaufte ich im Herbst 1792 ein Gütchen von $7^1/_2$ Huben, mit vollen Scheuern, und verbarg mich da mit dem mir angetrauten Weibe. Aber eine H[ure] und das unschuldige Land! Ich verwünschte tausendmal das Landleben und verkaufte im Jahr 1793 das Gut mit ledigen Scheuern und einigem Profit. Südpreußen war eben occupirt, Königsberg mir nun eine Hölle. Ich ging allein auf gut Glück von hier nach Petrikau, wo unser Freund v. Foller[2]) Kriegsrath geworden, und war so dumm, mich daselbst als supernumerairer Kammersecretair zu engagiren, da ich, hätte ich mich damals als Referendarius anstellen lassen, itzt unfehlbar ein alter Kriegsrath wäre. Im Herbst 1793 holte ich meine Frau und Meubles nach. Im Frühjahr 1794 brach die Madalinsky'sche Insurrection aus. Ich verließ Petrikau, mit Beistimmung meiner Frau und mit Urlaub, und ging nach Berlin, um, wo möglich, dort anzukommen. Das ging nicht. Von Berlin ging ich über Frankfurt a. d. O., wo meiner ersten Frau Aeltern wohnten, gerade zu der Zeit, als in Warschau die Russenmassacre war, nach Königsberg. Mittlerweile flüchtete die petrikauer Kammer nach Thorn. Meine erste Frau, die während meiner Abwesenheit von Petrikau mit einem dortigen Kammersecretair gelebt hatte, verließ sodann Petrikau, suchte mich in Frankfurt bei ihren Aeltern und fuhr, als sie mich dort nicht fand, von da nach Königsberg ab. Indessen machte ich mich in Königsberg auf, um die, ich wußte nicht

[1]) Kriegsrat Johann Karl Linck, der Schwiegersohn der Kriegsrätin Kupner; diese war die Schwester von W.s Vater.

[2]) Dieser Studienkollege W.s war auch mit Friederike Schultz intim befreundet, siehe Anhang II, Nr. 3 und 4; zu W.s Anstellung in Petrikau vgl. Anhang II, Nr. 15.

wohin geflüchtete petrikauer Kammer und, wenn's Glück gut wäre, auch meine Frau aufzusuchen. Letztere fand ich in Marienwerder, und da ich selbst kaum wußte, wo ich bleiben würde, so zog sie nach Königsberg und ich auf gut Glück nach Thorn, wo ich die petrikauer Kammer fand. Um Johanni 1794 wurde eine neue Kammer zu Plozk organisirt, und ich, auf mein Bitten dorthin, jedoch wieder ohne Gehalt, versetzt. Hier mußte jedoch die neue Kammer bald, im Herbste desselben Jahres, vor Kosciuszko flüchten. Da dieser indessen bald gefangen wurde, zogen wir acht Tage darauf wieder in Plozk ein. Die herrliche romantische Lage dieses Städtchens an den hohen Ufern der Weichsel, die ungebundene genialische Garçonlebensart, die Heiterkeit der Polen, Alles zusammen trug dazu bei, die zwei Jahre, die ich daselbst zubrachte, zu den glücklichsten, frohesten, heitersten meines Lebens zu machen. Ich expedirte, ging spaziren, ritt, fuhr, tanzte, trank und dichtete. Meine Frau, die, da kein Mensch eine Frau füglich in Plozk placiren konnte, mittlerweile in Königsberg bei meiner schon damals kranken Mutter geblieben war, lebte dort nach Herzenslust mit einem schlechten Komödianten W. Ich trennte mich daher gerichtlich von der mir unwerthen Creatur und gab ihr zur Abfindung ein kleines Capital.

Im Jahre 1796 ward ein Theil der plozker Kammer nach Warschau versetzt. Ich, der ich den Wechsel so liebe, drängte mich nach Warschau, das ich in der Ferne für ein Paradies ansah, zu kommen.

Mein Wunsch gelang mir; ich ward dorthin versetzt und erhielt als Kammersecretair sucessive 425 Thaler, und als Secretair und Rendant des dort etablirten Collegii medici 100 Thaler Gehalt. Warschau war bei weitem das nicht, was ich träumte; die äußerste Sittenverderbniß, alle Laster zügellos, keine freundschaftlichen Verbindungen, kein schuldloser Genuß. Ich trieb mein Wesen wie in Plozk. Aber mein dortiger poetischer Genuß fehlte mir, und die Freiheit, für die ich in Plozk enthusiastisch eingenommen war und zu deren, namentlich des Helden Kosciuszko Ehren, ich im Zirkel einiger frohen Polen — keine Nation ist froher als die Polen —

mehre Gedichte gemacht hatte[1]), verekelte ich mir ganz und gar, als ich in Warschau ihre jämmerlichen Priester näher kennen lernte. Ich trieb mich in Warschau in schlechter Gesellschaft herum, doch machte ich keine schlechten Streiche, conservirte meinen Credit, betrog Niemand und verlor, mit einem Worte, unter den schlechtesten Umgebungen nicht mein edleres Selbst. Die Stiftung einer dortigen neuen, zum laten System gehörigen Freimaurerloge, zum goldenen Leuchter, gab mir Gelegenheit, meine längst aufgegebenen maurerischen Beschäftigungen wieder vorzunehmen. Ich trat zu der Loge, erhielt den Meistergrad und bekleidete ein paar Jahre und drüber das Amt eines Redners, wodurch ich Beruf und Lust erhielt, mehre maurerische Aufsätze in Prosa und Versen auszuarbeiten[2]) und den Brüdern die Wahrheit zu sagen, ohne ein Blatt vor's Maul zu nehmen.

Continuatum, den 30. März, am Charfreitage.

Da ich lieber langsam als kurz schreibe, so stehle ich mir immer Augenblicke zu diesem Briefe ab, selbst an dem heutigen wahrhaft heiligen Tage. Warum soll man auch nicht an dem Tage, wo der größte Freund der Gottheit und der Menschen die sterbliche Hülle abwarf, an einen Freund schreiben können?

Ich fahre in meiner Geschichte fort. Die interessanteste Bekanntschaft, zu welcher mir meine maurerischen Verhältnisse in Warschau halfen, war die des verstorbenen Ober-Lotterieassessors Mnioch. Dieser wahrhaft große Dichter und Religiöse würdigte mich seiner genauen Freundschaft. Ich verdanke ihm in Hinsicht meiner ästhetischen und religiösen Ideen sehr viel. Ich schied mit Thränen von ihm und — sonderbar sind die Winke der Gottheit — er starb, er, mein verehrter Freund, den 24. Februar d. J., an demselben Tage zu War-

[1]) Siehe A. Schr. I. S. 61 ff. „Schlachtgesang der Polen unter Kosziusko". Sommer 1794; „Fragment", ebenda S. 67 ff; „An ein Volk", Sommer 1795, S. 73 ff.

[2]) Siehe „Rede gehalten 1798 zum goldnen Leuchter", ebenda S. 87 ff. und das folgende „Gedicht gelesen am Johannistage 1798 zum goldnen Leuchter" S. 90 ff., ferner „Zum Geburtstage des Herrn Major von Bandemer", des Großmeisters der Warschauer Loge, S. 107 ff.

schau, als meine Mutter zu Königsberg starb. Ein heiliger Künstler und eine heilige Künstlerin. Friede auch mit seiner Asche!

Doch, ich fahre in meiner Leidensbiographie fort. Im Jahr 1799 ging ich nach Königsberg auf Urlaub, ziemlich fest entschlossen, meinen Abschied zu nehmen. Es ging nicht, oder sollte nicht gehen. Zufällig lernte ich hier eine Demoiselle J[orzig], Tochter einer verwittweten Criminalräthin kennen [1]), die eine Legion Liebhaber gehabt, angeblich auch noch einige tausend Gulden in bonis hatte. Man schaffte mir ihre Bekanntschaft; Alles ward darauf angelegt, uns zu verkuppeln, und ich, aus Tollheit, aus Ekel vor dem Cölibat, halb auch (so tief war ich gesunken) aus Interesse, heirathete sie ohne alle Liebe. Bei ihr war es der nämliche Fall. Im November 1799 war unsere Hochzeit zu Königsberg, und gleich darauf ging ich mit ihr nach Warschau. Es war eine jämmerliche Ehe, ohne Haß und ohne Liebe. Keiner von uns Beiden war eigentlich schlecht, aber Beide in einem hohen Grade leichtsinnig, gingen wir Einer den Landweg, der Andere den Stadtweg. Es äußerten sich bei meiner Frau Zeichen der Schwangerschaft, aber leichtsinnig, wie sie war, negligirte sie sich, und eine Fehlgeburt im zweiten oder dritten Monate war die Folge davon. Hätte sie ein Kind bekommen, ewig wäre ich der Ihrige geblieben; itzt erkälteten wir uns ganz gegeneinander. Im Frühjahr 1801 ließen wir uns mit beiderseitiger Einwilligung von der warschauer Regierung förmlich scheiden, wobei ich ihr mein letztes väterliches Capital als Abtrag bezahlen

[1]) Den Bemühungen des Hrn. Pfarrers Konschel in Königsberg verdanke ich folgenden Auszug aus dem Trauungs-Register der Altroßgärtner Kirche in Kgsbg: „der Kriegs- und Domänen-Cammer-Sekretär in Warschau, Hr. Friedrich Ludwig Werner, 31 Jahre alt, ist mit Demoiselle Carolina Friederica Louisa Jorzig, 22 Jahre alt, in der Kirche getraut worden, den 11ten November 1799 (NB. Vorbenannter Herr p Werner ist von seiner ersten Frau geschieden)“. Trauzeugen sind nicht angegeben. — Werner gedachte ihrer noch in seinem Testamente (siehe A. Schr. XV., S. 185 ad 9). Der Vater der zweiten Frau W.s war Kriegs- und Domänenrat bei der Kammer in Marienwerder, ein Bruder studierte in Königsberg [Joh. Sembritzki]. Da sie erst 22 Jahre alt war, wird sie kaum „eine Legion Liebhaber“ gehabt haben. Später heiratete sie einen preußischen Hauptmann von Donop.

mußte. Itzt war ich zwei Frauen und den Rest meines Väterlichen los.

Um eben die Zeit ungefähr lernte ich eine achtzehnjährige Polin kennen, die Tochter eines warschauer Schneidermeisters M[archwiatowski]. Ich begegnete sie auf der Straße, und ihr Anblick fuhr mir wie ein Blitzstral in's Herz. Diese Graziengestalt war es, deren Bild mir zeitlebens dunkel vorgeschwebt hatte; sie war für mich bestimmt; ich liebte sie vom ersten Augenblicke, als ich sie sah, und ich, der zweimal geheirathet und sich getrennt hatte, liebte itzt in meinem dreiunddreißigsten Jahre zum erstenmal. Im August 1801 war unsere Hochzeit, und bis itzt ist sie das erste hauptsächlichste Glück meines Lebens. Mein Weib, die Kunst und die Religion sind die Hauptsachen, die mir das Leben werth machen. Itzt, da ich beinahe drei Jahre mit ihr und fast nur für sie gelebt habe, itzt erst getraue ich mich, Dir eine nicht ganz pfuscherhafte Skizze von ihr zu entwerfen. Mit einer sehr edeln, fast griechischen, schlanken Figur verbindet sie eine äußerst energische Seele. Rechtlichkeit ist der Grund ihres Charakters, und Wahrhaftigkeit; sie ließe sich eher todtschlagen, als daß sie eine Lüge sagte. Ihr Verstand ist scientifisch ungebildet (ich nehme mich auch sehr in Acht, ihn zu bilden), aber von Natur sehr richtig und tiefblickend; ihr Gedächtniß bis zu einem enormen Grade schwach, ihre Phantasie dagegen so rege, lebhaft und kühn, daß ich mit meinem sogenannten poetischen Talent gegen sie ein completter Stümper in Betreff der Phantasie bin; täglich reichere Schätze in ihr entdecke und nichts weiter thun kann, als das in ihr glimmende echt poetische Feuer zu mäßigen und es zu seiner Quelle, dem ewigen Lichte, zurückzuführen.

Außer meiner seligen Mutter kenne ich kein Weib (und ich habe sehr viele Weiber sehr genau kennen gelernt) von einer so glühenden Phantasie, als meine itzige Frau. Ich bin so glücklich, daß sie mich heftig und ausschließlich liebt, mit ganzer Seele an mir hängt und (jeder Königsberger kann Dir das bestätigen) kein anderes Vergnügen kennt als mich. Doch verlangt sie ebenso ausschließliche Gegenliebe und, ebenso heftig als sie liebt, ebenso strenge verlangt sie den alleinigen Besitz meines Herzens. Sie wäre im Stande, mir

ihr Leben zu opfern, aber was sie geopfert, fodert sie auch, kurz, ein in Allem energischer, ich möchte sagen, spanischer Charakter.

Doch weiter in meiner Erzählung. Im August 1801 war, wie gesagt unsere Hochzeit. Schon anderthalb Jahre vorher hatte mich meine selige Mutter und seitdem beinahe posttäglich flehentlich gebeten, zu ihr zu kommen. Immer hatte ich mich mit Härte waffnen müssen, itzt indessen, ungefähr einen Monat nach meiner Hochzeit, zeigte ich meiner itzigen Frau einen eben erhaltenen Brief meiner Mutter gleichen Inhalts. Da drang meine Frau mit Thränen in mich, meine Mutter nicht zu verlassen, sondern sie mit ihr zu besuchen. Ich gab nach, nahm im Dezember 1801 vierteljährigen Urlaub und blieb bis zu Ende März 1802 in Königsberg, wo ich nach Warschau zurückkehrte. Doch mein Entschluß war gefaßt. Ich sah nicht nur, daß meine so unendlich unglückliche Mutter meine Anwesenheit sehnlichst und glühendst wünschte, sondern auch daß, im Fall meiner fernern Abwesenheit, alles Meinige, oder vielmehr meiner Mutter Vermögen, successive deteriorirt wurde. Dem mußte abgeholfen wurden. Ich benutzte die Anwesenheit des südpreußischen Departementschefs, Staatsministers v. Voß, der im Sommer 1802 in Warschau war, und erhielt von ihm einen halbjährigen, seitdem indessen immer und itzt bis zum 1. Juni d. J. verlängerten Urlaub, gegen interimistische Abtretung der Hälfte meines Gehalts an einen Secretair, der in Warschau meine Stelle vertritt. Seit Juli 1802 bin ich demgemäß also in Königsberg. Die Krankheit meiner Mutter, meine precaire Lage und die Unwissenheit meiner Frau in der deutschen Sprache (itzt spricht sie jedoch schon recht gut Deutsch) nöthigten mich zu einem gänzlichen Anachoretenleben, was ich um so lieber fortsetzte, als es meine Idee war und noch ist, den so sehr prosaischen Ehestand in's Idealische heraufzustimmen. Zu diesem Ende ist mir meine Frau Alles, und ich bin ihr Alles; Keines besucht irgend eine Gesellschaft — ich keinen Clubb, sie keine Kaffevisite, die Wurzel alles Uebels — ohne den Andern. Im Winter verkrochen wir uns wie Dächse und lasen zusammen, d. h., ich radebrechte ihr aus dem Deutschen in's Polnische den „Egmont", „Götz von Berlichingen", „Genoveva", „Jungfrau von Orleans",

„Macbeth“ etc.; im Sommer gingen wir tagelang etwa nach Juditten. Einigemal auch, aber selten, in die Komödie, ein paarmal in's Concert und auf die Redoute. Das war Alles in zwei Wintern; in Privatgesellschaften fast gar nicht. So verleben wir nun fast zwei Jahre hier. Das achtjährige Leiden meiner so lange an's Bett geschmiedeten Mutter verbitterte natürlich unsere Laune und unsere Lage, besonders die meiner jungen und fremden Frau; doch pflegten wir die Mutter redlich, und das Leiden, das gemeinschaftliche, kettete unsere Herzen mehr aneinander. Endlich starb meine Mutter; wir haben sie Beide kindlich beweint, diese namenlose Märtyrerin, und sitzen itzt in Geschäften bis über die Ohren, da ich nur bis zum 1. Juni Urlaub habe und nicht längern erhalten kann.

So viel über meine Biographie. Dir kann es bei Weitem nicht so langweilig gewesen sein, sie zu lesen, als es mir schwer ankam, diese infamen Confessions zu schreiben. Doch ich mußte Dir, meinem Jugendfreund, mein ganzes Herz ausschütten, und das habe ich gethan. Tollheiten habe ich begangen, aber keine Schändlichkeiten; unglücklich habe ich mich gemacht, und durch meine nie genug abzubüßende Jugendtollheiten meine selige Mutter — aber sonst Niemand anders, selbst meine beiden vorigen Weiber nicht, denn die erste war H[ure] und soll itzt herumvagirende Komödiantin und nach ihrer Art glücklich sein; die zweite ist an einen, wie ich höre, sie liebenden Offizier in Warschau verheirathet. Beide wurden von mir nach ihrem eignen Willen geschieden und nach meinem Vermögen durch die letzten Reste desselben reichlich entschädigt. Sagt Dir also Jemand, Werner war ein Narr, das ist wahr. Schreibt Dir aber ein hämischer Landsmann: Werner ist oder war ein Schurke, so lügt er wie ein schlechter Kerl. Daß ich Dir aber mein Herz ganz enthülle, wirst Du aufnehmen, wie recht und billig ist, und meine nie erloschene Liebe gegen Dich daraus abmessen.

Itzt noch ein paar Worte über den Zustand meines Innern; denn daß ich Dich hauptsächlich von mir unterhalte, kannst und wirst Du mir verzeihen. Ich halte Jesum Christum für den einzigen, höchsten Meister der Maurerei; halte Maurerei, Kunst und Religion für innigst verwandt, Religion als Mutter, Maurerei und

schöne Kunst als Schwestern; ich halte Kunst nicht für ein Spielwerk, sondern für das ernste hohepriesterliche Geschäft, zugleich aber auch für die lebenslängliche holde Gefährtin des Glücklichen, dem sie sich offenbarte. Ich glaube, daß der Künstler nicht bloß charmanter Gesellschafter oder Lebensphilosoph, sondern Priester des Ewigen sei, daß die durch jämmerliche, einseitige Aufklärung des Verstandes so tief hinabgesunkene Menschheit nicht noch mehr aufgeklärt, sondern abgeklärt werden muß durch die Gemeinde der Heiligen, nicht im kraß-katholischen, sondern im veredelten, wahrhaft-katholischen Sinne. Ich glaube, daß der itzt Alles unter die Füße tretende Weltbeherrscher, Egoismus, als der wahre Antichrist, durch Religion, Kunst und Maurerei gemeinschaftlich verdrängt; daß der Menschheit der ganz vernichtete Sinn für das Heilige — koste es, was es wolle — wiedergegeben; daß der Versöhner mit der Schar seiner Heiligen und Propheten; daß Christus als das Symbol der vergöttlichsten, und Maria als das der reinsten Menschheit wiederaufgestellt werden muß auf die Altäre, von denen sie frevelnd verdrängt worden; daß Kunst wieder Gestaltung des Unendlichen — wie in der Experimentalphysik die geschliffene Flasche das darunter stehende chaotische Gemälde repräsentirt —, Symbolisirung des Göttlichen in der Menschheit, Liebe wieder Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen werden; der Tod, der uns den Kerker öffnet, mit Entzückung umarmt, und die Verwesung, die uns dem Unendlichen wiedergibt, indem sie uns mit ihm vereinigt, mit Sehnsucht gewünscht werden muß. Ich verlange, daß namentlich alle Kunst, unsere königliche und auch die andere, dieses heilige Werk beginnen, den Triumph der göttlichen Aufklärung über die einseitige des immer bornirten Verstandes ersiegen, und Christo den ihm gebührenden Tempel in dem Herzen eines jeden fühlenden Wesens errichten helfen soll. Denn Verstand ist ein guter Pilgerstab zum Erdenwallen, Gefühl ein Ausfluß des ewigen Lichts, und der Punkt, auf dem Gefühl und Vernunft, sich selber unbewußt, umarmen, ist das höchste Ziel unseres Daseins, die göttliche Harmonie unserer Natur, die nur durch das gläubige Ergreifen eines Mittlers, nenne man ihn, wie man wolle, erreicht werden

kann. Der verwahrloseten, itzt mehr als je gesunkenen Menschheit aber religiösen Sinn — ich sage nicht, eine neue Religion — wiederzugeben, ist aber ein Zweck, auf den nicht nur jeder Maurer, sondern sogar jeder Weltbürger, es sei in Prosa oder in Versen, mündlich oder schriftlich, als Dichter oder Privatmann, oder Priester, auf's thätigste hinarbeiten muß. Dieser religiöse Sinn ist eine Gattung der Poesie, die einerseits die erhabenste, andererseits die nothwendigste ist; Niemand kann sie entbehren, die ganze Welt muß sie über kurz oder lang erhalten, und Jeder muß seines Orts zu diesem herrlichen Ziele mitwirken, nicht mit der Gelassenheit, als ob er im Schreiben eine Pfeife Tabak raucht, sondern mit dem Ernste, mit dem man das heiligste Geschäft seines Lebens betreibt.

Wenn Du, wie ich bei Deinem regen, thätigen Geist nicht zweifle, mit unserer neuen Literatur wie sonst vertraut bist; wenn Du das Dir beiwohnende Streben nach dem Schönen nicht als eine kindische Spielerei aufgegeben hast und kein Philister geworden bist, was ich nicht fürchte, so wirst Du gleich merken, aus welchem Loch ich pfeife. Ich wette, Du wirst sagen: er hat sich zur neuen Schule bekehrt. Ja, mein alter Freund, ich leugne es nicht, ich ehre das Streben der Schlegel, des Tieck; ich ehre die alte Kunst; ich liebe die Religion und das romantische Leben, das mit der erstern innigst verwandt ist; ich glaube steif und fest, die Menschheit müsse nunmehro nicht weiter auf-, sondern abgeklärt werden. Aber obgleich ich Göthe für den ersten deutschen Dichter itziger Zeit halte, so ist er mir doch kein Herr Gott; obgleich ich den Kotzebue herzlich verachte [1]), und den Merkel für einen Menschen unter aller Kritik halte, so bin ich doch kein blinder Schlegelianer; obgleich ich Poesie für keine Spielerei, sondern für das ernsteste, heiligste Geschäft eines ganzen Lebens halte, so hat doch der kategorische Imperativ itzt bei mir gleiche Rechte, und ich werde nie eine unmoralische, oder für's Praktische unvernünftige Grille verfolgen, blos weil sie poetisch

[1]) W. scheint also bloß seinem Verleger Sander zuliebe, bei dem auch Kotzebues „Freimüthiger" (Jhg. 1803) erschien, früher über diesen Schriftsteller freundlicher geurteilt zu haben. Vgl. unsere Nummern 32 und 33, S. 141 und 151.

ist. Mit Einem Worte, ich bleibe doch immer noch bei dem alten dicto: Medium tenuere beati! im Praktischen, wiewol ich im Theoretischen an die Wahrheit des echten Katholicismus und an die Nothwendigkeit einer unsichtbaren Kirche festiglich glaube.

Um Dir indessen mit meinem Innern ganz auf's Klare zu helfen, so weiß ich keinen andern Rath, als Dich herzlich und brüderlich zu bitten, quam citissime ein Buch zu lesen, welches ich gemacht habe, und was unter dem Titel „Die Söhne des Thales", in zwei Theilen sub rubro Dramatisches Gedicht, 1803, bei Sander in Berlin gedruckt ist. „Die Söhne des Thales" soll hier heißen: „Des Thales Josaphat". Das Sujet ist die letzte Katastrophe des Tempelherrnordens. Mein Zweck war, ein dramatisches Lehrgedicht über unsere königliche Kunst zu schreiben. Verrathen habe ich nichts, aber Winke mußte ich geben, und was ich schrieb, das schrieb ich wenigstens aus redlichem Herzen. Uebrigens ist das Ding zwar poetisch, aber, was ich schrieb, ist bei mir nicht Poesie, sondern reine Ueberzeugung meines Herzens, kurz, das Beste, was ich aus meinem Innersten geben konnte. Auch schrieb ich anonym, weiß Gott! hauptsächlich in der Absicht, um edle Gemüther zu entflammen, unsern fast ganz verdümmten maurerischen Brüdern etwas auf die Sprünge zu helfen und das Werk der unsichtbaren Kirche auch meinerseits zu befördern [1]). Ich schreibe Dir dies auch nicht aus dummen Autorhochmuth, ich weiß vielmehr, welch armer Sünder ich bin, am besten; und bitte Dich nur als meinen Jugendfreund und Bruder und als Kenner des Gegenstandes, über den ich schrieb, mein Buch, in welchem meine Ideen und Gefühle klar darliegen, bald, langsam, aufmerksam und ohne Vorurtheil pro vel contra zu lesen, zu prüfen, mir dann aber Deine ehrliche Meinung darüber mitzutheilen [2]).

Und nun genug von meinem Individuo! . . . . [3])

[1]) Dazu die Anmerkung des ersten Herausgebers: „Auch ich habe nach Kräften gesprochen und geleistet; siehe „Isis und Osiris", Leipzig 1820."

[2]) Dazu Anm. von Regiomontanus: Ich habe ihm öffentlich meine Meinung mitgetheilt in der Zueignung meines Romans: „Liana, Gräfin von Wallberg und Karl Wernsdorf", Nürnberg 1811.

[3]) Die Fortsetzung fehlt.

54. An Johann Daniel Sander.

Koenigsberg, den 9ten Aprill 1804.

Mein theurer edler Freund!

Ihren lieben seelenvollen und herzlichen Brief vom 3ten d. M. habe ich gestern erhalten, und heute sitze ich schon am Tische um ihn recht herzlich zu beantworten. Sie können Sich nicht vorstellen, was mir die Schilderung Ihrer traurigen Kranckheit für innige Wehmuth erregt hat, wie[1]) der liebevolle Ton, in dem Sie an mich schreiben, mich bis ins Innerste der Seele bewegt. Gott stärke und erhalte Sie, bedaurungswerther edler Mann, bleiben Sie immer mein so redlicher Freund! — Und nun genung! Keine Sylbe von Vorwurff wegen Ihres langen Stillschweigens, nicht Sie bedürfen Entschuldigung sondern ich, daß ich, wenn auch nur einen Augenblick, einen so guten Menschen als Sie des Wankelmuths beschuldigen konnte.

Sie schreiben: ich soll mich in meinem Briefe kurtz fassen; ich muß es leider schon meinetwegen, denn ich sitze in Arbeiten bis übern Kopf. Meine Mutter ist, nach 11jähriger Quaal, im Februar d. J. gestorben, und so sehr ich ihren Tod selbst ihretwegen wünschen mußte, so hat er mich doch tief erschüttert! Doch jezt nur von Geschäfften! — Ich suchte gleich nach dem Todesfall bey Sr. Excellenz von Voß UrlaubsVerlängerung bis Michael nach, die ich zum Verkauf meiner paar Häuser und Arrangirung der zwar wenigen aber nicht zum besten untergebrachten Capitalien würcklich sehr nöthig brauchte. Das Departement hat mir jedoch nur bis zum 1sten Juny den Urlaub und zwar unter Ausdrücken bewilligt, die mir alle fernere Urlaubsnachsuchung[2]) schlechterdings unmöglich machen. Das wird Ihnen Hr. von Kleewitz selbst bestättigen. Auch ist mein Entschluß gefaßt. Ich will die Gnade meines Cheffs nicht weiter[3]) mißbrauchen und ohnausbleiblich (ich mag mit meinen Affairen hier so weit kommen als ich will) um den 1sten Juny in Warschau pünctlich einzutreffen, schon den 15ten May oder längstens den

[1]) Erster Druck: und.

[2]) Druck: Urlaubsnachsuchungen.

[3]) Druck: wieder.

20sten (da ich mit einem Warschauer Fuhrmann, mithin langsam fahren muß) von hier abgehen. Ich bitte Sie also in der Sache keine Schritte weiter zu thun, da solche doch, bey der decidirten Erklärung des Ministers umsonst sind, ja mir noch vielleicht seinen grösseren Unwillen zuziehen könnten. Freylich verliehre ich durch meine so frühe Abreise viel! — aber — ich muß!! — Eben so muß ich Sie — so herzlich ich Ihnen für Ihre Güte danke — recht sehr bitten, alle Ihre schon etwa eingeleiteten Bemühungen bey Sr. Excellenz von Schroetter, wegen meines hiesigen Placements, einzustellen und gänzlich abzubrechen, da mich das theils bey Hrn. von Voß compromittiren könnte, theils auch ich, wenn ich gleich leider dienen muß, doch nicht in einem Siberien[1]) wie Königsberg und Ost-Preussen sind, dienen will. Können und wollen Sie indessen gelegentlich und in Zukunft bey den Ministern von Struensee, Graf Schulenburg oder von Hardenberg[2]) Schritte thun, wodurch ich in den neu acquirirten deutschen Provinzen (im Paderbornschen, Anspachschen, Hildesheimschen, Erfurtschen) kurtz in einem warmen Clima, dem Hertzen von Deutschland näher, einen Posten erhielte, wobey ich ein[3]) wenn gleich nur mässiges Gehalt und sehr wenig zu thun hätte, so würde ich Sie ewig als meinen Wohlthäter verehren. Hauptsächlich Struensee könnte mir im Accisefach einen solchen Posten (Z. Bsp. als SaltzInspector) schaffen, und, wenn ich erst mit meinen hiesigen Affairen auseinandergesezt bin, so bin ich so frey als ein Vogel in der Luft und kann bleiben wo ich will. Je weiter von Koenigsberg je besser! — Sonst habe ich fürjezt keine Bitten an Sie, als folgende:

1) Wegen des Honorars für meinen zweyten Theil a zwey Friedrichd'or für den gedruckten Bogen

2) Wegen meiner für Sie vor einem Jahr gemachten Auslagen die nach beyfolgender Note überhaupt = Vierzehn Thaler 30 gr preuß. oder 8 ggr Brandenburgsch betragen.

[1]) Druck: Sibirien.

[2]) Karl August Fürst von Hardenberg (1750—1822), Nachfolger des Ministers des Auswärtigen Graf Haugwitz i. J. 1804.

[3]) Fehlt im Druck.

Um gütige baldige Berichtigung dieser beyden Posten wo möglich bis zum 15ten May muß ich Sie deshalb bitten, weil ich 1) hier in Koenigsberg vor meiner Abreise wenig einbekomme 2) noch viel Zahlungen habe und 3) ohnausbleiblich den 15ten oder 20sten May von hier abgehen muß. Doch dürffen Sie Sich deshalb nicht beunruhigen, ich will doch noch lieber länger noch warten als Sie allarmiren.

3) Bitte ich Sie herzlich mir

a) die zwölff FreyExemplare des zweyten Theils, so wie Sie es beym ersten gethan haben und

b) ausserdem noch (insofern Sie nomine meiner an Struensee 1 Exemplar und an Itzig 1 Exemplar beyder Theile verabfolgt haben) mir von beyden Theilen meines Buchs vier complette Exemplare, und unter diesen mindestens zwey auf VelinPapier mit nächster Post — da ich deren äusserst benöthigt bin — gütigst zu übersenden. Ob als FreyExemplare ob a conto überlasse ich Ihnen unbedingt, nur[1]) bitte ich, wenns irgend möglich, auch um das Kupfer zum zweyten Theil.

Ewig Ihr Freund u. Diener

Werner.

55. An?

[Königsberg, 2. Hälfte April 1804.]

. . . .

Sollte[2]) der Brief aber wie ich sehr fürchte, dumm seyn, so sey so gütig entweder nomine meiner einen klügeren zu schreiben, oder mir quam citissime gantz bestimmt und ausführlich zu melden, was ich schreiben soll? Denn ich bin in dem Formellen dieses Geschäfftes

[1]) Druck: und.

[2]) Fünfzehn Zeilen des Anfangs (1. S.) sind nur bruchstückweise [die Anfangswörter] vorhanden, weil fast die Hälfte des ersten Blattes abgerissen ist. — Man kann mit Rücksicht auf die öfter wiederholte Anrede „Jugendfreund“ an Fenkohl als Adressaten denken.

äußerst unwissend, habe noch keine bestimmten Begriffe vom Verhältnisse des Rezensenten zum Redacteur und weiß z. Bsp. noch gar nicht, wie es in Betreff des Contracts, Honorars, Porto's oder der Bücher die mir von der Redaction zum Rezensiren geschickt würden, gefallen wird, und Du[1]) würdest mich äußerst verbinden, wenn Du mir über das alles aufs schleunigste und wo möglich noch hier nach Koenigsberg eine so plane und ausführliche Instruction schickest als der seelige Luther an seine[2]) einfältigen Pfarrherren ergehn ließ.

Uebrigens habe ich die aller gemessenste und unüberschreitbarste Ordre Ende May oder höchstens zum 1sten Juny in Warschau einzutreffen[3])

.... man mir nicht eher bezahlt als um Michaeli c. Das sind alles hier zum Theil notorische Thatsachen. Demohngeachtet muß ich nach dem Testamente meiner Mutter 4 Legate von zusammen 333 rth 30 gr nächstdem 50 rth Feuerkaßenbeyträge; gewiß 50 rth für den Descendenten Stempelbogen, und für meine Retour nach Warschau, da ich einen schwer beladenen Wagen nehmen muß, 85 rth, mithin in Summa hier noch ohnausbleiblich über 500 rth bezahlen. Dieses Geld muß ich theils von der Meuble Auction, wo das Meiste spottwohlfeil fortging, nehmen, theils leyhen. Und doch komme ich mit Nichts hier zu Ende und muß, bey meiner bevorstehenden Abreise von hier das Meinige in fremden Händen lassen. Nun wirst Du mir sagen: ich soll die 700 rth für Dich l e y h e n! Aber das kann ich nicht denn 1) müßte ich hypothekische Sicherheit geben, was mir den Verkauf meiner Grundstücke unmöglich machen und mich auf ewig mit Koenigsberg (diesem infamen Loche) in nexu erhalten würde 2) würde Jeder von den Hundsvöttschen Kerls hier, die mich mit einem Tropfen Wasser vergeben möchten, schließen, daß ich schuldenhalber leyhen müßte, welches auf meinen Credit und auf meine gantze CivilExistenz, be-

[1]) Auch in diesem Briefe sind die Anredewörter durchweg mit Majuskel gedruckt, siehe Anm. 1 zu Nr. 49.

[2]) Dahinter „katholischen“ gestrichen.

[3]) Nun folgen 18 Zeilen der zweiten Seite, von denen bloß die Endwörter erhalten sind.

sonders in Betreff meiner Verwandten, die mir gern das letzte Hemde ausziehen würden, die nachtheiligsten Folgen für mich haben möchte. Aus diesen Gründen, die alle buchstäblich wahr sind, muß ich Dir Dein Gesuch rein abschlagen, so tief es mich schmerzt. Du bist ein rechtlicher, wohlhabender, vernünftiger Mann, mein Jugendfreund, ich würde von Dir, wenn ich das Geld jezt hätte, nicht sechs sondern höchstens fünf Procent nehmen, ich würde es Dir, gegen irgend einige Sicherheit auf Deinen Sterbensfall (und dafür zu sorgen verbindet mich meine Pflicht als Ehemann) mit Freuden geben, aber jezt kann ich es nicht, und ich traue es Deinem Kopfe und Herzen zu, daß Du einem Freunde nicht zürnen wirst, wenn er das nicht thut, was er, physisch und moralisch nicht kann und daß Du mich davon daß Du nicht zürnest, ohne allen Verzug (denn den 19ten May gehe ich ab) durch eine herzliche, freundschaftliche Antwort unterrichten wirst.

Mein Freund und alter Jugendgenosse, sey nicht böse auf mich. Stoß mich des lumpigten Geldes wegen nicht von Dir. Ich habe Dich immer in meinem liebenden Herzen geborgen, ich werde [es] bis an meinen Tod. Antworte liebend und herzlich. Jugendfreundschaft ersezzt uns nichts in der Welt. Trenne Dich nicht von mir ich bin elend genug! Im vollen Vertrauen auf Deinen mir bekannten Edelmuth noch eine Frage! Ich habe p. ptr. [1]) wenn Alles gut geht 10 000 Thaler schreibe zehntausend Thaler im Vermögen. Ich bin vogelfrey und der königliche Dienst zu dem ich einstweilen um das Sicherste zu spielen und wegen des categorischen Imperativs!! zurückkehre, ist mir abominabel. Ich möchte gar zu gern 1) in einem wärmeren Clima 2) nur der Litteratur 3) mit einer, wenn gleich nur mäßigen fixen Revenue aber doch nicht gantz ohne solche leben. Dreyhundert Thaler jährlich wären mir zum Beyspiel in einem kleinen wohlfeilen Städtchen genug, nur müßte es Fixum und ich dabey nicht beschäfftigt seyn, um der Litteratur mich frey widmen zu können, denn bloß von Autorschafft leben ist ein klägliches und unsicheres Stück Brodt. Um mit Litteratur in nexu zu seyn, müßte ich im Anspachischen, Erfurtschen, kurtz in einer ans sächsische

[1]) Aufgelöst: praeter propter.

gränzenden Provinz leben. Könntest Du durch Deine litterarische Connexionen mir nicht[1] . . . ., oder im Sächsischen, Fränkischen pp selbst — (NB wenn ich keinen Detract bezahlen dürfte) einen fixirten litterarischen Emploi verschaffen? — Ich legte Dir die Frage verblümt schon einmahl vor, Du antwortest mir aber: man muß sein Glück im eigenen Herzen suchen, so trifft man es unter jeder Zone: das ist mir eine wohlbekannte Sentenz, kein freundschaftlicher Rath, keine Details wie ich wünschte, es ist als wenn ich ein Brodt fordere und man bietet mir einen Stein! — Vergieb mir meine Offenheit, sey nicht böse, und wenn Du mit einem Federzuge das Glück Deines noch immer unglücklichen Freundes schaffen kannst, so thus! Deiner edlen Gattin unsren innigen Gruß. Ich erwarte nächstens und Anfange May Deine Antwort in Koenigsberg. Ewig Dein treuer Dich achtender und liebender Jugendfreund

Werner.

56. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Königsberg, den 30. April 1804.

Du gottloser, ehrwürdiger Bruder und Cumpan!

Wie kannst Du Dich unterstehen, mir so ein Zeug ins Gelag hinein zu schreiben, von Vermählung mit dem Unendlichen, Reisen nach dem Meere, von der Last von fünf Kindern etc.!! So geht es mit Euch Lebensmenschen! Ich habe kein Kind und wollte Holzhacker werden, um Vater zu seyn, und Du undankbarer Kuckuk! der Du gut placirt, Freimaurer bist, letzteres ohne Dein Verdienst und Würdigkeit (denn Du verdientest vielleicht erster Consul zu seyn, aber wenn Du so sprichst, nicht Maurer!) Du wolltest Dich auf Deine Art!! mit dem Unendlichen vermählen, und Dein Weib, Deine fünf Kinder im Stich lassen, weil Du nicht Geld genug hast, um für Geld Genüsse zu schaffen!

W[artenberg] ist todt! Vier Tage ist er krank gewesen, vier Stunden nach seinem Tode ist sein Körper in Verwesung übergegangen!

[1]) Dahinter fehlen einige Wörter.

Schade der herrlichen verlornen Talente. Er schlummert; ich hasse ihn nicht. Er vergebe mir, was ich an Dich über ihn geschrieben habe, Gott sey ihm gnädig und mir! — Es giebt etwas Höheres als den sinnlichen Genuß und die Vernunft, Deine beiden einzigen Leiter; halte mich, wenn Du willst, für einen starken Baum, aber vergiß nicht, daß Dir selbst ein starker Baum nöthig ist, um Dich daran zu halten, das ist Gott! Ich liebe Dich so innig, Du handelst so edel an mir, und deshalb muß ich auf Dich doppelt erzürnt seyn, wenn Du ins Verderben rennst, so sehr Dein Schicksal Dir liebend winkt. Der junge Sprößling nährt sich von den Säften der Erde, der erwachsene Baum streckt den Gipfel zum Himmel empor. Die Säfte der Erde, denk' ich, hast Du als Jüngling genossen, jetzt bist Du Mann, Vater und betrauerst elenden Genuß! — Wenn Du an Gott nicht glaubst, so befolge wenigstens die heilige Ordnung der Natur, ersticke lieber Dein Feuer, wenn es nur ein Irrwisch seyn soll, der auf Morästen herumhüpft. Zürne auf mich nicht, ich sage, was mein Gewissen mir gegen einen Freund gebeut!

Jetzt zu Deinem liebevollen Briefe, für den ich Dir herzlichst danke. Huray[1]) hat an mich geschrieben, des Inhalts: Iffland habe ihn nach dem Verfasser der „Thals-Söhne" gefragt und ihm den Auftrag gegeben, bei mir anzufragen: ob ich nicht übernehmen würde, für das Berliner Theater zu schreiben; Schiller erhielte für jedes Stück 100 Dukaten, in dem Verhältniß würde Iffland mich vielleicht auch stellen, dabei könnte ich denn doch ex post nach Jahr und Tag das Stück noch an Verleger verkaufen etc. Alles dieses sind verba des von Huray an mich geschriebenen Briefes, den mir sein Freund, ein hiesiger Kaufmann Tschepius, brachte. Da Huray mir geschrieben hatte, „ich dürfte nur durch einen Wink! seinem Freunde Tschepius meine Meinung bekannt machen und Iffland

[1]) Daniel Hurray, einer Refugié-Familie entstammend, in Berlin geb., frühzeitig Schauspieler geworden, führte ein unstetes Wanderleben; 1796 Mitglied der Schuch'schen Gesellschaft und später Theaterdirektor in Danzig, Elbing, Königsberg (1811—1819). Dann bereiste er Posen und Westpreußen, wo er im Jahre 1824 gestorben sein soll, siehe Reden-Esbeck, Dtsch. Bühnen-Lexikon I. 303.

würde sich sodann gleich mit mir in Unterhandlungen einlassen", so gab ich Hrn. Tschepius, auch nur (da ich bis über die Ohren affairirt bin) eine mündliche Antwort, bat ihn, dem Huray für seine Güte zu danken und ihm zu melden, daß mir Iffland's Zutrauen sehr schmeichelhaft wäre, und ich seine Vorschläge erwartete. So stehen die Sachen. Du entnimmst daraus

1) Daß ich Ifflanden für jetzt mein Buch nicht schicken kann; denn, erwähne ich in meinem Briefe Huray's Schreiben nicht, so ist das von mir affektirt und zweideutig, erwähne ich's aber, so sieht es aus, als ob ich mich antrüge. Ich muß also erst Ifflands Brief an mich abwarten, um so mehr als ich kein Exemplar zum Verschenken weder habe noch hier auftreiben kann. Was nun diese ganze Angelegenheit betrifft, so danke ich

2) Dir herzlich für Deine mir dabei bewiesene Freundschaft.

Indessen muß ich Dir Folgendes bemerklich machen. Mein Vermögen ist circa 10 000 Thlr. schreibe „Zehn Tausend Thaler", was, da kein vernünftiger Mensch höher als auf vier Procent jährlich rechnen kann, jährlich vierhundert Thaler Interessen macht. Nun brauche ich aber in Berlin verheirathet gewiß jährlich tausend Thaler. Diese kann ich mir (es wären 600 Thlr. jährlich außer meinen 400 Thlrn. Interessen) nicht von Schriftstellerei machen; ich kann überhaupt auf keinen Thaler sichere Revenue von Schriftstellerei rechnen, da man theils schlecht schreibt, sobald man nicht aus freier Neigung und sorgenleer schreibt, theils auch der Autor-Beifall sehr precair und besonders der Ruf eines Theater-Schriftstellers von jedem Bengel abhängig ist, dem es einfällt, ihn auszupfeifen, was mir um so eher passiren könnte, da ich mich nie entschließen würde, bloß für den Beifall der Menge zu arbeiten, sondern Kunst immer aus einem höheren Gesichtspunkte betrachte. Ich müßte also bei der Berliner Theater-Direktion mindestens einen Posten von 600 Thlr. Fixum (ohngerechnet dessen, was ich mir etwa durch Schriftstellerei machte) haben; dieses Gehalt aber wird, glaube ich, nur dem Theaterdichter H[erklots][1]) zu Theil, der, so ein ordinaires Subjekt er ist, doch noch lebt und leben wird. Wäre ein anderer Posten von der

[1]) Karl Alexander Herklots (1759—1830), erst Referendar beim Kam-

Art, bei dem wenig oder nichts zu thun wäre, vacant, so wär's ein Anderes. Aber unter 600 Thlr. Fixum kann ich in Berlin nicht füglich leben, auch ist Berlin ein im Grunde fataler Ort für den, der dort nicht locker leben kann. Ja wer unverheirathet ist, aber Du kennst meine Lage. Hätte ich irgend einen Faullenzer-Posten in einer anspach'schen, erfurt'schen oder sonstigen preußischen, in der Nähe Sachsens oder Frankens belegenen, niedlichen, wohlfeilen, warmen Grenzstadt, so wollte ich ihn selbst mit dreihundert Thalern Fixum viel lieber, als einen mit sechshundert Thalern in Berlin. Doch man kann sich nicht Alles malen! Mein Rath ist also der, doch stelle ich Alles Deinem Ermessen anheim: Du nähmst Gelegenheit, Ifflanden kennen zu lernen und mit ihm von mir zu sprechen. Du detaillirtest ihm gütigst meine Lage und Wünsche, sähst was zu thun wäre, um mir entweder 600 Thlr. Fixum in Berlin oder 300 Thlr. (je mehr, je besser) in einem solchen wohlfeilen Städtchen, durch einen faulen Posten, zu verschaffen, gleich viel ob er bei der Theater-Direktion oder nicht, hoch oder niedrig betitelt wäre, wenn er mir nur ein nicht precaires Fixum und sorgenfrei Leben verbürgt; denn habe ich das und Muße, so kann ich arbeiten für's Theater, daß es eine Art hat, selbst wenn ich Laternen-Inspektor wäre. Hauptsächlich treibst Du aber Iffland an, sich mit mir in Correspondenz zu setzen und bald zuerst zu schreiben.

Nun zu Deiner Discretion. Fürjetzt muß ich auf jeden Fall nach Warschau, weil man unreines Wasser nicht eher ausgießen kann, als bis man reines hat. Mein Urlaub geht bis zum 1. Juni, ich muß ihn um so pünktlicher einhalten, als der Minister Anfangs Juni nach Warschau kommt. Bestimmt den 19. Mai, als den heiligen Abend vor Pfingsten, gehe ich mit einem Warschauer Fuhrmann von Königsberg ab. Schreibst Du mir gleich, wie ich wünsche und bitte, so kann ich vielleicht Deinen Brief noch hier erhalten, wo nicht, so sende ihn nach Warschau, unter der Addresse: An etc. Werner, auf der Königl. Kammer im Landes-Collegien-Palais abzugeben, denn noch weiß ich mein Logis nicht in Warschau. Wlar-

mergericht, später Theaterdichter in Berlin, Verfasser von Lust- und Singspielen und Übersetzer franz. und ital. Singspiele.

tenberg]'s Tod eröffnet mir bestimmte Aussicht zur Gehalts-Verbesserung, intercedire Dich doch darüber an Hellwing, den ich nicht immediate blocquiren will. An's Warschauer Präsidium habe ich deshalb schon geschrieben. Bekomme ich mehr Gehalt, so hilft es mir in jeder Rücksicht, denn da ich einmal und ganz bestimmt aus tausend relevanten Gründen in Warschau nur kurze Zeit, bis zum Arrangement meiner hiesigen Angelegenheiten (längstens ein Jahr), bleiben will, so trifft sich vielleicht um so eher ein ambitieuser Bengel aus einer kleinen Stadt, der weniger Titel, Gehalt und Arbeit hat, als ich, und mit mir tauscht, sey er Polizei- Bürgermeister, Inspektor, was er will. Kannst Du mir keinen solchen Kerl aus der neuen Occupation auftreiben? — Antworte doch bald! Meine Frau grüßt Euch Alle herzlich. Hilf mir mit Deiner Vernunft, denn ich weiß mir wie gewöhnlich nicht zu rathen noch zu helfen. Ewig Dein treuer Freund

Werner.

57. An Julius Eduard Hitzig.

Koenigsberg, den 6sten May 1804.

Mein edler herzlichst geliebter Freund!

Ihr liebevoller Brief vom 25sten v. M. hat mir eine außerordentliche Freude gemacht, nicht sowohl deshalb, daß ich wegen Ihres so langen eigentlich grausamen Stillschweigens an Ihrer Freundschafft gezweifelt hätte, (denn das weiß ich, daß Sie mein Freund sind und daß ein Verliebter ex lex ist, d. h. durante impetu amoroso keinen Sinn für andere Verbindungen hat) aber deshalb, weil ich daraus ersehen habe, daß Sie glücklich sind und nach Warschau kommen werden, ja vielleicht schon dort sind, wenn ich hinkomme. Sie schreiben mir bey der Gelegenheit:

„Sie müßten mich so lieb haben, als ich Sie, um zu begreifen, welche Freude die Nachricht Ihrer Rückkunft nach Warschau in mir hervorgebracht hat."

Das lezzte bin ich von meinem edlen, gefühlvollen Itzig überzeugt, aber wer Teufel hat Ihnen es verbürgt, daß ich Sie nicht

so lieb habe als Sie mich? und wenn ich Sie nun noch lieber hätte als Sie mich? Können Sie Herzen nnd Nieren prüfen[1])? Ich versichere Sie daß ich Gott mit froher Seele für die gnädige Fügung gedankt habe, daß er uns beyde zu gleicher Zeit nach Warschau schickt. Das ist offenbar nicht absichtslos und kann höhere Zwecke haben.

Wir beyde werden Freunde bleiben in jedem Verhältnisse, das bin ich überzeugt, auch werden wir, wie ich zu Gott hoffe, Ursache haben, uns immer am häuslichen Glücke des andern zu erfreuen; ob unsre Freundschafft auf unsre Weiber übergehen wird, daß[2]) möge Gott lenken, wie es ihm wohlgefällig seyn wird. — Gottes Seegen zu Ihrer Ehe[3]). Es ist ein großer Schritt, und wenn Sie den Ehestand recht prüfen wollen, so werden Sie finden, daß Molays Vermahnung an die Accolythen als sie nach der Beichte in sein Zimmer geführt werden, beynahe buchstäblich auf diesen Orden paßt (1ster Theil, 4ter Akt)[4]). Werden Sie auch entsagen können?!? Beten Sie zu Gott um Stärke, und halten Sie mich nicht für ein altes Weib, wenn ich treu, liebend und aus gewisser Ueberzeugung spreche.

Ich weiß nicht[5]), ob Sie es wissen, daß meine Mutter den 24sten Februar c[urrentis] (an demselben Tage als mein trefflicher Mnioch in Warschau starb) hier in meinen Armen gestorben ist. Mein Freund! Die Gottheit schlägt mit einem eisernen Hammer an unser Hertz, und wir sind ärger als Stein, wenn wir das nicht fühlen, und toller als toll, wenn wir uns schämen uns vor dem Allgewaltigen in den Staub zu werffen, unsre ganze so höchst mise-

[1]) Reminiszenz an Ps. 7, 10.

[2]) Lies: das.

[3]) Hitzig vermählte sich am 22. Mai 1804 mit Johanna Sophia Amalia Constantia Barkenstein aus Troppau. Franz Kugler schreibt, er habe sich seine Gattin unter den widerstrebendsten Verhältnissen erkämpfen, die ganze Kraft seines Charakters entwickeln und zusammenfassen müssen, um dies Ziel zu erreichen. (Im Preuß. Staatsanzeiger vom 11. Dezember 1849 und Separatdruck, Berlin 1849).

[4]) Erste Aufl. 12. Auftr. S. 183 ff. (= A. Schr. 4. Bd. IV. 2, S. 138 ff.)

[5]) Von hier bis „Alles andre ist weniger" (S. 268, Z. 17 v. o.) gedruckt in Hitzigs Lebensabriß W.s, S. 61 f. und Nachdruck in A. Schr. 14. Bd. S. 51 f

rable Persönlichkeit zu vernichten, in dem Gefühl seiner unendlichen Größe und Langmuth. Ich wünschte Worte um Ihnen mahlen zu können, wie über allen Ausdruck miserabel mir meine Söhne des Thales in der Stunde vorkamen, als ich, nach 18 Jahren zum erstenmahl wieder zur Communion gieng.

Der Tod meiner Mutter, dieser reinen heiligen KunstSeele und Märtyrerin, die über acht Jahre ununterbrochen im Bette gelegen und unsäglich gelitten hat, griff mich doch, so sehr ich ihn ihret- und meinetwegen wünschen mußte, gantz entsetzlich an! Ach Freund, wie schwehr liegen meine jugendlichen Vergehungen auf mir, wieviel gäbe ich drum meine Mutter (wiewohl ich und meine Frau sie redlich gewartet, die lezzte Zeit fast gantz für sie gelebt und viel bey ihr ausgestanden haben) wieviel gäbe ich drum, sie noch auf eine Woche zu erwecken, und mein gepreßtes Hertz mit Reuethränen zu entladen. Mein edler Itzig, machen Sie Ihren Eltern keinen Kummer, ach, keine irdische Stimme weckt die Todten mehr! Gott und Eltern das ist das erste, Alles andre ist weniger! — Mündlich mehr davon, im freundlichen Gespräche! —

Meiner Mutter Nachlaß ist noch gar nicht regulirt, da in der Geschwindigkeit sich die paar Grundstücke weder erträglich verkaufen, noch die Capitalien einziehen lassen. Auf den schlimmsten Fall beträgt meine jezzige Erbschafft indessen (und sie ist mein ganzes Vermögen) doch wohl mindestens 10,000 Thaler. Auf dieses geringe Vermögen Abschied zu nehmen geradezu, schien mir zu gewagt, um somehr da ich verheyrathet und wie gesagt, noch mit Koenigsberg in nexu bin. Da nun auch Voß meinen Urlaub auf keinen Fall verlängern wollte, so bestimmte mich alles das einstweilig auf meinen Posten nach Warschau zurückzugehn, und ich reise daher, da ich mit einem sehr schwehr bepackten FrachtWagen, also sehr langsam fahren muß, bestimmt so Gott will den 19ten May von hier ab, gehe über das Kloster zur heiligen Linde, und denke den 30sten May spätstens in Warschau einzutreffen. Dort ist Wartenberg gestorben nnd ich habe dadurch Aussicht zur Gehaltsverbesserung, wofür sich, da ich von Gott und Rechts wegen, avancire, das Warschauer Praesidium auch schon bey Hofe verwandt hat. Ist die Sache noch nicht ent-

schieden, und Sie können deshalb durch Sander auf Kleewitz würken, so werden Sie mich sehr verbinden.

Doch ist das Alles ehrlich und unter uns gesprochen nur ein Interimisticum. Ja wäre ich so glücklich gewesen, Mniochs erledigten Posten zu erhalten, so wollte ich Warschau nie verlassen, aber meine diesfällige Supplik an Schulenburg (das auch sub rosa) erhielt eine sehr gnädige Resolutio negativa. — Immer Cammer-Secretair und Pflugstier seyn ist auf der einen, mit dem Kopf durch die Wand rennen, auf der andern Seite unmöglich. Mein Entschluß ist also vor der Hand der. Ich gehe nach Warschau zurück und warte dort die völlige Regulirung meiner hiesigen Affairen ab. Unter der Zeit machinire ich im Anspachschen, Hildesheimschen, Erfurtschen, kurtz im wärmern Clima allenfalls durch Tausch ein kleines Postchen in einem wohlfeilen Städtchen zu bekommen wobey Nichts oder wenig zu thun, und doch ein Fixum ist. Denn der AutorErwerb ist zu precair, zu sehr von der Gunst des Publicums abhängig und schlechterdings nicht von der Art, um einen Etat darauf zu machen. So hat mir Sander zum Beyspiel noch nicht das, im Grunde sehr mäßige Honorar für den zweyten Theil bezahlt. Rechnen Sie dazu, daß er mir sechs Exemplare außer den FreyExemplaren, um die ich ihn gebeten, weil ich sie verschenken wollte an Gelehrte pp von Einfluß und die ich (da ich nur 12 FreyExemplare erhalte) schon extra bezahlen wollte, noch nicht geschickt, rechnen Sie daß er noch nicht das Titelkupfer zum 2ten Theile geliefert, daher ich denn im Grunde auch das Buch, da es noch incomplett ist, an keinen auswärtigen Gelehrten schicken kann, rechnen Sie daß Sander seiner, freylich sehr bemitleidenswerthen Krankheit wegen, fast keinen meiner Briefe gelesen hat, rechnen Sie daß er mir besonders den 2ten Theil, durch mitunter eben so incorrecte als unpoetische Correcturen und Auslassungen erbärmlich entstellt hat, so bin ich würklich mit ihm in einer betrübten Lage und habe ehrlich zu sagen, ein Bischen Beyfall abgerechnet, von meiner Autorschafft wenig Vergnügen. Uebrigens schätze ich Sandern aus seinen Briefen als einen würdigen redlichen Mann und liebe ihn weiß Gott herzlich, bin ihm auch für seine Bemühungen viel Dank schuldig. Theilen Sie ihm das daher

nicht so crude mit, was ich an Sie als Freund schreibe. Können Sie ihn indessen disponiren, daß er mir das Honorar des 2ten Theils, das Titelkupfer des 2ten Theils, und 6 Exemplare des gantzen Werks mit dem Kupfer zu jedem Theil (denn ohne Kupfer hilffts mir nichts) und eines von den sechsen auf VelinPapier, allenfalls gegen baare Bezahlung (obgleich 18 FreyExemplare — 12 habe ich erhalten — nicht zu viel scheinen) unmittelbar nach Warschau schickt, so werden Sie mich sehr verbinden. Das declariren Sie jedoch dem guten braven Sander nur gantz bestimmt, daß, wenn es zur zweyten Auflage etwa kommen sollte, ich nicht nur auf die mir versprochene Hälffte des Honorars sondern auch darauf mit Bestimmtheit rechnete, das[1]) Alles Castrirte und Emendirte wiederum gantz und gar in Integrum, wie es in meinem Manuscripte steht (ausgenommen die dummen Anmerkungen des Setzers, der Mistberg et Consorten) restituirt würde, wobey ich jedoch, um mich auch meinerseits billig finden zu lassen, es gern zufrieden bin, daß Sander mir das Manuscript mit seinen Bemerkungen schicke, da ich es selbst noch, auf den Fall, verbessere, auch gerne seine gründliche Critik mit Danke annehmen will. Aber ohne meine Erlaubniß soll er nichts mehr ändern. Verzeyhen Sie mir meine Offenherzigkeit, so voll ich den Kopf habe, freue ich mich doch unendlich auf unser Wiedersehn. Tausend Empfehlungen von uns beyden Ihrer liebenswürdigen Braut und Familie. Ewig Ihr Sie liebender

Werner.

Ich schreibe ein Trauerspiel.

Ihrer trefflichen Braut versichern Sie meiner vollsten Hochachtung und Dank für ihre Güte. Ich freue mich sehr den Gegenstand kennen zu lernen der Sie beglückt[2]).

Ich habe eben Kotzebue auf seiner Durchreise[3]) hier kennen gelernt, er gewinnt bey persönlicher Bekanntschafft sehr und ist äußerst praetensionslos. Könnten Sie nicht bey Iffland, vor Ihrer Abreise nach Warschau, meinetwegen auf den Busch klopfen[4])?

[1]) Lies: daß.

[2]) Randschrift auf der ersten Seite.

[3]) Nach Livland.

[4]) Am Rande zwischen der zweiten und dritten Seite.

58. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Warschau, den 11. Juni 1804.

Mein innigst geliebter Freund!

Ich habe Deinen Brief vom 2. Juni heute den 11ten d. M. empfangen, und ihn mit dem innigsten Vergnügen gelesen, da er mir theils die Fortdauer Deiner redlichen Freundschaft verbürgt und mir Beweis der unwandelbaren Güte Deines Herzens gegen mich ist, theils auch, da er mir Aussicht gewährt, Warschau — wo ich in mehrerer Hinsicht nicht à mon aise bin — mit Berlin zu vertauschen.

Vorläufig melde ich Dir, daß ich den 29. Mai in Warschau angelangt bin. Meine Angelegenheiten in Königsberg habe ich taliter qualiter arrangirt; meine dortigen Paar Häuser à tout prix verkauft, und hoffe, wie gesagt, überhaupt 10 000 Thlr. Capital aus Allem heraus zu kriegen, wenigstens, und, wenn's Glück gut ist, noch Ende dieses Jahres mit meinen Königsberger Connexionen in's Reine zu kommen, da ich sie dort einem ehrlichen, thätigen und sichern Manne übertragen habe.

Jetzt zur Beantwortung Deines Briefes. Dein Anerbieten, mir in Berlin einen Posten zu verschaffen, verdient, wie gesagt, meinen innigsten Dank, und ich zolle ihn Dir hiermit von ganzem Herzen. Aber es frägt sich dabei:

1) Ist es, wie Du einmal meintest, ein Posten mit Fixum bei der Berliner Theater-Direktion, oder ein anderer? In jenem Falle wäre er mir sehr lieb, in diesem aber würde die Frage entstehen: ob er mich minder als mein gegenwärtiger Kammer-Sekretair-Posten (der jetzt nicht sehr onereus ist) beschäftigte; denn sonst käme ich vom Pferde auf den Esel, da es mir eigentlich, wie Du hinlänglich weißt, um eine Sinecure zu thun ist.

2) Schreibst Du mir, ich könne zufrieden seyn, wenn ich in Berlin auch nur einen Posten von 400 Thlr. Fixum erhielte. Ich habe aber hier (wiewohl ich nicht 50 Thlr., sondern nur 25 Thlr. Zulage erhalten habe) dennoch, ohne etwaige Accidenzien zu rechnen, 450 Thlr. Fixum (ich würde 550 haben, hätte ich das Collegium

medicum nicht abgedankt). Ich wollte mich also auch nicht gern verschlimmern und in Berlin nur 400 Thlr. Gehalt haben. Mein Rath und Wunsch wäre also der, daß Du den Leuten vorlögst, ich hätte (wiewohl ich nur 450 Thlr. habe) Summa Summarum 500 Thlr. Dienst-Revenue, und sie mir demgemäß meinen neuen Posten zuschnitten.

3) Habe ich wohl, wenn's Glück gut geht, und ich mein bischen Capital (wie ich schon den Anfang gemacht), auf südpreußische sichere Grundstücke elocire[1]), 5 Procent, mithin von 10,000 Thlr. Capital 500 Thlr. jährliche Interessen, dennoch aber kann ich, aller Deiner angeführten Gründe ohnerachtet, in Berlin mit 800 Thlr. Einkünften nicht subsistiren, da ich meiner Frauen Mutter, eine ehrliche polnische Schneidersfrau, die, auf meiner Frauen inständiges Bitten, zu uns gezogen ist, mit dorthin nehmen muß. Wenn es also itzt möglich ist, so sorge dafür, daß ich 450 oder 500 Thaler Fixum erhalte, dann habe ich p. ptr. 1000 Thlr. jährlich fixirte Revenue und getraue mir's, mit dem, was ich mir etwa dazu verdiene, ziemlich anständig zu leben. Lieber Gott, Kinder können und werden doch auch kommen!

4) Hat mir die Reise von Königsberg nach Warschau, 36 Meilen, nur mit einem vollbepackten Planwagen, 85 Thlr. bloßes Fuhrlohn gekostet; die Reise von Warschau nach Berlin, was doppelt so weit ist[2]), würde mir also an bloßem Fuhrlohn, sehr schlecht gerechnet, 150 Thlr. vielleicht auch 200 Thlr. kosten. Bedenkst Du nun, was die, in Berlin sehr kostbare erste Einrichtung, wenn sie auch nur nothdürftig ist (Meubles kann und will ich nicht mitnehmen) kostet, so ist wohl nichts billiger, und, wenn ich nicht Capital angreifen soll, nothwendiger, als daß ich, zur Bestreitung dieser Versetzungs-Kosten, außer meinem Gehalts-Fixo, ein angemessenes Pausch-Quantum (heiße es Gratification oder wie es wolle) erhalte.

[1]) Der Druck hat: elevire.

[2]) Die Poststraße von Warschau nach Berlin über Posen und Frankfurt a. O., hier in die Breslau-Berliner Poststraße einmündend, betrug mit der Fahrpost 58, mit der reitenden 53½ Meilen.

5) Habe ich von Iffland noch gar keinen Brief erhalten und auch noch keinen an ihn geschrieben. Ihm bestimmte Anträge zu machen, hast Du mir selbst widerrathen, ja vielmehr angerathen, seine Anträge zuvörderst abzuwarten. Mein Buch kann ich ihm auch noch nicht schicken, da mir Sander theils mehrere Exemplare, warum ich ihn gebeten (ich selbst habe nur ein einziges), noch nicht geschickt, theils auch das verfluchte Titelkupfer zum zweiten Theile noch nicht übermacht hat. Ich kann also, in Betreff Ifflands, nichts weiter thun, als mich still verhalten und seinen ersten Brief geduldig abwarten. Wolltest Du indessen die Sache aufs kräftigste urgiren, so würde ich Dir unendlich verbunden seyn. Man muß das Eisen schmieden, weil's warm ist. Das ist bei mir der Fall. Sobald Iffland also retournirt, so lasse ihm doch keinen Augenblick Ruhe, daß er wenigstens zuerst an mich schreibt, damit die Sache bei Zeiten und auf eine anständige Art für mich eingeleitet wird.

6) Du schreibst mir, Iffland wolle mit B[eyme][1]) wegen meiner Versetzung nach Berlin sprechen. Kann B[eyme] etwas dabei thun, so sey so gütig und schreibe mir darüber was Bestimmtes, er ist der Schwager des hiesigen Regierungs-Präsidenten von Meyer, welcher ein großer Maecen aller sieben freien Künste seyn soll, und durch diesen Kanal kann ich vielleicht, doch nicht eher, als sobald ich etwas Bestimmtes weiß, auf B[eyme] wirken.

Sander handelt an mir —! — Er hat mir weder 6 Exemplare (außer den 12 Frei-Exemplaren, die ich erhalten habe) geschickt, um die ich ihn dringendst gebeten, und die ich mir allenfalls, wenn er es über's Herz bringen kann, auf mein Honorar des zweiten Theils anrechnen lassen will, noch auch das Titelkupfer zum zweiten Theile. Das allertollste aber ist, daß er (obgleich ich ihm den zweiten Theil schon im März v. J. übersendet) doch mir bisjetzt noch nicht das Honorar dafür gezahlt hat, wiewohl ich es höchst nothwendig brauche.

[1]) Karl Friedrich von Beyme (1765—1838), seit 1798 Geh. Kabinets-Rat, 1808/10 Großkanzler und Justizminister, 1816 in den Grafenstand erhoben. Zur Biographie siehe die Gedächtnisrede von Prof. Preuß, gesprochen am 13. Dez. 1838 (Leipzig bei Duncker und Humblot ersch.).

Das ist wirklich ein höchst fataler Streich, und schreckt mich gänzlich ab, ihm je wieder etwas in Verlag zu geben. Ich habe ein neues Stück beinahe zur Hälfte fertig, aber — Gott soll mich bewahren, wenn das so zugeht! — Ich habe ihm das auch im beifolgendem Briefe geschrieben, wirke doch auch dabei so viel Du kannst! Aber gehe glimpflich mit ihm um! Ich will ihn nicht erzürnen.

Uebrigens freue ich mich wirklich ganz herzlich, wenn ich daran denke, nach Berlin zu kommen und mit Dir, rechtschaffenem Kerl, und mehreren Deines Schlages herzlich zu weinen und zu lachen, wie sich's trifft. Innigst rührend ist mir Dein freundschaftlicher Eifer, mit dem Du die Sache betreibst. Aber zwei Haupt-Bedingungen sind 1) daß ich dabei nicht verhungere; 2) daß es ein Faullenzer-Posten ist, wo irgend möglich bei der Theater-Direktion selbst, als Sekretair oder etwas; denn soll ich wie ein Pferd arbeiten und keine kommode Tage haben, so bleibe ich in Warschau, wo ich schon das Terrain kenne.

Herzlich gern und mit tausend Freuden ginge ich nach Berlin; wenn ich mir denke die helle, heitere Stadt, frei Theater und Literatur, Alles a bon marché — gern gäbe ich meine Idee vom sächsischen Grenzstädtchen auf, ohne alles Bedenken wollte ich mich aufpacken nach Berlin — aber nur ein möglichst unbeschäftigtes Dienstchen und keine Brodnoth. — Schreibe mir doch mit nächster Post über das Alles bestimmter, hauptsächlich: was es eigentlich für ein Posten, ob es etwa, wie ich so sehr wünsche und hoffe, einer bei der Theater-Direktion ist, binnen welcher Zeit wohl aus der Sache etwas werden könnte (damit ich mich hier nicht zu fest enfilire), ob noch in diesem Jahre? etc. Ob man sich nicht möblirte Zimmer miethen kann, da die Möbles in Berlin so theuer sind? Mein Kopf ist schon ganz voll davon! Schreibe mir nur Alles bestimmt, mache nur bald, hier in Warschau gefällt's weder mir noch meiner Frau, die Euch Beide herzlich grüßen läßt. — A propos! — Deine Briefe frankire doch nicht mehr, wenn sie unfrankirt sind, erhalte ich sie sicherer. Vergiß nicht! —

Itzig ist gestern hier angekommen. Ich habe ihn nur ein Paar Augenblicke gesprochen, mich aber herzlich gefreut, ihn wiederzusehn.

Was Du am Ende Deines Briefes von Familien-Angelegenheiten schreibst, hat mich schmerzhaft gerührt. Armer redlicher Vater, so leichtsinnig Du aussiehst, so fühlst Du tief und innig. Ich will Dir auch nicht mit religiösem Geschlabber kommen, denn, so einverstanden wir auch über den Punkt im Ganzen sind, so verwickeln wir uns doch immer so oft wir Worte darüber machen. Ich danke Dir, daß Du Dein Herz echt freundschaftlich gegen mich entladest. Könnte ich Dich doch trösten, aber das kann nur Glaube an den Satz, daß Alles ist, wie es seyn soll, und daß Alles zum guten trefflichen Ziele führt. Der Glaube führt Einen sicher durchs ganze Leben. Sind Deine Töchter nicht hübsch, so werden sie nicht die Beute eines niederträchtigen Schlingels werden, sie werden Männern zu Theil werden, die klug genug sind, durch die Larve ins Herz zu sehn, und das sitzt Deinen Kindern gewiß am rechten Fleck! — Wozu sollen die Jungens studiren, ist das der Weg zur Unabhängigkeit? Du sitzest ja dort in Berlin im Schoße aller solcher Bildungs-Anstalten, sie mögen Malerei, Musik oder auch das Technische, das Bauwesen oder sonst dergl. betreffen. Ich, an Deiner Stelle, würde meinen ganzen Einfluß anwenden, einen von den Jungens, den talentvollsten, bei so etwas so früh als möglich anzubringen; laß ihn von unten auf dienen, es ist doch besser, etwas rechts zu lernen, als das — — Studiren; lernt er Architektur, Musik oder so etwas, dann ist er unabhängig, kann in Frankreich, allerwegen sein Glück machen, studirt er aber, im gewöhnlichen Wortverstande, so ist er eigentlich völlig Glebae adscriptus, denn die Studien gelten doch in der Regel nur da, wo sie hergeholt sind. — Du weißt das Alles eben so gut und besser, aber Du bist oft in Deinen eigenen Angelegenheiten indolenter, als in fremden, und da kann denn Freundes-Rath nicht schaden. Du bist jetzt in Berlin, weiß Gott ob Du immer da bist; schmiede Du also auch das Eisen, weils warm ist!

Das war doch einmal ein Brief ohne Poesie! Weiß Gott, schon die bloße Kammerdienstluft macht Einen prosaisch. Auf der Herreise (die zwölf Tage dauerte) war's anders; da habe ich, obwohl wie ein Heering eingepackt, den ganzen zweiten Akt meines neuen

Schauspiels gemacht. Mach nur gegen Sandern Aufhebens davon, vielleicht schickt er dann Geld, er hat doch bei dem Handel nichts verloren, und Kotzebue, den ich in Königsberg sprach, sagte mir, ich hätte noch einmal so viel fordern sollen. Das schreib' ich Dir aber sub rosa! — Schreibe doch recht bald, ausführlich, über Alles, Deinem Dich ewig liebenden Freunde

Werner.

59. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d[en] 12ten Juny 1804.

Werthgeschäzter Freund!

Ich bin den 29sten May hier in Warschau auf meinem Posten wiederum angelangt, und da ich erfahren, daß auch Sie von der Messe gesund und wohl retourniret sind, so eile ich durch Peguilhen, der Ihnen diesen Brief zustellen wird, an Sie zu schreiben.

Fürs erste also die Bitte behalten Sie mich lieb, wie ich Sie, und wenn Sie Hrn. p von Kleewitz sprechen, so danken Sie ihm für alle Güte die ich durch seine Vermittelung in Betreff meines so langen Aufenthalts in Koenigsberg genossen habe, und nie vergessen werde.

Dann: eine Frage! — Wie steht es doch mit dem Titel-Kupfer zum 2ten Theil? Ich werde hier von Mehreren die sich das Werck gekauft haben, unablässig darum gemahnt, und bin doch nicht im Stande ihnen Genüge zu leisten. Könnten Sie die Sache nicht gütigst beschleunigen? Sobald dies Titelkupfer fertig ist, so haben Sie doch die Güte, mir dasselbe zu meinen 12 FreyExemplaren, imgleichen noch 6 Exemplare von beyden Theilen unter der Addresse: An den C[ammer] S[ecretair] Werner in Warschau auf der Königlichen Cammer im Landes-CollegienPalais zu erfragen, zu überschicken. Könnte[1]) eines davon auf VelinPapier seyn, so würden Sie mich sehr verbinden. Ob Sie mir diese sechs Exemplare unentgeldlich senden, oder a conto stellen wollen, muß ich Ihnen un-

[1]) Dahinter: „wenigstens“ gestrichen.

bedingt überlassen. Nur ganz nothwendig brauche ich Sie[1]), da ich sie an einige bedeutende Männer und Gelehrte verschenken, und mich dadurch in Connexionen setzen will, was ich längst gethan haben würde, wenn der fatale Umstand, daß das Titelkupfer zum 2ten Theile noch fehlt, und ich incomplett den 2ten Theil keinem Manne von Bedeutung schicken kann, mich nicht daran verhindert hätte. Ich sehe übrigens mit Vernügen, daß das Werck bey den litterarischen Recensir-Anstalten (den Hrn. Merkel als Apollo ausgenommen) einiges Glück macht, auch soll es mit dem Absatz desselben recht gut gehen.

Sollte es daher, wie es vielleicht möglich ist (obgleich ich das nicht beurtheilen kann) zur zweyten Auflage kommen, so muß ich Sie ganz gehorsamst bitten, mir vor dem Abdruck desselben das Manuscript gütigst zu übermachen, damit ich selbiges theils verbessern, theils manche veränderte Stelle in integrum restituiren kann (was offt höchst nöthig ist) so wie ich mich endlich auch überzeuge, daß Sie im Fall einer zweyten Auflage, mich in Betreff der mir dafür stipulirten Hälffte des Honorars gütigst befriedigen werden.

Für allen Dingen aber muß ich Sie vorjezt dringendst bitten, mir sowohl meine kleinen, schon zweymahl liquidirten Auslagen, als auch insbesondere das Honorar für den, Ihnen schon im Maerz v. J. übersandten zweyten Theil baldgefälligst zu übermachen. Da ich mich gegenwärtig hier so gut als neu einrichten muß, so brauche ich nöthig Geld. Auch werden Sie Sich Selbst gütigst überzeugen, daß mich der so lange Aufenthalt dieser Sache nicht nur in grosse Verlegenheit setzt, sondern auch von ferneren schrifftstellerischen Versuchen — ich habe ein neues Trauerspiel schon bis beynahe zur Hälffte fertig — natürlicherweise zurückschreckt.

Doch kein Wort weiter darüber gegen meinen edeln Freund, der es mir nicht verargen wird, wenn ich offen spreche. Empfehlen Sie mich und meine Frau Ihrer Frau Gemahlin ehrerbietigst und seyn Sie versichert daß nie die ächte wahre Hochachtung in meinem Busen sich verringern wird mit der ich verbleibe Ihr ganz gehorsamster Freund

Werner.

[1]) Verschrieben für: sie.

60. An Sophie Sander[1]).

Warschau, d. 9ten Juli 1804.

Wer Apollen Gaben überreichen will, muß zuvor am Altar der Grazien opfern. Soviel zur Entschuldigung meiner Kühnheit, zu der mich Freund Hitzig verleitete. Es ist die, daß ich, ohne das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft, Sie zu bitten wage, Ihren Herrn Gemahl zu disponiren, sobald als möglich, beifolgendes offnes Schreiben mit einem in Maroquin gebundenen, mir in Rechnung zu stellenden Velin-Exemplar meiner Thals-Söhne, dem Herrn Geheimen-Rath von Göthe zu Weimar zu übersenden. Verzeihung dieser an Sie gewagten Bitte erwarte ich gewiß, denn edle Fräulichkeit kann nicht zürnen. Ob Sie aber meinen Brief an Herrn von Göthe durch ein Schreiben begleiten, ob Sie ihm ein paar Worte zu Gunsten des armen Schwärmers sagen wollen, der Ihnen nicht ganz mißfallen zu haben für seinen schönsten Lohn hält — muß ich Ihnen unbedingt anheimstellen[2]). Ihr würdiger Gatte, dem ich mich herzlich zu empfehlen bitte, ist von meinen Nöthen und meinem beschränkten Wunsche, in irgend einem schönen Fleck der Erde ohne Dienst-Joch friedlich vegetiren und schwärmen zu können, zu gut unterrichtet, um auch die kleinste Erläuterung von meiner Seite entbehrlich zu machen. Auch bedarf es keiner. Denken Sie sich einen der gutmüthigen, romantischen Tagediebe, die in Sheakspeare[s] as you like it in Wäldern herumschlenkern, legen Sie ihm einige Aktenstöße auf den Rücken, unter deren Last er fast versinkt. Denken Sie sich diesen Tropf, zu blöde und zu oft zurückgestoßen, um für sich selbst sprechen zu können, und doch zu schwatzhaft, wenn ihm einmal das Herz aufgeht, in einer Nußschaale sich König eines unendlichen Raums wähnend, wenn es nur dort keine Akten giebt, und doch an eben diese Akten, die ihm die Sonnenblicke der Kunst vermauern, gefesselt durch die Pflicht des Gatten, dem es sein Ge-

[1]) Sophie Sander (1787? bis nach 1826), die Gattin des Berliner Buchhändlers Johann Daniel Sander, geb. Diederichs.

[2]) Frau Sander schrieb tatsächlich am 20. Juli einige die Sendung W.s empfehlende Zeilen.

wissen nicht erlaubt, die Existenz eines schuldlosen Weibes lediglich dem prekairen Autor-Erwerbe und dem wandelbaren Ertrage eines beschränkten Kapitals anzuvertrauen. Denken Sie sich ihn, an's kalte Dienst-Joch geschmiedet, sich täglich nach einem warmen Rebenlande sehnend, ohne Aussicht dorthin zu gelangen, und täglich die Kunst bejammernd, die er der Pflicht opfern muß. Denken Sie sich das — und Sie haben mein trauriges Bild. Sie sind weise und gut; so spricht der allgemeine Ruf. Sie werden das, was ich sage, nicht mißdeuten. Es ist, im Gewande des Scherzes, finsterer Ernst; es gilt Rettung des letzten Restes eines verunglückten Künstlerlebens — noch wenige Jahre des Dienstes, und — ich bin für meine Gottheit, die Kunst, auf ewig verloren. Herrn von Göthe, und wär er mehr noch als er in jeder Rücksicht ist, darf ich, ohne Entwürdigung, das nicht sagen, was ich seiner edlen Freundin vertrauen kann, denn — sanft

> schuf Gott das Weib, daß sie dem Erden-Pilger,
> Ein Leitstern sei auf schwerer Dulderbahn[1]).

Genug! — Ob ich für Ihren Werth Achtung habe, kann Ihnen, nach diesem Briefe nicht zweifelhaft sein, denn wie wollten Sie wohl ein so herzliches Zutrauen, ohne Schmeichelei, anders nennen? — Ob ich — ein bitterer Zweifel! meinen Werth dadurch bei Ihnen heruntersetze? darüber entscheide — Sie sind ja auch Gattin — Ihr Herz! Nun noch die Bitte: lassen Sie mich seinen Urtheilsspruch wissen, verschmähen Sie nicht die Hochachtungsversicherung meines ungebildeten aber vortrefflichen Weibes, und zürnen Sie nicht über die vielleicht zu kühne Hingebung eines vom Schicksal Vernachlässigten, der sich mit innigster Hochachtung nennt Ihren ganz gehorsamsten Diener

Werner.

[1]) Philipp zur Äbtissin des Sankt Klara-Klosters: „Sanft / Schuf Gott das Weib, daß es des Trostes Engel / dem Manne wär' auf rauher Dulderbahn!" („Die Söhne des Thales" II. Teil III. 10; A. Schr. 5. Bd. S. 115). So lauten übereinstimmend alle Drucke.

61. An Johann Wolfgang von Goethe.

Hochwohlgebohrner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Würklicher Geheime-Rath,
Gnädiger Herr!

Ein Unbekannter, der Ew. Excellenz zwar als den Meister der deutschen Kunst, aber nicht persönlich zu kennen das Glück hat, wagt es Ihnen beyliegenden dramatischen Versuch als Opfer der Ehrfurcht zu überreichen. Es ist die Frucht eines vielleicht mißlungenen, aber angestrengten und redlichen Strebens, dem Heiligen in unserm Innern den Sieg zu verschaffen über den jetzt Alles verheerenden Egoismus. Die Geschichte des Tempel-Bundes mit der daran geknüpften Tradition seiner Fortpflanzung, bot mir den Stoff, die Absicht einem Orden dem ich verbündet bin, ein dramatisches Lehr-Gedicht zu liefern, bestimmte den Grund-Ton des Ganzen. Diese Idee war nicht rein künstlerisch, aber rein menschlich. Kühn lege ich sie dem Meister dar, der einen Staat zum Orden veredelte; Er der das Unendliche in seiner reinsten Gestaltung so klar erblickte und so mannigfach darstellte, wird den Schüler nicht gantz verwerffen, in dessen Brust es sich, wenn gleich nur trübe und einseitig, spiegelt. — Soviel über Gegenstand und Plan meines Werks. Was Ausführung der Characktere, Correcktheit der Diktion betrifft, so wäre es vermessener Frevel, jene gegen den Schöpfer Götzen's und Iphigenie'ens, diese gegen den Bildner Tasso's und Eugenie'ens vertheydigen zu wollen. Nicht stoltz genung, um den Beyfall des ersten Künstlers seines Volks und seiner Mitwelt zu buhlen, bin ich belohnt genung, wenn Er nur mein frommes Opfer nicht verschmäht.

Ob Ew. Excellenz mich mit einer Antwort beglücken wollen, muß ich Ihrer Gnade unbedingt anheimstellen, und nur in diesem Falle mir Dero Schreiben, unter meiner unterzeichneten, auch der Direcktion der Jenaer Literatur Zeitung bekannten Addresse erbitten[1]).

[1]) Goethe ließ den Brief unbeantwortet; sein Urteil über das ihm zugesendete Drama vielleicht im Briefe vom 10. Sept. 1804 an Schiller (nach von der Hellens Annahme), siehe Briefe, 17. Bd. Nr. 4961 und Anm. S. 321. — W. war schon zu Anfang d. J. 1804 von der neubegründeten

ich füge keine Entschuldigung meiner Kühnheit bey. Der Lorbeer der, eintzig und unerreichbar, auf der Spitze des Parnasses grünt, kann ja dem Veilchen im Thale nicht zürnen, wenn es Ihm, dem es sich so gerne näherte, wenigstens seine reinsten Düfte sendet. Vom Thau des Himmels, der aus des Lorbeers Blättern herabträuft, sich nährend, verdankt es Ihm doch Lebens-Krafft, mag auch Sein Schatten es verdunkeln! Ob es sich für ewig verschliessen, ob es noch ferner duften soll? — darüber erwartet Entscheidung mit den Gesinnungen der tiefsten und unbegränzten Ehrfurcht

Ew. Excellenz
ganz unterthänigster Diener
Werner

Warschau, den 9ten July 1804.

K[önigl.] Südpreussischer Cammer Secretair bey der Krieges und Domainen Cammer zu Warschau auf dem Landes Collegien Palais zu erfragen.

62. An August Wilhelm Iffland.

Wohlgebohrner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Direcktor!

Ew. Wohlgebohrnen erdreiste ich mich, ein von mir verfertigtes dramatisches Gedicht: die Söhne des Thals, als Opfer der reinsten Hochachtung zu übersenden; eine Pflicht, der ich früher nachgekommen wäre, hätte ich eher den jezt erst fertig gewordenen Titelbogen des 2ten Theiles von meinem Verleger erhalten.

Schon von meiner früheren Jugend an — ich zähle jezt 35 Jahre — war das Theater meine Leidenschafft und mein Studium. Ew. Wohlgebohrnen erste Erscheinung im dramatischen Schrifftstellerfache fiel in jene Periode[1]); ich verschlang Ihre Werke und die

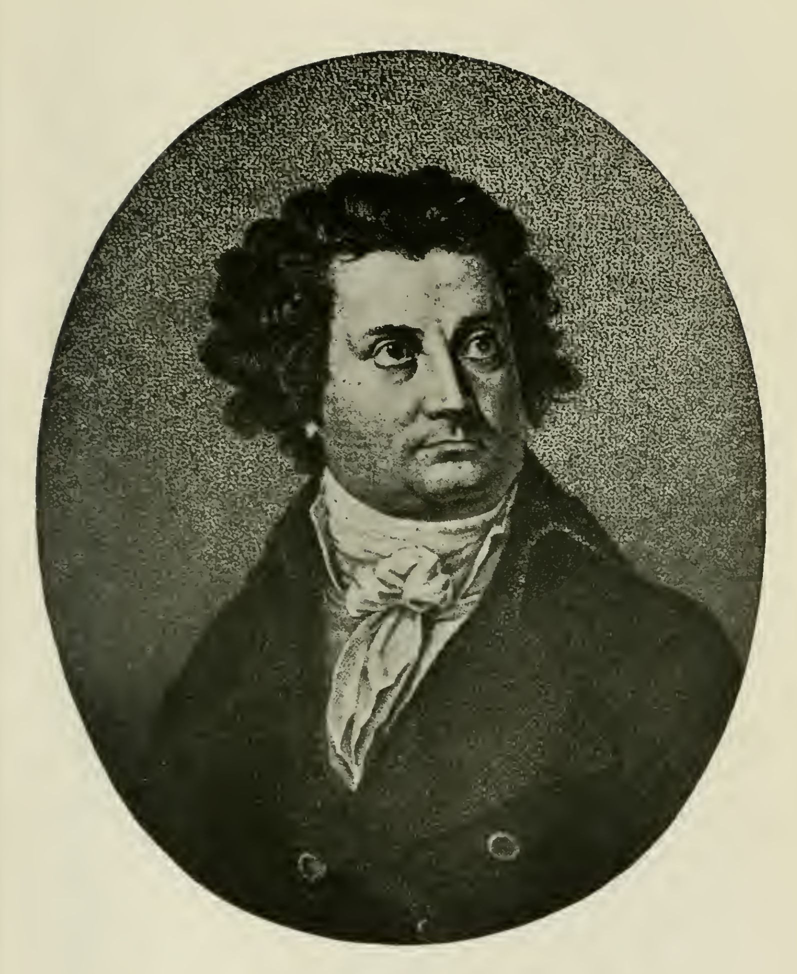
Jenaischen Allg. Lit. Zeitung zur Mitarbeit aufgefordert worden. Am 20. Mai 1804 erhielt Goethe von der Redaktion einen Brief W.s zur Einsicht (siehe Schr. d. Goethe-Gesellsch. 14. Bd. S. 306 und Düntzer, a. a. O. S. 45).

[1]) Ifflands dramatischer Erstling, das bürgerliche Trauerspiel „Albert von Thurneisen" (Mannheim 1781), erschien auf den deutschen Bühnen seit Ende Mai desselben Jahres unter dem Titel: Liebe und Pflicht im Streit.

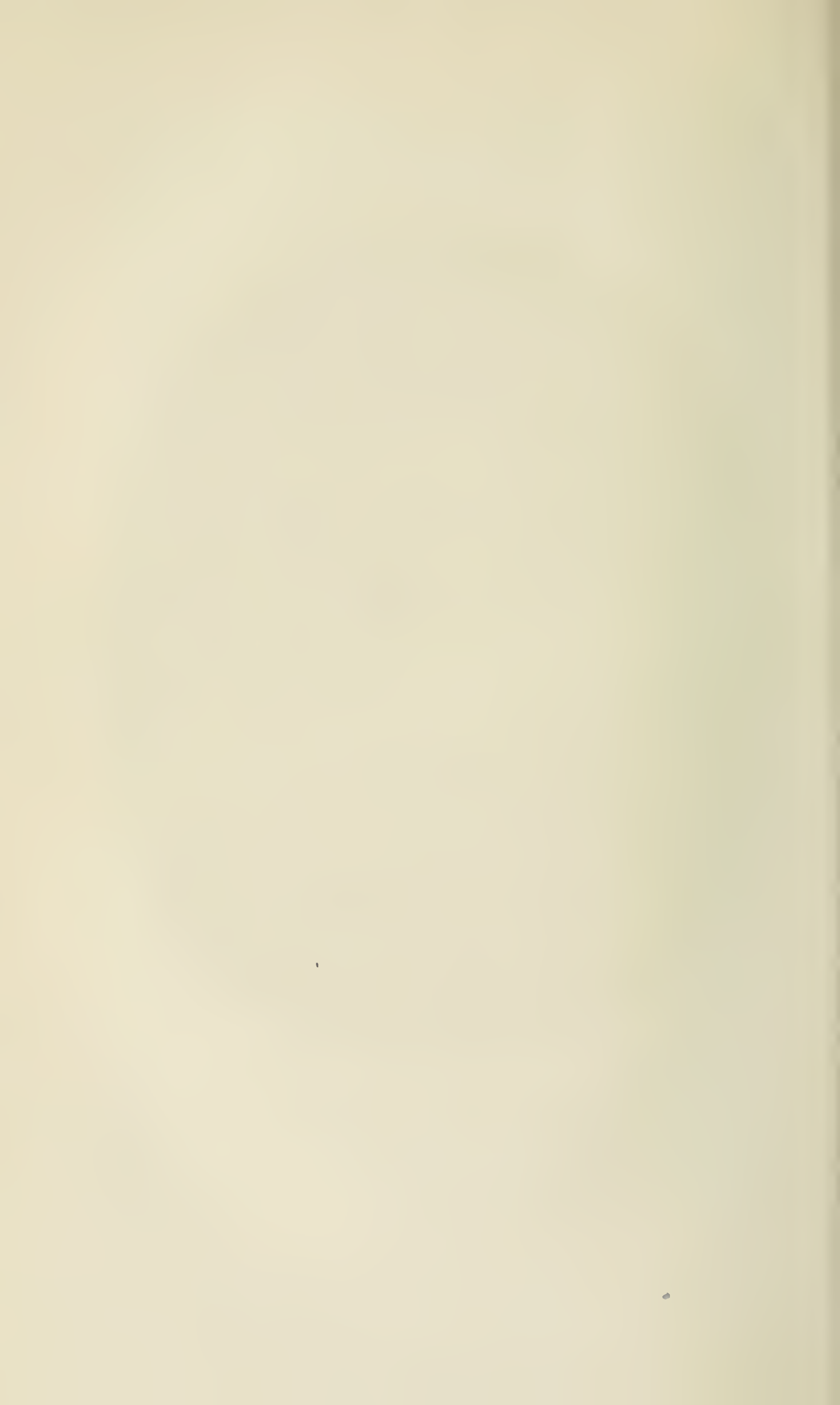
Lebendigkeit Ihrer Darstellungen, die Gediegenheit Ihrer Charactere, die vollendete Reife Ihrer Pläne, gesellt zum Zauber Ihrer Sprache, ergriffen mich damahls schon mit der Allgewalt, wie sie seitdem auf jeden gebildeten Bewohner Deutschlands würckten. Das Glück Sie persönlich kennen zu lernen war mein sehnlichster Wunsch; er ist leider bis jezt unbefriedigt, aber erfreulich war es mir stets, den Mann, dem ich so viele schöne Genüsse verdanke, als dramatischen Dichter und Darsteller auf gleich erhabener Stufe zu sehn.

Berufs-Geschäffte entzogen mich eine geraume Zeit hindurch dem Theater so sehr, daß ich mir sogar — ich bin schon seit 10 Jahren in SüdPreussen placirt — mehrere Jahre hindurch den Genuß der Bühne fast gänzlich versagen mußte. Darauf beschränkt meinen Sinn für diese Kunst durch Lectüre zu befriedigen, entsagte ich, einer höheren Nothwendigkeit nachgebend, der Hoffnung, je als dramatischer Dichter aufzutreten, eben so, wie ich früher den Entschluß mich dem Schauspielerstande zu widmen in mir erstickt hatte. Indessen führte mich eine Verbindung, der ich mehrere Jahre leidenschafftlich anhänge, zum Studium der immer sehr merckwürdigen Geschichte des TempelOrdens. Ich entdeckte in ihr hinreissend schöne Züge, einen Zusammenhang mit den neuesten Zeitbegebenheiten, der, sey er auch geschichtlich bestreitbar, doch einen hohen poetischen Sinn hatte, kurtz, einen Stoff von bedeutendem tragischen Intresse. Ich fand oder glaubte wenigstens zu finden, daß diese dramatische Goldgrube von den wenigen Dichtern die in ihr Schätze gegraben hatten[1]), bey weitem nicht erschöpft, daß von Jedem derselben nur der Charakter Molay's mitunter mit zu vieler poetischer Freyheit, dargestellt, aber weder die reine Würde die in ihm liegt, noch das hochtragische Fatum des Ordens entwickelt worden war. Diese Idee, verbunden mit der besonderen Absicht, der mir innigst verbündeten

[1]) Ein Drama „Die Tempelherren“ erschien anonym 1791, dann folgt der Österreicher Johann Nep. von Kalchberg (1765—1826) mit dem dramatischen Gedicht „Die Tempelherren“ (Graz 1788); dieser hat auch vor W. den Attila-Stoff dramatisch bearbeitet (1806). Das Jahr 1796 brachte das Trauerspiel „Die Tempelherren“ von Kaffka. Der Franzose François J. M. Reynouard ließ seine Tragödie „Les Templiers“ erst 1805 aufführen.



August Wilhelm Iffland



Gesellschafft ein dramatisches Lehrgedicht zu geben und der allgemeinern, zur Belebung des fast ganz erloschenen Sinnes für das Heilige, einen, wenn auch nur geringen Beytrag zu liefern, bestimmten mich zu meinem Werke, welches ich darum Söhne des Thals nannte, weil der, vielleicht nicht gantz erdichtete Bund des Thals darinn die Stelle des eisernen, wenn gleich nicht blinden Fatums vertritt. Bey dieser Tendenz meines Werkes war es mir unmöglich, es für die Bühne darstellbar einzurichten. Für diese ereignet sich, meines Erachtens, nur Klarheit der Ideen, Kürtze und Präzision des Ausdrucks, eine rasch fortschreitende Handlung, die unsre Affeckten reinigt, ohne diese Absicht durchblicken zu lassen, wie die Grazie bezaubert, ohne es selbst zu wissen, kurtz nur das, was der Meister der Deutschen Schauspielkunst, an den gegenwärtige Zeilen gerichtet sind, durch sein eigenes Beyspiel so schön versinnlichet hat. Ich aber, bey der Absicht, zunächst nur für e i n e Classe Leser zu schreiben, mußte den übrigen meine HauptIdeen durch ein mystisches Dunkel wenigstens halb verhüllen. Bemüht, nicht sowohl einen einzigen Satz zu versinnlichen, als ein ganzes Systhem aufzustellen, mußte ich, offt wieder Willen, der dramatischen Präzision Eintrag thun, und da fast alle Persohnen meines Stücks, das Thal ausgenommen, leidend sind, letzteres aber, als Repräsentant der ordnenden Natur, nur langsam und stille sein Werk bildet, so konnte nur wenig Handlung, und diese wenige nicht fortschreitend seyn. Diese und noch mehrere der Grund-Ideen die mich leiteten, habe ich in den Prologen und Epilogen beyder Teile zu entwickeln versucht, und entsage förmlich allen Ansprüchen dieses Werk je auf der Bühne — wo es ohne eine seinem wahren Zwecke nachtheilige Verkürzung nie Effeckt machen kann, — darstellen zu lassen. Ob es aber darum ein dramatisches Ungeheuer und in dieser Rücksicht schlechthin verwerfflich sey [1]), mag der grosse Meister entscheiden, an dessen Urtheil ich hiemit kühn und hochachtungsvoll appellire.

Warum ich in diesem ersten Briefe so zutrauungsvoll bin, wird

[1]) Merkel nannte den 2. Teil „ein durchaus mißlungenes Werk“ (a.a.O. S. 169).

der tiefe Menschenkenner nicht fragen, der es weiß, daß reine Hochachtung von eben so reinem Zutrauen nie getrennt ist.

Ob ich noch mehrere dramatische Arbeiten liefern werde, wird davon abhängen: ob mein Schicksal mich bald in eine Lage versetzt, die es mir mehr als es bisher bey meinem Posten als Cammer-Secretair möglich war, verstattet, mich dem Kunstbetriebe, (wie ich so sehr wünschte,) mit voller Seele widmen zu können, was nur dann der Fall seyn dürffte, wenn ich sorgenfrey, nicht, wie jezt, die Kunst dem Brodtfache zu opfern, oder, was für mich noch schrecklicher seyn würde, sie nach Brodte zn schicken genöthiget bin.

Zwar arbeite ich jezt an einem Trauerspiel in fünf Acten und abwechselnden Silbenmaassen, was die Eroberung Preussens durch die Creutzherren zum Gegenstande hat; ein Stoff, bei dem mir wenigstens völlige Lokalkenntniß zu Statten kommt. Zwey Acte davon habe ich schon vollendet. Ob ich das Ganze aber bald beendigen werde, ob es — was ich sehr wünsche — zur Darstellung auf der Bühne qualificirt seyn wird, kann ich fürjezt noch nicht bestimmen, da ich, wie gesagt, weder Herr meiner sehr beschränkten Zeit bin, noch mich entschliessen kann, meine Ueberzeugnng vom wahren Wesen der Kunst, dem so sehr wankenden Geschmacke des Publikums aufzuopfern. Sollten Ew. Wohlgebohrnen es jedoch gütigst erlauben, so würde ich dieses mein jezt unter Händen habendes Trauerspiel, wenn es fertig ist, Ihnen zur Beurtheilung und (insofern Sie es dazu geeignet finden) zur Darstellung auf der Berliner Nationalbühne zu übersenden die Ehre haben.

Macht mich, was mein sehnlichster Wunsch ist, mein Schicksal bald so glücklich, Ew. Wohlgebornen persönlich kennen zu lernen und in Dero [1]) Nähe meiner Neigung gemäß zu leben, so würde ich unter Leitung desjenigen, dem deutsche Schauspielkunst den größten Theil ihres Flors verdankt, vielleicht thätiger für leztere würken können. Fürjezt auf schrifftliche Unterhaltung beschränkt, bin ich, wie die Länge meines Briefes mich mahnt, auch in dieser zu ungenügsam. Verzeyhen Sie dieses vielleicht zu kühne Zutrauen, beglücken Sie mich, unter nachstehender Addresse, mit einer geneigten

[1]) Erster Druck: der.

Antwort, und überzeugen Sie Sich von der tiefsten Hochachtung mit der ich mir zu Ehre beharre

Ew. Wohlgebohrnen

ganz gehorsamster Diener

Werner

Südpreussischer CammerSecretair zu Warschau bey der Krieges- und Domainen-Cammer auf dem Landes Collegien Palais zu erfragen.

Warschau, den 4ten August 1804.

63. An August Wilhelm Iffland.

Warschau, den 9ten October 1804.

Wohlgebohrner Herr!

Höchstzuverehrender Herr Director!

Ew. Wohlgebohrnen gütigstes Schreiben vom 25sten v. M. war mir, was eine Wunder-Essenz dem Kranken ist, es gab meinem ästhetischen Daseyn Lebens-Muth und Lebens-Krafft [1]). Daß Sie mich Ihrer Aufmerksamkeit würdigten, daß Sie — noch ehe Sie meinen Brief erhielten — schon Schritte zu meiner Beglückung thaten, daß Sie Sich dafür mit so vieler Wärme, so äusserst edel intressiren [2]), Alles das belebt mich zu einem Danke, den ich mit Worten zu schildern schlechterdings nicht vermag. Das Gefühl, das ich bey Lesung Ihres mir über Alles theuren Briefes empfand, das Bewußtseyn, vom ersten dramatischen Künstler meines Vaterlandes mich — ich wage es zu sagen — fast als Freund behandelt, mich dem hohen Ideale, welchem ich nur immer fruchtlos nachstrebte, jezt auf einmahl genähert zu sehen; dieses Gefühl — es war einer der hellsten Punckte meines gewöhnlich trüben Lebens, und seitdem ist Ihre Güte, höchst verehrungswürdiger Mann, zu verdienen, das kühnste Ziel meines Stoltzes.

[1]) Ifflands erster Brief an W. findet sich nicht in der Sammlung Teichmann-Dingelstedt und blieb bis heute ungedruckt, siehe Anhang II, Nr. 17.

[2]) Iffland war am 18. September von einer längeren Reise nach Berlin zurückgekehrt und fand hier W.s ersten Brief samt den „Söhnen des Thales“ vor. Schon vor seiner Reise hatte er Beyme auf W.s Drama aufmerksam gemacht.

Was Sie von meinem neuen Trauerspiel und der Würkung schreiben, die dessen Aufführung auf dem berlinischen Theater Behufs der Erfüllung meiner Wünsche machen könnte[1]), so bin ich zwar nicht kühn genug, einen so günstigen Erfolg für mehr als problematisch zu halten; indessen überzeuge ich mich vollkommen, daß ich den Schritt, ein Stück von mir auf die dortige Nationalbühne zu bringen, wenigstens wagen muß und daß, wenn solches schon im März k. J. geschehen könnte, dieses für mich am zweckmässigsten seyn würde. Aber — eben diese gütige Aufforderung von Ihrer Seite macht es mir zur Pflicht, dem Manne, der so edel gegen mich denkt, auch mein Inneres und meine Lage ganz offen darzulegen.

Also — ohne Umschweiffe — ich habe von meinem neuen Werke noch nichts weiter, als die beyden ersten Acte fertig, der dritte ist noch nicht einmahl angefangen, also habe ich — da mein Plan auf fünf Acte geht — noch drey zu machen. An diesen geringen Fortschritten ist bey Gott und Ehre nicht meine Saumseeligkeit schuld — ich getraue mir vielmehr, bey gehöriger Musse, fünf metrische Acte in höchstens vier Monathen vollenden zu können — es ist bloß Folge meiner so mannigfaltigen als geisttödtenden DienstGeschäffte. Diese rauben mir den größten Theil des Tages, und lassen mir für die mir etwa übrig bleibenden paar Stunden nur äusserst selten die glückliche Heiterkeit, die — wie Sie wissen — zur Begeisterung, welche der Künstler, besonders in meiner Lage, nur erhaschen, nicht erzwingen kann, ohnumgänglich erforderlich ist. Ew. Wohlgebohrnen sind so glücklich ein solches DienstVerhältniß aus Erfahrung nicht zu kennen, indessen werden Sie, bey Ihrer tiefen Menschenkunde, Sich das schreckliche Bild eines für die Reize der Kunst glühenden, aber unter der Last, weder durch Ehre noch durch Geld remunerirter Dienst-Geschäffte erliegenden Gemüths, was mit jedem Augenblicke seine innere, nur noch schwach aufglimmende Flamme mehr und mehr erlöschen sieht — Selbst ausmahlen können.

[1]) Iffland wünschte das neue Werk W.s, „die Eroberung Preußens", schon am Schlusse dieser Saison zu geben und ermunterte W. zu rascher Produktion.

Zwar habe ich die Zeit, seit der ich Ihnen zu schreiben die Ehre hatte, nicht unbenutzt gelassen, ich habe den ganzen ersten Ackt so umgearbeitet, daß er so gut als noch einmahl gemacht ist, da ich unablässige Feile für ein HauptErforderniß zum Gelingen eines Kunstwerkes halte. Auch brenne ich vor Begier, Ihrem gütigen Rathe gemäs, durch baldige Beendigung meines Trauerspiels, die Kunst und mein Schicksal zu versöhnen. Aber — gerade heraus-gesprochen! — denn wie könnte ich den Edeln, der mich so hülfreich aufrichtet, täuschen? — in meiner jezzigen Lage kann ich mein Stück nicht nur nicht bis zum März k. J. ich kann es vielleicht nie fertig machen, weil mein Seelenfrieden täglich mehr schwindet. Die beyden ersten Ackte schrieb ich, als ich in Koenigsberg der Kranckheit meiner verstorbenen Mutter wegen auf Urlaub war, kurz vor und während meiner Rückreise von Koenigsberg nach Warschau, im May d. J. wie ich überhaupt auf einer Reise fast beständig und am glücklichsten arbeite. Hier habe ich nur den ersten Ackt umgearbeitet, und den zweyten gefeilt. Die Idee der übrigen schwebt für meiner Seele, aber will ich irgend einen glücklichen Moment benutzen, so lähmt mich eine neue Dienstarbeit[1]), raubt mir mehrere Tage, und ich vergehe in ohnmächtigem Unmuth, mein Lebensglück, was ich vielleicht durch diese Darstellung auf immer begründen könnte, durch ein unablösliches DienstJoch vernichtet zu sehen.

Man gebe mir höchstens drey Monathe, um geschäffts- und sorgenlos in mein Inneres zurückzukehren, und — mein Schauspiel ist vollendet, aber so wie ich jezt lebe, helffen mir Jahre nichts. Soll mein Placement in Berlin Resultat der Aufführung meines Stücks seyn, so komme ich wahrscheinlich nie hin, weil ich es hier nicht vollenden kann. — Wie dem abzuhelffen, weiß ich nicht. Wäre ich nicht — Gatte, besässe ich genug eigenes Vermögen, um einige hundert Thaler wegwerffen zu können, so wagte ich den Schritt, nach Berlin auf Urlaub zu gehn, arbeitete dort unter den Augen des grossen Meisters, an den diese Zeilen gerichtet sind, und mein Werk wäre bald, vielleicht glücklich, vollendet. Jezt aber ist mir das schlechterdings unmöglich, denn ohngerechnet, daß ich

[1]) Erster Druck: Dienstbarkeit.

gewiß keinen Urlaub zur Reise nach Berlin erhalten würde, da ich nur in diesem Jahre von einem sehr langen Urlaube, den ich der Kranckheit meiner kürzlich verstorbenen Mutter wegen erhalten habe, aus Königsberg zurückgekehrt bin, so kann ich auch, selbst wenn ich, (was schlechterdings nicht möglich scheint) abermahls Urlaub erhalten sollte, ihn dennoch zur Reise nach Berlin nicht benutzen, weil ich ohne meine Frau nicht reisen kann, das aber mir eine Ausgabe von mehreren hundert Thalern auf die ungewisse Aussicht verursachen würde, in Berlin versorgt zu werden oder nicht. Da ich also weder nach Berlin, ehe ich dort würcklich placirt bin, reisen, noch in Warschau mein Stück vollenden kann, so weiß ich schlechterdings keinen Ausweg meinen Wunsch zu erreichen, als den, recht bald, auf irgend eine Art, in Berlin placirt zu werden. — Glauben Ew. Wohlgebohrnen nicht, daß ich Ihre Güte mißbrauchen, Sie durch Zudringlichkeit in Verlegenheit setzen will; ich weiß wie schwehr es hält, in Berlin angestellt zu werden, ich weiß daß Sie Alles, daß Sie mehr für mich gethan haben, als ich je erwarten konnte, aber eben deshalb hielt ich es für Pflicht, Ihnen mein Innerstes unverhohlen darzulegen, Sie, auch auf die entfernteste Art nicht, zu täuschen. mein ganzer Wunsch ist übrigens sehr beschränkt, denn er geht nur auf eine Stelle von der ich, nicht reichlich, blos sorgenlos, mit meiner Frau als ehrlicher Mann subsistiren könnte, die mich jedoch — ich muß aufrichtig sprechen! — so wenig beschäfftigte, daß ich fast meine ganze Zeit der Kunst widmen könnte. Gäbe es bey dem Berliner NationalTheater irgend eine solche Officiantenstelle, so wäre mir das freylich äusserst erwünscht, da ich alsdann, mit Ihnen in einem näheren Verhältnisse, Ihre gütige Belehrung bey jedem Fortschritte in meiner aesthetischen Laufbahn zu benutzen, glücklich genug seyn würde. Aber auch jede andre Stelle, befriedigte sie nur jene Requisite, würde ich mit Danke annehmen, und dabey schlechterdings weder auf Titel noch auf reichliches DienstEinkommen sehen, da ich für keine andere Art von Achtung, als die meiner Persönlichkeit, Sinn habe, und nur leben, aber auch würklich leben will, was, im Joche eines arbeitsvollen Dienstes, mir wenigstens nicht möglich ist. Sollte Berlin mir hiezu keine, oder

doch keine baldige Gelegenheit darbieten, so muß ich Ew. Wohlgebohrnen — jedoch nur als unmaaßgeblichen Vorschlag — gehorsamst submittiren: ob es nicht möglich seyn sollte, mich, unter irgend einer Cathegorie, in Potsdam zu placiren, wo ich, da dieser Ort ungleich wohlfeiler als Berlin ist, mit einem viel geringeren Fixo auskommen, meinen Sinn für ländliche Natur, die mir über Alles geht, und ohne die ich nie glücklich leben kann, in vollem Maasse befriedigen, und doch die Communikation mit Berlin fast täglich so unterhalten könnte, daß es so gut wäre, als wohnte ich in Berlin selbst.

Doch ist auch das nur eine Idee, die ich gänzlich Dero Entscheidung anheimstelle, und werde ich leztere, insofern Sie mich solcher würdigen, unbedingt befolgen.

Sollten übrigens Ew. Wohlgebohrnen meiner Verhältnisse wegen nähere Erleuterungen wünschen, so wird mein mehrjähriger Freund, der Krieges- und Domainen Rath Peguilhen — welcher die Ehre hat, Ihnen gegenwärtigen Brief zu überbringen — und der meine Lage und Wünsche genau kennt, Ihnen diese Details geben und das Nähere mit Ihnen einleiten können. Nächstdem intressirt sich auch der Buchhändler Sander, mein bisheriger Verleger, für die Erfüllung meiner Wünsche, und beyde achtungswerthe Männer würde[n] sich ein Vergnügen daraus machen, mit Ew. Wohlgebohrnen, insofern Sie solche Dero Vertrauens würdigen sollten, dieserhalb de concert zu gehn.

Und jezt — genung von einem Detail, dessen ermüdende Weitschweifigkeit ich nur zu sehr fühle und in welches zu entriren ich nicht gewagt haben würde, hätte ich es nicht für Pflicht gehalten, dem Manne der mich so offen und edel behandelt, und zu dem ich von Angesicht zu Angesicht zu sprechen nicht das Glück habe, mindestens schrifftlich jede Falte meines Herzens offen und wahr darzulegen. Es ist ja das Vorrecht schöner Seelen, Zutrauen einzuflössen wohin Sie nur würken! —

Noch eine Stelle Ihres gütigen Schreibens heischt Beantwortung. Sie scheinen es zu wünschen, das [1]) ich Ihnen das, was von meinem

[1]) Lies: daß

Schauspiele bereits fertig ist, übersenden soll. Erlauben Sie daß ich auch hierüber mit Ihnen gantz ohne Hehl spreche.

Zwey Ackte geben über das Ganze eines dramatischen Werkes bekanntlich nur einen äusserst geringen Aufschluß. Ohne zu rechnen, daß jeder Theil eines Kunstwerkes, nur nach Vollendung des Ganzen die letzte nöthige Feile erhalten kann, so können besonders, im gegenwärtigen Falle, die beyden ersten Ackte durch den Verfolg des Stücks sehr viele Modificationen leiden, die ich — wiewohl ich den Plan des Ganzen schon entworffen — doch jezt unmöglich voraussehen kann. Diese beyden Ackte sind also in jeder Rücksicht jezt noch, wenn sie auch fertig sind, doch unvollendet, und ich — setzen Sie Sich in meine Lage! — soll dem ersten Schauspielkünstler meiner Nation ein noch unvollendetes Bruchstück schikken, und mich dadurch der Gefahr aussetzen Seine Theilnahme, die mir über Alles schätzbar ist, fast in demselben Augenblicke zu verliehren, wo ich sie gewonnen zu haben mir schmeichle? Das wäre eine Lotterie mit einem zu[1]) ungeheuren Einsatze, auf welche mich einzulassen ich nicht kühn genug bin. Ein Schauspiel — das wissen Sie — kann nur als Ganzes intressiren. Wäre ich in Berlin, hätte ich das Glück dort unter Ihren Augen zu arbeiten, so würde ich Ihnen jede Stelle und Scene meines Stückes, wie sie fertig würden, zeigen, und mich von Ihnen belehren lassen, ich hätte den Vortheil, Ihnen meine Ideen mündlich zu erörtern, der mir entgeht, wenn ich Ihnen ein unvollendetes Bruchstück schrifftlich übersende. Also das Resultat! — Kann ich einst meine Werkstatt in der Nähe des größten Meisters meiner Kunst aufschlagen, so werde ich mich glücklich schätzen, wenn Er jedes meiner Gebilde, von der ersten Zeichnung bis zum letzten Meisselstiche prüfend begleitet, und jeder Rath von Ihm wird mir — dem Schüler — heilig seyn; — aber den kaum behauenen Block meiner Statue einem Praxiteles zu übersenden — davon dispensire Er mich! —

ich schliesse dieses Schreiben — für dessen Länge ich kaum Verzeyhung zu erbitten wage — mit der süssen Hoffnung, mein Loos in den Händen Dessen zu wissen, der als Künstler und Mensch mein

[1]) Fehlt im ersten Druck.

Ideal ist. ich habe Alles auf einmahl sagen müssen, weil es mein Charakter ist, nicht Umschweiffe zu machen, diese auch Zeit kosten, und nur schleunige Hülffe mich retten kann. Würdigen Sie mich gelegentlich einiger Zeilen Antwort von Ihrer mir so theuren Hand. Die Minuten, die Sie dadurch der Kunst rauben, schenken Sie der Menschheit, durch Aufrichtung eines vom Schicksal Gebeugten, der, mit den Gesinnungen der tiefsten und reinsten Hochachtung, sich zur Ehre beharrt

Ew. Wohlgebohrnen
ganß gehorsahmster Diener
Werner.

N. S. Haben Sie die Güte, wegen der Eile, in der ich dies Schreiben entwarff, dessen sehr schlechten Stil zu entschuldigen.

64. An Johann George Scheffner[1]).

Warschau, den 13ten November 1804.

Wohlgebohrner Herr
Insonders hochzuehrender Herr
Krieges- und Domainen Rath!

Vergebens würde es seyn, mich bey Ew. Wohlgebohrnen zu entschuldigen, daß ich der Pflicht, Ihnen zu schreiben, solange nicht genüget habe. ich füge also, außer einer herzlichen Bitte um Verzeyhung, Nichts weiter hinzu, um Ihnen den Ennui zu ersparen, eine Menge holprichter Variationen über ein und dasselbe Thema zu lesen.

Ungleich schwehrer wird es mir, Ihnen nicht die Dankbarkeit in vollem Maaße schildern zu können, die mich, so offt ich an Sie denke, durchströhmt. Sie haben mein Inneres mit meiner Vaterstadt, die mich offt über Verdienst gekränkt hat, ausgesöhnt, haben

[1]) Johann George Scheffner (1736—1820), nahm 1775 seinen Abschied als Kriegsrat, lebte nun der Bewirtschaftung seiner Güter und kehrte erst 1796 in seine Vaterstadt Königsberg zurück. W. hat sich dem alten väterlichen Freunde erst kurz vor dem Tode seiner Mutter wieder genähert.

durch Ihre Güte es veranlaßt, daß ich nach Koenigsberg offt mit einer Sehnsucht zurückdenke, die nur durch die mehr als prosaische Kälte des dortigen Clima's wieder abgekühlt wird. Sie haben mir[1]) die Bekanntschafft des edeln Busolt[2]) verschafft, für die ich Ihnen nie genug danken kann, da er mir täglich neue Proben seiner, von mir gantz unverdienten Güte giebt, und mich vielleicht bald aus dem chaotischen Gemengsel meiner Koenigsbergschen Affairen völlig erlösen wird. Gott seegne den trefflichen Menschen — (haben Sie doch die Güte ihn herzlich von mir zu grüßen) — in seinen Kindern dafür! — Kein Freytag geht vorbey, ohne daß ich an Ihren liebenswürdigen FreytagsCirkel denke, der eine Tafel [ ] im ächten Sinne und der, so wie Sie ihn zu bilden gewußt haben, gewiß jedem Menschen von Kopf und Hertz, eine eben so seltene als erfreuliche Erscheinung ist. ich kann wohl sagen, daß, außer dem tragheimischen Kirchhofe, wo die vollendete Märtyrerin, meine ewig mir unvergeßliche Mutter schläft, Ihr Haus die schönste Reminiscenz ist, so offt ich meiner Vaterstadt gedenke.

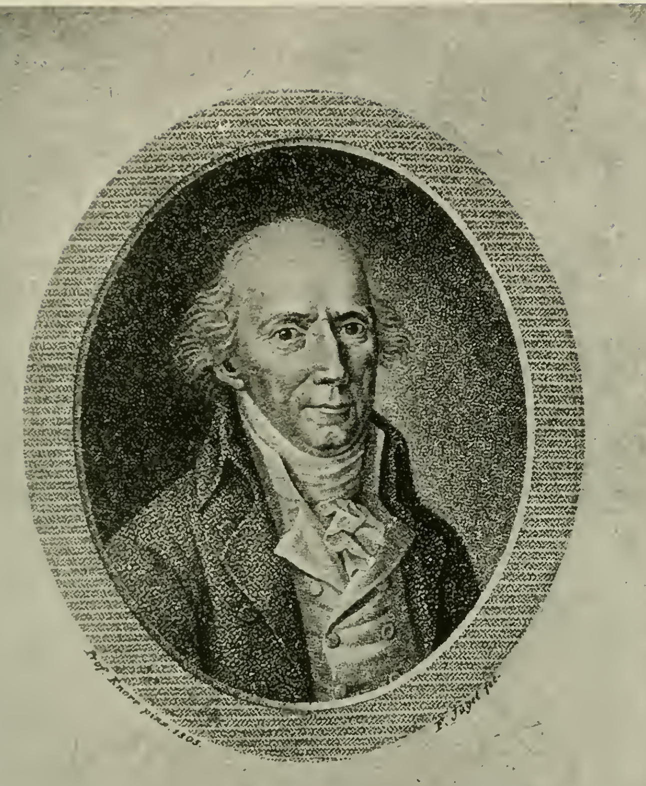
Sonderbar ist es, daß meine Frau, in Ansehung Ihrer edeln Gemahlin[3]), die nehmliche Gesinnungen theilt. Ihre vortreffliche Gattin würde es als Schwulst belächeln, wenn ich ihr, auf Kosten ihres ganzen Geschlechts, Complimente machen wollte. Aber das kann ich Ew. Wohlgebohrnen auf Ehrenwort versichern daß meine Frau mir unzähligemahl zu geschwohren hat, noch nie eine Persohn ihres Geschlechts gefunden zu haben, die sie so herzlich verehret und geliebt, sich so innigst zu ihrer Freundin gewünscht hätte, als Ihre Frau Gemahlin, und daß letztere gerade, der einzige Gegenstand ist, der sie an Koenigsberg fesselt.

Da nun meine Frau theils sich lieber todtschlagen liesse, ehe sie eine Schmeicheley (deutsch: eine Lüge) sagte, auch das Glück der

[1]) Diese Stelle bis „Aber das kann ich . . ." (Z. 9 v. u.) fehlt im Druck.

[2]) Gotth. Christoph Wilh. Busolt, aus Buchholz bei Landsberg in Pr. stammend, bezog die Univ. Königsberg im Sommersemester 1788. Regierungs- und Schulenrat (nicht Konsistorialrat!) daselbst.

[3]) Scheffner war seit 1765 mit Babette, der dritten Tochter des wohlhabenden Kaufmanns Bouissont in Berlin, in glücklicher aber kinderloser Ehe bis zu ihrem Tode (21. Juni 1813) vermählt.



Johann George Scheffner

Königl. Pr. Krieges u. Domain. Rath.

gebohren den 8ten Aug. 1736.



Bekanntschafft Ihrer Gattin nur wenig genossen hat, so kann ich mir die Sache psychologisch nur so erklären. meine Frau hat, ohne einen Schatten von dem was man feine Erziehung nennt, doch gerade den feinen Takt von Mutter Natur empfangen, der sie, ohne Unterricht, die Gränze des Schicklichen gelehrt hat. „Si je ne suis pas reine", kann sie, mit der weyland durchlauchtigen Gräfin von Artois sagen, „je suis du bois dont on les fait". Dabey hat sie eine Masse des Gefühls, die nicht oben auf, aber tief in ihr vergraben liegt, und bey der leisesten Berührung Funken giebt. Diesen feinen Sinn fürs Schickliche besitzt Ihre würdige Gemahlin unstreitig in um so höherem Grade, als er durch Welt und Schicksal gebildet ist. Beyde [1]), Ihre Gattin und die meinige, haben sich wenig gesagt, aber Ihre Herzen haben ohne Worte soviel Berührungs-Punkte gefunden, daß ich, gantz von meinem grossen Verlust abgesehen, schon meiner Frau wegen, es ewig bedauern werde, sie in Ihr treffliches Haus nicht früher eingeführt zu haben. — Doch alles was ist hat seyn müssen! — Haben Sie aber nur die einzige Güte, Ihrer verehrungswürdigen Gattin, Nahmens meiner und meiner Frau die Hände zu küssen, sie meiner tiefsten Achtung und meiner Frauen innigsten Liebe und Verehrung zu versichern, und, wenn auch nur ein paar Minuten Ihrer glücklichen Thee-Zeit — ich weiß, sie ist alle Nachmittage um 5 Uhr — unserm Andenken zu widmen.

Erinnert sich einer Ihrer trefflichen Freunde meiner Wenigkeit, so vermelden sie ihm meinen ergebensten Gruß. Vorzüglich bitte ich das in Betreff des Herrn KriegesRath Bock. ich weiß daß mich der Mann geliebt hat, und ich liebe ihn herzlich wieder. Wie Schade daß er und sein ächt genialischer Sohn — (in welchem, wenn diese aetherische Blüthe nicht zerknickt wird, gewiß einer der ersten Dichter Deutschlands heranreift) — vom Schicksal nicht so begünstigt sind, als es ihrer und der Kunstwelt wegen zu wünschen wäre! — Einer aus Koenigsberg hat mich vergessen, einer, an dem ich mit vieler Innigkeit, wie Sie wissen, gehangen habe; unser liebe

[1]) Diese Stelle bis „Je weiter ..." (S. 294, Z. 9 v. o.) ist im Druck weggelassen.

junge Baron von Schroetter[1]). ich bin diesem trefflichen Jünglinge, an dem man tiefes religieuses Gefühl bey ächter sittlicher Bildung nicht verkennen kann — (und das ist doch die Grundlage aller wahren Kunst!) — so herzlich gut, aber er vergißt mich ganz. Haben Sie doch die Güte, ihm, nebst meinem aufrichtigsten Gruße, meine Bekümmerniß darüber mitzutheilen, und ihn zu bitten, mich dieserhalb, auf eine oder die andre Art, mindestens aus der Ungewißheit zu reissen.

Je weiter ich schreibe, je weniger werde ich fertig. — Das ist überhaupt mein Fall; ich werde nicht fertig, weder mit einem Briefe, noch mit meinem Studium, noch mit einem Kunstwerke, noch mit meinem Leben. Es ist die traurige Geschichte meines Erdenseyns! —

ich habe von meinem neuen Trauerspiele immer nur erst zwey Akte fertig. Zwar habe ich den ersten so umgearbeitet, daß er so gut wie neu ist, und ihn — was ich Hrn. p Bock mitzutheilen bitte[2]) — in Metrum, Ideengang etc. ganz dem Character des rohen Preussenvolks amalgamirt. Aber bey alle dem ist das doch ein Schneckengang! — Was mich verhindert, ist wohl, nächst meinen Dienst-Geschäfften, PrivatCorrespondenzen, und Rechnungen (welche letztere NB ich, so klein sie sind, doch sehr exact führe) auch die Ueberzeugung, daß man nicht bloß schreiben, sondern auch immer lernen muß. Das enfilirt mich denn in allerley Lectüre, die mir einige neue Ideen gegen viel Zeit kostet. Zudem haben mir auch ein paar bedeutende RecensirInstitute[3]) die Ehre ihrer Mitgliedschafft angetragen, ich muß also viele Zeit, die ich zur Kunstarbeit verwenden könnte, dem leidigen Recensiren opfern. Ueber alle diese Allotria werde ich alt — künftigen Sonntag zähle ich, wills Gott, 36 Jahre) — das bischen poetische Flamme verglimmt, ich sterbe und habe am Ende umsonst gelebt. Doch tröstet mich wieder der Gedanke, daß

[1]) Ferdinand Ludwig Dietrich Wilhelm Frhr. v. Schroetter, Sohn des Kanzlers und Präsidenten des Oberlandesgerichtes von Ostpreußen. Karl Wilh. Frhr. von Schroetter, gestorben als Geh. Justizrat in Marienwerder.

[2]) Diese Parenthese fehlt im ersten Druck.

[3]) Siehe die Nr. 55 S. 260 und Nr. 66 S. 306 samt Anm. 4.

ich thue was ich kann, und daß, wenn ich einmahl, troz meines so sehnlichen Wunsches, im Schoosse der Natur und gantz für die Kunst nicht leben soll, auch das Gottes weiser Rathschluß ist.

Den Muth lasse ich mir doch nicht nehmen, und der Gedanke daß ich Alles was ich thue mit für mein treffliches Weib thue, befeuert mich noch mehr. ich habe versucht ihren sehr tiefen und bedeutenden Charakter in einer der Hauptpersohnen meines Stücks zu mahlen, wenn's gelingt, so wird es eine meiner besten Zeichnungen.

mein officielles Leben ist, wo möglich, noch unbedeutender als mein künstlerisches Erdenwallen, doch vernachlässige ich es wenigstens nicht. Die Basis warum es sich dreht — 450 Thaler Gehalt ohne alle Accidenzen — ist freylich sehr schwach. Hätte ich einen Freund, der ein Landgüthgen in einem von Gott nicht verwahrloseten Clima, z. Bsp. in der Mark, in Schlesien pp besäße, und mich mit meiner Frau dort für ein mässiges Jahrgeld aufnehmen wollte, so wäre ich freylich geborgen. Da das indessen nicht möglich ist, so muß ich zu meinem Fortkommen andre Anstalten treffen. Auch habe ich, selbst in Berlin durch Ifflands Vermittelung, einige Aussichten, aber schwankende und weitaussehende; Schatten von Schatten, wie Hamlet es nennt. Eben jezt bewerbe ich mich um einen hier vacanten StadtRathsPosten, aber höchst wahrscheinlich auch ohne Erfolg. Man hat mir [1]) daher folgende Idee an die Hand gegeben, um, auf den Fall daß alle diese Pläne mißglückten, mindestens mein Einkommen zu verbessern. Die Sache ist die. Den December a[nni] c[urrentis] wird hier in Warschau die Feuer Societät für die Provinz SüdPreussen errichtet, wobey ein Director, 2 Assessoren, ein Secretair etc. bereits ernannt sind. Diese Leute werden, da ihre Gehalte aus einer Privat- (nehmlich der Feuer-Societäts-Casse fliessen) sehr gut salarirt und der Secretair z. Bsp. hat 800 Thaler Fixum. Nun soll ein Mann von Einfluß, wie ich aus guter Hand weiß, dem Herrn Etats Ministre von Schroetter Excellenz die Idee suppeditirt haben, die FeuerSocietät — welche für Neu OstPreussen doch auch errichtet werden muß — mit der hier schon

[1]) Diese Stelle bis „Wir sind hier in Warschau . . .“ (S. 296, Z. 12 v. u.) fehlt im Druck.

organisirten südpreussischen in der Art zu combiniren, daß beyde in Warschau unter einem und ebendemselben Director vereint als eine Societät arbeiteten. Dieser Plan spart Kosten, wird also wahrscheinlich durchgehen. Dagegen würde die Anstellung von Feuer-Societäts-Officianten (Z. Bsp. die eines Secretairs) von neuostpreussischer Seite doch immer erforderlich seyn. — Haben Ew. Wohlgebohrnen doch also die Güte, meiner Kühnheit zu verzeyhen, wenn ich um Ihren Rath bitte: ob und auf welchem Wege ich mich bey dem neuostpreussischen Departement um einen dergleichen Posten (nehmlich bey der FeuerSocietät) bewerben könnte. Sie Selbst um Ihr vielvermögendes Fürwort bey Sr. Excellenz von Schroetter anzusprechen, wage ich noch nicht, da ich noch nicht weiß, ob der erwähnte Plan würklich realisirt werden soll. Sollte letzteres jedoch der Fall seyn, so würde ich unverschämten Bettlern gleich, doch in die Nothwendigkeit gerathen, Ew. Wohlgebohrnen um Ihre diesfällige gütige Vermittelung anzusprechen und solche ewig dankbar erkennen.

So eben bemerke ich, wie sehr ich durch mein eben so langes als kühnes Schreiben Ihre Geduld mißbrauche. Verzeyhen Sie mir es gütigst, und zürnen Sie nicht, wenn ich auch noch die letzte Seite mit meinen trivialen Zeilen fülle. Wir sind hier in Warschau bekanntlich, in Betreff des literarischen Verkehrs, äusserst dürfftig situirt. Um somehr ergötzen wir uns über das wenige Schöne was wir bekommen. So hat mich Tieks Keyser Octavianus[1]) unendlich erfreut; es ist eine Kühnheit der Phantasie und eine Masse ächtpoetischer Ideen darin, daß ich es in der Hinsicht (wenn gleich nicht als Ganzes) der Genoveva noch vorziehe, und nicht begreifen kann, wie sich in diesem grossen künstlerischen Kopfe diese Welt bildete. Auch Pellegrins dramatische Spiele[2]) sind schön. Es ist ein Schüler der Schlegels (ein berlinischer Officier) der unter dem Nahmen debutirt und diese Spiele sind, besonders für den ersten Debut, so schön, daß es kaum zu glauben ist, wie Jemand, der

[1]) Ein Lustspiel in zwei Teilen, Jena 1804.

[2]) Friedr. de la Motte Fouqués poetische Erstlinge hat A. W. Schlegel, Berlin 1804, herausgegeben.

nicht homme des lettres von Profession ist so schön debutiren kann. ich kann nicht leugnen daß diese trefflichen Arbeiten mir doch ziemlich den Muth zum Fortschreiten auf der Dichterbahn rauben, aber — wer A sagt, muß B sagen! Außer diesen beyden Werken[1]), die Sie wahrscheinlich schon kennen werden, muß ich Sie noch auf Schleyermachers Uebersetzung des Platon[2]) aufmerksam machen, wovon des ersten Bandes erster Theil erschienen, und die, nach dem Urtheil von Sachkennern sehr gut gerathen ist. Schillers Tell werden Sie gelesen haben; auch den von Veit Weber, das corrupteste von Diction was ich kenne[3])!

Aber genug und mehr als genung. Noch einmahl verzeyhen Sie gütigst meine Radotage und überzeugen Sie davon durch einige Zeilen Antwort denjenigen, der mit der innigsten Hochachtung ewig sich nennen wird

Ew. Wohlgebohrnen
ganß gehorsamsten Diener
Werner.

N. S. Meine Frau empfiehlt sich
Ihnen insbesondere ganß
gehorsamst.

65. An Johann Daniel Sander.

[Warschau, den ? Januar 1805.]

.... Verzeyhen Sie es mir also für diesmahl, daß ich Ihr gütiges Anerbieten nicht, (selbst bey dem besten Willen nicht) erfüllen kann. Sehr gern würde ich jedoch mit Hrn. p Fischer auf eine gute Art, in rapports mich setzen, aber ich sehe nur nicht ab, wie? Denn ein Schreiben an ihn, ohne sonstige Veranlassung, wäre zudringlich, und was die Beyträge für die Eunomia betrifft, so sind meine

[1]) Diese Stelle bis „was ich kenne" (Schluß dieses Absatzes) fehlt im Druck.

[2]) Die unter Friedr. Schlegels Anregung und Mitarbeit begonnene Plato-Übersetzung erschien in der Realschulbuchhandlung, Berlin 1804/9 siehe R. Haym, Romantische Schule, Berlin 1870, S. 746 und 786.

[3]) Veit Webers (Pseudonym für G. Ph. Ludwig Bernhard Wächter) Wilhelm Tell, ein Schauspiel in Jamben, Berlin 1804.

früheren Arbeiten nicht von der Art, daß ich sie noch für die meinigen anerkenne, und jezt neue Sachen zu machen ist mir, bey meinen sonstigen Arbeiten, umsoweniger möglich, als es mich von meinem neuen Schauspiel, zu dem ich mir immer nur die Zeit abstehlen muß, gantz abziehen würde. —

Ad vocem meiner Versorgung durch den Minister von Schroetter nur noch das eine Wort. Bey meiner unüberwindlichen Abneigung gegen alles was Preussen heißt (es sey Ost- West- Süd- oder Neu-OstPreussen besonders gegen Koenigsberg) könnte mir mit einem Posten in Schrötters Departement wohl nur dann gedient seyn, wenn er mir in Berlin selbst (d. h. beym Schrötterschen Departement) oder allenfalls in Danzig (der schönen dortigen Gegend wegen) angewiesen würde. Ja, wenn ich einen Salz Inspector Posten erhielte, den nähme ich mit Freuden an, in welchen Winkel des preussischen Staates er auch sey.

Doch genug von einer Materie, deren ewige Wiederhohlung Ihnen meine Briefe zur fatalsten Lecture machen muß. Verzeyhen Sie mir das. Wer zu Grunde geht, wie ich, greift alles an. Komme ich nicht vor Johanni c. von hier weg, so muß ich mein bischen Capital hier auf 6 Jahre elociren, und bin dann in diesem infamen Verhältnisse glebae adscriptus. Darum spanne ich, um mich zu retten, alle Seegel auf, und jedes irgend erträgliche Etablissement, was sich mir zuerst anbietet, nehme ich mit Freuden an.

Daß mein Buch in der maurerischen Welt so wenig Absatz findet, thut mir zwar leid, diese Gattung von Welt ist aber leider so schlecht organisirt, daß ihr Beyfall gegen den aesthetischen Werth einer Schrift (exceptis excipiendis!) beweisen würde. Uebrigens habe ich eine sehr gründliche Rezension meiner Thals Söhne gelesen, auch schon im May gehört, daß eine sehr vortheilhafte in den Gothaer Anzeigen enthalten, durch deren gütige Mittheilung Sie, da ich solche in unserm Siberien nicht auftreiben kann, mich äusserst verbinden würden.

Wegen des rückständigen Honorars beunruhigen Sie Sich nicht! Sie sind ein eben so edler als redlicher Mann, und ich will um Alles in der Welt Sie auch nicht im mindesten derangiren.

Wegen Peguilhen wiederhole ich nochmahls meine Bitte, von ihm, allenfalls auf der Ober Rechen Cammer Erkundigung einziehen zu lassen. — Ob Iffland vielleicht böse seyn mag, daß ich ihm mein Schauspiel noch nicht geschickt habe? —

Für den mir übersandten Kosten Etat einer Berliner Oeconomie danke ich verbindlichst.

Daß man Ihnen hinterbracht hat, ich sey mit Ihren Aenderungen in den ThalsSöhnen unzufrieden, schmerzt mich unendlich und ist hämisches, leeres, wahrscheinlich aus einem bösen Willen gegen mich entstandenes Gewäsche. Wenn ich auch, wie ich Ihnen Selbst geäussert, manche Stelle ungeändert gewünscht hätte, so erkenne ich doch auch bey mehreren dankbar Ihre Verbesserung. Der beste Beweis ist, daß es mein sehnlichster Wunsch ist Ihnen, mein trefflicher Freund, auch mein neues Werk, bey irgend annehmlichen Bedingungen, in Verlag zu überlassen, und ich Sie ausdrücklich bitte, Stellen die Ihnen mißfallen möchten, zu ändern, nur mit dem Vorbehalt, daß Sie mir gütigst Ihre Aenderungen, noch vor dem Druck communiciren.

Lassen Sie Sich durch übelwollende Menschen an mir nicht irre machen. Ich verehre und liebe Sie bey Gott als einen der edelsten meiner Freunde, und werde gewiß mich Ihrer Freundschafft nie unwerth machen.

Befördern Sie doch um Gotteswillen, die Briefe und Packete nach Darmstadt, ohne allen Verzug!

Ihrer vortrefflichen Gattin empfehlen Sie mich und meine Frau aufs innigste und lieben Sie den, der mit der reinsten Hochachtung und Liebe ewig sich nennen wird

Ihren ganz ergebensten Freund und Diener

Werner.

66. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 29sten Januar 1805.

Innigst geliebter und verehrter Herr Krieges-Rath!

Ich kann dem Wunsche Ihren mir so theuren Brief vom 26sten November c. jezt schon zu beantworten, nicht wiederstehen, wie-

wohl Sie ihn nicht als ein Excitatorium ad scribendum angesehen wissen wollten und auch jeden Augenblick besser, als zu Lesung meiner Lappalien anwenden können. Was Ihr Brief übrigens und die darin enthaltene Aufmunterung meines geringen Strebens für einen Eindruck auf mich gemacht hat, welche Panacee er für mich gewesen ist, will und darff ich hier nicht erwähnen, da Sie Selbst die Ausbrüche der reinsten Achtung unter die Rubrik Complimente setzen; aber es wird Ihnen aus eigenen Erfahrungen Ihrer jüngeren Jahre einleuchten, wie wohl eine so väterliche Theilnahme dem so offt zurückgestooßenen Herzen und der durchdachte Beyfall des Lehrers dem Schüler thut!

ich gehe zur stückweisen Beantwortung a) Ihres Promemoria b) Ihres Briefes über — Zug um Zug, wie im Schach. a) Im Promemoria verlangen Sie meine Meynung über p. 408 der ThalsSöhne[1]). Sehr gern — wenn Sie mich nur nicht auslachen! Sie kennen gewiß die Legende, daß kurtz vor Molays Hinrichtung der Kasten, welcher die wichtigsten OrdensPapiere enthielt, durch die Königin von Frankreich (welche sich für den Orden intressirte) gerettet und denen die ihn fortpflanzten überliefert ward. Diese Königin persönlich in mein[em], schon von einer Legion Nebenpersohnen überschwemmten 2ten Theile aufzuführen, war mir in mehrerer Rücksicht unmöglich. Ob Königin oder Fürstin war überhaupt einerley und ich ließ diese mir selbst dunkle Sache geflißentlich im Dunkel. ich supponirte aber — was freylich dem Leser zu errathen unmöglich ist — die königliche Tante Valois (nach deren Begräbniß vide p. 73 2ter Theil[2]) Molay, was historisch gewiß ist, sogleich verhaftet wurde, die in früheren Jahren seine Liebschafft, und nach pag. 163 Th[eil] 2 Agnesens Mutter war[3]), was meine Fiction

[1]) Erste Aufl. des 2. Teils VI. 12 mit der Anm. des Verfassers: „Man siehe den ersten Theil Act VI. Scene 7 und den zweiten Theil Act VI Scene 1“ (= A. Schr. 5. Bd. S. 273 — Bruder Wilhelm von Paris, ehedem Erzbischof von Sens, übergibt Robert d'Oredin einen kleinen schwarzen Kasten — vgl. dazu 4. Bd. VI. 2 S. 230 f. und 5. Bd. VI. 1 S. 235).

[2]) Siehe A. Schr. 5. Bd. II. 2, S. 49.

[3]) Ebenda III. 8, S. 110.

ist) habe dieses Kästchen (NB es ist nicht das p. 53 erwähnte[1]), mit der OrdensRegel, sondern das was zu Ende des ersten Theiles von den Wissenden aus dem Grabe hervorgehohlt worden war) von Molay, der es bey ihr am sichersten aufgehoben wußte, in Verwahrung erhalten, und kurtz vor ihrem Ende (in der Gewißheit von Molays Fall) über die Seite geschafft, wo es denn der Erzbischoff, dem, als Agent des Thales, nichts verborgen war, ausgemittelt und zur treuen Ueberlieferung an die Fortsetzer des Ordens aufbewahrt hatte. Diese Meynung wird um so plausibler, als die Thalbrüderschafft von den ersten Jugendverhältnissen eines für sie so wichtigen Mannes unterrichtet sein mußte und die edle Fürstin Valois, ihr selbst unbewußt, als Mittel gebraucht haben konnte, Molayen für den Orden zuzuziehen. Diese Kiste ist eben die welche der Erzbischoff S. 350 Th[eil] 2 in Verwahrung nimmt, die Frauenshandschuhe S. 349 sollten dem Leser einen Wink geben, und die ganze Tradition war mir zu zart, um sie übergehen zu können. Wenn S. 408 gesagt wird, diese Kiste enthalte „den Tod, die Krafft, die Gährung und den Frieden" so heißt das, die ganze Weisheit des Ordens, der aus Ertödtung des Eigenwillens die göttliche Krafft in uns zu erzeugen bestimmt ist, so wie aus Erstarrung des Materiellen (Tod) das Leben wieder neu in der Gährung (Verwesung) und aus ihr die Beschwichtigung der streitenden Kräffte (Friede) entsteht. Die Maurerey hat nur einen Zweck, Wiedergeburt und für die, welche ihn erreicht, einen Trost Palingenesie, und die Beläge dazu sollte jener Kasten enthalten.

Die Legende vom Phosphoros, S. 273 Th[eil] 2[2]), von der Sie, nach Ihrem Briefe, eine Erklärung wünschen, ist nur ein Concert über jenes Thema, und wiewohl die Einkleidung gantz meine Erfindung ist, so halte ich die Sache selbst doch für durchaus wahr. Diese Legende ist übrigens mit der[3]) innersten Theil vom Baffomet in genauer Verbindung und eine Forsetzung von jener. So wie in jener die Beschränkung des irrdischen Menschen, durch Geitz, Stoltz

[1]) Ebenda I. 6, S. 36.

[2]) Ebenda V. 3, S. 184 ff.

[3]) Kann auch „den" heißen und ist dann: „dem" zu lesen.

und Eigenwille, und die Unterdrückung des Lebendigen durch den Tod, so wird im Phosphoros die Wiedergeburt und Erlösung des Menschen, so wie die Auflösung der die Materie fesselnden Ketten, durch ihr Zerrinnen, bezeichnet. Aber Baffomet ist nur das Zerrbild, der zur Carricatur entstellte den Anfängern zum Schreckbilde aufgestellte frere terrible der irrdische, Phosphoros der göttliche innere Mensch, der mikrokosmos, das höchste aller dem Menschen erkennbaren Mysterien. Da aber hienach Mensch und Welt, so zu sagen, Synonima sind (wie etwa das sich in einem Cylinder rein abspiegelnde Bild einer darunter gelegten verstellten Zeichnung) so hat die Legende vom φωςφορος (Lichtträger) auch einen doppelten Sinn, einen physischen und einen moralischen. Der physische ist folgender etwa: die Emanation der Gottheit ist das reine Licht; sobald es zur Erde strebt, verliehrt es seine reine göttliche Eigenschafft, es wird Feuer und mit den andern Elementen zusammengekettet, lebt es zwar, aber ein isolirtes eingekerkertes Leben. Demohngeachtet strebts unaufhörlich sich mit dem Urlichte zu vereinen, und wird zu dieser Vereinigung durch Sonne und Mond, deren Feuer jenem Urlichte schon näher ist, angezogen. Es belebt die Körperwelt, aber eben diese ist auch der Kerker den es nicht brechen kann; das Saltz Mercurius selbst verliehrt seine reinigende Krafft, durch die Kälte erstarrt. Die gröbere Materie verdunkelt das Licht und druckt es; je schwächer der Druck dieser Materie also ist, desto freyer kann das Licht würken, daher Schwächlichkeit der gröbern Materie (Krankheit) das reinste Leben des Lichtes (des feinsten Grundstoffes) ist. Die Vorbotin der Erlösung des Lichtes ist also die Krankheit, und die ihr folgende Sehnsucht ins Unendliche zu zerrinnen (von der Robert S. 265 den Vorschmack erhält)[1]). — Das höchste Symbol seiner zu erwartenden Wiedervereinigung mit Gott ist der Regenbogen, in dessen Centro sich die reinsten Strahlen spiegeln. So wie dieser Regenbogen durch den Wiederschein der wasserschwangern Wolke entsteht, so ist auch der eigentliche Erlöser (Heyland) des Lichtes, das reine Wasser, was mit seiner wollüstigen alles ver-

[1]) Ebenda V. 2, S. 179.

einigenden Krafft, sich seiner endlich ausschließend bemächtigt, und, indem es das Feuer (das gröbere materielle Licht) verlöscht, das reine Phlogiston seinem Urquell zurücksendet.

Wie im physischen so auch im moralischen. Der reinste Ausfluß der Gottheit ist das Denkende und Fühlende (das Phlogiston) im Menschen. Das ist eigentlich der Mensch, daher der Nahme φωςφορος (den Ausfluß aus dem göttlichen Lichte zu bezeichnen) — die Elementarmasse welche den Menschen einschließt (Körper) ist nur sein Kerker, die organischen Würkungen (Handlungen) die wir Leben nennen, sind eigentlich ebensoviel Hemmungen des wahren Lebens (der Reagitation des Lichtes zu seinem Urquell). So lange der Mensch, wie wir es nennen, lebt, ist das Licht in ihm durch den Druck der Elemente an der Wiedervereinigung mit der Gottheit verhindert. Der Mensch ist nur in und durch Gott, der Wahn ausser Gott selbstständig, „ein und Etwas" zu seyn, ist die Geissel, die ihn so lange züchtigt, bis daß er jenen Hochmuth aufgiebt und dadurch daß er sein Nichts (als isolirtes Ding für sich) einsieht, seine einzige Realität, durch Verschmelzung mit der Gottheit wiederfindet. Um ihn (den Phosphoros) hiezu zurück zuführen sind ihm (wie dem Baffomet 2 Tode, der Tod des Lebens im gemeinen Sinne und der Tod der Hoffnung) 2 Heylande zugeordnet, der λογος (das Wort, der Mittler) der ihm das göttliche Licht vermenschlicht symbolisirt, im moralischen, und der Heyland aus den Wässern (der Tod mit der Verwesung) die auch sein Materielles der Erde und in demselben Augenblicke sein Phlogiston dem Urquell wiedergibt, im physischen. Bis zum Momente dieser glücklichen Catastrophe, daß dem Menschen einer der beyden Heylande die rastlos am Durchbruche des Lichts in ihm, im doppelten Sinne, (moralisch und physisch) arbeiten erscheint, trösten ihn seine ältern lichterzeugten Geschwister: Sonne und Mond, aber sie können nicht seinen Elementarkörper sprengen, ihm auch nicht den Kelch des Feuers (die Leidenschafften, die ihn zur Erde herunterziehen,) rauben. Eben so wenig kann das Salz (im moralischen Sinne die Vernunft) ihn heilen, es hilfft wohl das Feuer (der Leidenschafften) verdünsten, aber es wird durch das Element (der Erde, die sich unsrer bemeistert) bald zu Eiß ver-

starrt. Hierauf sendet Gott dem Menschen, als Boten des Heylands aus den Wassern (des Todes) und des λογος (des Worts)

„Den Kelch der Flüssigkeit und in dem Kelche
„Den Tropfen Wehmuth[1]) und den Tropfen Sehnsucht[2])!

Sie werden nehmlich bemerken, daß der Mensch, in den höheren Stunden der Weyhe, wo er z. Bsp. ein Kunstwerk schafft alles möchte ich sagen, was sich sonst dämmernd in seiner Seele darstellte, verklärt erblickt; in diesen Momenten hat das reine Feuer (das Licht) bey ihm die Oberhand. Es ist die höhere Wehmuth. Dagegen giebt es andere, wo er nicht denkt, nicht schafft, nicht einmahl Bilder in seinem Innern entstehen sieht, und doch von einem unnennbaren Gefühle, was sich in's Weite Unermeßliche ausdehnen möchte, ergriffen fühlt. So z. Bsp. wenn Sie halb träumend im Grase liegen und den Untergang der Sonne betrachten, so denken Sie nichts, dichten auch nichts, empfinden aber bald eine unnennbare Sehnsucht. Das ist der Hang zum Zerfließen, der jedem Menschen beywohnt, das Wasser in uns strebt sich (wie bey dem KunstProduciren das Licht mit dem Lichte) mit dem unendlichen Fluido zu vereinen. Dieser Hang ist der Grund aller körperlichen Wollust, seine Grade sind: Sehnsucht, Wollust, und der höchste Tod, denn daß der Tod die höchste Wollust ist, beweist schon die physische Erscheinung, daß Sterbende, seyen sie auch noch so entnervt, Erectionen des männlichen Gliedes bekommen. — Doch ich fahre fort. Auf Bitte der Mutter Isis (der Natur) schickt das Wort (der göttliche Mittler) als zweyte Bothin, die Krankheit ab. Diese, indem sie, (wie schon bemerkt) die Krafft der gröberen Stoffe (der Materie) hemmt, giebt dem feinsten (dem Lichte oder der Seele) freyeren Spielraum, was schon dadurch ersichtlich ist, daß die feinorganisirtesten, am wenigsten mit einer Fleischmasse bedeckten Körper, den geistigsten Naturen gehören. Die Krankheit hemmt das

[1]) Dazu W.s erklärende Ergänzung am Rande: „Wehmuth Drang zum λογος“.

[2]) Ebenso von W.s Hand: „Sehnsucht Drang zum Tode“; (siehe a. a. O. V. 3, S. 186).

organische, befördert das göttliche Würken. — Die Schaalen[1]) Glauben (wir können das Göttliche nur glauben und empfinden) und Geduld erklären sich von selbst[2]). Die sieben und neun Monde bezeichnen eben so viel Grade der Maurerey, oder (denn beyde Worte sind für mich Synonima) des UrChristenthums. Den Regenbogen brauche ich als Symbol der höheren Kunst, das Öl der Reinheit ist conditio sine qua non zum Empfangen des Göttlichen. Die ganze Operation des Wortes bezeichnet die Wiedergeburt. Da hört der Mensch auf zu seyn „Ein und Etwas, sein Wesen ist ins große All zerronnen“ er kann (lassen Sie mir den schönen Traum) selbst das Gewand (Körper und Naturumgebung) verherrlichen, veredeln, und sinkt sehnsuchtsvoll aber ruhig der Isis und ihrem Colporteur dem Heyland aus den Wässern (dem Tode) in die Arme. Ja sogar, wenn er sich in seinem Zusammenhang mit dem Unendlichen recht liebend versenkt, wenn er „Alles ist nicht Etwas“ so ist er, wie die Sphinx sagt „sich selber Wort und Heiland“ oder wie ich es dem Adam S. 305 (in einer, leider im Druck weggelassenen Stelle seiner Rede in den Mund lege) „Tritt'st du aus dir hinaus, so bist du — Gott!“[3]) Die Stelle folgt nach der „So willst Du nichts als Gott und bist vollendet!“[4]) — Daher muß Robert Alles aufgeben. Liebe und Selbstständigkeit, und als er selbst auf Unsterblichkeit resignirt, wird er Meister des Ordens der Unsterblichkeit! —

Dieses Systhem mag schwärmerisch seyn —, ich habe es mindestens nicht gestohlen und als teres totum et rotundum[5]) in mein Inneres verwebt. Die Maurerey kann keinen andern Zweck haben, ist er in ihr verdunkelt so muß er in ihr aufgehellt, oder mit Wegschneidung vieler dummen Symbole und schaalem sentimentalen Gewäsches (wovon das Logenwesen voll ist) das UrChristenthum

[1]) Diese Stelle bis „Dieses Systhem mag“ (Z. 6 v. u.) fehlt im Druck.

[2]) Zu diesem Satze bemerkt W. am Rande: „Glaube ist active, Geduld passive Vergöttlichung“.

[3]) Diese Stelle fehlt auch in den folgenden Drucken.

[4]) A. a. O. V. 3, S. 205.

[5]) Nach Horaz Sat. II. 7, 86.

in seiner Glorie wieder aufgestellt werden, und das ist der Haupt-Zweck meines Lebens. Die Kunst ist mir nur Vehikel zu diesem Behuf, um indirecte Wahrheit zu predigen; es soll in meinen künftigen Werken nicht wieder so plan didaktisch, aber doch durch hingeworffene Fingerzeige geschehen, für den Sachkundigen und den, dem Gott die Gabe zu sehen gegeben hat. Ich will nicht faullenzen; meine wahre Bestimmung ist eine ernste priesterliche Würksamkeit, — Gott wird sie mir schenken, wenn es mir und seiner Kirche heilsam seyn sollte; — O daß Friedrich Wilhelm der zweyte noch lebte! Er wäre als Mittel herrlich [1])! Vielleicht führt mir Gott einen andern Ähnlichen zu, denn ohne Unterstützung eines Fürsten geht es mit einer Reform für einen Privatmann nicht, und ein Bruder Redner [2]) ist noch jämmerlicher als ein Bruder Cammer Secretair! —

Verzeyhen Sie mir gütigst diese tragikomische Tirade; Sie haben es Selbst befohlen! Ihre unvorhergesehene Länge [3]) raubt mir alle Zeit zur ausführlichen Beantwortung Ihres vortrefflichen Briefes. ich melde Ihnen also nur einige Punkte.

Als Rezensent bin ich bey der Jenaer und Hallischen Literatur Zeitung engagirt. Beyde Institute haben mich, ohne irgend einiges Zuthun von meiner Seite, zum Mitarbeiten ersucht und mit mir contrahirt. Doch ist noch keine Rezension von mir (da ich die meinigen erst kürzlich eingeschickt) im Drucke erschienen. Es kommt nichts dabey heraus, aber da ich aufgefordert wurde, wollte ich es, künftiger etwaniger Verhältnisse wegen, nicht refusiren. Uebrigens würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie von meinem Rezensir Engagement keine Erwähnung thäten, am wenigsten aber Jemanden sagten, daß ich bey beyden Instituten engagirt bin [4]).

[1]) Die Sympathie W.s gerade für diesen Preußenkönig (1786—1797), der durch seine sogenannte Kirchlichkeit die Unmoralität seiner Lebensführung und Hofhaltung vergessen machen wollte, ist keineswegs unverständlich.

[2]) Siehe unsere Nr. 53, S. 249.

[3]) Diese Stelle bis „engagirt bin" (Z. 1 v. u.) fehlt im Druck.

[4]) Über die Ursachen der Spaltung der Allgem. Lit. Ztg. in die Hallesche und [neue] Jenaische Allg. Lit. Ztg. am Ende des Jahres 1803 siehe

An den Keyser von Rußland habe ich im August v. J. ein Exemplar meines Buchs aber leider (auf Kotzebues Rath) unmittelbar, und nicht (wie Sie mir eben so vernünftig als gütigst riethen) durch Klingern geschickt[1]). Ich habe also auch weiter nichts, als eine vom 1ten December v. J. aus Petersburg datirte und mit Engel (weiß Gott wer das ist) unterzeichnete Antwort erhalten, worin dieser Engel (der übrigens, nach seinem Siegel zu urtheilen, mit 2 Orden decorirt ist) wörtlich folgendergestalt schreibt: „Endesunterschriebener hat das Glück gehabt, das durch den Hrn. p Werner eingesandte dramatische Werk Seiner Russisch Kayserlichen Majestät zu unterlegen und Allerhöchsten Befehl erhalten, dem Verfasser Allerhöchstdero Zufriedenheit zu erkennen zu geben. F. Engel."

Quantum in rebus inane! — Wie leid thut es mir Ihren gütigen Rath, wegen Klinger, nicht befolgt zu haben. Künftig werde ich klüger seyn! —

Was dagegen Ihren Rath in Warschau zu bleiben, betrifft, so kann ich ihn, so dankbar ich ihn erkenne, nicht benutzen, sondern muß Ihnen vielmehr (mit der Offenherzigkeit, die Sie mir gütigst zur Pflicht gemacht haben) erklären, daß ich alle Seegel anspanne, um, coute qui coute, spätestens auf Johanni c. von hier wegzukommen. Daß ich von hier wegkommen muß liegt, ausser meinem erbärmlichen DienstVerhältnisse (zu einem Lotterie- oder andern Posten, sind gar keine Aussichten) darin daß meine Frau, die selbst das edelste trefflichste Weib ist, eine Familie hat, die unter aller Critik ist und Papa, Mama etc. mir immer auf dem Halse liegen. Sie werden gütigst diese zutrauungsvolle Erklärung Niemanden mittheilen, aber Sie werden auch fühlen, wie mir, dem entschiedenen Hasser alles dessen was Familie heißt, mein Leiden dadurch vermehrt wird. Ich muß also, will ich nicht zu Grunde gehen, von hier fort, ich muß aber auch ohnausbleiblich schon auf Johanni fort

Goedeke ²IV. Bd. S. 543 und A. Bielschowsky, Goethe, München 1904, II. Bd. S. 246 f.

[1]) Friedr. Maximilian von Klinger (1752—1831), der als russischer General und Kurator der Dorpater Universität bei Hof sehr beliebt war.

und schon zu Ostern c. darüber Gewißheit haben[1]). Die Gründe sind folgende. Mein bischen Capital habe ich bis Johanni c. hier zwar nur interimistisch aber sicher zu 5 ProCent untergebracht. Der Rest geht mir kommende Ostern wahrscheinlich ein. Auf Johanni c. ist also mein ganzes Capital disponibel, und ich muß darüber disponiren. Daß[2]) kann ich aber, nach den hiesigen Localverhältnissen, nur dann auf eine sichere und vortheilhafte Art, wenn ich zu Johanni mein ganzes Capital auf ein sicheres grosses südpreussisches Guth, zu sechs ProCent und zwar gleich auf sechs Jahre elocire. Nur unter dieser Condition kann man hier ein solides Geschäfft machen, was ich aber auf Johanni thun will, muß ich schon zu Ostern fest verabreden, bin also gleich nach Ostern ein hiesiger glebae adscriptus. Zudem habe ich bis Johanni c. (um nicht aufs Ungewisse Meubles zu kaufen) ein meublirtes Quartier inne, was ich aber, da es schlechterdings nicht erheizbar ohnausbleiblich auf Johanni räumen muß. Dann will und muß ich mir (meiner und meiner Frauen Gesundheit wegen) ein Quartier mit einem Garten miethen, und das bekommt man hier nicht mit Meubles. Ich müßte also, wenn ich hier bleibe (da ich alle Meubles verkauft habe) mich gantz neu meubliren — ein Kostenbetrag von gewiß VierHundert Thalern!

Also — ich spanne alle Seegel auf, um vor Johanni wegzukommen, und der Buchhändler Sander (mein Verleger) in Berlin, an den ich mich deshalb gewandt, hat mir darüber, in Betreff Sr. Excellenz des Herrn Ministers v. Schroetter in Berlin, wörtlich folgendes geschrieben. So lautet Sanders Brief vom 21sten Januar c.

„Der Minister Schroetter hat mir neulich, als ich einmahl bey ihm aß, sein Versprechen, sich Ihrer zu erinnern, erneuert, ob ich ihm gleich ganz offen sagte: er müßte Ihnen eine Stelle geben, bey der Sie nur wenig zu thun hätten. Er ist ein Mann von Wort, und wird thun, was er versprochen hat, sobald nur eine für Sie passende Stelle offen wird. Freylich wäre es gut, wenn er von Zeit zu Zeit wieder an Sie erinnert würde, das hat aber für mich Schwierig-

[1]) Hier endigt der erste Druck.

[2]) Lies: Das.

keiten. Der Minister kennt Ihre Söhne des Thales und spricht davon mit großer Achtung. Er hatte das Buch nicht selbst, ich habe ihm aber ein gut gebundenes und auf schön Papier gedrucktes Exemplar gegeben, daß er sich dabey Ihrer erinnere." — Das schreibt mir Sander, und wenn ich es wörtlich abschreibe, so geschieht es nicht aus dummer Eitelkeit, sondern um Sie von allem au fait zu setzen. Ein Eisen muß geschmiedet werden, weils warm ist. Ich selbst kann das nicht. Wollen Sie Ihrem edeln Herzen folgen, so werde ich Sie ewig als den Schöpfer meines Glückes erkennen. Ich nehme (ausser einem Placement in OstPreussen und Koenigsberg, für das mich Gott bewahre!) Alles mit innigstem Danke an, aber freylich wäre mir ein Placement in Berlin (meiner literarischen Verhältnisse) oder in Danzig (der Gegend wegen) am liebsten. Doch werde ich nicht vor Johanni c. gerettet, so ist alle Hülffe zu spät, und ich bin Schritten ausgesetzt, die ich so gern vermieden hätte! —

Verzeyhen Sie die Zudringlichkeit eines Unglücklichen und dieses zu ermüdende Schreiben. Kaum wage ich's ein paar AntwortZeilen darauf zu hoffen. meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin, der ich ehrerbietigst die Hände küsse, aufs innigste. Empfehlen Sie mich gütigst dem edlen trefflichen Busolt: wie soll ich doch diesem herrlichen Manne erkenntlich seyn? —

Ich verbleibe mit tiefster und wahrster Hochachtung

Ihr ganz gehorsamst verbundenster Diener

Werner.

Sind Sie noch nicht von Ihrer Harthörigkeit wiederhergestellt? Gott schenke Ihnen doch, der Sie Jeden so gern beglücken, das Glück was Sie so sehr verdienen. — Mein Schauspiel hat Fortgang, und Scenen die ich zu meinen gelungensten rechne. Noch kann ich jedoch keine drucken lassen[1]).

Verzeyhen Sie doch gütigst die vielen Einschiebsel! Ich wollte so gern mich Ihnen ganz enthüllen[2])!

[1]) Randbemerkungen auf der ersten Seite; fehlen ebenfalls im ersten Druck.

[2]) Über der Anschrift.

67. An Johann Daniel Sander.

Warschau, den 2ten Februar 1805.

Theuerster Freund!

Zürnen Sie doch nur nicht, daß ich schon wieder schreibe. Aber ich will Sie auch, sobald Sie mir nur diesen Brief beantwortet haben, wieder eine Zeitlang mit meinen ewigen Anliegen nicht behelligen. Nur noch einen — Vorschlag dann — basta!

Beyläufig melde ich Ihnen, daß der brave Stadt-Rath Gronau hieselbst, (der, wo ich nicht irre, auch zur Eunomia Beyträge geliefert hat) [1]) gestern früh, nach einer kurzen Kranckheit gestorben ist, und eine Frau mit sechs zwar gut erzogenen aber noch alle hülffsbedürfftigen Kindern, in den traurigsten Umständen, ohne alle Ressourcen und ohne alles Vermögen hinterlassen hat. Ein Verhältniß einer so trefflichen Familie, das gewiß jedes fühlende Hertz zur Theilnahme auffordert! — ich habe mich um den Posten des p Gronau beym Südpreussischen Departement wiederholentlich gemeldet, und wenn Sie zufällig Herrn p von Kleewitz sprechen und ihn daran erinnern wollen, so werde ich Ihnen herzlichst danken, da im Grunde doch Alles von ihm dependirt.

Indessen sehe ich doch kommen, daß sowohl dieser Plan, als alle meine übrigen zu Wasser werden wird, und da ich am Ende doch nur Ruhe, Unabhängigkeit und mässiges Brodt will, und mich den Henker darum scheere, ob das mir durch den König oder aus einem andern Canal verabreicht wird, so mache ich Ihnen einen Vorschlag, der allem meinem Leiden ein Ende machen, und mich, wenn Sie darin entriren können und wollen vielleicht in den Stand setzen kann, mich für einen Theil Ihrer mir erwiesenen Güte dankbar zu bezeigen. Nur muß ich Sie zu dem Ende inständigst bitten, diesen Brief gütigst mit Aufmercksamkeit zu lesen, den Inhalt wohl zu erwägen, und mir darauf recht bald und cathegorisch, entweder ein kurzes Nein, oder ein detaillirtes Ja (zur Vermeidung unnützer Hin- und Herschreibereyen,) zu erwiedern.

Ich habe durch meiner Mutter Tod ein eigenes Vermögen von EilffTausend Thalern erhalten. Zehn Tausend Thaler davon we-

[1]) W.s Vermutung ist richtig; siehe Goedeke ²VIII, S. 11.

nigstens gehen mir ohnausbleiblich auf Johanni c. ein, ich muß solche daher auf Johanni c. wieder anderweitig unterbringen. Zu diesem Behuf muß ich, um nicht im Blossen zu bleiben, schon um Ostern d. J. mit dem, der mein ganzes Capital (denn theilen möchte ich es nicht gern) auf sichere Hypothek nehmen möchte, feste Verabredung treffen. Ich kann es ferner nicht zu höheren Zinsen als in SüdPreussen austhun, und muß es auch in SüdPreussen elociren wenn ich hier bleibe. Das hat aber für mich 2 Schwierigkeiten, denn a) elocirt man hier Capitalien, wenn man solide verfahren will, regulariter auf 6 Jahre ich würde also dadurch in gewisser Art Glebae adscriptus, b) müßte ich, selbst bey der sichersten Hypothek und dem acceptabelsten Zinßfusse — (es ist hier bekanntlich nichts Ungewöhnliches zehn und mehr ProCent, bey dem Mangel an baarem Gelde, gegen Sicherheit zu bekommen) dennoch risquiren, daß mein Debitor (bey den immer verworrenen Geldverhältnissen der Pohlen) in einen Liquidations Proceß verwickelt und ich dabey zwar keinem eigentlichen Verluste, aber (was hier kein seltener Fall) der Verlegenheit, mehrere Jahre, bis zu Beendigung des LiquidationsProcesses, auf Capital und Intressen warten zu müssen, also doch immer dem entsetzlichsten Verhältnisse ausgesetzt würde.

Ich thue Ihnen also (da ich mit Ihnen, als einen notorisch ehrlichen Manne am liebsten zu thun hätte) die peremtorische Frage:

Können sie von Johanni dieses Jahres ab, mein Capital von Zehn Tausend Thaler in Ihrer Buchhandlung brauchen?

und, in casu quod sic, wieder als ehrlicher Mann dem ehrlichen Manne gefragt,

wie hoch könnten Sie es herausbringen, und, nach Verhältniß dessen, wie viel könnten Sie mir Intressen geben, auf wie lange würden Sie es nehmen können, welche Modalitäten würden dabey einzuschlagen seyn, und welche Sicherheit könnten und wollten Sie mir gewähren?

Es kommt mir nehmlich nicht darauf an, Gewinn und Verlust mit Ihnen zu theilen, denn in so was zu entriren bin ich viel zu

peinlich, auch mit den merkantilischen Geschäfften, in specie mit dem Buchhandel, viel zu unbekannt. Aus letzterem Grunde kann auch von einem eigentlichen Associiren nicht die Rede seyn. Sondern ich will nur soviel Intressen haben, (bey hypothekarischer Sicherheit) daß ich davon ohne Ammt, mit Zuhülffenehmung einiger bestimmten litterarischen Arbeiten mässig leben kann, und Ihnen das, was sie ausserdem mit meinem Gelde gewinnen, gerne gantz lassen.

Erlauben Sie mir Ihnen diese Idee zu versinnlichen. Es giebt ja in Berlin (ohne einmahl den Merkel, der sich durch ein wenigstens sehr mittelmässiges Journal reich gemacht hat, zu rechnen) so viele Hommes de lettres in und um Berlin, die sich hauptsächlich durch literarische FabrikArbeiten, Uebersetzungen aus dem Französischen, JournalReductionen[1]) pp nähren und dadurch ein fixirtes Brod erhalten! Könnte ich nicht einen ähnlichen Weg einschlagen? — Zum Beyspiel! — Sie nähmen mein Capital, gegen Sicherheit auf eine längere Zeit, machen damit Ihre Speculationen deren Gewinn Ihnen bleibt, und gäben mir von letzterem soviel Intressen als Sie, ohne Sich zu schaden, können. Zugleich weisen Sie mir, ausser meinem Kunst-Betriebe, irgend eine bestimmte literarische FabrikArbeit, die Ihnen zugleich Nutzen schafft, an, die mir täglich z. Bsp. eine Stunde kostet, und sagen wir im voraus: „Dafür gebe ich Dir das und das“ denn so ein Accord läßt sich zwar nicht bey Kunstwerken (wo man die Scenen nicht invita Minerva machen kann) aber sehr füglich bey FabrikArbeit treffen. ich würde sodann meinen Abschied nehmen und nach Potsdamm ziehn, wo ich um Vieles wohlfeiler als in Berlin und doch mit Ihnen in eben der Verbindung, als wäre ich in Berlin selbst, leben, ja sogar Sie mit Gemächlichkeit wöchentlich einmahl besuchen und mit Ihnen das Nöthige verabreden könnte. Zudem habe ich keine Kinder und würde nur eine Dienstbothin etwa halten, so daß mein gantzes Hauswesen aus nichts mehr als mir, meiner Frau, und höchstens zwey weiblichen Dienstbothen, mithin aus vier Persohnen höchstens, bestehen würde. Da indessen die Möglichkeit ja sogar Wahrscheinlichkeit ist, daß meine noch junge Frau Kinder be-

[1]) Wahrscheinlich verschrieben für: Redaktionen.

kommt und man auf alle Fälle bedacht seyn muß, so würde ich doch auch selbst in dem angeblich wohlfeilen Potsdamm mich anders nicht ansiedeln können, als wenn ich nicht, inclusive der Intressen von meinem Capital, eine bestimmte Einnahme von mindestens Neun-Hundert Thalern jährlich hätte, wobey das was ich etwa durch Comoedienschreiben verdiente, gar nicht in Anschlag kommen könnte, da man, wie gesagt, weder auf die Inspirationen des Genius — (die abgewartet nicht erzwungen werden wollen) — noch weniger aber auf den fortwährenden Beyfall des Publicums, mit welchem der Verlag in unzertrennlicher Verbindung steht, sichere Rechnung machen kann. Ueberdem muß man doch auch sowohl auf Kranckheiten (denen ich bis jezt wohl Gottlob fast gar nicht unterworffen gewesen bin) als auch auf andere unvorhergesehene Unfälle Rücksicht nehmen.

Soviel über meine Idee, die ich Ihnen mit Fleiß so weitläuftig als möglich detaillirt habe. Ueberlegen Sie gütigst die Sache. Wissen Sie ein anderes besseres Arrangement, so theilen Sie es mir mit; wollen Sie gar nicht in die Sache entriren, auch gut! meine Freundschafft für Sie bleibt doch unwandelbar dieselbe. Nur, wie auch ihre Antwort ausfallen möge, sey sie nur cathegorisch und bestimmt — (zur Vermeidung vieler unnützer Rücksprache) aber vor allen Dingen auch bald, weil ich auf nächste Ostern schlechterdings schon wissen muß, woran ich bin.

Dieser Vorschlag übrigens, mit dem ich so zu sagen mein ganzes Looß in Ihre Hände lege, wird Ihnen wohl mehr als alle Worte beweisen, wie tief ich Sie achte. Leben Sie wohl, bestellen Sie, (wenn es noch nicht geschehen seyn sollte) die Briefe und Bücher nach Darmstadt (in Gemäßheit meines vorigen Briefes) recht bald, küssen Sie Ihrer edeln Gattin Nahmens meiner die Hände, und lieben Sie etwas Ihren Sie innigst verehrenden

Werner.

68. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d[en] 21sten Februar 1805.

Höchstverehrter und innigst geliebter Freund!

Noch keiner Ihrer Briefe hat mich so innig ergötzt, als Ihr lezter trefflicher vom 9ten und 15ten d. M. Jede Zeile darinn athmet Ihr

mir unschätzbares Hertz, und, wenn er der Erfüllung meiner Wünsche, auch weniger, als er würklich thut, entspräche, so wäre er mir schon als Beweis Ihres schönen gefühlvollen und edeln Herzens, ein ewiges Denkmahl. Also empfangen Sie meinen innigsten Dank dafür, und die Versicherung, daß bis an meinen Tod es mein Stoltz seyn wird, Ihr Freund und mein thätigstes Bestreben, Ihrer werth zu seyn.

Als ersten Beweis davon nehmen Sie die Bereitwilligkeit Ihrem geprüften Rathe unbedingt zu folgen. Sie haben gantz Recht: ich kann und darff meinen Abschied nicht nehmen, sondern muß, es gehe wie es gehe, in Geduld abwarten, bis mein Schicksal eine günstigere Wendung nimmt. Um es aber doch möglichst zu poussiren und die äusserst gütige Stimmung des Herrn Ministers von Schroetter gegen mich zu benutzen, so werde ich, gantz nach Ihrer Idee, mit dieser oder der nächstfolgenden Post an ihn schreiben, und den Brief, um Sie nicht auf's neue zu incommodiren, directe an ihn absenden. Das Schlimme bey der Sache bleibt freylich das, daß die Sache doch vor Johann schwehrlich entschieden werden wird, und ich denn doch in die, Ihnen in meinem letzten Briefe geäusserte Verlegenheit gerathen dürffte. Eben so steht es auch zu besorgen, daß ich nur 500 Thaler Gehalt bekomme, was mich gegen mein hiesiges von 450 Thalern um nichts fast verbessern, in Berlin aber zu meiner Subsistenz da ich verheyrathet bin (selbst mit Zuhülffenehmung von circa 500 Thalern Intressen) nicht zureichen würde, indem ich hier kaum und nur mit genauer Noth mit 450 Thalern (exclusive obiger Intressen) auslange, und Berlin doch ungleich theurer, als Warschau, ist. Verzeyhen Sie nur meinen ungläubigen ThomasSinn. Man muß das Alles von allen Seiten erwägen. Auf jeden Fall werde ich es versuchen und, an Schroettern offen und Ihrem Rathe gemäß, schreiben; Ihnen aber und Herrn HofRath Fischer danke ich unendlich, für Ihre mir dabey erwiesene Güte. Ich würde diesem trefflichen Manne selbst schreiben, wenn ich in den mindesten Rapports mit ihm stünde, und nicht den Vorwurff der Indiscretion befürchtete, aber Sie bitte ich inständigst, Hrn. v Fischer aufs verbindlichste Nahmens meiner zu danken, und mich

der Fortdauer seiner, von mir bisher noch so unverdienten Güte, zu empfehlen.

Was mich auf eine Stunde ganz exaltirt hat, ist — wie Sie kaum vermuthen werden — die in Ihrem Briefe hingeworffene Stelle über Rüdersdorff[1]), von dessen Umgebungen unser brave Itzig — der sich Ihnen ganz ergebenst empfehlen läßt, — auch mit Entzücken spricht. Ich faßte schon, mit der Hitze, der ich leider noch so offt unterworffen bin, den Plan, bey erster günstiger Witterung Urlaub zu nehmen, nach Berlin zu gehen, um Sie und Rüdersdorff kennen zu lernen, und mich dort, a tout prix, anzusiedeln. Aber bey näherer Ueberlegung finde ich die Sache doch zu risquant und zudem ist eine Reise nach Berlin, da ich sie ohne meine Frau nicht unternehmen kann, noch will, für mich zu kostspielig, um sie auf's Gerathewohl zu unternehmen. Zudem bleibt es mir immer noch übrig, wenn ich in Berlin etwa placirt bin und mich dort wieder Vermuthen, nicht befriedigt finde (NB zwey auch allenfalls drey Stunden täglich will ich gern dem Dienste widmen, nur müßte ich dann auch im Gehalte besser als hier gestellt werden) ich sage es bleibt mir alsdann immer noch übrig, meinen Aufenthalt auf dem Lande in dem schönen Rüdersdorff zu nehmen. Vor der Hand will ich also nur bey Ihrem Rathe d. h. im Dienste (in sofern ich nach Berlin kommen kann) bleiben, und mich hier, bis dahin, taliter qualiter zu arrangiren suchen. — Indessen würde auf der andern Seite, wenn ich in diesem Frühjahre etwa eine Reise nach Berlin unternehmen könnte, das nicht nur meinen brennenden Wunsch, Sie, trefflicher edler Freund, persönlich kennen zu lernen und mich von dem dortigen Local au fait zu setzen, befriedigen, sondern auch mir es möglich machen, Sachen über die man durch hundertfältige Correspondenz nicht zu Rande und zur Endschafft kommt, durch ein Gespräch von ein paar Stunden zu regulieren. Ich gebe also den Plan noch nicht auf, diesen Frühling vielleicht einen vierwöchentlichen Urlaub zur Reise nach Berlin zu nehmen, um dort vierzehn Tage zu bleiben. Sie würden mich zu dem Ende sehr verbinden, wenn Sie mir gütigst, (da ich Ihrem Rath unbe-

[1]) In der Mark, Regierungsbezirk Potsdam.

dingt folgen will) in Ihrem nächsten Schreiben Ihre offene Meynung schrieben:

1) Ob eine Reise nach Berlin mir vortheilhafft rathsam und der Mühe werth seyn

2) Wieviel sie wohl kosten könnte, da ich meine Frau mitnehmen müßte, und

3) da eine Postreise ihrem etwas schwächlichen Körper gefährlich werden könnte, wie ich wohl sonst meinen Zweck am besten erreichen würde: ich dächte am besten mit einem berlinischen Fuhrmann, (denn es werden doch berlinische FrachtFuhrleute nach Warschau reisen) nur das geht freylich sehr langsam, und auf längere Zeit als vier Wochen kann ich, wenn sich nicht Hr. p von Kleewitz (wie ich kaum vermuthe) meiner annimmt, schwehrlich Urlaub bekommen.

4) wo ich die vierzehn Tage, daß ich in Berlin wäre, wohl logiren könnte, und wohlfeil, auch wieviel mir der Aufenthalt dort wohl die Zeit hindurch, kosten würde. Ich muß hiebey, mit der Offenherzigkeit, die Sie mir verstattet haben, mir eine Bemerkung erlauben. Sie haben mir wohl einmahl gütigst Ihre eigene Wohnung, auf den Fall offerirt, daß ich einmahl zum Besuch nach Berlin käme. Aber dies Anerbieten verbitte ich im voraus insofern ich mit meiner Frau komme, ich kann und will Sie vielmehr, schlechterdings nicht noch mehr, als ich schon thue, belästigen, sondern ich bitte nur mir gütigst, Rath zu geben, wie ich wohlfeil irgendwo dort unterkommen kann.

Uebrigens ist dieser ReisePlan noch sehr problematisch und wird, von den Umständen, Ihrem Rathe, und davon abhängen, ob ich (was äusserst ungewiß) Urlaub erhalte.

Ad vocem Rüdersdorff (denn wo ich von schöner Natur höre, lebt mein ganzes Herz auf) haben Sie doch die einzige Güte, mich so umständlich als möglich zu benachrichtigen über die Details dieses reizenden Ortes, und wie man es anfangen muß, um dort zu leben? Ob man sich dort ankauffen und selbst Landwirth (das kann ich nicht) werden, ob man sich seine Bedürffnisse aus Berlin (das wäre sehr weitläuftig) holen lassen muß, ob man nicht vielleicht auch mit fünfhundert Thalern Revenue dort beweibt existiren kann, wie

man dort leben muß pp kurz, so genaue Details als möglich. Es ist nicht daß ich dort jezt wohnen will, denn ich will wie gesagt den Dienst fürjezt noch auf keinen Fall verlassen, aber nur um sich auf den möglichen Fall des Mißlingens einer andern Versorgung vorzubereiten. Das Naturleben hat für mich ganz unendliche Reize (so wie für meine Frau) und nun vollends das, auch von Itzig mir, als so göttlich geschilderte Rüdersdorff. Könnte nicht vielleicht — aber das ist nur so ein beyläufiger Einfall — der Minister v. Schrötter, wenn es ihm gleich jezt noch nicht möglich seyn sollte mir einen Posten zu geben, mir wenigstens die Expectanz[1]) darauf und bis dahin, daß ich die Stelle erhielte, ein Wartegeld aussetzen? — Ich würde sodann gleich meinen Abschied von Warschau nehmen und mein Wartegeld in Rüdersdorff ruhig verzehren, bis ich einen Posten in Berlin erhielte. Ich selbst kann ihm diese Idee zwar nicht andeuten, wenn sie ihm aber so durch sonst Wen suppeditirt werden könnte! — Doch genung. Verzeyhen Sie mir nur gütigst meine unerträgliche Weitläuftigkeit und Zudringlichkeit mit der ich Ihnen das Chaos meiner Ideen mittheile, und sagen Sie mir geradeheraus, was Sie für absurd erklären, denn Ihrem Rath mein trefflicher Freund, will ich in Allem unbedingt immer folgen, und Alles, was Sie sagen, thun.

Noch ein paar Worte, wegen der Unterbringung meines Capitals. So weit ich Sie verstehe können Sie nur 4000 Thaler brauchen, die Sie aus Gefälligkeit für mich, auf Ihren Buchladen ingrossiren lassen wollen. Aber mit der Offenheit mit der wir zu reden gewohnt sind, danke ich Ihnen zwar herzlich für diese gütige Offerte, würde sie auch gern benutzen, aber

1) möchte ich gern mein ganzes Capital an einem und ebendemselben Orte austhun

2) kann ich es hier höher, als zu fünf ProCent (aufs wenigste zu 6) unterbringen,

3) ist es mir sehr convenabel solches wenn und so lange ich hier bleibe, hier in der Nähe zu elociren. Ich dächte also, am

[1]) Erster Druck: Expectenz.

Besten wäre es so: Komme ich vor Johanni nach Berlin, so seyn Sie gütig, mein sämmtliches Capital zu nehmen und es, bey Sich oder Andern (denn ich vertraue Ihnen unbedingt) zu fünf ProCent zu elociren. Bin ich zu Johanni noch in Warschau, so bringe ich es hier interimistisch[1]), so gut ich kann, unter, und zwar so, daß ich es, bey etwaniger Versetzung nach Berlin, wenigstens nach halbjähriger Aufkündigung, einziehen kann. Sehr zweckmässig zu meiner Notiz wäre es indessen, wenn man (was ich freylich nicht thun kann) dem Minister nur eine bestimmte Beantwortung der Frage entlockte[2]), ob meine Versetzung schon vor Johanni erfolgen könne.

Am allerliebsten wäre ich in Berlin selbst versorgt, nur daß ich mich vor der dort angeblich enormen Theurung und dem dortigen Luxus noch immer etwas fürchte. Das Theater lockt mich auch vorzüglich hin, obgleich ich mit der TheaterKenntniß und dem mechanischen des Bühnenwesens (in welchem Sinne Kotzebue der erste deutsche dramatische Autor ist) deshalb sehr bekannt bin, weil, da mein Vater als Professor der Beredtsamkeit auch Censor des Theaters war, ich von frühster Kindheit an fast täglich das Schauspiel besucht habe, und so vertraut mit allem Mechanischen der Theaterwelt, als viele Schauspieler es nicht sind, bin. Nehmen Sie dieses ehrliche Geständniß für keine laus propria auf; es ist bloß mechanische Fertigkeit die man Effects, TheaterCoups usw. nennt, und von der ich in den ThalsSöhnen deshalb keinen Gebrauch machen wollte, weil ich diese Kleinigkeiten damahls einer höheren Rücksicht unterordnete.

Bey meinem jezt unter Händen habenden Schauspiele werde ich sie jedoch, da es für die Bühne bestimmt, emsiger beobachten. Ich danke Ihnen gütigst für die mir darüber mitgetheilten Bemerkungen, die ich, da sie sehr richtig sind, größtentheils, so viel es mir möglich, zu benutzen suchen werde. Wenn ich Ihnen übrigens geschrieben, daß mein 2ter Theil (des neuen Schauspiels) den ersten erkläre und verständlich mache, so ist das wohl nur so, weil er die Auflösung der Catastrophe enthält, nicht aber als ob dieser ohne jenen ganz

[1]) Erster Druck (falsch): interemistisch.

[2]) Druck: entlocken.

unverständlich wäre, zu nehmen. Dediciren will ich das Buch dem Minister sehr gern. Schließlich ist mein Vorsatz, sobald beyde Theile fertig sind (was in meinem jezzigen Verhältnisse wohl vor Schlusse dieses Jahres nicht statt haben wird) sie an Iffland zu geben[1], und ihm zu überlassen, wie er sie nach dem Mechanischen (denn der Druck ist eine andre Sache) in Betreff der Akte pp arrangiren will; so glaube ich am sichersten zu fahren. Iffland kann sodann alles nach Belieben abkürzen.

Meine Rezensirarbeiten rauben mir viel Zeit. Mein erster critischer Debut ist die Recension von Veit Webers Wilhelm Tell in der hallischen allgemeinen LiteraturZeitung zu Ende Decembers 1804, die einen ganzen Bogen einnimmt und (sub rosa gesagt) von mir ist. Aber sagen Sie es Niemanden. Wenigstens ist das, was ich darin getadelt habe, aus wahrer Ueberzeugung gesagt und dieser Tell ist höckericht an Composition und ein Ungeheuer von Diction.

den 24sten Februar 1805

Ich habe heute an den Minister von Schrötter geschrieben und werde morgen den Brief, um Sie nicht zu incommodiren, directe an ihn abschicken. Ich habe, unter Auseinandersezzung der Umstände ein Placement in Berlin, und, auf den schlimmsten Fall (wenn jenes nicht bald offen würde) eines in Danzig nachgesucht. Doch lezteres thäte ich ungern und hoffe und wünsche nichts sehnlicher als, mit etwas mehr Gehalt wenigstens als ich jezt habe, nach Berlin zu kommen. Abschied nehme ich auf keinen Fall, das versichere ich Ihnen. Ich habe dem Minister auch geschrieben daß und warum ich sehr gerne vor Johanni in Berlin versorgt zu seyn wünschte. Könnten Sie mir darüber, ob ich vor Johanni dieses Ziel erreichen könnte, so wie[2] überhaupt über die Würkung meines Schreibens auf den Minister gelegentlich und sobald als möglich einige gütige Auskunft geben, so würden Sie mich äusserst verbinden.

Beym Capitain Löwenstern[3] bin ich gewesen habe ihn aber

[1] Korrigiert aus „schicken".

[2] Erster Druck (falsch): da mir.

[3] Hauptmann Löwenstern in Warschau war ebenfalls Mitarbeiter an Feßlers Eunomia, siehe Goedeke, a. a. O.

nicht zu Hause gefunden und ihm Ihren Brief und Assignation daher noch nicht aushändigen können. Letzteres wird jedoch morgen oder übermorgen geschehen, indessen fürchte ich schon im voraus, daß er, bey seinen angeblich ad modum der neuen [1]) poetischen Coryphaeen beschaffenen üblen Geldumständen die Assignation entweder gar nicht oder doch nicht so bald honoriren wird, und bitte daher, da die Sache keines besondern Briefes belohnt, solange anzunehmen daß er mich nicht bezahlt hat, bis ich Ihnen das Gegentheil ausdrücklich melde.

Ihre Schuldforderung an [2]) die Herren von Hagen betreffend, so hat sich der Regierungs Rath von der Hagen vor circa zwey Jahren hier erschossen, von ihm ist also keine Bezahlung um so weniger zu erwarten, als nach seinem Tode ein Liquidations [3]) Proceß entstanden ist und seine vielen Schulden angeblich unberichtigt geblieben sind. Ueber den Leutnant von der Hagen (von dem ich nie was gehört) werde ich in der Loge, wo viel Militair ist, Erkundigung einzuziehen suchen und Ihnen in meinem AntwortSchreiben auf Ihren nächsten Brief das Nöthige darüber melden.

Leben Sie wohl und so glücklich, als Sie es verdienen, edelster innigst geliebter Freund! Ich bleibe im Dienst, ich thue Alles was Sie wollen, Ihr Hertz, Ihre Vernunft sollen meine Leiter seyn. Ihrer trefflichen Frau Gemahlin meinen und meiner Frau innigste Empfehlung.

Was ich wegen der Unterbringung meines Capitals schrieb, ist nur vorläufig, und kann, sobald Sie Sich bestimmter erklären, motivirt [4]) werden. ich weiß Sie thun Alles nur aus Güte für mich, darum schreib [5]) ich so offen. Lassen Sie nicht zu lange auf eine Antwort von Ihnen harren Ihren Sie ewig liebenden Freund

Werner.

[1]) Druck: neueren.

[2]) Fehlt im ersten Druck.

[3]) Druck (falsch): Lequidations.

[4]) Druck (falsch): modicirt.

[5]) Druck: schrieb.

[Randbemerkungen von der 1. bis inkl. 5. Seite:] Glauben Sie mir doch nur daß ich Sie unendlich liebe, schätze und verehre, daß ich Sie im Innersten meines Herzens trage. Sie dürffen mir gar nicht mehr rathen nur unbedingt vorschreiben was ich thun soll, unbedingt und bestimmt. Ihnen folge ich in Allem!! — Was macht doch der erzfaule Peguilhen? Reden Sie doch gütigst ihm von mir! Peguilhen hat gewiß viel Connexion beym Schrötterschen Departement, er könnte, wenigstens bey den Geheimen FinanzRäthen bohren und schüren, aber schreiben kann und will ich ihm nicht, theils weil er selbst noch mit einem Briefe seit einem halben Jahre im Rückstande ist, theils weil ich schon gantz krumme Finger vom Briefschreiben habe; seyn Sie so gütig ihm das zu sagen und über das jezzige Sachverhältniß gantz offen mit ihm zu sprechen. Für die gütige Bestellung meiner Briefe und Bücher nach Darmstadt danke ich verbindlichst. — Fast thut es mir leid, daß ich dem Minister auch eventualiter über Danzig geschrieben, ich gienge dort sehr ungern hin, wenigstens nur unter bedeutender Verbesserung, dann gehe ich überall hin. Wie[1]) sehr beneide ich Ihnen die Freundschafft Fichtes und des herrlichen Johannes Müller. Meine ganze Seele lechzt nach Berlin. Alle meine Pläne sind gescheitert, nur Sie und der Minister v. Schrötter sind meine einzige Hoffnung, und Berlin! — Retten Sie mich doch, ich will immer dankbar seyn, aber bald!

69. An August Wilhelm Iffland.

Warschau, den 10ten Maertz 1805.

Wohlgebohrner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Directtor!

Obgleich von Ew. Wohlgebohrnen noch auf mein leztes Schreiben mit keiner Antwort beglückt, bin ich doch so frey folgende Zeilen an Sie zu richten. Die Veranlassung dazu ist eine Nachricht, die ich Ihnen, Ihrer gütigen Aufforderung gemäß, ohne Verzug mitzutheilen mich verbunden halte.

mein neues Schauspiel ist eben fertig geworden, zwar nicht das Ganze, aber der erste Theil des meiner Absicht nach aus zwey

[1]) Von hier bis Schluß auch im ersten Druck.

Theilen bestehenden Ganzen. Sollten Ew. Wohlgebohrnen über diese Trennung des Ganzen in zwey Theile unzufrieden seyn, so muß ich Sie bitten meine Gründe zu hören, und schmeichle mir sodann Ihrer Beystimmung.

Sie waren Selbst so gütig mir den Wunsch zu äussern, mein Schauspiel bald auf [S. 2] der Bühne zu sehen, und eben das war auch mein sehnlichstes Verlangen. Theils war aber die Vollendung des ganzen Stückes in kurzer Zeit mir unmöglich, theils war auch mein Plan zu reichhaltig um ihn in fünf Ackte zu pressen, und wäre letzteres ja möglich gewesen, so würden diese doch auf jeden Fall so lang als Schillers unbeschnittener Don Carlos, mithin für die Bühne ohne die dem Sinne des Ganzen nachtheiligsten Abkürzungen, nicht darstellbar gewesen seyn. ich wählte daher einen Mittelweg, und theilte die Handlung in zwey gleiche Theile, von denen der erste [1]) zwar nur, nächst der Exposition, der Knoten geschürzt, zugleich aber auch auf die Catastrophe des Ganzen so bestimmt hinweist, daß er selbst dadurch ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet. Wie ich dies bewürckt, wäre hier zu weitläuftig zu erörtern; Sie werden es aus dem Manuskripte Selbst ersehen, dessen Abschrifft ich mit nächster Woche anfangen lassen will, und welches Ihnen, sobald es abgeschrieben, übersenden zu dürffen, ich um Ihre gütige Erlaubniß bitten muß.

Soviel getraue ich mich vorläufig zu behaupten, daß dieser mein erster Theil, so wenig ich es wage mich mit Schillern in Parallele zu stellen, doch

1) ungleich mehr ein Ganzes als die Piccolomini bildet

2) wenigstens eben so viel wo nicht noch mehr Handlung als die Piccolomini enthält,

daß er

3) auch ohne den zweyten Theil völlig verständlich

4) von der didaktischen Tendenz, die im Drama am unverzeyh-

[1]) Ursprünglich stand da: „in dem ersten“; „in“ wurde gestrichen, „der erste“ korrigiert aus „dem ersten“. Die erste Konstruktion des Verbums blieb aus Versehen stehen.

lichsten und mir bey den Söhnen [S. 3] des Thales z. Bsp. (in dramatischer Hinsicht) so schädlich geworden ist frey,

daß dieser jezt fertige erste Theil

5) an poetischem Werthe meinem vorgenannten Werke äusserst vorzuziehen und bisjezt meine gelungenste dramatische Arbeit ist, und daß er

6) mehrere Scenen enthält, die, meiner Kenntniß der Bühne nach, bey gehöriger Darstellung von vieler Würkung seyn müssen, so wie er übrigens, Ihrem Wunsche gemäß, ganz mit Rücksicht auf Natur und Eigenheiten der Bühne, bearbeitet ist.

ich nehme daher keinen Anstand, Ihnen, Verehrungswürdigster, mein gelungenstes Werk zwar mit einiger Schüchternheit aber doch mit Vertrauen anzubieten. Es sollte mich sehr schmerzen, wenn Sie den ersten Theil ohne den zweyten, der höchst wahrscheinlich erst zu Ablauf dieses Jahres fertig werden kann, nicht annehmen sollten. Zwar muß ich Ihnen das anheimstellen, doch bitte ich auf jeden Fall mir wenigstens dessen Uebersendung gütigst zu verstatten, damit Sie es, ehe Sie entscheiden, Selbst prüfen können.

ich bemerke nur noch

a) daß dieser Theil mindestens so lang als die Piccolomini und in drey Akte getheilt ist. Diese Akte sind etwas lang, indessen sind sie in der Natur der dargestellten Handlung gegründet, und aus eben dem Grunde möchte ich, wiewohl jene drey Akte sich auch in fünfe zertheilen lassen, diese Zerstückelung doch nicht gerne vornehmen. Auf den möglichen Fall indeß, daß Ihnen die Länge jedes [S. 4] Aktes (der dritte ist wie billig der kürzeste gedrängteste und handlungsreichste) — zu beträchtlich scheinen sollte, so werde ich den Mittelweg wählen, Ihnen im Manuskripte die Stellen zu bezeichnen, wo, meiner Meynung nach, die Akte durchgeschnitten, und, mit einigen Modificationen, aus den jezzigen drey — fünfe gemacht werden könnten. Nur bemercke ich schon im voraus, daß ich Ihnen — bey Ihrer unleugbar tieferen Kunde des Fachs — es unbedingt anheimstelle, jene AktEintheilungen (insofern das Stück durchaus fünfe haben müßte) auch anders, als ich sie projectirt, zu wählen, so wie überhaupt in Ansehung einzelner Stellen

und Scenen, Aenderungen oder Abkürzungen zu machen, wobey Sie mir indessen wohl die Bitte verzeyhen werden, mich von diesen Veränderungen noch vor der Aufführung zu unterrichten.

b) Enthält mein Schauspiel und auch dieser erste Theil, einige (wiewohl nur wenige) Chöre und Gesänge, so wie der Zwischenraum zwischen dem zweyten und dritten Act, (während dessen die Veste Plock des Herzogs Conrad von der Masau von den Preussen belagert wird) mit einer darauf passenden ZwischenMusik ausgefüllt werden muß. Nun werden Ew. Wohlgebohrnen besser als ich wissen, wie zweckmässig es zum guten Gelingen einer Musick ist, wenn Dichter und Compositeur sich dabey einander in die Hände arbeiten und de concert [S. 5] gehen können. Das ist bey meinen Gesängen in diesem ersten Theile um so nöthiger, als sie theils aus regellosen Chören der wilden Preussen (Gesängen bey'm Börnsteinfange, der, als Localbezeichnung das Schauspiel eröffnet, einem Schlachtgesange pp) theils aus Chorälen der christlichen Priester in der von den Heyden belagerten Veste Plock bestehen, mithin, (besonders die ersteren) eine, der gewöhnlichen TheaterMusick ganz heterogene, in den Sinn des Dichters tief eindringende Behandlung erfordern. Da ich nun das, für meine Kunstverhältnisse würklich sehr bedeutende Unglück habe, nicht in Berlin zu wohnen, auch mit den dortigen grossen MusickKünstlern (von denen nahmentlich der Capellmeister Reichardt[1]) sehr viel poetischen Sinn verräth) ausser allen rapports bin; so habe ich die Composition meiner im ersten Theile vorkommenden obenerwähnten Gesänge einem meiner Jugendfreunde anvertraut, der ein eben so geschickter Compositeur als Kunstkenner, auch, da ich selbst etwas musikalisch bin, über meine Ideen völlig au fait ist. ich darff ihn nicht nennen, da seine Verhältnisse ihn veranlaßt haben, mich um Verschweigung seines Nahmens dringendst zu ersuchen, soviel kann ich indessen versichern, daß er sich in Berlin und Dreßden für die Kunst ausgebildet, und, wiewohl noch durch keine öffentlich im Drucke erschienene Compositionen

[1]) Johann Friedrich Reichardt (1752—1814) aus Königsberg, der bekannte Komponist und (seit 1775) kgl. Kapellmeister in Berlin, Jugendfreund und später Schwager von Karl Gottlieb Bock.



E.T.A. HOFFMANN.



bisjezt bekannt, doch [S. 6] sich bereits im Opern- und Kirchen-Style sehr glücklich versucht hat. ich habe mit ihm daher die Abrede genommen, daß er die Ouvertüre, ZwischenMusick und wenigen Gesänge meines Trauerspiels componiren soll, wonächst ich — wenn Ew. Wohlgebohrnen überhaupt auf dessen Aufführung entriren sollten, Ihnen die Composition, wenn gleich etwas später als das Manuskript meines Stückes selbst, zu übersenden nicht verfehlen würde. Zwar kann ich nicht in Abrede seyn, daß der Nahme eines berühmten Compositeurs mehrere locken dürffte; da indessen die Gesänge in meinem Trauerspiele ohnehin doch nur Nebensache sind, es zudem Ew. Wohlgebohrnen ja doch unbenommen bleibt, die Composition alsdann wenn diese fertig ist, und etwa, wieder Vermuthen, Veranlassung zum gerechten Tadel geben sollte, einem andern Compositeur anzuvertrauen, so könnte es wohl bey meiner Idee bleiben [1]).

Was

c) das Costume, Decorationen, Rollenvertheilung usw. betrifft, so stelle ich solche unbedingt Ihrem geprüften und von ganz Deutschland zur Norm angenommenen Urtheile anheim, und werde das Wenige was ich etwa dabey bemerken zu müssen glaube, dem Manuskripte in einem besonderen Anhange hinzufügen. Das leztere werde ich auch

d) in Betreff der etwa noch nöthigen Erörterungen über Plan und Ausführung meines Trauerspiels thun, und bemerke nur vorläufig, daß es ganz [S. 7] im romantischen Geiste (etwa dem Character in dem die Jungfrau von Orleans gedacht, jedoch nur sehr entfernt, analog) und, wiewohl mit Prunk, Scenerie und was sonst den Hauffen reizt, nicht sparsam versehen, doch mit diesem Flitterstaate so wenig, als in Betreff der Handlung selbst, überladen ist, die ich so klar als möglich fortzuführen, und von Episoden möglichst rein zu erhalten suchte. Zwar könnte die Liebe zwischen dem jüng-

[1]) W.s Freund, der die Komposition zur „Brautnacht" (erster Teil des „Kreuz an der Ostsee") übernommen hatte, war der Regierungsrat E. T. A. Hoffmann in Warschau; siehe dessen Brief an Theodor Hippel vom 26. September 1805 (Hans v. Müller a. a. O. I. Bd. S. 211 ff.).

sten Sohne Warmio des ersten preussischen Gesetzgebers und Königs und nachherigen OberPriesters Waidewutis — (letzterer erscheint im ersten Theile gar nicht, und soll erst im zweyten gigantisch hervortreten) — mit der Tochter des Herzogs Conrad von der Masau, Malgona, beym ersten Anblicke Episode scheinen, sie ist es aber nicht. Die Ausrottung des Heydenthums und Einführung des Christenthums durch die deutschen Ritter in AltPreussen, und der Kampf der ich möchte sagen dämonischen Menschen gegen die Heiligen führen[1]), ist der grosse Grundstoff des Ganzen, und auf diesen ist jene Liebe nicht etwa, wie die sonst herrliche Episode von Schillers Max und Thecla leicht aufgeheftet, sondern innigst mit ihm amalgamirt, da der das Ganze (nehmlich den zweyten Theil) beschliessende Opfertod beyder Liebenden, zugleich obige eingeleitete grosse Catastrophe beschleunigt und herbeyführt.

[S. 8] Uebrigens sind in diesem ersten Theile ausser der männlichen HauptRolle, dem Geiste des Märtyrers und Bischoffs Adalbert, der, in der Gestalt eines Zitterspielmanns — (NB es ist etwa nicht ein abermahliger Troubadour, wie in den ThalsSöhnen, so wie ich keinen der dort gebrauchten Charactere hier wieder aufgeführt habe) — ausser ihm also der in dieser Gestalt, die deutschen Ordens-Ritter nach Plock und die Catastrophe wie das Schicksal leitet, sind die andern männlichen Rollen zwar zum Theil von Bedeutung, doch habe ich die Zahl derselben möglichst zu beschränken gesucht. Könnte ich jenen Haupt-Character, (den Adalbert) vom ersten jeztlebenden Schauspielkünstler, an den diese Zeilen gerichtet sind, dargestellt sehen, so würde mich das äusserst glücklich machen. — Was die weiblichen Charactere betrifft, so habe ich deren zwar nur 4 aufgestellt, die aber sämmtlich sehr verschieden und characteristisch markirt, auch, (nach Versicherung meiner wenigen hiesigen Kunstfreunde) nicht ohne Intresse sind, und die ich — (besonders die HauptRolle Malgona, das Ideal der heiligen romantischen Liebe) wohl durch das Talent einer Madame Unzelmann[2]) oder

[1]) Dieses im Original über der Zeile eingeschaltete Wort hat W. zu streichen vergessen. Im ersten Druck wurde die Konstruktion geändert.

[2]) Friederike Auguste Konradine Unzelmann (1760—1815), geb. Flitt-

Fleck[1]) veredelt wünschte. — Beyläufig bemerke ich daß das, wodurch mein neues Trauerspiel sich vorzüglich auszeichnen [S. 9] dürffte: die, wohl noch in keinem deutschen Kunstwerke so treu dargestellte Schilderung des pohlnischen National Charackters ist, besonders des weiblichen. So sind die weiblichen Rollen, eine Preussin ausgenommen, alle Pohlinnen, und bilden gewissermaassen einen Cyclus pohlnischer Weiblichkeit. Alle pohlnische Charactere sind nach dem Leben gezeichnet, ich habe sie, bey meinem eilffjährigen Aufenthalte in hiesiger Provinz unablässig studirt, und hoffe umsomehr daß diese Portraits einigen Effect nicht verfehlen werden, als unsre Nation nunmehro mit der sarmatischen doch amalgamirt ist.

Doch genung, denn, ohngerechnet daß dieser Brief schon über alle Gebühr lang ist — (warum ich Ihre gütige Verzeyhung erbitten muß) — so könnte auch mein Ton Ihnen den Verdacht erregen, als wollte ich mein Stück im voraus anpreisen, das ist aber bey Gott nicht meine Absicht! ich bitte vielmehr recht sehr, nicht zu viel von meinen Kräfften, deren Beschränkung ich selbst am besten fühle, zu erwarten, mich mit Ihrem gütigen Rathe und Ihrer geprüfteren Einsicht zu unterstützen, und diese weitläuftige Auseinandersetzung mit meinem Wunsche zu entschuldigen, Sie, Verehrungswürdigster, dem ich den Erstling meiner eigentlich dramatischen [S. 10] Arbeiten im Vertrauen auf Ihre Güte, überreichen will, mit dem Geiste desselben schon vorläufig bekannt zu machen.

Ew. Wohlgebohrnen beliebten mir in Ihrem Schreiben den Wunsch zu äussern, mein Stück noch im Maertz auf die Bühne gebracht zu sehen, was jezt natürlich unmöglich ist. Da es indessen ein vaterländisches Intresse, auch eine Stelle hat, die zwar auf den

ner, berühmte Schauspielerin, 1785 mit dem Komiker Unzelmann verheiratet, 1803 geschieden und 2 Jahre später mit Heinr. Eduard Bethmann vermählt, wurde 1788 an das Kgl. Nationaltheater in Berlin engagiert.

[1]) Louise Sophie Fleck, geborne Mühl, (1777—1846), seit 1792 am Berliner Theater, das Jahr darauf mit Ferdinand Fleck und nach dessen Tode (1801) im Jahre 1807 mit dem Kammermusiker Schröck verheiratet, zog sich erst nach 50jähr. künstlerischer Wirksamkeit (1842) ins Privatleben zurück.

Keyser Friedrich den Ersten gemeynt ist, aber auch auf unsern König und die Königin gedeutet werden kann[1]), so dächte ich ohnmaaßgeblich, ob es nicht vielleicht im August zum GeburtsTage des Königs gegeben werden könnte? ich würde sodann einen Prolog (nehmlich eine Rede) dazu machen, die nebst Bezug auf jene Festlichkeit, zugleich eine Einleitung der Geschichte seyn könnte, da — so detaillirt und genau ich auch die Exposition (ein wahrer Stein des Anstoosses und Fels der Aergerniß bey geschichtlichen Tragoedien-Stoffen!) gemacht habe, ich mich doch von der Furcht nicht losmachen kann, dieser, halb historische, halb fabelhafte Gegenstand werde, besonders in seinen unvermeidlichen Beziehungen auf altpreussische Mythologie und Sagen, dem grösseren Theil des Publicums terra incognita seyn. Sollten Sie in obige Idee [S. 11] entriren so würde ich gehorsamst um baldige Nachricht darüber bitten müssen, da ich den Prolog nur, wann er nöthig, machen will.

Als letzten Termin bis zu welchem mein Manuscript spätstens in Berlin bey Ihnen eingesandt seyn soll, fixire ich, um ja nicht wortbrüchig zu werden, den 1sten May, da ich das Manuscript größtentheils dictando, also im eigentlichsten Verstande, unter meinen Augen copiren lassen muß, und täglich, bey meinen Dienst-Geschäfften, nur wenige Zeit dieser Arbeit widmen kann. Indessen werde ich die Sache möglichst fördern, und auf keinen Fall später, höchst wahrscheinlich aber noch ungleich früher Ihnen mein Trauerspiel einsenden. Ich werde übrigens, da ich es wahrscheinlich in Berlin (wie ich vermuthe bey Sander) nach geschehner Aufführung in Verlag geben werde, es gleich zum Druck abschreiben lassen, und muß daher gehorsamst bitten, Ihre gütigen etwanigen Aenderungen, so willkommen mir auch jede derselben seyn wird, nicht auf meiner Abschrifft, sondern auf einer andern besonderen zu bemerken, da, soviel ich weiß, das Stück doch ohnedem noch in Berlin für's Theater, (im Falle der Aufführung) abgeschrieben wird. Auch bitte ich um gütige Belehrung binnen welcher Zeit mein Trauerspiel,

[1]) Siehe A. Schr. 7. Bd. II. 2. S. 125 f. „O, unser großer Friederich — er lebe!“ und folgende Verse. Diese Huldigung bezieht sich jedoch auf Kaiser Friedrich II.

im Fall es vom National-Theater [S. 12] gekauft würde, vom Tage der ersten Aufführung an gerechnet, zum Druck befördert werden könnte? —

Sehr wünschen würde ich endlich, wenigstens der Aufführung beywohnen, und noch sehnlichster, mich mit Ew. Wohlgebohrnen darüber mündlich besprechen zu können, da das aber, ohne meine sehnlichst gewünschte Versetzung nach Berlin schwehrlich statt haben dürffte, so bin ich so frey mein Looß nochmahls Ihrer Güte zu empfehlen.

ich hoffe und wünsche übrigens recht herzlich, daß schon dieser erste Theil (der wie gesagt, selbst ein Ganzes ist) in Berlin bald aufgeführt werden möge; ich hoffe es umsomehr, als die Bühne doch dadurch zwey völlige Schauspiele statt des einen von mir versprochenen enthält [1]), was auch natürlich auf das Honorar (worüber ich Ew. Wohlgebohrnen Vorschlägen entgegensehe) Bezug haben dürffte. Sollten Sie jedoch, wieder Vermuthen, den ersten Theil ohne den zweyten nicht annehmen wollen, oder ihn überhaupt nicht convenabel finden, so hoffe und bitte ich wenigstens davon Niemanden etwas zu sagen, da mich das, bey künftigem Verlage des Werks, sehr compromittiren könnte.

ich sehe Ihrer gütigen baldigsten Antwort erwartungsvoll entgegen, und verharre mir zur Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgebohrnen

ganzgehorsamster Diener

Werner.

70. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 11ten Aprill 1805.

Verehrungswürdigster, innigst geliebter

Herr Krieges Rath!

Wiewohl ich nicht weiß, ob meine Schreibseeligkeit Ihnen angenehm seyn wird, so kann ich dennoch, in mehrerer Hinsicht, nicht

[1]) Lies: erhält.

umhin, Ihr gütiges Schreiben vom 17ten v. M. recht bald zu beantworten, setze[1]) und bedinge es jedoch voraus, daß Sie Sich mit keiner Antwort auf diesen Brief früher bemühen, als gerade wenn es Ihnen gemüthlich ist.

Ich fange nur gleich damit an, daß ich, eben so wie Sie, als Mensch den jezzigen Catholicismus aufs äusserste perhorrescire und verabscheue! Er ist so tief gesunken daß kein redlicher Mensch mit ihm gemeinschafftliche Sache machen kann. Alles will ich werden, nur nicht catholisch, unter Leitung der jezzigen Schurken und Dumköpfe die sich für Hüter des Heiligthums ausgeben. Ich mußte Ihnen diese, bey Gott und Ehre, aufrichtige und wahrhafte Erklärung im Voraus thun und könnte ich anderer Meynung seyn, so wäre ich entweder als Dummkopf Ihrer Theilnahme, oder als Schurke Ihres Wohlwollens unwerth. Der Catholicismus ist jezt fast noch tiefer gesunken, als das erbärmliche Cerullische Quodlibet, was man Maurerey nennt. Beyde, wiewohl in ihren[2]) Quell groß, heilig und göttlich, sind jezt von der Art daß jeder Mann, dem es um's Gute zu thun ist, ersteren als sündlich, leztere als dumm perhorresciren muß. Beyde bedürffen einer Reform, und einer baldigen. Der Maurerey kann ich sie nicht geben, da ich theils weder Geld noch Umgebung dazu habe, theils auch mir Muth und Lust fehlt, mich durch die über Gottes Erdboden zerstreute Legion maurerischer Klötze durchzurammen und mein Leben daran zu setzen, um selbigen zu beweisen, daß Klötze keine behauene Steine sind, oder gar all den Wust maurerischen Unsinns — bekanntlich hat die Schaalheit ihre HauptResidenz in den maurerischen Schrifften) — durchzulesen und ihn zu wiederlegen. Es geht mir dabey, aufrichtig zu sagen, so, wie dem Weinstocke welcher, im Buche der Richter sagt: warum soll ich meinen Most lassen und über den Bäumen schweben? Es kommt in der schönen Parabel vor, welche Gideons Sohn den Israeliten erzählt, als sie Abimelech zum Könige wählten[3]), und wiewohl ich sehr gut weiß, daß ich kein Wein-

[1]) Von hier bis Schluß dieses Absatzes nicht im ersten Druck.

[2]) Lies: ihrem.

[3]) Joathams Gleichnisrede, siehe Richt. 9, 7 ff.

stock bin, so muß ich es doch wenigstens seyn wollen! — Eben so wenig kann ich an Reform des Catholicismus denken. Luther ward von Fürsten unterstüzt, darauf kann ich nicht rechnen, auch ist das Zeitalter überhaupt zu jämmerlich um in selbigem etwas der Art en gros zu beginnen. Das erste nehmlich was ein honetter Mann in diesem Fache beginnen müßte, wäre Zerstöhrung dessen woran der Haufe hängt — Bilderstürmerey! — Stellen Sie Sich vor! Es giebt hier einen Orden: die Ben[n]onen[1], fast lauter Deutsche, die, so groß auch die Abneigung der Pohlen gegen die Deutschen ist, es doch durch jesuitische Kniffe dahin gebracht haben, daß der pohlnische Pöbel sie[2]) viel mehr als seine eigenen Pfaffen liebt sich für diese deutschen Pfaffen todtschlagen läßt. Das haben sie durch folgende simple Mittel erreicht a) sie sind sehr arbeitsam — die pohlnischen Pfaffen dagegen in der Regel die faulsten Schlingel b) sie haben was gelernt c) sie sauffen nicht, wogegen die pohlnischen Pfaffen die unwissendsten Lümmel auf Gottes Erdboden und immer besoffen sind d) sie wissen das Volk zu kirren, denn theils ist ihre Kirche von Morgens um sieben bis des Abends um neun Uhr täglich offen, und es wird immer gesungen, gepredigt, geräuchert (mitunter — denn diese Kirche ist gerade der Ort der Rendezvous — geliebelt) theils haben sie eine Menge Brüder- und Schwesterschafften aus den gemeinsten VolksKlassen, und benuzen die Beichte als Mittel zum allgemeinsten Einflusse — Die[3]) ersten Fragen die sie an eine Magd thun, wenn sie zur Beichte geht, sind ohngefähr folgende: wer sind Deine Herrschaft, wo wohnen sie, wieviel verzehren sie, was essen sie, womit vertreiben sie sich die Zeit, mit wel-

[1]) So wurden im Volksmunde die Redemptoristen genannt, die das bei der Kirche St. Benno gelegene Kollegium seit 1787 inne hatten. Hoffmann erwähnt sie ebenfalls in seiner lebhaften Schilderung der ersten Eindrücke in Warschau, siehe Brief vom 14. Mai 1804 an Hippel, H. v. Müller a. a. O., I. Bd. S. 206, und Michael Haringer, Leben des P. Clem. M. Hoffbauer, Wien 1864, S. 13 und 17.

[2]) Diese Worte bis zum Schlusse der Zeile, im Original am Rande, fehlen im ersten Druck.

[3]) Dieser Zusatz bis „buchstäblich wahr" (flg. S., Z. 2 v. o.), im Original am Rande, fehlt im ersten Druck.

cher Persohn hurt der Herr, wer bedient die Frau etc? — Das ist buchstäblich wahr! theils endlich haben sie ihre ganze kleine Kirche, mit zum Theil scheußlichen, aber auf den Pöbel mächtig würkenden Bildern behängt. Ich sah dort kürzlich ein Crucifix in Lebensgrösse von Holz, und Gottlob dieser Heyland hat mich nicht catholisch, aber ein bischen vernünftiger gemacht. Denken Sie Sich einen lebensgrossen ausgemergelten Judenbengel[1]) am Creutz, ausgereckt, verzerrt, über und über mit den scheußlichsten, eckelhaftesten Wunden bedeckt, eine wahre schändliche Fratze! Herr Kriegesrath, ich hätte in dem Augenblicke hundert Dukaten darum gegeben und wohl angewandt, wenn ich dieses Crucifix auf dem Puckel der Pfaffen hätte entzwey schlagen können! — Diese Figur — welche[2]) die Policey, (wenn wir in Warschau auch, was nicht der Fall ist, nur einen Schatten von Policey hätten) schon in Hinsicht der schwangeren Weiber nicht dulden sollte — wird von groß und klein beleckt und geküsst; — diese Figur: unser Jesus Christus! Gott verhüte nur daß sie mir nicht im Charfreytage einfällt, wenn ich mich an den Leiden des Heiligsten erwärme! — In Parenthesi[3]): Wollen Sie nicht bald zur Communion gehn, ehe Sie auf's Sterbebette kommen und es alsdann, mit Recht nicht thun? — Ich bin Ihnen so herzlich gut! — Die jezzigen StarkGeister sind so erbärmlich! Sie sind vielen Menschen viel schuldig!!! —

Diese lange Erzählung habe ich nur deshalb angeführt, um wenigstens Sie, verehrungswürdiger Mann, über meine wahren Gesinnungen au fait zu setzen, und wenigstens von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, wie ich es von so Manchem werde. Ich will weder hier noch irgendwo reformiren, weil es nichts hilfft und ich es für vergeblich und albern halte, auf einen zerlumpten Rock Sammetflicke zu setzen, aber was ich thun will und (wenn ich leben bleibe und Gott mich dessen würdigt!) auch gewiß thun

[1]) Dafür im Druck: Figur.

[2]) Diese Parenthese fehlt im Druck.

[3]) Diese Einschaltung bis zum Schlusse dieses Absatzes, im Original am Rande, wurde im ersten Drucke weggelassen.

werde das ist: eine Pepiniere gründen von kräftigen möglichst unschuldigen und unverdorbenen Menschen, eine Pepiniere des Heiligen, frey von allen Formen und Formeln! — denn wozu immer die ewigen starren Falten, wenn wir lebendiges Fleisch haben! — Nicht Kinder der Magd müssen wir seyn, wie der Apostel Paulus sagt, in der Epistel am Sonntage Lätare an die Galater Cap. 4 die mir aus der Seele genommen ist! sondern Kinder der Freyen! Eine jede Form ist nur pour le coup, sie sanctioniren, verewigen wollen, heißt dem neugebohrnen Kinde das Gift inoculiren, woran es über lang oder kurz stirbt. Diese Pepiniere des Heiligen soll sich möglichst der UrForm des Christenthums (d. h. cum Grano salis, so wie es für unser Zeitalter möglich und zweckdienlich ist) nähern; sie soll bey allem Guten des Catholicismus, (bey seinem Ursprunge war vielleicht Alles in ihm gut) nichts von seinen Fehlern haben; sie soll die Anschauung des MittlerAmmts Jesu Christi (die Annäherung der Menschheit zur Gottheit durch den Mittler) zum Grunde legen und keinen in sich aufnehmen, für den diese Anschauung nicht der Mittelpunkt seines religieusen Gefühls ist, da man, auch ohne daß letzteres der Fall ist, zwar sehr sittlich und sehr religieus aber kein Christ seyn kann. Strenge Moral, Ehrung der Unschuld in sich und Andern, Wahrhaftigkeit hauptsächlich (bey deren Mangel alles Grosse und Gute unmöglich ist) sollen conditio sine qua non jedes Mitgliedes seyn. Priesterliche Casten sollen nicht existiren, Jeder kann Rath, Secretair, Officier, Schuster einerseits — Priester andrerseits seyn, und wird letzteres um so besser seyn können, wenn er ersteres tüchtig ist, denn was hauptsächlich iereligieus ist, das ist die Halbheit. Diese Pepiniere soll sich keinen geschorenen Glatzköpfen keinen Schürzenmännern anschliessen, jene sind zu schändlich, diese zu dumm. Aus sich selbst soll sie hervorgehen, wenn auch nur kleinen Beginns und in ihr sollen sich die Männer vorbereiten und ausbilden, welche vielleicht lange nach meinem Tode aber auf keinen Fall eher als bis sie selbst was sind, es auch andern vormachen sollen was man seyn soll. Dieser Pepinière Stifter und Meister will ich, sobald sich die Gelegenheit darbietet — und die wird sich wohl —

werden letzteres aber nur so lange bleiben bis sich kein Besserer trifft, dem ich alsdann recht gern als Lehrling dienen will. —

Aus diesem Gesichtspunkte haben Sie die Güte alle meine Schritte zu beurtheilen. Ich will junge Leute nicht verführen, sondern, wenn ich merke daß sie überkippen wollen, sie anfassen und zum Besseren führen! — Sapienti sat! — Wenigstens soviel versichere ich Ihnen, auf Ehre und Gewissen, daß ich stets als ehrlicher Mann handeln werde, und gebe Ihnen gern die Erlaubniß, mich für einen Schurken zu erklären, wenn Sie erfahren, daß ich von obigen Grundsätzen abweiche. Nur bitte ich es gütigst nicht zu vergessen, daß in der Türkey auch die Christen einen Turban tragen müssen, und daß, so sehr ich den Catholicismus, wie er jezt ist, verabscheue, ich doch den alten Catholicismus über Alles schätze und ihn für unsre Zeiten bloß deshalb für in seinem vollen Sinne unausführbar halte, nicht weil wir für ihn zu gut sind, sondern weil er für uns zu herrlich ist.

Meine Poesie ist übrigens nur der schwache Nachhall dessen was ich in Prosa denke und in Praxi schaffen will. In den ThalsSöhnen habe ich die Maurerey in ihre Bestandtheile chemisch zerlegen wollen. Sollte ich das funfzigste Jahr, und mit ihm Reife erlangen, so würde ich vielleicht versuchen, zu zeigen, nicht was der Maurer anschauen, sondern wie er, in den Umgebungen des Profanen, in der würklichen Welt bauen soll. Das[1]) gäbe herrlichen Stoff zum dritten Theile, Robert nicht Ritter mehr sondern schon Handwerker; — aber es erfordert Reife, fürjezt gebe ich's auf!

In meinem jezzigen Stücke ist der Kampf des Heiligen mit dem Dämonischen der Grundton, die durch Heiligkeit verklärte Liebe die HauptGruppe. Man schreibt mir aus Koenigsberg Kotzebue — gegen den ich würklich schon bey seiner letzten Anwesenheit in Koenigsberg[2]) mich über den Stoff meines jezzigen Schauspiels und über diese Idee äußerte, habe letztere in einem seiner neuesten Stücke ausgeführt[3]).

[1]) Diese Worte bis „Handwerker" (nächste Zeile) fehlen im ersten Druck.

[2]) Siehe unsere Nr. 57, S. 270 Anm. 3.

[3]) Heinrich Reuß von Plauen oder die Belagerung von Marienburg. Trauerspiel in 5 Akten, Leipzig 1805.

Ich habe das Stück nicht gelesen und kann also umsomehr auf Ehre und Gewissen versichern, daß ich diese, in mein Inneres längst verwebte Idee, weder von Kotzebue noch irgend einem Andern gestohlen habe, und wiewohl ich von ihm, bey seinem Ideenreichthum, keineswegs einen solchen Diebstahl vermuthen kann, so bin ich doch durch mehrmahlige Erfahrungen belehrt worden, daß man ehe ein Buch vom Stapel gelaufen ist, die darinn enthaltenen Ideen nicht sorgfältig genug unter Schloß und Riegel halten kann, ja ich habe es nur kürzlich noch zu meiner Kränkung erleben müssen, daß ein Freund, dem ich einige Scenen aus meinem neuen Trauerspiele vorgelesen, mir ein paar meiner Lieblingsphrasen raptive daraus entwandt, und sie in einem seiner eigenen Producte aufgestellt hat. Das hat mich denn auch mit zum Theil bewogen, Ihren gütigen weisen Rath zu befolgen, und mit dem Dinge möglichst zu eilen. Da indessen mein Stoff, oder vielmehr das was ich daraus zu machen beabsichtige, viel zu viel umfaßte, um in den einmahl vorgeschriebenen Zeitraum, den die Darstellung auf der Bühne erfordert gezwängt werden zu können; andrerseits aber es mein vester Vorsatz war und ist, mein Stück würklich auf der Bühne darstellen zu lassen, da dieses Spiel, will's Gott, Vorläufer des Ernstes seyn soll, [Ich habe nehmlich zwar in meinem jezzigen Schauspiele catholische Mythen, als die unsrer Poesie angemessensten, gebraucht sie aber nur in dem Sinne brauchen wollen, wie Socrates im Plato die hellenischen; als Propedäutik (sic!) höherer Anschauungen, und glaube also daß kein vernünftiger Mensch deshalb — so wenig er Jenen für einen Heydenpfaffen halten kann — bey mir die Tonsur wittern wird. Nur freylich ist Alles Allen zu erklären unmöglich, auch überflüssig, denn die Meisten könnten doch nicht klarer sehn, und, wer selbst mit dem Ideenspiele, wie Sie! vertraut ist, nimmt ohnehin nur den Kern au pied de lettre] [1]) so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als es, ad modum des Wallensteins in zwey Theile zu zerschneiden, wovon der erste die Exposition und

[1]) Diese Einschaltung steht im Original am Rande; im ersten Druck als Anmerkung.

einen Theil der Handlung (wie die Piccolomini, aber ungleich mehr Handlung als diese), der zweyte, wie Wallensteins Tod, die Auflösung der Catastrophe enthält. Der erste Theil nun ist seit ein paar Wochen fertig und, da er selbst ein abgerundetes Ganze bildet, so steht von dieser Seite seiner Aufführung eben so wenig, als von Seiten seiner Länge oder sonstiger Erfordernisse wegen etwas entgegen. Ich habe daher an Iffland darüber geschrieben und ihm vorläufig den ersten Theil zur Aufführung auf dem Berliner Theater angeboten, was füglich geschehen kann, da auch die Piccolomini dort ein Jahr früher als Wallensteins Tod gespielt wurden, und ich mit Fleiß beabsichtige daß der 1ste Theil vom folgenden durch einen bedeutenden Zwischenraum getrennt seyn soll. Ich habe Grund von Iffland keinen Refus zu erwarten, da er mich schon vor Ablauf des verwichenen Jahres dringendst um ein Stück zum GeburtsTage der Königin unaufgefordert ersucht hat und vermuthe daher, daß er mein jezziges Schauspiel, zum GeburtsTage des Königs, wozu es auch seinem Stoffe nach nicht unpassend ist, benutzen wird. Es enthält Chöre (NB keinen Chor) welche einer meiner hiesigen sehr talentvollen Kunstfreunde componirt und sobald die fertig sind, das heißt spätstens Anfangs May, werde ich meinen ersten Theil nach Berlin senden, um ihn dort erst aufführen dann drucken zu lassen. Doch [1]) muß ich sie [2]) gehorsamst bitten, diese Ihnen im Vertrauen eröffnete Details, da der Erfolg doch noch immer ungewiß bleibt, vor der Hand Niemandem zu sagen. Dieses neue Schauspiel — nehmen Sie mir nur mein vieles Geplapper nicht übel — ist übrigens keinesweges im Tone der ThalsSöhne; das Didactische ist darin nur sehr leise angedeutet. Demohngeachtet wird der Kenner den Zusammenhang leicht errathen. Es soll wie jenes zur Maurerey, mit dem UrChristenthum in einigen Rapports stehen und da es romantisch gedacht nicht bloß geschrieben ist, so ist es nicht nur möglich sondern selbst wahrscheinlich, daß es das zum Theil unverdiente Glück der ThalsSöhne nicht macht. Ja es kann vielleicht sogar, wenn es in Berlin gegeben wird, gepfiffen werden. Das soll

[1]) Diese Stelle bis „zu sagen" (Z. 10 v. u.) fehlt im Druck.

[2]) Lies: Sie.

mich aber nicht irre machen; die Kunst ist Spiel mit dem Ernste, wie lange ich spielen soll wird vom geneigten Leser wie lange und was ich handeln soll, von Gott und mir abhangen. Auf jeden Fall hoffe ich, und das ist mein sehnlichster Wunsch, den ersten Theil noch vor Ablauf dieses Jahres gedruckt und in Ihren Händen zu wissen [1]).

Viele Zeit raubt mir, nächst meiner Correspondenz, die nicht immer so erfreulich als die mit Ihnen ist, und meiner Dienstarbeit, NebenStudiren etc. auch hauptsächlich die Rezensireren — ich habe von beyden LiteraturZeitungen noch Stösse Recensenda liegen, und kann mich von ihnen doch noch nicht füglich losmachen, wie ich überhaupt die Arbeit, selbst zur Berichtigung meines eigenen Urtheils und auf alle unvorauszusehende Fälle, fürjetzt noch nicht aufgeben will. Eine Recension von mir ist schon gedruckt, nehmlich über Veit Webers Schauspiel Wilhelm Tell in einem der letzten DecemberStücke der hallischen Allgemeinen LiteraturZeitung pro 1804 [2]) — ich sage Ihnen das aber auch nur, aus manchen Ursachen, sub rosa [3]).

Schließlich melde ich Ihnen noch, daß ich mit dem regierenden Landgrafen von HessenDarmstadt auf eine sonderbare Art, wegen meiner ThalsSöhne, in rapports gekommen bin, und von ihm ein äusserst verbindliches Schreiben erhalten habe. Aber nur Complimente keine Hülffe!

Was mich aber mehr als Alles erfreut, ist das äusserst gütige Antwortschreiben des Herrn Ministers von Schrötter, was ich vor einigen Tagen durch meinen Verleger, den Buchhändler Sander zugeschickt erhalten habe. Ich kann der Versuchung nicht wiederstehen, es Ihnen — so lang auch dieser Brief schon ist — wörtlich abzuschreiben. Hier ist es:

„Ew. pp sind mir von Seiten Ihrer Talente und Kenntnisse auf eine so vortheilhafte Weise empfohlen worden, daß es mir zum Vergnügen gereichen würde, zur Verbesserung Ihrer jezzigen Dienst-

[1]) Dieser Satz steht nicht im ersten Druck.

[2]) Nr. 356/357 vom 18./19. Dezember.

[3]) Dieser Satz „ich sage . . . . .“ fehlt im ersten Druck.

lage würken zu können. Es ist mir daher lieb aus Dero Schreiben vom 24sten v. M. mit Ihren eigenen Wünschen näher bekannt geworden zu seyn und ich bezeuge Ihnen sehr gern meine Geneigtheit mich der Erfüllung derselben anzunehmen. Da es indessen hierbey ganz auf das Eintreten günstiger Umstände ankommt, so kann ich Denenselben fürjetzt weiter nichts versprechen, als daß ich dergleichen zu Ihrem Besten zu benutzen bereitwillig bin, und so wie ich diesen Gegenstand nicht aus den Augen verliehren werde, so überlasse ich auch Ew. pp selbst auf Mittel zu Erreichung Ihres Zwecks zu denken, und werde Ihre etwanigen Vorschläge dazu recht gern annehmen, und, wenn es thunlich ist, unterstützen, Uebrigens bin ich mit vieler Achtung Ew. pp ganz ergebner Diener

Berlin, den 14ten Maertz 1805. Schrött[e]r".

Ich schrieb Ihnen diesen Brief wörtlich darum ab, um Sie über das Sachverhältniß vollkommen au fait zu setzen. Gottlob daß mein Brief an den Minister nicht zu meinem Nachtheile gewürkt hat, wie ich es nach Ihrer vorläufigen Nachricht schon sehr befürchtete. Ich will auch künftig immer solide, vorsichtig seyn, und nie wieder mit den Mähnen des Löwen spielen, wenn er es mir nicht, wie Sie, Verehrungswürdigster, ausdrücklich erlaubt. Der Brief des Ministers enthält übrigens, in's Deutsche übersetzt, folgendes Resultat: „Ich will Dir helffen, aber Du mußt auch nicht die Hände in den Schooß legen, sondern hübsch aufpassen und Dich bey entstehender Dir convenabler Vacanz gleich selbst melden!" Da liegt aber eben, wie der seelige Pisanski[1]) sagen würde, der Hund begraben! Ich in Warschau erfahre nehmlich eine in Berlin vorgefallene Vacanz immer nicht eher, als bis schon tausend Krüppel dem Teiche zu Bethesda[2]) zugehinkt sind, und einer von ihnen,

[1]) Georg Christoph Pisanski (1725—1790), Rektor der Schule in Königsberg-Kneiphof, äußerst fruchtbarer Schriftsteller; unter seinen religiösen und geschichtlichen Arbeiten ist der „Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte", hsg. von L. E. Borowski, Königsberg 1791 (Neudruck von Rud. Philippi), die bekannteste.

[2]) Fischteich zu Jerusalem, siehe Joh. 5, 2ff.

nehmlich ein berlinischer, hereingesprungen ist. Habe ich also nicht einen der mich kräfftiglich mit mächtigen Seufzern vertritt, so ist alle mein Melden von hieraus, selbst wenn ich eine solche Vakanz, was selten der Fall ist erfahre, zu spät. Zwar habe ich[1]) Sandern darüber einige Dispositions ertheilt, das ist aber doch von keiner sonderlichen Bedeutung. Meine Haupthoffnung ist also nächst Gott auf Sie gerichtet, auf Sie den väterlichen Freund, den Freund meiner Eltern, der Sie, wie Sie meine Jugend kannten, mein Herz meine Schicksale, meine Bedürffnisse, kennen. Haben Sie, ich beschwöhre Sie, die Güte, für mich zu würken, nicht nur dadurch daß Sie den Minister, an den ich vor der Hand nicht wieder schreiben kann, an mich erinnern, und mein Gedächtniß bey ihm anfrischen, sondern auch dadurch, daß sobald (was Sie gewiß sehr zeitig erfahren) ein convenabler Posten für mich in Berlin vacant wird, Sie, ohne erst an mich zu schreiben und durch ZwischenCorrespondenz Zeit zu verliehren, dem Minister schreiben: der Posten wäre für Wernern. Ich weiß wie stark diese Bitte ist, aber nie wird auch mein Dank für deren Erfüllung erlöschen. Zudem steht mir das Messer im eigentlichsten Verstande an der Kehle, denn, ich wiederhole es nochmahls, komme ich nicht bis spätstens zu Johanni von hier weg, so verwickele ich mich in die fatalsten Labyrinthe. Berlin ist übrigens aus zahllosen Gründen, der sehnlichste Gegenstand meines Wunsches, und selbst meine Frau — die sich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin ehrfurchtsvoll empfiehlt — wünscht herzlich nach Berlin und von hier wegzukommen, jenes wegen meiner Gründe, dieses wegen ihrer eigenen allerfatalsten FamilienVerhältnisse, die nun einmahl uns beyde beständig zu Boden zu drücken bestimmt sind!!! Zum Commentar über den Brief des Ministers, muß ich Ihnen doch noch — unter tausendfältiger Bitte mir meine nothgedrungene Weitschweifigkeit zu verzeyhen — ein paar Stellen aus meines Verlegers Sander Begleitungsbriefe abschreiben. Er schreibt mir darüber wörtlich folgendes:

„Der Minister sagte mir bey einem Diner zu dem er mich hatte einladen lassen, daß er mir einen Brief für Sie schicken würde.“

[1]) Dieser Satz fehlt im ersten Druck.

NB Es ist der obige Brief, den der Minister Sandern versiegelt zur Beförderung an mich zustellte [1]. „Er fragte mich damahls auch: wieviel Gehalt Sie denn wohl haben müßten. Ich antwortete: fürs erste wenigstens 600 Thaler. Darauf erwiederte er lächelnd: nun, die sind ihm wohl zu verschaffen!“ NB Der sehr brave Sander scheint sich hier nicht sonderlich aus der Affaire gezogen, und der Minister wohl über seine mehr wohlgemeynte als mir nützliche Genügsamkeit gelächelt zu haben. SechsHundert Thaler Gehalt scheinen mir würklich, (da ich verheyrathet bin, und nach Abzug der Reise- und nöthigen Einrichtungs-Kosten, doch am Ende nur auf einen baaren IntressenZuschuß von 4 ProCent, also vierhundert Thalern rechnen kann) in Berlin selbst fürs erste zu wenig, ohne einmahl zu erwägen, daß es zum Abschlagen immer noch Zeit genung kommt. Ich würde Ihnen also unendlich danken, wenn Sie es privatim beym Minister dahin brächten, daß die 600 Thaler bey ihm nicht zur fixen Idee würden! [2] — „Wann er nun sein Versprechen erfüllen wird, weiß ich freylich nicht. Als ich ihn das letzte Mahl sprach, sagte er mir: sobald in meinem Departement eine Stelle, die für Wernern paßt, erledigt wird, vergesse ich ihn gewiß nicht; auch habe ich mich schon anderswo für ihn verwandt, wenn sich etwa da eher etwas für ihn finden sollte. —“

Diese Stelle und das unverdiente gütige Wohlwollen des trefflichen Ministers — was ich hauptsächlich auch Ihnen, Verehrungswürdigster, verdanke [3], geben mir neues Leben. Alles wie Gott will, nur kein Hungerbrodt, und kein Kummerbrodt, und vor oder doch bis zu Johann Entscheidung, und wo möglich mehr als 600 Thaler und in Berlin weil ein Deutscher bloß von diesem Punkte aus würken kann! — Vor diesem Grunde verstummt Alles! Ich will würken!

[1] Randbemerkung W.s.

[2] Diese lange Einschaltung unter NB steht im Original ebenfalls am Rande.

[3] Über Scheffners freundschaftliches Verhältnis zum Minister v. Schrötter siehe dessen Selbstbiographie S. 323 f. und Nachträge S. 481 f.

Genung und mehr als genung! Mein Schicksal und das meines wackeren Weibes liegt in Ihren väterlichen Händen. Wenn ich Sie zu sehr incommodire, so haben Sie mit mir Armen Geduld oder gebieten Sie mir Stillschweigen. Auf keinen Fall, das bitte ich nochmahls, bemühen Sie Sich mit einer Antwort früher, als es Ihnen Selbst angenehm dünkt.

Jean Paul's Vorschule [1]) habe ich nicht gelesen; behalte auch, ausser der officiellen Lecture, nur sehr wenige Zeit zur übrigen.

Den trefflichen jungen Bock muß ich Ihrer Güte auf's dringendste empfehlen; ich weiß nicht was er nöthiger bedarff, ob Ihren Rath im theoretischen oder Ihren Beystand im practischen. Bey einer so entsetzlichen Tiefe und Innigkeit, bey so hoher Genialität und Künstlersinn, ein so absoluter Mangel an Weltkenntniß ist mir gar noch nicht vorgekommen! Dabey ist er zu seinem Unglück ein Mensch der sich nicht aufdringt, sondern dem man sich aufdringen muß, um ihm zu helffen. Diese Verhältnisse werden Ihrem scharfen Kennerblicke so wenig als Ihrem Herzen entgehen, ich darff nur das noch hinzusetzen, daß sein braver gemüthvoller Vater — den ich herzlich liebe, schätze und grüsse — dem Sohne doch in gar keiner Rücksicht helffen kann.

Der junge Baron Schrötter ist einer der liebenswürdigsten Jünglinge die ich kenne, aber erst muß er gestählt werden und dazu können ihm nicht Lehren sondern Schicksale nur helffen, Gott erhalte ihm die Reinheit und Unschuld seines Gemüths und seiner Vernunft; denn was über der Vernunft ist kann gut seyn, was gegen die Vernunft ist, ist immer schlecht. Arbeit scheint mir in der Jugend besonders das schönste, Dienstarbeit — wenn auch nur als Märtyrerthum, eine treffliche christliche Propaedeutik. NB Was ich thun will und wenn ich für mich eine Ausnahme des letzteren Satzes wünsche, so kann das für Alle doch nicht Norm werden; nicht weil ich was Besonderes bin, sondern weil ich mannigfaltiges Märtyrerthum aus Erfahrung kenne, höhere Rücksichten als

[1]) Vorschule der Aesthetik, Hamburg 1804. Darin (I. Abtlg., I. Programm § 5 „Gebrauch des Wunderbaren") eine Stelle, die sich auf W.s „Söhne des Thales" bezieht.

selbst das edelste Otium, und — was ich am besten fühlen muß — wenig Zeit in dieser Welt mehr übrig habe[1]). Der Christ (der jezzige nehmlich und wir sind doch alle jezzig) soll, wie ich glaube, die Welt nicht fliehen, sondern sich in sie hineinwerffen um sie zu überwinden. Ein Jüngling in der Einsamkeit ist vollends eine Contradictio in adjecto. — Die Luft in Koenigsberg ist — wie ich aus eigener Erfahrung weiß — trübe und neblicht; nur auf einem der dortigen Berge weht sie erfrischend, der Berg aber ist doch immer entlegen — ich dächte: Verpflanzung in ein heiteres Clima, und baldiges! müßte einer hoffnungsvollen Blüthe sehr zuträglich seyn. — Ich spreche zu einem Weisen, auch scheue ich keine Publicität, aber weil ich, sobald ich compromittirt werde, nicht weiter nüzen kann, so wünschte ich, um des guten Zweckes willen, nicht compromittirt zu werden! —

Empfehlen Sie mich doch gütigst und innigst dem ächt praktischen Maurer Busolt, auf dessen Schreiben ich sehnsuchtsvoll harre, und überzeugen Sie Sich von der unbegränzten Ehrfurcht und Liebe

Ihres ganz gehorsamsten Dieners

Werner.

71. An Heinrich Karl Eichstädt[2]).

Warschau, den 28sten Aprill 1805.

Wohlgebohrner Herr

Höchst zu verehrender Herr Hof: Rath!

Ew. Wohlgebohrnen übersende ich anliegend ganz gehorsamst die Recensionen über Kozebue's beyde Almanache[3]), den Bühnen-

[1]) Diese Einschaltung unter NB steht im Original am Rande des Bl.

[2]) Heinrich Karl Abraham Eichstädt, Philologe (1772—1848), seit 1797 ordentl. Prof. in Jena, 1803 Prof. der Eloquenz und Poesie, besorgte neben Goethe, der in den ersten Jahren der eigentliche Chefredakteur war, die Redaktionsgeschäfte der [neuen] Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, siehe Bielschowsky, a. a. O. S. 247.

[3]) Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, Berlin 1804, II. und, Berlin 1805, III. Jhrg. Siehe W.s Rezension: Jenaische Allg. Lit.-Ztg. vom 11. Juli 1805, Nr. 164. Chiffre: S. d. T. [-Sohn des Tals].

schwarm [1]) und Harlekins Widergeburt [2]). ich kann Ihnen bey Gott und Ehren versichern, daß theils überhäufte Dienst: und Privat-Geschäffte zum theil auch die Vollendung des 1sten Theils eines von mir verfertigten neuen dramatischen Werkes, unter dem Titel: das Kreuz an der Ostsee an dieser Verspätung schuld sind. ich bitte Sie herzlichst und ganz gehorsamst um Verzeyhung, werde auch die übrigen Recensenda möglich fördern und kürzer fassen. Bey den gegenwärtigen war mir lezzteres aus guten Gründen nicht möglich, da ich einmahl Ihr Institut als das competenteste literarische Tribunal betrachte, und mich ex officio verbunden halte, als Mitarbeiter manchem Unwesen entgegenzuwürken. Das ist auch der Grund warum ich Kotzebues würklich unglaublich elenden Almanach mit so scharfer Lauge getauft habe. Ich lasse ihm in manchem seiner Schauspiele Gerechtigkeit widerfahren, aber diese Spiele im Almanach sind natürlich von der Art, daß es die Würde eines literarischen Tribunals zu erheischen scheint, wenigstens der Zukunft ein Zeugniß abzugeben, daß es an dem Unwesen des sogenannten gebildeten Zeitgeistes keinen Antheil genommen.

Das war der Grund warum ich diese Recension so bitter gemacht. Ich habe gegen Hrn. von K[otzebue] gar nichts persönlich, aber ich halte es für literarische Gewissenssache so mit ihm zu verfahren. Dagegen muß ich Ew. Wohlgebohrnen ganz gehorsamst und inständigst bitten, Niemanden zu sagen, daß ich der Verfasser der Recension von Kotzebues Almanach sey, da mich das, weil ich selbst dramatische Sachen schreibe in unabsehliche Verlegenheit setzen und in meiner ganzen Carrière behindern könnte.

Die Recensionen über die beyden andern dramatischen Sächelchen [3]), habe ich aus guten Gründen etwas ausführlicher gemacht, die Sie

[1]) Der Bühnenschwarm oder das Spiel der Schauspieler, eine Tragödie von Ralph Nym (Pseudonym für G. Heinrich Adolph Wagner, 1774 bis 1835), Leipzig 1804.

[2]) Harlekins Wiedergeburt, ein Spiel lustiger Intrigue, Erfurt 1805. Hsg. von Heinrich Schorch (1777—1822), seit 1804 außerordentl. und später ordentl. Prof. der schönen Wissenschaften an der Univ. Erfurt.

[3]) Sie wurden auf Goethes Veranlassung nicht gedruckt, da er sie „für ganz unzulässig" hielt, siehe Düntzer a. a. O. S. 55.

errathen werden. Künftig werde ich mich kurz fassen. Über künftige Recensenda erwarte ich Ihre gütigen Vorschläge zur Auswahl, muß aber zum voraus, um nicht zu kurze Termine bitten, da mir leztere einzuhalten, meiner gleich Anfangs gemachten Äußerung gemäß, ohnmöglich ist.

Schließlich kann ich nicht umhin, Ihnen bey Ihrer gütigen Theilnahme für mich, die Nachricht mitzutheilen, daß eben heute, als ich diesen Brief — dem Sie die Eilfertigkeit ansehen und gütigst verzeyhen werden — anfieng, ich ein sehr gnädiges Handschreiben des Churfürsten Erzkanzler (von Dalberg) auf mein demselben übersandtes Exemplar der Söhne des Thals, begleitet von einem sehr fein gewählten Geschenk, eines goldenen mit einem Solitair und meiner Nahmens-Chiffre versehenen Crayon worin Feder und Bleystift, erhielt. Das Schreiben ist vom 19ten Maertze.

Für jezt genung. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Güte, bitte um geneigte Verzeyhung meiner nothgedrungenen Unterlassungssünden und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Ew. Wohlgebohren

ganß gehorsamster Diener

Werner.

NB. Behalten werde ich von den zu recensirenden Büchern keines, sondern solche, wenn ich mit allen Recensionen fertig bin, mit Buchhändlergelegenheit remittiren.

72. An ? [1])

Nachschrift. [Warschau,] den 29sten Aprill 1805.

Noch eine Neuigkeit, ehe ich diesen Brief schließe.

Vorgestern habe ich vom Chur-ErzKanzler ein äußerst verbindliches Schreiben über meine Seele [sic!] des Thals nebst einem feinerdachten Andenkensstück erhalten, ja ich glaube, daß er mich unter seinen Krummstab nehmen würde, wenn ich ihn drum ersuchte, welches mir aber meine Anhänglichkeit an die angebohrne Landesherrschaft nie erlauben wird. Indessen hat der Dahlbergsche Brief

[1]) Bezüglich des Adressaten siehe die Anm. zu diesem Briefe.

doch den Gedanken an eine Anstellung in das von ihm einst bewohnte Erfurt rege gemacht. Der Ort selbst und seine Nachbarschafft hat etwas, das mich dort vielleicht glücklicher machen würde, als ich es bey meiner Art und Weise im hochcultivirten, freudigen Berlin je zu werden hoffen darff. Ob ich nun gleich dadurch, daß das churfürstliche Schreiben mir durch das auswärtige Departement zu Händen gekommen, dem Hrn. Minister von Hardenberg vielleicht näher bekannt geworden, so möchte ich doch lieber dem Hrn. Minister von Schrötter, weil er Ihr Freund ist, und nach Ihrer Versicherung den wahren Sinn für meine Denkungsart hat, meine bürgerliche Glückseeligkeit, als irgend einem andern Großen verdanken. Was rathen Sie mir? Kann ich wohl an ihn schreiben, daß der Dahlbergsche Brief das Verlangen in dem verwaisten Erfurtn angestellt zu werden, in mir erregt habe, und daß ich, um Ihn für meinen Glücksbesorger ansehen zu können, ihn bäte, mit dem Herrn Minister von Hardenberg darüber zu reden. — Hielte er aber diese Idee für nicht ausführbar oder für unreif, so gäbe ich mit voller Zuversicht mein Schicksaal in seine hülffreichen Hände — und bäte nur bald meine Seele aus Warschau zu retten.

Ich werde Ihren Rath, mein hochverehrter, väterlicher Freund, in Allem unbedingt befolgen.

Werner.

73. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 29sten Aprill 1805.

Wohlgebohrener Herr
Höchstzuverehrender Herr Krieges-Rath!

Ich habe Ihren letzten gütigen Brief erhalten, und küsse Ihnen dafür in Gedanken die Hand, die ihn schrieb, als meinem väterlichen Freunde und wenn Sie das für Schmeicheley halten, so kränken Sie mich. Herr Krieges-Rath, ich lese was Sie schreiben und lese Ihre Seele, in dem was Sie schreiben. Warum habe ich Sie nicht früher aufgesucht, warum habe ich Sie — erlauben Sie mir den fatalen Ausdruck — nicht früher benuzzt?! — Sie

waren mir in meiner Kindheit ein Ideal, als Sie noch meine Eltern besuchten, auf die Gräfin Keyserling [1]), deren Carmen auf den Groß-Fürsten, (wo statt einer Muse eine Viehmagd brodirt war — ich erinnere mich Alles! —) lächelnd mit Ihrem unerschöpflichen Frohsinn schalten, niemahls saassen, soviel trockenes Brodt assen pp. Sie mit Ihrer Cäsars-Physiognomie waren mir immer — ein Ideal! Nachher verlohr ich Sie, wie alles Gute, aus den Augen, und in Koenigsberg blieb ich — woran auch die sancta simplicitas meiner guten Sarmatin [2]) viel schuld war — furchtsam und trotzig — das MenschenHertz ist so ein Ding — lange von Ihnen entfernt, als ich mich Ihnen näherte, war es zu spät! — Ich mache mir viele Vorwürffe darüber, aber Alles was ist muß seyn! — Sie sind der Versöhner zwischen mir und meiner Vaterstadt, wiewohl letztere immer — eine Zeitlang wenigstens, eine lange Zeit, sehr schlecht an mir gehandelt hat! Wüßte ich daß Sie noch zehn Jahre nur — das wahrscheinlich allerlängste Ziel meines eigenen Lebens, lebten, hätte ich statt zehntausend Thaler — zwanzig mindestens, so zöge ich zu Ihnen — wenn Sie es erlaubten — auf den Butterberg [3]), tröstete mich an der Wärme Ihres Alters ob dem eisernen Clima, sähe nichts als Sie, Ihre göttliche Aussicht, die Menschen die Sie lieben oder mindestens um Sich toleriren, arbeitete,

[1]) Die verwitwete Gräfin Caroline Charlotte Amalie von Keyserling, geb. Gräfin Truchseß-Waldburg, seit 1763 die dritte Gemahlin des Reichsgrafen Heinrich Christian von Keyserling, am 24. August 1791 gestorben. Sie war eine geistreiche Frau, die als Gelegenheitsdichterin, Schriftstellerin und Malerin einen Namen hatte. Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften. Das Palais ihres Gemahls auf dem Vorderen-Roßgarten, wo heute der Sitz des kommandierenden Generals, war lange Zeit ein hervorragender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Königsberg, siehe H. A. J. Frh. von Keyserlingk, Stammtafeln, Nachrichten und Urkunden von dem Geschlechte derer von Keyserlingk, Berlin 1853, S. 61, 65, 68. Richard Armstedt, Gesch. der Stadt Königsberg, Stuttgart 1899, S. 259.

[2]) W.s dritte Gattin.

[3]) Hier, am Ende der Stadt, von wo man eine weite Fernsicht genoß, hatte sich Scheffner ein Grundstück mit Garten erworben. — Siehe auch unsere Nr. 11, S. 20 Anm. 2.

schwärmte mit Ihnen und begrübe Sie, oder Sie mich, was am Ende indifferent ist. Jezt hat das Schicksal einen Riegel vorgeschoben und auch das ist wahrscheinlich recht gut, aber Träume wenigstens kann einem auch dieser Riegel nicht verriegeln. Zu diesen meinen Lieblingsträumen gehört[1]), daß ich Sie noch einmahl persöhnlich wenn auch nur auf acht Tage sehen, Ihnen die Hände in natura drücken und mit süssen Thränen küssen möchte. Wäre ich unverheyrathet, ohne Dienst, so besuchte ich sie[2]) auf acht Tage, auch ohne Erlaubniß. Das geht nicht! Aber Sie, zu dem ich, wie Philipp zu meinem Molay rufen möchte:

„Du bist ja noch ein Jüngling! —“[3])

Wollten Sie — sage ich zuviel so verzeyhen Sie es mir — wollten Sie diesen Sommer nicht noch Sich Warschau besehn, nicht zum AbsteigeQuartier mit meiner, freylich sehr beschränkten Wohnung, vorlieb nehmen? Ich kann Ihnen freylich keine Bequemlichkeiten anbieten, aber — was ich vermag! — Auch meine Frau vereint ihre Bitte herzlichst und inständigst mit der meinigen.[4]) Genung! Soll ich Sie denn nicht noch einmahl sehn, etwas Weniges nur das Verlohrne nachholen?! — Wie Gott will! —

Ihren Brief an den Grafen Dohna, der mir ein ewiges Denkmahl Ihres Werths ist und für den ich tausend — tausendmahl danke, habe ich wörtlich ohne den mindesten Zusatz abgeschrieben und den Brief des Ministers in originali sub petito remissionis mitgeschickt, da es mir nicht möglich war, die Verbindlichkeit die der treffliche Mann mir sagt, einem Fremden selbst abzuschreiben. Was mich am meisten in Verlegenheit sezte, war, daß Sie mir die Addresse des Grafen nicht gemeldet; ich wußte nicht einmahl — lächeln Sie nur über meine Dummheit — nicht bestimmt, ob er in Berlin war, und meine Nachfragen an diesen oder jenen, so wie mein Blättern im Staatshandbuch war vergebens. Doch schrieb ich

[1]) Diese Stelle bis „Die Sache mit dem Landgrafen“ (flgd. S. erster Absatz) fehlt im ersten Drucke.

[2]) Verschrieben für: Sie.

[3]) Siehe A. Schr. 4. Bd. II. 2, S. 56.

[4]) Dieser Satz steht im Original als Randbemerkung.

auf gut Glück An Sr. Hochgebohren den Hrn. Kr[ieges-] und D[omainen] Rath Graf Dohna zu Berlin auf dem Königl. GeneralDirectorio zu erfragen, und der Brief geht heute dorthin ab. Wie ich an die Stelle kam: „mein Freund der Kr[ieges] R[ath] Scheffner“ hätte ich bald geweint. Also sind Sie, mein väterlicher Helffer, auch würklich mein Freund? und erlauben mirs mit dem Nahmen Ihres Freundes zu prahlen? — Der junge Baron Schrötter brachte einmahl in Koenigsberg, einen jungen anspruchlosen aber sehr einnehmenden Mann zu mir, den er mir als einen KriegesRath, Graf Dohna, vorstellte. Vielleicht ist es derselbe, doch bey der Ungewißheit getraute ich mich nicht in meinem Briefe an ihn auf diese passagera Bekanntschafft mit ihm, Bezug zu nehmen, sondern schrieb solchen wörtlich, wie Sie ihn mir in die Feder diktirt, ab. Gott gebe daß Alles gut geht!

Die Sache mit dem Landgrafen von Darmstadt hängt so zusammen. Ein JugendFreund [1]), dem ich meinen Wunsch irgendwo versorgt zu seyn, geäussert und der mit Stark [2]) von Kindheit auf in genauester Verbindung steht, schrieb mir — „jener und der Printz Christian wären auf meine ThalsSöhne aufmerksam geworden, hätten sich nach dem Verfasser erkundigt pp“ und rieth mir dabey, an Stark zu schreiben, dem Landgrafen aber mein Buch zu übersenden und ihm meine Dienste anzutragen. Hierauf erhielt ich zuerst von Stark, dann vom regierenden Landgrafen Antwort. Jener schrieb mir weitläuftig und freundschafftlich, über einige ihm von mir mitgetheilte Ansichten der Maurerey, Er schlug, wie Sie, meine hohen maurerischen Wellen wohlmeynend danieder und, was mein Project einer Verpflanzung nach Darmstadt betrifft, so warnte er

[1]) Wahrscheinlich Karl Friedrich Fenkohl, siehe unsere Nr. 55, Anm. 2.

[2]) Johann August Starck (1741—1816), General-Superintendent, Oberhofprediger und Professor der Theologie in Königsberg; 1776 legte er diese Ämter nieder; seit 1781 Ober-Hofprediger zu Darmstadt. Seine freimaurerischen Tendenzen sind bekannt, die ihn zu den altgläubigen Protestanten in scharfen Gegensatz brachten. Schließlich zeigt ihn seine Selbstverteidigung in der Schrift: „Theoduls Gastmahl“ (1809) im religiösen Synkretismus befangen, der auch eine Zeitlang W.s Lieblingsidee war.

mich herzlich dafür, sagte sie wären täglich in Besorgniß vor der Nachbarschafft der Franzosen, die Zeiten wären da sehr schlecht, er könnte keinem Menschen rathen, seinen Wohnsitz, bey so bewandten Umständen in den Rheingegenden zu fixiren usw. Der LandGraf aber (der regierende nehmlich) schrieb mir wörtlich Folgendes:

„Sonders geehrter Herr CammerSekretär!

Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie mich mit Ihren Söhnen des Thals Selbst haben bekannt machen wollen. Ich werde diese intressante Schrifft mit Vergnügen lesen, und ich bedaure zugleich, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen und Sie in meine Dienste aufnehmen kann. Da aber alle für Sie schickliche Stellen zu meiner Zufriedenheit besetzt sind, so sehe ich keine Aussicht zu einer künftigen Anstellung in meinen Landen. Es wird mir ausserdem angenehm seyn, wenn ich Gelegenheit finden sollte, etwas zur Vermehrung Ihres Glücks beytragen und die Werthschäzzung bethätigen zu können, womit ich stets verharre des Herrn CammerSekretärs wohlaffectionirter Freund und Diener

Darmstadt, d. 25sten Februar 1805. Ludwig, Landgraf."

Dieser freylich ausgezeichnet höfliche Brief, den ich Ihnen als Probe des sehr verbindlichen Darmstädtischen CabinetsStyls in Extenso mittheile, ist indessen doch eine blosse Artigkeit und da der Inhalt[1]) eine getäuschte Hoffnung involvirt, so kann ich dessen Bekanntwerdung, wie Sie Sich Selbst überzeugen werden, auf keinen Fall wünschen. Soviel ersehen Sie indessen daraus — und das war der Hauptgrund warum ich ihn abschrieb — daß ich meine Sonde auch schon auf Darmstadt fruchtlos ausgesteckt habe. Dagegen ist mir seit einiger Zeit wieder eine Idee eingefallen, die ich Ihnen — dem ich so gern Alles sagen möchte — nur ganz beyläufig eröffne. Wenn meine Minen in Berlin, [Berlin ist mir nicht so sehr an's Herz gewachsen, ich kenne sein Gutes und Schlimmes; nur was mich hinlockt ist, die dortige Bühne und der leichtere Ideen-

[1]) Von hier an bis „meiner Lage" (Schluß dieses Absatzes) im Druck weggelassen.

umsatz. Aber conditio sine qua non und das letzte Ziel aller meiner Wünsche ist: ich muß baldigst aus Warschau und Pohlen überhaupt, nach Deutschland in ein wo möglich milderes Clima. In den preussischen Staaten will ich sehr gern bleiben, da sie Gerechtigkeit, Denkfreyheit und volle Sicherheit des Eigenthums — (jezt ein seltener Vorzug) — gewähren! Erfurt wäre mir auch sehr angenehm!][1]) (da man, bey dem besten Willen doch Keinen todt schlagen kann) nur sehr langsam operiren sollten, was dächten Sie wohl zu einer Versorgung in Erfurt? Ein freundliches, heiteres, wohlfeiles Städtchen, lachendes Clima und Umgebung, schöne Natur, Nähe von Weimar und andern intressanten Orten? Wenn man da so einen Posten comme il faut erhielte, es wäre am Ende auch gar nicht übel! D[er] Hr. Minister von Schrötter hat gegen Sandern mündlich geäussert, er wolle mich bey der ersten Gelegenheit entweder in seinem, oder auch, durch Fürsprache, im Departement eines andern Ministers zu versorgen suchen. Er steht mit Hardenberg gut! Wie wäre es wohl mit Erfurt? — Sie sind der Erste dem ich diese beyläufige Idee äussere. Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich, wenn ich nicht zu dreist bitte, Ihre Meynung darüber und Ihren väterlichen Rath, der mir in Allem Norm ist, mitzutheilen. Gelegentlich, schreibe ich, denn ob ich gleich Ihre Briefe, so wie der Mensch alle Gaben der freundlichen Genieen, nicht erbitten nur hoffen darff, so sind doch Zeilen von Ihrer Hand eine Erscheinung, der ich stets mit klopfendem Herzen entgegen sehe, eine Panacëe für das lethargische Übel meiner Lage.

Mein neues Schauspiel führt, seines HauptGegenstandes, oder besser gesagt Grundstoffes (die Einführung des Christenthums, den Sieg der christlichen Gottheit über die Heydengötter) wegen, den Titel: das Creutz an der OstSee. Der erste Theil heißt die Brautnacht, weil sich darin der Knoten um die in der Brautnacht des preussischen KönigsSohnes Warmio mit des Masauschen Herzogs Tochter Malgona bewürkte Entführung beyder durch die heydnischen Preussen schürzt. Der zweyte Theil soll die Weyhnacht

[1]) Die Einschaltung in der eckigen Klammer [. . .] ist am Rande des Blattes von W. mit Asteriskus * hinzugefügt.

(Opfernacht) heissen, weil er, wie das Ganze überhaupt, mit dem Opfer beyder Liebenden und der heydnischen Götter schließt, an deren Stelle das geweyhte Creutz siegreich errichtet wird.

Und jezt genug auch davon, bis zur gewiß baldigen Erscheinung des ersten Theils im Drucke. Was ich am meisten fürchte ist daß Viele, und was mich am meisten schmerzen würde, daß auch vielleicht selbst Sie, Verehrungswürdigster, Sich in Ihren gespannten Erwartungen getäuscht, das Ganze schlechter als mein erstes Stück finden werden. Ich bin aber überzeugt daß wenn Sie Sich gantz in meinen Gesichtspunkt (warum ich inständigst bitten muß) versetzen, von manchen Ihrer Maximen in Betracht der Metrik udgl. (die öffters unter uns res litigiosa waren, und die, so sehr ich mein Urtheil darüber suspendire, ich doch meiner Individualität nach nicht befolgen kann) abstrahiren, kurtz, wenn Sie mir meine Eigenthümlichkeit lassen, so bin ich überzeugt, daß Sie in meinem neuen Schauspiel ungleich mehr Consequenz, Gediegenheit und eigentliche Poesie, als in den ThalsSöhnen finden, und mir wenigstens es einräumen werden, daß ich meinen Zweck — der deutschen Bühne ein ächt catholisch gedachtes Stück (die Jungfrau von Orleans ist bloß in catholische Form gegossen) — zu schenken, erreicht habe. Doch laus propria sordet! Ich bin aber einmahl gewohnt Ihnen mein ganzes Herz aufzuschliessen.

Freylich wenn Sie meine literarische Arbeiten von deren Entstehung an Schritt vor Schritt begleiten könnten, wäre unendlich viel für mich gewonnen. Aber das geht nur mittelst der viva vox von Statten! Sie besorgen ich werde Ihre offenen Aeusserungen mißdeuten. Mein lieber theuerster Herr Krieges-Rath! jedes Ihrer herzlichen Worte ist mir so unendlich werth, so aus der Tiefe geschöpft! Wie Ihr [1]) in der Literatur-Zeitung als ein goldenes Wort mit Recht aufbewahrter Ausspruch: Kant war ein kindlicher Mann! O wie bezeichnet das so Alles! O Kindlichkeit Gottes höchste Gabe! Achten Sie mich immer genug [2]), um, solange wir

[1]) Diese Stelle bis „Gabe“ (1. Z. v. u.) mit Asteriskus * am Rande hier hinzugefügt.

[2]) Diese Stelle bis „Ehe ich“ (flgd. S. 2. Absatz) im Druck weggelassen.

noch hier unten zusammen wallen, Ihres Urtheils Ihrer Belehrung mich werth zu halten. Auch mir ist Ihr Strohsopha Athenaeum, auch i ch werde Ihre Symposia nie vergessen. Wie närrisch das Schicksal spielt! Gerade da ich von Koenigsberg auf immer getrennt bin, mir in d i e s e n fatalen Ort gerade Gestalten aufzustellen, die zu den verwandtesten meines Herzens gehören. Auch meiner Frau fällt das auf. Der mütterliche Gruß Ihrer vortrefflichen Gattin hat sie fast bis zu Thränen gerührt — nicht fast, würklich, setzt sie hinzu — sie küsst ihrer mütterlichen Freundin kindlich die Hände, und Ihnen selbst, Verehrungswürdigster, sie auf's innigste, herzlichste, dankbarste zu empfehlen, hat sie mir g a n t z a u s d r ü c k l i c h aufgetragen.

Hr. p Busolt schickt mir in diesem Augenblick als die Post abgehn will einen Brief und 2 Assignationen. Ich werde ihn mit nächster Post beantworten. Empfehlen Sie mich doch gütigst dem trefflichen Mann! W i e soll ich seine schwehre Arbeit mit mir — wenn ihn nur die Geduld nicht verläßt — doch belohnen?

Ehe ich diesen Brief schliesse noch eine, wahrscheinlich auch Ihnen, bey Ihrer Güte für mich intressante Nachricht. Gestern (Sonntags früh) läßt mich der CammerPräsident rufen. Er sagt: „Ich gratulire lieber Werner, hier habe ich vom auswärtigen Departement ein Schreiben und Praesent des ChurFürsten Erzkanzlers von Dahlberg[1]) (ich hatte ihm vor einem halben Jahre meine ThalsSöhne geschickt) zur Bestellung an Sie!“ Das Schreiben lautet so:

„Hochgeehrter Herr! Im Drange der Geschäffte in denen ich lebe, konnt ich sehr spät Ihr treffliches Werk lesen: Wenn auch der Kunstkenner in Ihrem Erzbischoff übermenschliche — in Nogaret und Philipp unmenschliche Züge wegwünscht: so liegt doch im Ganzen tiefe Menschenkenntniß, und ein hoher und schöner Geist wohnt darin; Meine Hoffnung und Wünsche sind: daß dieser Geist in erhabenen Trauerspielen auf Leser und Zuschauer würke: Tugenden in ihrer hohen Würde darstelle, Herzen rühre, Gemüther ver-

[1]) Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr v. Dalberg (1744—1817), letzter Kurfürst von Mainz und Erzkanzler, 1806 Fürstprimas des Rheinbundes, 1810 Großherzog von Frankfurt.



Karl Theodor von Dalberg



edle! schöne Verwendung Ihrer Geistesgaben in Stunden, die Ihnen Berufs-Geschäffte übrig lassen! — Ich bin mit vollkommener Hochschätzung

Regensburg, Dero wohlaffektionirter Carl."
den 19ten Maertz 1805.

Dieses Schreiben war mit einem äusserst saubern goldenen Crayon (mit Feder und Bleistift) begleitet, dessen eine Spitze mit einem schönen Solitair, die andere mit den Zahlen der Monaths und Wochentage (einem Calender) und meinem Anfangsbuchstaben W. versehen war. — Sie werden, ohne meine Erleuterung, die feine Artigkeit des Fürsten bewundern. Fast eben so sehr freute mich der diplomatische Weg durch den die Sächelchen officiell an mich gelangte[n]. Ich bin nicht stolz, aber wenn man als ein Pudel (wie ich im Dienste) behandelt wird, so freut es einen doch, die Leute mit der Nase auf die Entdeckung zu stooßen, daß Bessere Einen für einen Menschen halten.

Noch einmahl[1]), Herr Krieges-Rath, nehmen Sie ja doch Erfurt gütigst in baldige reifliche Erwägung!

Was den jungen Baron Schrötter betrifft, theile ich fast gänzlich Ihr Urtheil, finde aber Ihre Cur-Methode zu hart. Bey solchen Gemüthern scheint nur sehr linde Behandlung anwendbar. Was ihn einzig retten kann, ist freye Luft — Reise — Versetzung! — Daß Bock Ihnen meinen Brief gezeigt, ehrt ihn mehr, als mich die Erfüllung einer Schuldigkeit. Ewig Ihr hochachtungsvoll Ihr gantz gehorsamster Sie ehrender Diener

Werner.

Darff ich[2]) bald gütige Antwort bitten? Herr KriegesRath! Gott hat uns auf einen Weg geführt, so lange wir darauf wandeln, müssen wir uns nicht aus den Augen verliehren. Schreiben Sie doch bald, mein hochwürdiger, väterlicher leitender Freund, denn Sie erlauben mir Selbst diesen Nahmen!

[1]) Diese Stelle bis „Schuldigkeit" (Z. 8 v. u.) fehlt im Druck.

[2]) Randbemerkungen auf der ersten Seite; im ersten Druck weggeblieben.

74. An Friedrich Leopold von Schroetter.

Hoch- und Wohlgebohrner Freyherr
Höchstgebietender Hr. würklich Geheimer Staats Krieges
und dirigirender Minister,
Gnädiger Herr!

Ew. Excellenz haben die hohe Gnade gehabt, mir mittelst höchstverehrlichen Schreibens vom 14ten Maertz c. zu erlauben, Höchst-Denenselben ganz gehorsamste Vorschläge wegen Veränderung meiner Dienst:Lage zu thun. Diese gnädige Erlaubniß giebt mir, indem sie mich mit dem tiefsten Danke erfüllt, zugleich den kühnen Muth sie, wie folget, zu benutzen.

Se. Durchlaucht der Churfürst Erzkanzler von Dahlberg haben mir durch des Herrn Ministers von Hardenberg Excellenz ein von einem Handschreiben begleitetes Geschenck zufertigen zu lassen geruhet. Dieser Zufall hat mir die längst gehegte Idee meiner Anstellung in Erfurt auf's neue rege gemacht, da genannte Stadt durch Natur Schönheit und ihre für literarische Cultur so günstige Nachbarschafft, selbst durch nicht zu grosse Theurung der Lebensmittel mir manche Genüsse gewähren dürffte, die ich in dem geräuschvollen und kostbaren Berlin vielleicht entbehren müßte. Zur Realisirung dieses Wunsches fehlen mir jedoch alle Mittel, da ich mit Herrn von Hardenberg ausser allen Rapports bin, und selbst wenn ich dessen Mitwürkung bey erwähntem churfürstlichen Schreiben sollte benutzen können, ich doch, aufrichtig zu gestehen, bey der unbegränzten Verehrung die ich für Ew. Excellenz hege, Höchstdenenselben meine bürgerliche Glückseeligkeit ungleich lieber als irgend einem andern Grossen verdanken möchte. Dieses Gefühl bestärkt meinen Vorsatz, Ew. Excellenz tiefgehorsamst

um Höchstdero vielvermögendes Fürwort bey Seiner Excellenz von Hardenberg, wegen meiner etwanigen Versetzung nach dem, in dessen ressort gehörigen Erfurt umsomehr anzuflehen,

als mein mehr als väterlicher Freund, der Krieges:Rath Scheffner, dessen mir stets wohlthätigen Rath ich unbedingt befolge, mir selbst zu dieser Künheit anräthig gewesen ist. Sollten Ew. Excellenz jedoch vorgeäusserte Idee für nicht ausführbar oder unreif halten, so wird ein einziger Wink von Höchstdenenselben für mich hinreichend seyn, sie gänzlich aufzugeben. Ueberhaupt lege ich mein Schicksaal mit der vollsten und gerechtesten Zuversicht in Höchstdero hülffreiche Hände, und das Einzige was ich mir bestimmt erlaube, ist die tiefgehorsamste Bitte: mich durch baldigste Entfernung von Warschau, (die der sehnlichste und billigste Wunsch meiner Seele ist) zu beglücken. Jede Gelegenheit dazu, die sich am frühesten darbietet, sey es durch Anstellung in Berlin oder in Erfurt, werde ich mit tiefstem Danke ergreifen, wiewohl ich schon im voraus um gnädige Verzeyhung bitten muß, wenn ich wegen meiner OrtsEntfernung und Unkunde der dortigen LocalVerhältnisse, weder die Art und Weise wie in Vorschlag zu bringen, noch etwanige Vacanzen zu erfahren und frühe genug zu benutzen im Stande bin, und also aller Hoffnung, ausser der entsagen muß, daß Höchstdero Gnade mich unaufgefordert beglücke.

Der ich mit tiefster und unbegränzter Ehrfurcht ersterbe

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz

ganß unterthänigster Diener

der CammerSecretair Werner.

Warschau, den 12ten May 1805.

75. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 12ten May 1805.

Mein höchstverehrungswürdigster väterlicher Freund!

Erlauben Sie mir gütigst diesen Ausdruck so lange wir noch auf Erden zusammen wallen, ihn, der meinem Herzen so theuer ist, und vor Allem — beantworten Sie mir die Frage: ist der Fall vom

Walle ohne bedeutende Folgen geblieben, haben Sie nicht mehr Schmerzen in der Brust, husten Sie nicht, speyen Sie nicht Blut? Gott! Sie können nicht glauben, wie mich und meine Frau das beunruhigt, wie wir täglich davon sprechen, wie wir in unserm Herzen Gott bitten, daß er Sie doch für uns und Viele zum Muster und Troste erhalten möge. Seyn Sie doch künftig vorsichtiger und benachrichtigen Sie mich doch recht bald, ob Alles wieder gut ist!

Da ich Ihren Rath ohnehin unbedingt befolge, so habe ich ihn auch hauptsächlich diesmahl als einen Wink des Himmels betrachtet, und also das copeylich beyfolgende Schreiben an Sr. Exc[ellenz] von Schrötter abgefasst, was ich morgen auf die Post gebe. Ich habe ihm dabey mit Fleiß bemerklich gemacht, daß ich ihm die Art und Weise wie ich zu versorgen, eben so wenig bezeichnen, als mich bey Vacanzen zeitig genung melden könne, also Alles von seiner Güte erwarten müsse. Auch habe ich ihm, nicht ohne Grund, geschrieben, daß ich, insofern ich nur recht bald aus dem mir in tausend erheblicher Rücksicht fatalen Warschau käme, ich überall, wo sich eine frühere Gelegenheit, es sey nun in Berlin oder Erfurth darböte, mit Freuden zugreifen würde. Das habe ich umsomehr für nöthig gehalten, da es sonst zu besorgen war, daß der Minister confus werden, und, wenn er Abneigung gegen Berlin in mir bemerkte, theils mich für äusserst wankelmüthig halten, theils in seinen Bemühungen mich in Berlin zu versorgen, nachlassen möchte. Das wäre mir aber gar nicht lieb, ich will nur gern eine Zwickmühle haben, nicht aber die berlinische Mühle ganz niederreissen. Zudem muß ich ehrlich sagen [1]), daß wenn ich heute die entscheidende Wahl zwischen Berlin und Erfurth hätte, ich nicht zu wählen wüßte. Erfurth hat herrliche Umgebungen, die Vorzüge des Landes und der Stadt vereint, die Nähe der intressantesten deutschen Städte und ist — was bey mir und meinen Zwecken sehr viel sagen will — ein durch Dahlberg gebildeter catholischer Ort — aber man macht mir (auf generelle Fragen die ich gethan) bange, daß die Gehälter sehr schlecht, der besetzbaren Posten, (bey der Menge der brauchbaren Landeseingebohrnen) eine sehr kleine Zahl, der Ort selbst fast

A nebst der Abschrifft meines von Ihnen fingirten Briefes die Sie zu haben wünschten und wofür ich Ihnen herzlichst danke. Sie folgt sub B bey

[1]) Mit diesem Satze beginnt der Druck a. a. O.

noch theurer als Berlin, und doch immer bey etwanigem Kriege sehr exponirt sey; endlich so mangelt ihm auch ein gutes Theater. — [1]) Berlin hat eine treffliche Bühne, ein mannigfaltiges [sic!] Ideenverkehr das seltene Talent Alles mit sich machen zu lassen; es ist der Centralpunkt für die preussischen, der Berührungspunkt für alle fremde Staaten, der Ort wo man in höchstmöglichster Kürze sein zeitliches Glück machen kann, es hat viel Leben und Freude, was der Künstler, wenn er nicht zum einseitigen verdorbenen Mystiker herabsinken will, nothwendig braucht. Der wahre Mystiker [2]) ist gewiß schon deshalb einer der vielseitigsten Menschen, weil er auf einem Vesuv steht, von dem er Alles im Umkreise übersehen kann. Nur Besonnenheit thut ihm Noth um nicht in den Crater zu stürzen, und die giebt uns die Kunst, welche ich etwa die zur Besinnung gekommene Religion definiren möchte. aber es [3]) ist so flach und löchricht, daß Alles wie durch ein Sieb fällt und bedeutende Würkung nicht möglich ist, es ist von der Kunst und Natur zum Erbarmen stiefmütterlich dotirt, es wimmelt von Virtuosen der Flachheit und hat auch keinen Schatten religieusen Sinnes. — Sie sehen [4]), daß nach dieser Vergleichung über beyde Örter vieles pro, vieles contra zu sagen ist, und das Zünglein der Wage fast gleich steht. In solchen Fällen helffe ich mich [5]) gewöhnlich so, daß ich, wie die Herrenhuther sagen, den Herrn frage, nicht durch Aufschlagung des Bogaezyschen Schatzkästleins [6]), sondern durch vertrauensvolle Hingebung in den Lauf der Dinge. Dies normirt auch meinen Entschluß in gegenwärtigem Falle. Ich leite meine Versorgung in Berlin und in Erfurth zu gleicher Zeit beyde ein und warte dann ab, wo sich eine

[1]) Der in der Parenthese enthaltene Zusatz hinter „Ort" (S. 356, Z. 4 v. u.) fehlt im ersten Drucke.

[2]) Randbemerkung bis „definiren möchte" (Z. 14 v. o.) mit Asteriskus * hinzugefügt.

[3]) scilicet Berlin.

[4]) Diese Stelle bis . . „klar machten" [Ende dieses Absatzes] fehlt im Druck.

[5]) Lies: mir.

[6]) Bogazky (auch: Bogatzky) d. Jüngere, Verf. des „Schatzkästlein für Verliebte und Ehelustige" (Leipzig 1796).

Gelegenheit zuerst darbietet. Letztere ergreife ich sodann als einen Wink des Schicksaals mit beyden Händen. Sie würden mich äusserst verbinden, wenn Sie gleichfalls, ohne Sich für einen von beyden Örtern vorzugsweise zu intressiren, dem Minister bloß obenerwähnten, ihm auch in meinem Schreiben deutlich genug geäusserten Gesichtspunkt klar machten.

Ich leugne übrigens nicht, daß mich so intressant mir Erfurth ist, doch auch die dramatische Kunst in Berlin sehr anzieht. Ihre Bemerkung, ich würde mich nie entschliessen können, für die gewöhnliche Bühne — die durch Kotzebue (so sehr ich ihn in vielem Betracht schätze) doch in eigentlicher KunstRücksicht fast so ausgeartet ist, als die Abendmahlsfeyer durch Calvin — zu schreiben, ist sehr richtig. Aber Sie werden mir Recht geben, daß man seit zehn Jahren Vieles mit der Bühne zu machen angefangen hat, was man in hundert Jahren nicht träumte, und daß, da wir einmahl im protestantischen Deutschlande keine Tempel — Unsre[1]) muffigen maurerischen Tempel sind schon in der Hinsicht nicht zu rechnen, weil die Priester theils wiederlich nüchtern, theils ekelhaft besoffen sind — haben, die Bühne noch der einzige Ort ist, von welchem herab der Priester der Gottheit zum Volke sprechen kann. Viva vox, Anschauung! — Sie wissen als Maurer wie viel das sagen will. Auch bitte ich den Ausdruck zum Volke nicht zu übersehen. Den Gelehrten ist zwar gut predigen, es ist aber auch unnütz. Bey der incorrigiblen Flachheit unsrer halbgebildeten Stände muß Jeder, der was Rechtes würken will, ans Volk appelliren, was zehnmal kräfftiger, poetischer und vernünftiger ist, als seine durch Aufklärung gebildete Leithämmel. War die Bühne ehemals ein Münchhausensches Lügenbuch, so ist doch die Möglichkeit ohnbestreitbar, daß sie, cum Grano salis zu einer Offenbahrung Johannis veredelt werden könne, in der wohl auch sehr viel gelogen ist, aber im höheren Sinne. Unser Zeitalter hat, eben weil es gar nichts ist, das Talent Alles zu werden, und der Hauptfehler der Autoren, der ihre Würkung gehemmt hat, scheint mir darin gelegen zu haben, daß sie mit dem

[1]) Der vom Hsg. in Parenthese gestellte Satz steht im Original als Randbemerkung mit Asteriskus *, auf „Tempel" verweisend.

Unding Publico 1) nicht ehrlich 2) zu höflich, umgegangen sind. Wegen der ersteren Eigenschafft hat man sie mit gleicher Münze bezahlt, wegen der letzteren als demüthige Clienten betrachtet. Das sind sie aber nicht, sondern Bothen der Gottheit. Ich will den entgegengesetzten Weg einschlagen.

NB Ich will[1]) mich aber von der neuen Kunstschule, der es an Grobheit nicht fehlt, dadurch unterscheiden, daß ich ehre was zu ehren ist, von Menschen und Dingen, und daß ich ehrlich genug sein will, mich selbst preiß zu geben, wo es den Zweck des Ganzen gilt, nicht aber, wie jene, mich als den Centralpunkt des Universums betrachten will. Mein neues Schauspiel soll ein Versuch seyn, aufs Volk zu würken. Gelingt er, so gehe ich fort, mißlingt er (z. Bsp. mein Stück wird entweder nicht gegeben, oder gepfiffen) so — pausire ich — denn abtreten kann ich auch deshalb noch nicht.

Ifflands auffallende Sehnsucht nach meinem neuen Trauerspiele scheint mir ein günstiges Auspiz. Er schreibt mir unterm 28sten Aprill „Herr Sander meldet mir, daß Sie, mein verehrter Freund, meine Antwort“ — (ich hatte ihm[2]), wiewohl er mich schon früher und vor einem Jahre aufgefordert, dennoch, als mein Stück fertig war, der Sicherheit wegen noch einmahl gefragt, ob er es haben wolle) — „erwarten, während ich, erfreut, daß Sie meinen ersten, Ihnen mit dem Stücke gegebenen Gedanken, der den nicht vergessenen, überall betriebenen Plan, Sie hieher zu bringen“ — (ich hatte ihn um seine Mitwürkung dazu, schon voriges Jahr ersucht) — „zur Erfüllung bringen soll, befolgen wollen[3]), das Stück jeden Tag mit Gewißheit und Ungeduld erwarte. Ich bitte Sie, Alles was Sie mir davon senden können sogleich, auf der reitenden Post, unfrankirt an mich geradezu zu senden, damit die Voranstalten zur würdigen Darstellung, mit Sicherheit und Kunstgefühl getroffen werden könne[n], und alle literarische Vorbeplapperung vermieden wird. pp“[4])

[1]) Mit Asteriskus * versehene Randbemerkung bis „betrachten will“ (Z. 11 v. o.).

[2]) Lies: ihn.

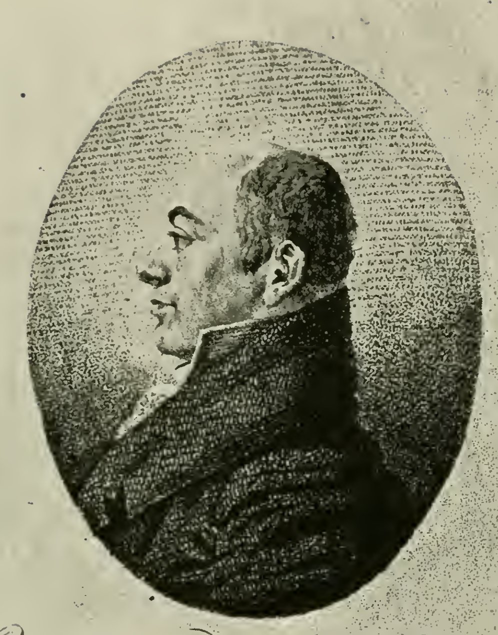
[3]) Diese zwei Wörter fehlen im ersten Druck.

[4]) Die Kopie dieses (ungedruckten) Briefes befindet sich im Archiv der General-Intendanz der Kgl. Schauspiele, Berlin. Siehe Anhang II. Nr. 19.

Diese bestimmte Aufforderung vermochte mich daher auch dahin, daß ich im verwichenen Donnerstage, den 9ten May, mein völlig fertiges Manuscript vom 1sten Theil meines Trauerspiels an Iffland mit der Reitpost schickte. — An meinen Verleger Sander hat Iffland in einem mir von letzterem extractweise mitgetheilten Briefe folgendes ipsissimis verbis geschrieben. „Als der verehrte Werner voriges Jahr mir von dem Stücke schrieb, gab ich ihm den Gedanken, auf den 3ten Augustus es zu geben, womit ich den still aber kräfftig betriebenen Plan, ihn hieher zu fixiren, zu reifen denke. Nun meldet er dies Jahr die Möglichkeit es den 3ten August zu geben, und erwartet meine Antwort, während ich, in der Gewißheit meines früheren Anerbietens, das Schauspiel erwarte, um daran mit Sinn und Leben zu thun, was mir die Verehrung für das Genie einflößt.“ Nehmen Sie mir doch nur nicht übel, daß ich die Tollheit begehe, Ihnen alle mir gemachte Complimente gleichsam aufzuwärmen. Ich muß selbst darüber lachen, aber es geschieht wahrhaftig nur aus gränzenlosem Zutrauen, was ich wohl auf dieser Erde gegen einen Menschen nicht leicht in dem Grade als gegen Sie gehegt habe[1]). „Bitten Sie um Eile!“ — So schreibt er an Sander[2]). Sie sehen also daraus, daß ihm sehr viel daran gelegen ist. Sein Plan gründet sich auf den CabinetsRath Beyme, mit dem er sehr intim ist, meinetwegen gesprochen hat und der Ifflanden selbst, theils seinen Wunsch mich nach Berlin zu ziehen, theils die Idee geäussert hat, die Sache könne dadurch sehr befördert und ihm (dem Beyme) Gelegenheit meinetwegen mit dem Könige zu sprechen gegeben werden, wenn mein Stück zu Königs Geburtstag (den 3ten August) gespielt würde. Ifflands Idee scheint nun wohl dahin zu

[1]) Diese mit Asteriskus *) hinter „einflößt“ am Rande hinzugefügte Entschuldigung W.s gegen Scheffner fehlt im ersten Druck. Die Anführungszeichen nach „einflößt“ und vor „Bitten“ hat der Hsg. hinzugefügt.

[2]) Dieser Brief war Ifflands Antwort auf Sanders im Namen W.s gestellte Anfrage, wie sich Iffland in Betreff des ihm (von W.) angebotenen Stückes „Das Kreuz an der Ostsee“ zu entscheiden gedenke. Sanders Originalbrief vom 27. April befindet sich ebenfalls in dem oben genannten Archiv, siehe Anhang II. Nr. 18.



Carl Friedrich Beyme

Königl: Preuss: Grosskanzler, Chef der Justiz u. wirkl: Geheimer Staatsminister, Canonicus des Ober-Collegiat-Stifts U.L.F. zu Halberstadt. Erbherr auf Steglitz, &c. &c.

geb: zu Königsberg i.d. Neumark d. 10ᵗ Jul. 1765.



gehen, mich in Betreff des Berliner Theaters, dem doch immer älter werdenden Schiller zu substituiren, und wiewohl ich mich bescheide, daß zwischen mir und Schillern eine große Klufft ist, so kann ich doch nicht leugnen, daß, da Iffland das Factotum der gesammten deutschen Bühne ist, mir, als deutschem dramatischen Dichter, wenn ich in Berlin wohnhafft wäre und Ifflanden zum Proselyten meiner KunstGrundsätze machen könnte, das, bey seinem sehr bedeutenden Einflusse auf das berliner und deutsche Publicum überhaupt, einen WürkungsCreiß von sehr ausgebreitetem Umfange geben, und mir es vielleicht, was ich so sehnlichst wünschte, möglich machen könnte, die Bühne zu dem zu erheben, was sie bey den Griechen würklich war, ein Propylaeum der Religion. Die Jünger der neuern Kunst wollen das eigentlich, es fehlt ihnen aber, bey aller Ahndung des Heiligen, an heiligem Sinne, und wiewohl auch ich dessen mich nicht rühmen kann noch will, und in Kunsttiefe allen neuen KunstCoryphaeen bedeutend nachstehe, so besitze ich doch zwey Eigenschafften, die sie Alle nicht haben, Schmiegsamkeit und Mässigung, und könnte also, auch ohne selbst was Sonderliches zu seyn, doch zum Mittler zwischen der ätherischen Kunst und der hölzernen[1]) Bühne (ein Band, was sie bey ihrer Hartnäckigkeit ewig nicht knüpfen) dienen, zu Beförderung welches großen Zweckes, ich meine beschränkte Individualität mit Freuden aufopfern will.

Sie sehen daß ich auch diese Angelegenheit mit Ernst und aus meinem Gesichtspunkt, der immer darauf ausgeht, das Ernstlichste spielend zu ergreifen, betrachte, und werden es mir hoffe ich, nicht verdenken, daß ich, bey so bewandten Umständen Berlin etwas mehr beachte, als ich es sonst berücksichtigen würde. Sie werden es mir sogar vielleicht verzeyhen, wenn ich Ihnen mit meiner gewohnten Offenheit versichere, daß (mich)[2]), insofern ich die Ausführung jener grossen Idee: durch die dramatische Kunst dem religieusen Sinne (nicht der Religion) vorzuarbeiten mir als möglich und nur durch Berlin erreichbar denke, mir Erfurth in einem

[1]) Davor „corporellen“ gestrichen.

[2]) Vom Hsg. eingeklammert.

schwachen Lichte erscheint, und ich ein gewisses Gefühl[1]), als ob ich den Brief an den Minister lieber nicht hätte geschrieben haben wollen, nicht ganz unterdrücken kann. Indessen ist einmahl dadurch umsoweniger etwas verlohren, weil doppelt nicht reißt, zweytens so bleibt die Ausführung jener großen Idee mit Berlin doch immer noch problematisch, in dem sie gänzlich von den beyden Punkten abhängt: ob mein Stück, soviel Eiffer Iffland äussert, von ihm für die Aufführung qualific[i]rt gehalten, und dann ob es gefallen wird auf dem Theater. Da es in beyden Hinsichten immer noch heissen kann, parturiunt montes, nascitur ridiculus mus, und es dann mit meinem ganzen Revolutions-Plane, so wie mit dem des Milchmädchens[2]) gehen kann, man sich doch aber nicht gern zum Narren macht, so muß ich Sie herzlich bitten, alles Ihnen von und über Iffland geoffenbahrte, als sub rosa gesagt zu betrachten, und Niemanden etwas von dieser Sache zu erzählen, da das mich im Falle eines Eventus contrarii äusserst compromittiren könnte.

Kurz — es ist ein Probeschuß, und es muß sich in sehr kurzer Zeit ausweisen, ob er getroffen hat, oder nicht[3]). Der von Ihnen decretirte Brief an den Minister von Schrötter geht demohngeachtet morgen ab, da ich theils nun einmahl Ihrem Rathe, mein höchstverehrter väterlicher Freund, wegen Ihrer entschiedenen Superiorität, unbedingt folge, theils auch den Umstand daß Sie meine Idee mit Erfurth so lebhaft ergriffen, als einen Wink der Vorsicht betrachte, den man nicht in den Wind schlagen muß. Ich gebe Ihnen jedoch unbedingte Vollmacht, wenn meine Gründe für Berlin Ihnen etwa überwiegend scheinen, oder wenn es mit meinem neuen Schauspiele brillanter, als ich ehrlich zu gestehen, vermuthe, ausfallen sollte, oder aber wenn Sie Sich Selbst eines andern überzeugen (denn ich kann über das Pro und Contra zwischen Berlin und Erfurth nicht entscheiden) ich gebe Ihnen, sage ich, in allen solchen Fällen unbedingte Vollmacht, unsre beyderseitigen Schritte bey

[1]) Von hier bis Schluß mit Ausnahme eines einzigen Satzes (siehe Anm. 3) ungedruckt.

[2]) Siehe Ludwig Gleims poet. Erzählung „Die Milchfrau“.

[3]) Letzter Satz des ersten Druckes.

dem Minister von wegen Erfurth, mündlich oder schrifftlich zu contrecarriren, auf jeden Fall aber es so gütigst einzuleiten, daß er wegen Berlin nicht confus wird, sondern seine Bemühungen nicht auf Erfurth allein, sondern auf Berlin und Erfurth zugleich leitet, wo ich denn, was von beyden sich zuerst darbietet, ergreife.

An herzlichen Grüssen habe ich zuerst einen von mir und meiner Frau, begleitet mit einem ächt herzlichen kindlichen Handkuß, an Sie und Ihre edle treffliche Gattin, die wir als unsre liebe Mutter ehren und lieben. Dann an den braven Krieges-Rath Bock; er hat mir kürzlich geschrieben; ich bitte ihm zu sagen, daß ich ihm sehr bald antworten würde, fürjezt aber alle Hände voll zu thun hätte. Das Nehmliche bitte ich Sie inständigst, dem GerichtsAssessor Höpfner [1]), wenn Sie ihn sprechen, unter Meldung eines innigsten Grusses von meiner Seite, zu sagen. Ich kenne keinen jungen Menschen, der, in jeder Rücksicht, die Hochschätzung und Liebe aller rechtlichen Leute mehr verdient, und den ich mehr schäzte und liebe, als — Höpfnern! Vorzüglich vermelden Sie doch meinen innigsten Gruß dem jungen Baron Schrötter, den ich im Innersten meines Herzens trage. Sagen Sie ihm gütigst, daß ich seinen letzten Brief erhalten hätte auch ihn nächstens, aber nicht früher als über acht Tage, beantworten würde. Er würdigt mich seines unbegränzten Zutrauens, und das weiß ich zu schätzen, und schwöhre Ihnen bey dem Allerheiligsten! daß ich das Vertrauen dieses selten guten Jünglings nie mißbrauchen, sondern ihn lieben und ehren werde, wie er es verdient und mein Gewissen befiehlt.

Ewig Ihr Sie ehrender liebender Diener

Werner.

[Randbemerkungen:] [2]) Ich habe große Lust, wenn mein Stück zum 3ten August in Berlin gegeben würde, dort auf acht Tage

[1]) Joh. Friedr. Wilh. Höpfner, ein gebürtiger Königsberger, bezog im Sommersemester 1795 die Univ. als Jurist; später Justizrat beim Königsberger Stadtgericht; auch als guter Maler bekannt; 1810 gestorben [Frdl. Mitteilung von A. Warda].

[2]) Fehlen ebenfalls im ersten Druck.

allein (ohne meine Frau, der es freylich schwehr ankommen würde) hinzureisen, und der Aufführung beyzuwohnen. Mit meiner Frau kostet es mich fast dreymahl so viel. Es ist mir doch nicht ganz zu verdenken, daß ich es gern sehn will, umsomehr als ich bey meinem Verleger Sander gewiß auf acht Tage (denn länger bleibe ich nicht) frey Logis haben, und dadurch vielleicht für meinen Plan viel würken würde. Ertheilen Sie mir doch auch darüber gütigst Ihren väterlichen Rath! — Ohne den will ich nicht gern was thun, und ihn in allen Dingen, die nicht mit meinem Beruf streiten, ohnbedingt befolgen. — Graf Dohna hat noch nicht geantwortet! — Noch Eins! — Eine Stelle Ihres letzten Briefes ist mir durchaus unverständlich! Sie schreiben mir: „Sie werden Sich auf ein vacantes halbes Jahr einrichten müssen. Gesetzt es kostete Ihnen auch 1000 Thaler. Diese Aussteurung wird der Erndtevortheil reichlich ersetzen. Ich rathe dreust dazu!“ Wie soll ich das verstehen, das vacante halbe Jahr worauf ich mich gefasst machen soll? Soll ich meinen Abschied ohne anderweitige Versorgung nehmen, und warten bis ich letztere bekomme, oder wie? — Ich verstehe diesen Passus gar nicht, er hat mir viel Kopfbrechen gekostet. Verzeyhen Sie meine Dummheit, erklären Sie Sich näher und zürnen Sie nicht über mich, der ich Sie so sehr ehre, liebe, und Ihnen so sehr vertraue, daß ich selbst meine Dummheit Ihnen gestehe.

76. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 27sten May 1805.

Höchstverehrter und innigst geliebter
Herr Krieges-Rath!

Nach Ihrem letzten gütigen Schreiben vom 17ten d. M. zu urtheilen, sind Sie etwas doch innerlich böse auf mich, so liebevoll Sie Ihren Unmuth auch verdecken, so merke ich es doch. Aber eben so merke ich auch meinerseits, daß ich es gar zu bunt mache, und vielleicht die gütige Erlaubniß: mich ganz ungenirt gegen Sie zu erklären, die Sie mir gegeben haben, mißbrauche. Verzeyhen Sie

mir es doch; ich fühle daß ich zu keck bin, aber ich thue Alles aus ehrlichem Herzen. Auch habe ich mir einmahl in den Kopf gesetzt, so lange wir noch hier auf Erden zusammen wallen, mit Ihnen, wie mit meinem geliebten Vater zu sprechen, und werde nicht aufhören an Sie zu schreiben, und, was mit letzterem beynahe synonim ist, zu radotiren, als bis Sie mir ausdrücklich und nudis verbis das Maul verbieten.

Alles was Sie von mir sagen, erkenne ich mit dem aufrichtigsten und innigsten Danke und werd' es zu Herzen nehmen, auch, (insofern es dem, zu welchem ich mich berufen glaube, nicht widerstreitet,) unbedingt befolgen, da Sie fast immer Recht haben. Aber worin Sie unrecht haben, daß[1]) ist, daß Sie immer vom Verfasser der Söhne des Thals reden. Damit kränken Sie mich! Bin ich Ihnen denn nicht mehr als ein Verfasser! Und ist das, was wir mündlich und schrifftlich bewortet haben nicht mehr als alle Söhne und Väter des Thals, die am Ende doch nur, wie Hamlet sagt, Schatten von Schatten sind?! Meine deh- und wehmüthigste Bitte geht also dahin, daß Sie mich vom Autor, als dem zweyten Grade, in den dritten, das heißt zu Ihrem geistlichen Sohne avanciren. Jenes bin ich für den Plebs und für Fremde, dieses will ich für Ihr Herz seyn!

Iffland hat noch nicht geantwortet[2]), daher ich mich denn in die liebe Geduld ergebe, und Alles dem lieben Gott anheimstelle. Aus meiner Reise nach Berlin, nehmlich zur Beywohnung meines Stücks wird schwehrlich fast etwas werden und kommt es ja zur Aufführung — woran ich, ehrlich gesagt, noch immer im Stillen zweifele, — so wird es wohl von mir und meinem Stück heißen: Je f—te la reine par distance! Ihre Gründe haben mich auch über diesen Punkt überzeugt, daß ich ein Narr bin. Doch ist es just nicht Eitelkeit, warum ich das Ding in loco ansehn wollte, als eine fast unüberwindliche Neugierde, die in mir die Stelle der mir längst fast ganz entfremdeten Hoffnu[n]g ohngefähr eben so vertritt, als bey

[1]) Lies: das.

[2]) Diese Stelle bis .... „könne ertragen" (flgd. S. Z. 14 v. o.) fehlt im Druck.

einem unsrer CammerCanzelisten zwey Semmel die Stelle von zwey Taschenuhren.

In meinem VersorgungsLabyrinth stelle ich gleichfalls Alles 1) dem lieben Gott 2) Ihnen 3) dem Minister anheim. Sie haben Recht daß ich gegen Erfurth mehr Bedenklichkeiten habe, als gegen Berlin. Aber Künsteley war es bey Gott nicht, warum ich Beydes in eine anscheinende Parallele stellte, sondern der leise Wunsch, Sie möchten für mich wählen. Sie scheinen es gethan und dadurch den Willen der Vorsicht erfüllt zu haben. Ich danke Ihnen herzlich dafür, überlasse Ihnen Alles und mit Fleiß ohne irgend einen weiteren Fingerzeig, da ich Sie einmahl, mit Ihrem reiferen Urtheil und Verstande, als einen mir von der Vorsicht erweckten Minister betrachte, und überzeugt bin, Alles werde mit mir ein Ende gewinnen, daß ich's könne ertragen!

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben ich habe Einwendungen gegen Erfurth, weil ich noch nicht so recht fest wäre. Allerdings fehlt mir noch Festigkeit sehr, aber das ist nicht der Grund meiner Bedenklichkeiten bey Erfurth. Der Haupt-Grund aber ist der, daß mir Berlin für meinen Plan mehr Spielraum darbietet, und daß ich lieber Leben und irrdische Glückseeligkeit aufopfere, als den mir von Gott in's Hertz geschriebenen Beruf. Als ich noch ein gantz wilder Mensch war, wäre mir ein stilles Hüttchen bey Erfurth lieber gewesen, als alle Erbärmlichkeiten (die mir wohlbekannten) des flachen Berlins; denn ich war Egoist und sorgte nur für mein Wohl. Jezt, da ich über mich klarer bin, strebe ich nach dem mir nicht zusagenden Berlin deshalb, weil ich auf Andre würken muß, und es hauptsächlich nur in Berlin kann. Es wird für mich ein Pathmos seyn, aber — Gott weist mich hin. Zu tief werde ich mich mit ihm nicht einlassen, das hoffe ich Ihnen — so sehr ich den edeln Bewegungsgrund Ihrer diesfälligen Besorgniß ehre — mit Gott schwöhren zu können. Schwärmer im gemeinen Wortsinne werde ich auch nie werden, da es mir ein Greuel ist: den Tod in das Leben zu pflanzen, und da ich sinnige Fröhlichkeit in Gott für das Wesen aller Religion halte, weshalb mir auch die Gichtelianer[1])

[1]) Die Anhänger Johann Georg Gichtels (1638—1710), eines My-

wo möglich noch mehr zuwider sind, als die PseudoCatholiken. Daß meine Pläne übrigens excentrisch sind, und daß Ihr Urtheil darüber richtig ist, fühle ich bey kalter Ueberlegung recht wohl. Aber, Herr KriegesRath, durfften Sie im 36sten Jahre sagen, was Sie jezt sagen können, und was ist besser, dem Dinge unbekümmert zusehen, oder seine Individualität mit dem Risico Schande und Spott (die ärger sind als Hunger und Tod) zu ärndten, einer göttlichen Idee aufopfern? —

Was sagen Sie zu Schillers Tode? Er hat mich wie Bley befallen! — Wie kurtz ist das Leben! Welcher Posten ist jezt vacant! Das waren die ersten Eindrücke, deren ich mir bewußt bin! Wie viel hat jeder, der nur eine Ahndung von deutscher Literatur hat, dem Colossen zu verdanken. Ich bemitleide die Narren die auf ihn hohnlächelnd herauf nicht herabsehen; zum letzteren stehn sie zu tief! Was habe ich ihm nicht Alles zu verdanken. Wie weit bin ich hinter ihm! — Der Mensch ist 47 Jahr alt geworden und hat acht Meisterstücke hinterlassen. Ich zähle 36 $1/2$ Jahre und habe $1^1/_2$ confuse Trauerspiele gemacht! — O Gott! Gott! Unser Wissen und unser Streben ist Stückwerk!!! —

Doch habe ich den zweyten Theil meines neuen Trauerspiels frisch und fröhlich angefangen und bin mit diesem Anfange ungleich mehr als mit Allem, was ich seither geliefert habe, zufrieden, ja ich hoffe, Sie werden es auch seyn, wenn Sie ihn lesen werden.

Jean Pauls Vorschule habe ich mir als ein nothwendiges Utensil vorgestern gekauft, und bin mit den wenigen Bogen, die ich gelesen, sehr zufrieden. Ueber das Ganze reservire ich mein Urtheil. Mir hat er zuviel und zu wenig Ehre angethan; zuviel da er

stikers und asketischen Theosophen des 17. Jahrhunderts, der die erste Gesamtausgabe von Jakob Böhmes Werken redigierte. Im Kampfe gegen die Unduldsamkeit des orthodoxen Lutherthums verfiel er später in das Extrem eines weltverachtenden tatenlosen Quietismus. Näheres über ihn siehe in Albert Haucks Realenzyklopädie VI. Bd. (Leipzig 1899), S. 657 bis 660, und bei Ferd. Jos. Schneider, Die Freimaurerei, Prag 1909, S. 135 bis 137.

mich mit dem himmelhoch über mich erhabenen Novalis, zu wenig da er mich mit einigen, wie ich glaube unter mir stehenden Neophyten in eine Classe setzt. Doch kann ich mich auch darin irren!

Sie scheinen die Absendung meines Schauspiels an Iffland für praematurirt zu halten. Es ist möglich, daß es unpolitisch war, aber da Kotzebue, wie es am Tage liegt, doch würklich meine Idee benutzt hat, so saß mir das Messer an der Kehle, und ich habe auch nicht umhin gekonnt mich bey Iffland durch überzeugende Beweise zu rechtfertigen, daß er mich wenigstens nicht für einen Plagiarius halten soll. Am Ende — was kommt auch aus dem hinter dem Berge halten heraus! — Es ist, glaube ich, für mich besser, wenn die berlinischen Leute, insofern sie mich für mehr halten, als ich bin, über dies günstige Vorurtheil vorher desabusirt werden, als nachher und es mir dann — eintränken. Die Rolle meines Landsmanns Herklots, (der in ästhetischer wie in juristischer Hinsicht null ist, aber frappant ähnliche Büsten aus BrodtKrumen schneidet) kann und will ich einmahl nicht spielen. Ich bin auf 2 Extreme resolvirt: entweder man pfeift mich aus, und dann falle ich für einen guten Zweck, oder man gesellt sich zu mir, und dann baue ich weiter. Alles wie Gott will!

Entziehen Sie, mein zweyter Vater, mir nur Ihren Rath im geistlichen und leiblichen, wie Ihre Güte nicht, unter keinerley Umständen und verzeyhen Sie die Fehler des Kopfes dem Herzen Ihres

Sie tief verehrenden und liebenden Freund und Dieners

Werner.

[Randbemerkungen:] [1]) Meine Frau empfiehlt sich Ihnen ganz gehorsamst und beyde küssen wir Ihrer Frau Gemahlin die mütterliche Hand. Meine Empfehlung an Hrn. Kr[ieges] R[at] Bock bitte ich ja nicht zu vergessen. So offt ich nach Koenigsberg schreiben will, sind Sie einer der den ich auswähle, aber ich werde auch Allen Uebrigen will's Gott gerecht werden. — Sie schreiben immer, daß

[1]) Fehlen im ersten Druck.

Sie es für vortheilhaft für mich halten würden, wenn ich in Warschau bliebe. Herr Krieges-Rath, Sie kennen Pohlen und besonders Warschau, diese buntscheckigte Quintessenz pohlnischer und deutscher Verderbtheit nicht, sonsten würden Sie es einem Menschen, dem Sie einiges von Kopf und Hertz zutrauen, nicht zumuthen können, einen Aufenthalt zu wählen bey einem Volke, dem Cartouche, Käsebier und Poninski[1]) die höchsten Ideale menschlicher Weisheit sind. Und zudem noch der Geschmack! Ich habe das königsbergische Publicum belächelt, aber es ist ein Athen gegen das jämmerliche Gemisch von Deutschen was hier existirt, und von den Pohlen, selbst den gebildetsten, hat Niemand eine Idee daß es über den Corneille heraus noch Land giebt!

Ich fürchte sehr daß mein Ihnen mitgetheilter Brief an den Minister doch sehr dumm abgefaßt war. Sollte das der Fall seyn, so haben Sie doch die Güte, Alles wieder gut zu machen. Wählen, handeln, denken Sie für mich, ich folge unbedingt! Nur verlassen Sie mich nicht mit Rath, That und Liebe. Gelegentlich bitte ich auch mich dem Hrn. Baron Schrötter innigst zu empfehlen.

77. An Johann George Scheffner.

Warschau, d. 5ten Juny 1805.

Verehrungswürdigster Herr Krieges-Rath!

Verwichenen Sonntag erhielt ich von des Herrn Minister von Schrötter Exc[ellenz] beyfolgendes OriginalSchreiben auf meinen Ihnen abschrifftlich mitgetheilen Brief von wegen Erfurt. Dieses Schreiben (welches ich mir gütigst zu remittiren bitte) setzt mich, be-

[1]) Louis Dominique Cartouche (1693—1721), berüchtigter Pariser Gauner, der schließlich gerädert wurde. Nicht nur in der französischen Literatur feierte man seinen Namen, siehe Anton Alex. Barbier, Dictionnaire des Ouvrages anonymes I. Bd. Sp. 236, auch in der deutschen wurde er ein beliebter Romanheld, siehe z. B. das Buch: „Louis C., Großräuber von Paris“, Leipzig 1802, 2 Teile. —

Käsebier war ebenfalls ein berüchtigter Räuberhauptmann in Sachsen um 1760 herum. — Poninski scheint auch ein Bandit gewesen zu sein [Joh. Sembritzki].

sonders der letzte SchlußPassus, in erstaunliche Angst, da ich daraus gantz deutlich abnehme daß der Minister über meine Zudringlichkeit böse ist. Ich für meine Persohn kann dabey nichts thun, und unterstehe michs gewiß nicht mehr, weder noch einmahl an ihn zu schreiben, noch auch, wenn ich einmahl noch nach Berlin auf Urlaub gehen sollte, ihm persönlich aufzuwarten; dieses Schreiben schlägt mich vielmehr so danieder, daß ich nicht nur meine ganze UrlaubsReise nach Berlin — die ich hauptsächlich mit um dem Minister präsentirt zu werden, projectirte — aufgegeben habe, sondern auch von dieser Seite wenig Hoffnung zu haben glaube.

Das ist mir sehr betrübt! — Wollte[n] Sie mir, verehrungswürdigster Herr KriegesRath nur noch eine Bitte verzeyhen, so würde ich die freylich etwas naive wagen, daß Sie so gütig wären bey Sr. Excellenz die Schuld meines Schreibens wegen Erfurt gantz auf Sich zu nehmen, den Minister zu versichern, daß ich bloß unbedingt Ihrem gütigen Rathe gefolgt sey, daß ich es mir nicht ferner unterstehen würde, ihn mit meinen Gesuchen zu incommodiren, daß ich aber demohngeachtet mein ganzes Ve[r]trauen in Ihn setzte, daß ich den Plan mit Erfurt gantz aufgegeben, bloß nach Berlin wollte pp.

Bey Gott! Das grosse gigantische Schicksaal, welches ich im Dichten aufzustellen mich bemühe, kostet mich nicht halb so viel Anstrengung, als mein eigenes einziges Schicksalchen.

Jezt hat vollends der liebe Gott uns den Herrn Etats-Minister von Voß hergeführt[1]), der acht Tage lang hier bleibt und uns alle Hände voll zu thun macht. Er ist auch der Grund, warum ich mich für heute, nur auf diese wenigen Zeilen beschränken und dafür Ihre gütige Verzeyhung nachsuchen muß.

Hr. KriegesRath, Graf Dohna hat mir auf den von Ihnen dictirten Brief, kurz aber sehr ve[r]bindlich geantwortet.

[1]) W. verfaßte anläßlich dieses Besuches „im Nahmen des Warschauer Lyceums" das Huldigungsgedicht „An den Herrn Staatsminister von Voß" [Es naht sich Dir im fröhlichen Gewühle"], der der Stifter dieser „aufblühenden" Anstalt war; siehe Feßlers „Eunomia", August 1805, S. 156 f. Das Gedicht steht nicht in den A. Schr.

Iffland dagegen hat auf meinen Brief mit dem ich ihm das Manuskript geschickt, noch gar nicht geantwortet. Das ist nun wohl gerade kein schlimmes Zeichen, da er theils im Briefschreiben karg, theils aber auch die Sache — in Rücksicht auf seine mir früher gemachte Ihne[n] bekannte Avancen — so angethan ist, daß er höchstwahrscheinlich mir das Manuscript, wenn er keinen Gebrauch davon hätte machen wollen, bald nach dem Empfang remittirt haben würde[1]). Indessen glaube ich doch daß mein Schicksal wieder einmahl seine alte Nicken bekömmt und bin ziemlich muthlos, wiewohl ich in Gottes Nahmen fort dichte und schon den ersten Akt meines 2ten Theiles vollendet habe. Er ist besser als alles frühere!

Verzeyhen Sie doch meine Bitte, reissen Sie mich doch nur aus der Angst, daß der würdige brave Minister von Schrötter vielleicht böse auf mich ist, und machen Sie ihn wieder gut. Sie sind ja noch meine Hoffnung, mein anderer Vater, halten Sie mir doch so manche Narrheit zu gut!

Ihrer würdigen Frau Gemahlin unsre beyderseitigen Handküsse. Meinen gütigen Freunden Bock, Busolt, Schrötter, meine wärmsten Grüsse. Würdigen Sie bald einer gütigen Antwort

Ihren Sie innigst und kindlich verehrenden
und liebenden Diener
Werner.

78. An August Wilhelm Iffland.

Warschau, den 15ten Juny 1805.

Höchstverehrungswürdigster Freund!

Da Sie mir einmahl das Prädicat: Freund — auf welches ich stolzer als auf irgend Etwas bin, gütigst beygelegt haben, so müssen Sie mir auch schon erlauben, daß ich mich dessen bediene.

Ich habe Ihre beyden Schreiben, das vom 29sten May und das vom 8ten d. M. (mit dem Briefe an Hrn. Geh.Rath Uhden[2]), den ich sobald dieser hier eintrifft richtig bestellen werde) erhalten.

[1]) Siehe die Nummern 20, 21 und 22 im Anhang II.

[2]) Wilhelm Uhden (1763—1835), Archäologe und preuß. Staatsbeamter, seit Januar 1798 preuß. Resident in Rom. Seiner Familienver-

Es ist nicht möglich Ihnen die Empfindungen der Freude, des Stolzes, der freudigen Wehmuth, möchte ich sagen, zu schildern, die mich bey Lesung Ihres ersten Briefes mit dem Vollgefühl ergriffen, mich von d e m grossen Künstler, mit dem in nähere rapports zu kommen schon mein glühendster Wunsch in Jünglings-Jahren [1]), dessen dramatische Muse schon das Ideal meiner kaum zum Bewußtseyn gekommenen Phantasie war, so geliebt und geschäzt zu sehen. Ich bin unglücklich genung, Sie nicht persönlich, Ihre göttliche Menschendarstellung auf der Bühne nur von Hörensagen zu kennen; aber wenn Sie schon mit hingeworffenen Worten, mit dem todten Schrifftzuge Herzen so mächtig bezaubern können, wie Ihr Brief es mit meinem Herzen gemacht hat, was muß erst Ihre persönliche Erscheinung bewürken! Ich habe Ihren Brief mehr als zehnmal gelesen, immer mit erneuter Freude, und er unterdrückt in mir so sehr auch den leisesten [2] Unmuth, mein Stück in Berlin nicht gegeben zu sehen, daß ich es Ihnen hiemit aufs heiligste betheure, wenn ich die Wahl hätte, mein Trauerspiel auf den ersten Bühnen Europens mit ausgezeichnetem Beyfall geben zu sehen, oder Ihren Brief nicht erhalten zu haben, die Wahl mir keinen Augenblick Bedenken kosten würde. Was ich wählen würde ist Ihr Brief denn er ist der schönste Lohn aller meiner Bemühungen, und der Beyfall selbst einer gebildeten Menge kann mich nie so ehren, als mich das Bewußtseyn erhebt, von I h n e n — d. h. vom ersten dramatischen Künstler unsrer Zeit — so geschäzt und so innig verstanden worden zu seyn. Nehmen Sie also meinen innigsten heissesten Dank gütigst auf, und verzeyhen Sie es mir, wenn ich das, was ich über Ihren Brief und meine Ideen noch bemerken zu müssen

hältnisse wegen — seine Gattin Anna Maria geb. Magnani war die Geliebte Thorwaldsens — erbat er i. J. 1802 seine Abberufung. Wilhelm von Humboldt wurde sein Nachfolger als Vertreter der preußischen Regierung beim päpstl. Stuhle. Siehe Friedr. Noack, Deutsches Leben in Rom. Stuttgart-Berlin 1907, S. 141 f. und Anna von Sydow, Wilh. und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, III. Bd. Berlin 1909 (passim! und bes. S. 77 über den Plan seiner Wiederberufung nach Rom).

[1]) Über gestrichenen „Knaben"-[Jahren].

glaube, ohne es vorher aufs Concept zu bringen, eben so durch die Feder fliessen lasse, als es mir im Herzen wogt.

Vorläufig nur noch: diese Bemerkung! Ich kann nicht leugnen daß die Nichtaufführung gerade dieses Schauspiels, ein grosser Strich in meiner Rechnung ist und daß ich gerade darauf Pläne gebauet habe, welche jezt zwar nicht gantz gescheitert sind, aber doch später zu realisiren stehen. Wenn Sie den Prolog, den ich der heiligen Kunst in den Mund gelegt, aufmercksam lesen, so werden Sie finden, daß dieses Schauspiel gleichsam nur die Einleitung eines Cyclus seyn sollte, durch den ich die deutsche tragische Bühne führen und auf einen Standpunckt erheben wollte, von wo aus sie ihrer Schwester der Religion die Hand bieten konnte, und den sie bisjezt noch nicht erreicht zu haben scheint.

[3] Sie wissen es besser als ich, daß die ursprüngliche griechische Tragoedie ein wesentlicher Theil des religieusen Cultus, die dadurch beabsichtigte Reinigung der Furcht und des Mitleids, wie Aristoteles es nennt, nicht sowohl ihr letzter Zweck, als nur Vehikel ihrer religieusen Bestimmung war, die, wie jede Religion, Reinigung der Affecten, zur Basis macht. Die volle Lebens-Fülle der griechischen Tragoedie, so wie ihr religieuser Zweck, verschwand mit dem Staate der Hellenen, und die Römer besassen nicht Kunstsinn genung, sich zur Tragoedie zu erheben, denn die paar Versuche Seneca's sind nur als fleissige Exercitien eines Schülers zu rechnen. — Als auf den Trümmern des Heydenthums der Catholicismus entstand, so waren die heiligen Gebräuche desselben, das Meßopfer, Processionen pp gleichsam Surrogate des Schauspiels, oder vielmehr der Tragoedie, und Christus, der Stifter einer neuen romantischen Religion, der reinste Heros einer göttlichen Tragoedie, dem Volke durch einen fortwährenden religieusen Cultus stets vergegenwärtigt, gewährte, in der Blüthezeit seiner Erscheinung, ein Kunstbild, was den tragischen Cothurn weit überragte; seine Erscheinung war aber bey jedem Meßopfer, und in dem Sinne war, in den schönen Zeiten des Catholicismus, jede Messe dem Volke eine göttliche Tragoedie.

Die Religion verfiel, mit ihr der Cultus und dessen öffentliche

Darstellung. [4] Demohngeachtet blieb ihr Keim, so wie der des Kunstsinns in den Menschen, da sie uns einmahl, und Jedem von uns mehr oder weniger, von der gütigen Natur gegeben sind. Religion und Kunst sind zwey Quellen, die, wenn gleich ephemerisch getrennt, doch immer wieder in einander fliessen. Das fühlte man, in dem der Kunst so wohlthätigen Mittelalter, und die in der Folge so mit Unrecht verschrienen Mysteries der Engländer und Spanier waren ein, wiewohl roher Versuch, zu dieser Vereinbarung. Er mißlang, weil er, wie Alles was an systhematische Prinzipien gekettet ist, dem fortschreitenden Zeitgeiste weichen musste. Schakespear, dieser göttliche Mensch, ward von der Vorsicht erwählt, um die lebendigste Menschheit mit den innersten Tiefen der Religion zu vereinen, um die Bühne zum Tempel des schon damahls gesunkenen Glaubens und des frischesten Lebens zu erheben, um der, in der Schöpfung vielleicht nur einmahl vorgekommene Punckt zu seyn, in dem sich die, sich sonst ewig fliehenden Linien Hellenik und Romantik, durchschneiden. Ihn mußte aber das imitatorum pecus unnachgeahmt lassen, und dieser Usurpateur, der glücklich genung war, das Göttliche in die Menschheit zu verpflanzen, starb, ohne eine Dynastie begründen zu können. Die tragische Kunst hauptsächlich fiel zu ihrem Unglück in die Hände der Franzosen, die in Diction und Anordnung gute Elaborationen lieferten, aber sich nie zu einer hohen und reinen Kunstansicht [5] erhoben. Doch bewegten sie sich mit der gallischen Leichtigkeit, welche die ihnen nachahmende Deutsch-Gottschedische nie zu erreichen vermochte. Die kraftvollen griechischen Sentenzen, die genialen Blitze des grossen Britten, wurde[n] für schaale sentimentelle Sprüche umgetauscht, ein albernes Conventionelle trat an die Stelle der hohen Sittlichkeit, und das Wesen der Tragoedie ward immer mehr verwischt. Lessing wollte sie wiederauferwecken, aber wie sein allumfassender scharfer Geist überall Blumen entdeckte, wo ein anderes Auge nur Staubfäden sah, und weil er auf jeder Blume mit Wohlgefallen verweilte, so blieben ihm auch für die tragische nur Momente übrig; um sie zu entfalten, scheint ihm, bey aller intellectuellen Krafft, die Stärke der Phantasie zu fehlen, welche der tragische Dichter, nächst

dem epischen, am wenigsten entbehren kann. — Göthe — ich will über diesen colossalischen KunstGenius mein Urtheil gänzlich suspendiren — seine Werke werden stets der reinste Genuß verwandter Geister seyn, aber das eigentliche Volk, die Bretterbühne, von der doch alle dramatische Bildung ausgehen muß, verdankt ihm wohl unendlich weniger, als die ganze gebildete Welt. Seine Werke werden vielleicht von jedem der ihren Werth fühlt, angebetet, aber sie können sich noch nicht zum Standpunckte des Volkes — im weitesten Wortsinne — herablassen. Das schien der grosse unsterbliche Schiller gefühlt zu haben, als er sich wie ein göttlicher Heros [6] zum Coryphaeen der tragischen Bühne constituirte, weil nur er sie führen konnte. Von seinen Räubern an bis zu seinem Schwanengesange Wilhelm Tell, rollt er uns das Bild des vollsten Menschenlebens, in der lieblichsten Reihenfolge, in seinen mannigfaltigsten Verhältnissen, von den Schrecknissen des Fatums und von der Sonne des Ideals beleuchtet, auf. Er, wie er in seinem kurzen Leben, der Dichtkunst überhaupt ein neues Licht aufsteckte, ward besonders für die tragische ein Leitstern, der an Glanze alle andern überleuchtet. Ihm muß die deutsche Kunst — troz alles Geplappers der jezzigen Neulinge — ewig dankbar seyn. Aber — und das ist die grosse Frage! — sollen wir bey dem Punckte, wohin Er gekommen, stehen bleiben, oder weiter fortschreiten? — Zur Erörterung dieser Frage war Alles, was ich bis jezt schrieb, nur Einleitung, und wenn ich mich darüber so weitläuftig ausließ, so geschah es bloß aus der Absicht, Sie, Verehrungswürdigster, über meine Ideen und Absichten ganz au fait zu sezen, nicht aus dem lächerlichen Dünkel, dem ersten dramatischen Künstler meiner Mitwelt eine Vorlesung über das Wesen der Tragoedie zu halten!

Schiller war offenbar ganz griechisch gebildet. Das hohe Lebens-Ideal der Griechen mit dem Bilde des schauerlichen Fatums hatte sich in seiner Seele so amalgamirt, daß alle seine Kunstdarstellungen durchaus hellenisch waren. Gehen Sie alle seine Werke durch, und Sie werden diese Tendenz, [7] Sie mit Ihrem geübten Kennerblick besser als ich, — darin entdecken. In's Romantische mußte

sich Schiller nur versetzen, seiner innern Natur war es keinesweges eigen. Dieses beurkundet sich, meines Erachtens, am Meisten in der Jungfrau von Orleans. Sie ist mir — der ich, wie Ihnen nicht entgangen seyn kann, gantz in's Romantische hinüberneige — meiner Individualität nach das Liebste von Schiller; aber ich kann, wenn ich sie critisch zergliedere, doch nicht umhin, einen Kampf des Schillerschen hellenischen Genius mit dem romantischen Stoffe darin zu entdecken, der der Gediegenheit, die den übrigen Werken des unsterblichen Meisters eigen ist, bey weitem nachsteht. Er nur gewohnt das starre eiserne Fatum zu mahlen, konnte sich die Milde des durch den Heyland versöhnten Christengottes unmöglich so aneignen, um gantz von ihr durchdrungen zu seyn. Demohngeachtet entgieng es seinem durchdringenden Geiste nicht, daß die Religion das Wesen der Kunst überhaupt, nahmentlich aber und gantz hauptsächlich, das ursprüngliche Wesen der Tragoedie sey. Die christlich-romantische Religion sagte ihm einmahl nicht zu; er schuf sich also eine eigene tragische und so entstand die Braut von Messina, deren Grund:Ton ächt griechisch und die ein Meisterwerck antiker tragischer Kunst und dichterischer Reflexion ist. — Aber — und das [8] ist der HauptPunckt! — Wir können dabey nicht stehen bleiben!

Die lebensvolle Welt der Griechen ist für uns nichts mehr als etwa eine Dreßdner Antiken-Gallerie, durch die man bewundernd aber kalt geht, um sich an Raphaels heiligem Sixtus, an Correggios Magdalena, zu erwärmen. Mir ist es wenigstens in Dreßden so gegangen! — Zudem haben uns die Franzosen durch ihre allegorische Persohnen, ihre Nymphen und Grazien die griechische Mythenwelt, die doch durch die Tragoedie, wie ein heller Farbengrund durch dunkele Gestalten spielte, so entstellt, daß kein rechtlicher Mann diese aesthetischen Carrikaturen zu etwas andern auf der Bühne, als höchstens zum Ballet, benutzen kann. Die rein historischen Stücke aber, als das entgegengesetzte Extrem, scheinen mir erstens nicht tragisch, weil sie in keinen Mythenglauben verwebt, und von allem religieusen Sinn, — der die Quintessentz des Tragischen ist — entfernt sind, zweytens aber, auch nicht

aesthetisch zu seyn, weil sie bloß die rohe Würklichkeit darstellen Dieses hat Schiller wohl gefühlt, da er den Wallenstein durch den Glauben an die Gestirne, zum tragischen Pathos heraufschrob. — Es bleibt uns also kein Ausweg, als ein Mittelweg, zwischen der, für uns einmahl verlohrenen Griechheit, und der total prosaischen Würklichkeit, und das ist — die Romantik und der mit ihr innigst verwandte romantische Mythenglauben. — Es kann nehmlich zwar keinesweges die Rede mehr davon seyn, die durch Philosophie und [9] Kenntnisse zu einer so bedeutenden Stufe emporgekommene jezzige gebildete Welt, zu dem crassen Catholicismus herabziehen zu wollen; das wäre Unsinn und Frevel an der Menschheit, den Sie in mir gewiß nicht vermuthen werden, und auch, nach Ihren eigenen gütigen Aeusserungen, nicht vermuthen.

Aber — wenn und da die tragische Kunst einmahl mit der VolksReligion aufs innigste amalgamirt ist, und weil das Publicum — auf welches doch, von der Bühne herab, gewürckt werden soll — die griechische Religion vergessen hat und von den andern älteren so gut als gar nichts weiß, so bleibt dem tragischen Dichter — wenn er seine Pflicht im ganzen Umfange, ich möchte sagen gewissenhaft, erfüllen will — jezt fast nichts anders übrig, als den Catholicismus von seiner aesthetischen Seite, zur Folie seiner tragischen Kunstgebilde zu machen. Ich sage mit Fleiß, nur zur Folie zur durchschimmernden Grund-Farbe. Es soll der Catholicismus nicht — wie überhaupt nichts, in einem Kunstwerke — in der Tragoedie gelehrt werden; aber seine GrundIdeen insofern sie durch die Kunst geleutert sind, müssen, meines Erachtens, bey den Modernen, die Stelle des tragischen Pathos und Fatums vertreten. Freylich weiß das Publicum so wenig vom Catholicismus, als vom Hellenismus, aber doch ist jener (der Catholicismus) insofern er aus romantisch-christlichen Grund:Ideen gewebt ist, dem modernen Zeit-[10]Alter noch am näheſten befreundet, und wenn auch nur Funken davon noch in den Seelen der jezzigen Menschen schlummern, so muß der tragische Dichter dennoch diese Funken wieder aufblasen, insofern er einer tragischen Religion nicht entübrigt seyn kann, und keine andre als die christcatholische

hat — denn die protestantische ist, nächst dem gallischen Theophilantropismus, die unpoetischste welche jemahls existirt hat. Mit einem Worte, der moderne Tragoede muß, da er die hellenische Mythenwelt zu nichts mehr brauchen kann, die nordische für uns vergraben, die indische noch unentdeckt ist, er muß die christcatholische wieder aufstellen, nicht als GlaubensSysthem — die Bühne hat mit dem KirchenGlauben nichts zu thun — sondern als Kunst-Mythologie! Er muß die Menschen an christliche Mythen gewöhnen, so wie der Grieche, an den trojanischen Krieg, die Schicksale des Oedipus u s w gewöhnt war — um auf diesem Grunde neue, dem ZeitGeiste angemessene — Kunstgebilde erheben zu können.

Zu diesem Zwecke vorzuarbeiten, das war mein Plan!! Das Creutz an der OstSee sollte die Einleitung, gleichsam das Vestibulum eines herrlichen Kunst-Tempels seyn, ob ich, ob andre letzteren vollendeten — gleichviel! Kurtz mein Zweck war ehrlich gemeynt. Ihnen, dem Manne, in den Europa seinen ersten dramatischen Künstler verehrt, der, durch das seltenste Verdienst an der Spitze der Theaterwelt steht — Ihnen, meinem tief verehrten Vorbilde und Kunstfreunde, woll[11]te ich mit kindlichem aber reinem Zutrauen, zu einem Werke die Hand bieten, was nichts weniger als eine Reform der ganzen tragisch modernen Bühne bezweckte, was für die Folge sehr wichtig hätte werden können, und was ich nur mit dem würdigsten dramatischen Künstler — das heißt mit Ihnen durchführen zu wollen, stoltz genung war. Ich kenne den Mechanismus der Bretterbühne sehr genau, da ich seit meiner früheſten Kindheit — mein Vater war, als Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Koenigsberg, auch Censor des dortigen Theaters — das Schauspiel unaufhörlich besuchte, stets mit Schauspielern befreundet, ja als Jüngling selbst diesen Stand zu wählen gesonnen war. Dramaturgie war mein unabläſsiges Studium; ich kenne was Aristoteles, Diderot, Lessing, Engel u. a. über Bühnenwesen geschrieben haben, so wie die beschränckten Verhältnisse selbst der besten Bühnen, sehr genau, es wäre mir — verzeyhen Sie meiner vielleicht prahlerisch scheinenden Naivität —

etwas sehr Leichtes gewesen, ein Trauerspiel zu liefern, dem gewöhnlichen deutschen Wortsinne gemäß, was weder den Bühnenbedürffnissen noch der Critik Anstoß gegeben hätte. Aber ich wollte es nicht, ich wollte — wie ich im Prologe meines jezzigen Manuscripts gantz deutlich [12] sage (in den Worten „ich will jezt den Versuch beginnen lassen“ pp) — ich wollte, durch diesen Versuch, die Bühne zu einer Reihe tragisch-romantischer Erscheinungen — in einem Sinne wie wir sie noch nicht gehabt haben — vorbereiten, und glaubte dabey umsomehr selbst den gewöhnlichen Rücksichten auf den Geschmack des Publicums zu entsprechen, als die Erfahrung lehrt, daß die prunkvollsten Darstellungen einer Iphigenia, einer Braut von Messina pp bey weitem nicht so starck als die einer Jungfrau von Orleans, und selbst eines Donauweibchens[1]) — so wenig ich dies Machwerk jenem Meisterwerke vergleichen will — besucht werden, und mir der eigentliche Grund hievon in dem, uns einmahl eingeimpften Sinne für's Romantische zu liegen schien.

Sie haben mich eines andern belehrt, haben mich von meinem Irrthume, von der Unausführbarkeit meines Plans überzeugt, und ich, der ich nichts weniger als hartnäckig bin, nehme diese Belehrung eines Meisters mit dem innigsten Danke an. Ich abstrahire von einem Plane, der, so schmeichelnd er meiner Phantasie war, so ein weites Feld er mir zu eröffnen schien, so sehr er meiner Individualität entsprach — unausführbar ist, und versichere Ihnen auf's heiligste, daß ich von Ihren Gründen überzeugt bin, und sie eben so für vollkommen wahr, als Ihre gütige Absicht gegen mich mit tiefstem Danke erkenne.

[13] Da ich indessen einmahl im Schreiben bin, und das Glück habe, mich mit Ihnen, mein hoch verehrter Kunstfreund, so herzlich

[1]) Ein komisch-romantisches Volksmärchen mit Gesang in 3 Aufzügen nach einer Sage der Vorzeit, verfaßt von Karl Friedrich Hensler. Musik von F. Kauer. 1. Teil Wien 1792; 2. Teil 1798. [Neudruck in Kürschners Dtsch. Nat. Lit. 138. Bd., S. 189 bis 313 besorgt von Hauffen]. Siehe meine Schrift über „Die Elementargeister“, Heidelberg 1909, 4. Kapitel S. 61/83.

zu unterhalten, so müssen Sie mir es schon gütigst verzeyhen, wenn ich diesem schon so sehr langen Briefe, noch Einiges zur eigentlichen Beantwortung des Ihrigen hinzufüge. Ich kenne die Beschränktheit Ihrer kostbaren Zeit, ich will sie auch nur noch diesmahl, und dann nie wieder durch mein Geschwätze mißbrauchen, als wenn Sie mich Selbst dazu auffordern.

Sie schreiben im Anfange die sehr gütige Aeusserung, ich könne vielleicht Ersatz für Schillers Verlust seyn. Was könnte mir schmeichelhafter seyn als diese Hoffnung, welch ein schöneres Vorbild als dies hohe Ideal, dieser grosse Künstler Genius, der das Muster[1]) meiner Jugend, dessen Geist stets mein Begleiter war, dessen Verlust ich, bey der mich tief erschütternden Nachricht davon, mit bittern Thränen beweint, zu Gott — ich schäme mich dessen gegen Sie nicht — um Stärke, ihn den grossen Meister einst vielleicht ersetzen zu können, mit Thränen gefleht habe! — Aber — in welchem Sinne sollte ich ihn wohl ersetzen könne[n]. Seine hohe, scharfe stets tief in das Ganze eindringende Reflexion, seine hellenische klare Kunstansicht, werde ich — das fühle ich — wahr[14]scheinlich nie erreichen — seine Phantasie zu der könnte ich mich wohl emporschwingen, seine ernste Kunstansicht, seinen reinen Eifer für die Kunst, (das kann ich mit gutem Gewissen sagen, und alle meine Freunde können es mir einzeugen) habe ich schon, und es ist mein sehnlichster Wunsch, wie dieser grosse Mensch und Künstler mich der Kunst, auch wenn ich als Opfer eines für meine beschränckte Natur vielleicht zu angestrengten Strebens fallen sollte, gantz aufzuopfern. Indessen hoffe ich auch von Ihnen, mein Theuerster, so wie von jedem ächten Meister der Kunst, daß Sie es mir nicht zumuthen werden, gantz Schiller zu seyn, sondern daß Sie wenn ich, wie es mein sehnlichster Wunsch ist, mit Ihnen und der Berliner Bühne würcklich als dramatischer Schrifftsteller in rapports gesetzt werden sollte, — mir — sogern ich von meiner mystisch religieusen Tendenz, wenn es nicht anders seyn kann, in Betreff der Bühne abstehen will — es doch erlauben werden, meiner Individualität zu folgen, da das conditio sine qua non des Men-

[1]) Korrigiert aus „der Lehrer".

schen wie des Künstlers ist, und ich, so wenig ich auch seyn mag, doch immer als etwas Selbstständiges in aesthetischer Rücksicht lieber Original, als die, wenn auch die gelungenste Doublette, selbst eines so grossen Dichters, wie der unsterbliche Schiller war, seyn will.

Was mein Ihnen übersandtes Manuscript betrifft so nehme ich das mir gütigst gezollte Lob, mit so gerechtem [15] Stolze es mich, aus dem Munde eines solchen Meisters ausgesprochen, auch erfüllt, doch zum größten Theil nur für gütige Aufmunterung meines etwanigen Talents an, die ich, mit der tiefsten Verehrung für Ihr höheres, dankbarlichst anerkenne.

Die Gründe, welche Sie für die Nichtaufführung meines Stückes anführen, unterschreibe ich ebenfalls unbedingt, und die Sache ist hiemit so finalisirt, als wäre sie nie unter uns zur Sprache gekommen. — Indessen, da ich einmahl für jezt noch des Glücks entbehren muß, Sie persönlich zu kennen, und eben dabey bin recht herzlich zu sprechen, so erlauben Sie mir es nur gütigst, Ihnen — selbst auf die Gefahr Ihnen Langeweile zu erregen — Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, und den Gegenstand zum leztenmahle noch so zu besprechen, als ob er noch gar nicht unter uns besprochen, und noch nicht so abgemacht wäre, als er würcklich ist.

Sie sagen: die Volcksmasse würde mein Schauspiel nicht verstehen. Ich überzeuge mich davon, aber, war das wohl bey der ersten Erscheinung des Wallensteins anders, und ist die Volcksmasse Berlins — ich bin selbst vor einigen Jahren dort gewesen — nicht einerseits so flach, andrerseits so geschmeidig, daß man sie gewöhnen — ich möchte fast sagen abrichten kann — zu was man will?! —

[16] Sie schreiben: fast jede der Neben-Rollen fodert einen Meister! — Allerdings sind die Nebenrollen in meinem Stücke sehr schwierig, und diese Schwierigkeit — ich habe sie selbst gefühlt — ist eine der erheblichsten. Aber wenn von Verbesserung der Bühne — die ich, aufrichtig zu gestehn, beabsichtigte, — die Rede ist, sollte man — das heißt — (verzeyhen Sie mir die ge-

waltige Kühnheit) — wir beyde, Sie als mein Lehrer und Meister, ich als Compositeur unter Ihrer Leitung — sollten wir Beyde vereint nicht viel würken können, wenn wir den Unfug einmahl abstellten, daß sich um eine Hauptrolle, eine Legion Neben-Rollen, wie Statisten, drehen? Nehmen Sie die Schrödersche Bearbeitung des Hamlet[1]); ist es nicht unerträglich daß Niemand anders als Hamlet ein gescheutes Wort spricht und die andern, gleich Popanzen, nur ab und zu gehen? Und dann meine Nebenrollen sind zwar schwehr aber kurtz. Die 4 Jünglinge im ersten Ackt könnten talentvolle eingeübte Chor:Schüler darstellen, der Waidelotte der alte Bothe, der Greiß Ollo, — das Berliner Theater, sollte ich glauben, müßte, bey seiner jezzigen Vervollkomung [sic!], doch an Subjecten der Art nicht so arm seyn.

Das abwechselnde Metrum ist allerdings was nicht gantz gewöhnliches, indessen hat sich schon Schiller desselben zum Theil in seiner Jungfrau und hauptsächlich in der Braut von Messina mit vielem Glücke bedient. Und dann, wenn es darauf ankommt die Bühne [17] höher zu heben, als sie würcklich steht — (und daß Sie das wollen, haben Sie schon durch den ruhmwürdigsten Eifer bey der Berliner Bühne, die bloß durch Sie die erste der jezzigen Bühnen Deutschlands, vielleicht Europens, geworden ist, bewiesen) — so sollte ich glauben, wäre auch das Metrum dazu ein sehr würcksames Mittel. Sie wissen, wie man über die Unausführbarkeit des Jambus schrie, für welch ein Wagestück man es hielt, als der alte Döbbelin[2]) es wagte Lessings Nathan zu geben. Jezt recitirt man vielleicht im Radeberger Bade[3]) schon Jamben. — Aber, ehrlich gesagt, Jamben, selbst die gelungensten, sind, in der Continuation zu hören, fast noch ennuyanter als selbst Prosa. Da nun aber Prosa sich mit der tragischen Kunst, (als der lebendigsten aller

[1]) Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816): Hamburgisches Theater, Hamburg 1776—82. III. 9 Hamlet; besonders erschienen: Hamlet, Prinz von Dänemark. Ein Trauerspiel in 6 A., neue Aufl. Hamburg 1781.

[2]) Karl Theophil Döbbelin (1727—1793), ein geb. Königsberger, Begründer und Leiter einer eigenen Schauspielertruppe von 1767—1789, die seit 1786 den Grundstock des Kgl. Nationaltheaters in Berlin bildete.

[3]) Stadt in Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden.

sprechenden Künste) nicht verträgt, da ferner — was auch schon die Alten fühlten — ein beständig gleichförmiges Metrum, sey es, welches es wolle, nur der Ruhe des Epos angemessen, der wechselnden, thätigen, unruhvollen Gegenwart des Drama aber schnurstracks entgegen ist, so scheint es nicht nur in der Natur des Gegenstandes höchst angemessen, sondern auch der Schauspieler wegen nöthig, dem Drama ein wechselndes Metrum d. h. jeder wechselnde[n] Leidenschafft, auch die ihr angemessene wechselnde Form zu geben. — Ich rede nicht von mir, sondern nur von Ihnen. Steht Jemand auf der Stufe der Bühne eine neue wohlthätige Reform zu geben [18] so sind Sie es, der allgemein, mit Recht, Verehrte, und wenn Sie in Erwägung ziehn, daß die Bretterbühne jezt der einzige Tempel der verbildeten Welt ist, so werden Ihre Bemühungen dieserhalb, der ganzen Menschheit wohlthätig seyn. Ob ich dabey im Spiel bin, ist mir, Gott weiß es!! Nebensache, ich spreche nur, zum ersten SchauspielKünstler des ersten europaeischen Volks — da er mich seiner Güte würdigt — im Rahmen des Ganzen.

Sie finden in der Zahl der NebenPersohnen Schwierigkeit. Von Stastisten [1]) kann hier nicht die Rede seyn, da dem NationalTheater eine Menge zu Gebothe steht. Was aber die redenden Preussen, Pohlen und Deutsche betrifft, so sollte ich denken, daß, in dem Zwischenraum in welchem sie erscheinen, Zeit genung zum Umkleiden seyn dürffte, und also die Preussen dann hätten Deutsche und endlich Pohlen spielen können, besonders bey der von mir in Vorschlag gebrachten Veränderung der Acte, von drey in fünfe, wo das Zwischenspiel umsomehr Zeit zu solchen mechanischen Maniements verstattet.

Die Scene zwischen Samo und Pregolla [2]) im ersten Acte (nach meiner Veränderung im zweyten) ist Mißdeutungen allerdings fähig, besonders bey der berlinischen Frivolität.

Die Frage: ob ich Dich mehr liebe als Jesus? [3]) — ist starck,

[1]) Verschrieben für: Statisten.

[2]) Siehe A. Schr. 7. Bd. I. Akt S. 48 ff.

[3]) Ebenda II. 2, S. 127.

aber nothwendig, um den Character Malgonens gleich Anfangs in das gehörige Licht zu setzen. Aber die AbendmahlsScene mit Maria Stuart — die wie ich glaube, doch gegeben wird in Berlin — [19] ist doch ungleich stärker, und, so göttlich sie ist, meinem Gefühl nach, eine verwerffliche Profanation.

Ihr Tadel über die Erzählung, welche Agaphia, kurtz vor dem Einfalle des Preussenheeres, den Ritter[n] über die Liebe der Kinder macht[1]), ist äusserst richtig und wahr — aber Sie werden auch fühlen, was die Exposition dem Dichter, besonders bey althistorischen Stücken, für ein Leiden macht!

Ihre Bemerkung über die zu grosse Ausdehnung der Rolle des Zitterspielers ist ebenfalls sehr richtig, besonders insofern er als Geist gedacht wird. Mir aber war es um keine Geistererscheinung zu thun. Adalbert ist ein Körper, ein verklärter Körper (im catholisch religieusen Sinne) seine Wangen sind nicht einmahl blaß, sondern vom heiligen Zorne geröthet, seine Tritte dröhnen furchtbar, er trägt Malgonen auf dem Arm u. s. w. Alles das thut kein Geist. Es war mir hier, wie in vielen andern Punckten, um Wiederbelebung der ächt catholischen Idee zu thun. Doch bescheide ich mich sehr gern, daß diese Rolle von mir gänzlich falsch angelegt ist, da selbst Iffland-Garrick[2]) ihre Darstellung für unmöglich hält! —

Die BelagerungsScene ist sehr schwierig, ich muß es selbst gestehn; besonders die Declamation des Wärters vom Thurme[3]). Aber, abgerechnet daß man es allenfalls so hätte einrichten können, daß der Wärter, (wie der Soldat [20] in einer ähnlichen Scene der Jungfrau von Orleans) nicht sowohl über als auf der Bühne selbst, sichtbar auf irgend einer Erhöhung hätte stehen können, so ist auch die musicalische Begleitung dieser Scene so eingerichtet, daß sie der Declamation theils keinen Eintrag thut, theils dadurch, daß sie die Schauspieler — wie es die Scene erfordert — zum

[1]) Ebenda II. 2, S. 129/133.

[2]) Der berühmte engl. Schauspieler David Garrick (1716 oder 1717 bis 1780), reich an außerordentlichen Erfolgen, begründete die glänzendste Epoche der englischen Bühne.

[3]) Ebenda III. 1.

schnelleren Sprechen zwingt den allerdings zu langen Dialog abkürzt. Ueberhaupt, wo es mir aus einem Grunde leid thut, daß mein Stück nicht gegeben wird, so ist es, wegen der würcklich vortrefflichen musicalischen Composition meines Kunstfreundes. Die Anfangs Ouverture und die Belagerungs Ouverture zwischen dem zweyten und dritten Ackt, die Chöre der Preussen, der Priester die Belagerungs- und SchlußScene, kurtz Alles war nicht nur, gantz im Geiste meiner Dichtung und — meiner und mehrerer Kunstverständigen Gefühle nach — vortrefflich, sondern auch bereits ganz fertig componirt und aufs sauberste abgeschrieben, als ich Ihren Brief erhielt. Würden Sie die Composition hören, so bin ich überzeugt, daß Sie sie für eben so genial als gelungen halten, und, so wie ich, glauben würden, daß die Musik allein, besonders in der BelagerungsScene, den guten Effect des Stücks verbürgen dürffte. —

Sie halten die Schluß Scene für zu lyrisch. Es ist wahr! Aber, kann der TragoedienDichter wohl würken, wenn er sich zum Publicum herabläßt — muß er es nicht vielmehr zu sich hinaufziehen? Gränzt nicht das [21] Tragische, zumahl in der Spitze des Affects gantz nahe an's Lyrische? Soll die Phantasie nicht exaltirt werden? Ist an Verbesserung zu denken, wenn der Künstler, der doch höher steht oder stehn soll als das Publicum, diesem zu viel nachgiebt, ihm, das er bilden soll? — Und dann — das Mechanische. Die Flämmchen sollte ich denken, könnten vielleicht durch SpiritusLampen an Drahtseilen, die GeisterErscheinung durch eine Flor:Decke gegeben werden. Zürnen Sie nur nicht über mich, sondern belächeln Sie lieber, meine zu plapperhafte Naivität, die es wagt dem grossen Meister Erleuterungen zu geben, und einer Baggatelle — wie mein Stück am Ende doch nur ist — soviel Wichtigkeit beylegt! Ich fühle gewiß nur zu sehr meine Beschränkung, aber ich kann mich einmahl nicht halten, wenn ich in's treuherzige Plappern komme. Sie sind mit Ihrer so liebevollen, so sehr gütigen Behandlung Selbst Schuld daran, daß mein Stoltz, mich von Ihnen gelobt zu sehen, mich verleitet, meinem Machwerck eine Wichtigkeit beyzulegen, die es auf keinen Fall und höchstens etwa nur in der Idee hat, die mich, als ich es machte, ergriff.

Daß ich Ihnen den Plan meines Stücks, Ihrer gütigen Aufforderung ohngeachtet, nicht vorher en Detail mittheilte, lag bloß in einer, vielleicht falschen Schaam und Besorgniß Ihr Mißfallen zu erregen. Beydes bereue ich jezt auf's innigste, aber zu spät, und werde, wenn ich, wie ich sehnlichst hoffe, noch ein Stück für die Berliner Bühne schreiben sollte, mit Ihnen stets de concert gehn, stets Ihre Lehren benutzen.

[22] Habe ich übrigens Ihren aesthetischen Gründen einige, wenn gleich Scheingründe nur, entgegengesezt, so muß ich dennoch Ihre politischen Rücksichten unbedingt einräumen.

Sie haben Recht daß im ersten Act Ausfälle gegen die Alleingewalt vorkommen, die viel zu hart und zu kühn sind; Recht, daß die Schilderung der pohlnischen Magnaten — so ausserordentlich wahr sie, leider Gottes! ist — Mißfallen erregen könnte, Recht daß Sie äusserst behutsam gehen müssen; alle Ihre Einwendungen tragen nicht nur das Gepräge des grossen Künstlers, sondern des eben so weisen tiefen Menschenkenners, dem Pflicht mit Recht eben so heilig als Kunst ist, und den ich darum, in jeder Rücksicht als Muster, um so tiefer verehre.

Aber das Einzige, worin Sie mir unrecht thun, ist das, daß Sie schreiben: ich wollte fast keine Rede vermissen. Das ist nicht der Fall, im Gegentheil, die HauptCharacktere Adalbert und Malgona — an deren Reden ich freylich nichts zu ändern weiß — ausgenommen, so würde ich, hätten Sie es verlangt (denn nur Ihnen brächte ich dieses Opfer) Alles vorgerügte verkürzt, gemildert, kurtz, soviel als möglich geändert, ja Ihnen Selbst, als einen so entschiedenen Meister, unbedingt die Aenderungen überlassen haben, da das mir doch den guten Erfolg verbürgt hätte. Fürjezt ist die Sache abgemacht, da mein Stück nicht gegeben wird, aber künftig haben Sie die Güte, festeres Zutrauen in meine unbegränzte Hochachtung für Sie zu setzen.

[23] Ihren gütigen Rath künftig nicht wieder religieuse Schwärmerey, zum HauptGegenstande eines auf der Bühne darstellbaren Schauspiels zu machen, werde ich umsomehr befolgen, als ich mich selbst überzeugt habe, daß der Catholicismus nicht so-

wohl Stoff als Grund des tragischen Gemähldes seyn kann, wie auch in der griechisch tragischen Heroenwelt das Fatum, als dessen Surrogat ich mir den catholischen Mythen-Glauben denke, nur düster aus dem Hintergrunde hervorblickte. Dagegen kann ich nicht leugnen, daß, wenn es auf einen Deus ex machina ankommt, ich mir es als sehr indifferent denke, ob das ein Apollo und Genius oder ein LegendenHeiliger und Teufel ist, und daß ich es für nicht möglich halte, daß ein unschuldiges tragisches Machwerk auch nur den leisesten Verdacht eines religieusen Obscurantismus erregen könnte. Der crasse Catholicismus hat gewiß keinen ärgeren Feind als mich, auch den gebildetern bin ich weit entfernt zu empfehlen, und auf der Bühne am wenigsten. Dennoch aber ist seine poetische Seite so unverkennbar, daß es ein wahrer Verlust seyn würde, wenn wir ihn, bey allem Mangel an sonstigem ächt tragischem Behelff, nicht mehr als bisher geschehen benutzen sollten.

Was Ihren Wunsch betrifft, daß ich künftig einen Stoff aus der deutschen Geschichte, zur dramatischen Behandlung wählen möge, so ist nur das Schlimme bey historischen Stoffen überhaupt, daß sie eine Exposition mehr oder weniger nöthig machen, die den Dichter zur Verzweiflung und den Zuschauer zum Gähnen bringt.

[24] Was für eine Quaal hat nicht bey meinem gegenwärtigen Stücke mir die Exposition gemacht, wie habe ich mich drehen und winden müssen, um dem Leser nur etwas vom Waidewuth, dem Orden, den Pohlen pp beyzubringen, wieviel hätte mein Stück an rascher Fortschreitung gewonnen, wenn ich nicht alles hätte vorbuchstabiren müssen. Wie glücklich ist dagegen der Dichter, der sich einen entweder ganz phantastischen, oder gantz bekannten tragischen Stoff wählt. In jenem Falle darff er nur, wie Schiller in der Braut von Messina, gerade soviel exponiren, als zur tragischen Würkung unumgänglich nöthig ist, in diesem kann er gleich, ohne Exposition, zur Handlung schreiten. Aber, leider! Sie wissen es besser als ich, daß wir Deutsche gar keinen allgemein bekannten historischen Stoff haben, wodurch dem griechischen Tragiker die Sache so leicht ward, und schon in der Hinsicht sehe ich fast keine andre Rettung, als das Tragische etwa z. Bsp. in die biblische Geschichte des alten Testa-

ments (die Tochter Jephtha[1]) gäbe kein ganz übles tragisches Sujet) hinüberzuspielen, weil die doch Jeder noch von seinen Kinder-Jahren her kennt. — Was die Geschichte Gustaph Adolphs und Johann Friedrichs von Sachsen nahmentlich anbetrifft so spielt erstere zur Zeit des 30jährigen Krieges, von der Schiller schon, um einen gemeinen doch passenden Ausdruck zu brauchen, das beste Fett abgeschöpft hat, und Johann Friedrich scheint mir zu rein tugendhaft, zu duldend, um ein völlig tragischer Gegenstand zu seyn. Auch scheint mir die Periode, wo[25]rin Beyde lebten, der Gegenwart zu nah, um sie in das Dämmerlicht, was dem erhabenen Tragischen so unentbehrlich ist, anders als gewaltsam zu versetzen, umsomehr da die Astrologie, mit der Schiller sich im Wallenstein zu helffen gesucht hat, jezt auch schon abgenutzt ist. Von Einmischung lyrischer Parthieen, kann dann ohnehin nicht die Rede seyn und diese scheinen mir doch, beym Tragischen besonders, nach Schillers ganz richtiger Theorie, unentbehrlich, wiewohl ich für die Wiedereinführung des würklichen griechischen Chors keinesweges stimme, sondern überzeugt bin, daß das Chor sich, dem romantischen Zeitgeiste ungleich gemässer, durch kleine lyrische Stellen — wie z. Bsp. in Wilhelm Tell — sehr glücklich ersetzen läßt. Alles kommt aber freylich auf den Stoff an! Ich habe zahllose Schauspiele gesehn und gelesen, seit meinem zwanzigsten Jahre über TheaterStoffe nachgedacht, und bin doch damit keinesweges auf's reine. — Wie bewundernswürdig sind Sie mir nicht immer in der eben so glücklichen als leichten Wahl der Ihrigen gewesen; ich glaube würcklich das ächt komische erfordert mehr Reife als das Tragische, denn ein komischer Stoff würde mich nun vollends durch Wahl und Behandlung in Verzweiflung bringen. — Soll ich, wie es mein sehnlichster Wunsch ist, für die berliner Bühne schreiben, so muß ich Sie, Verehrungswürdigster, bitten, mich auch hierin mit Ihrem Rathe gütigst zu unterstützen, und mir eine Anzahl Stoffe zur Auswahl vorzuschlagen. Ich will auch schon einen historischen, ja, um ganz zweckmässig zu gehn, selbst einen

[1]) Buch der Richter, 11, 1—40. Diesen Stoff hat später Ludwig Robert, der Bruder der Rahel, dramatisiert; das 5aktige Trauerspiel erschien bei Cotta, Stuttgart 1820.

aus der brandenburgischen Geschichte oder der des Hauses Zollern bearbeiten, wenn [26] er mir nur einigermaassen zusagt, und in ein Zeitalter fällt, das mir einigermaassen freyen Spielraum giebt.

Doch muß ich Ihnen aufrichtig gestehn, ich glaube schwehrlich, daß ich eher etwas Brauchbares in der Art werde liefern können, als bis ich würklich in Berlin unter Ihren Augen, und Ihrer gütigen Leitung, der ich mich ganz überlassen will, zu wohnen das Glück habe. Correspondenz raubt zuviel Zeit, zuviel Worte, und führt doch zu nichts. Bin ich von Ihnen entfernt, so arbeite ich — ich kenne mich schon — entweder zu frey, wie in meinem jezzigen Stücke, oder, um alle Bretterbühnenbedürffnisse zu befriedigen, zu ängstlich, und dann werde ich matt, und schaal. Bin ich aber mit Ihnen an einem Orte, so kann ich Ihnen jede Scene bei ihrem Entstehen mittheilen, über jede ihren [1]) gütigen geprüfteren Rath vernehmen, wir können und werden uns bey unserm beyderseitigen reinen Eifer und Ihrem hohen Kunstsinne, über Alles im Augenblick vereinigen, und, im schlimmsten Falle, von beyden Seiten etwas nachlassen, wiewohl der Fall für Sie, bey meiner Anerkennung Ihres superieuren Talents, schwehrlich eintreten dürffte. Ich dächte also, das Gerathenste wäre, wenn ich die Anfertigung eines Schauspiels für die berliner Bühne, bis zu meiner würklichen Versetzung nach Berlin umsomehr verschöbe, da ich leztere, bey Ihren diesfälligen gütigen, von mir mit dem innigsten Danke anerkannten Bemühungen, und bey dem starken Intresse, was man, von mehreren Seiten her für mich zu nehmen die Güte hat, nicht entfernt glaube.

[27] Bin ich einmahl in Berlin, und geniesse einen wenig beschäfftigten Posten, oder bin ich gar so glücklich, der Kunst ganz, ohne zu verhungern, leben zu können, so will ich auch Alles Versäumte nachhohlen, mich schon aus Erkenntlichkeit gegen Sie, hauptsächlich der dortigen Bühne widmen, und ich bin fast überzeugt, daß ich alsdann in einer Woche soviel würde liefern können und mehr, als jezt in drey Monathen kaum.

[1]) Lies: Ihren.

Was den zweyten Theil meines Creuzes an der OstSee betrifft, so werden Sie es, besser als ich, einsehen, daß er, um ein Ganzes mit dem ersten zu bilden, schon auf den Leisten desselben geschlagen werden muß, und daß ich also, bey dem besten Willen, Ihren gütigen Wunsch, ihn ganz für die gewöhnliche Aufführung zu aptiren, nicht zu erfüllen im Stande bin. Ich werde diesen zweyten Theil in fünf Ackte theilen, die zusammengenommen nicht länger, als die drey des ersten seyn werden. Schon dadurch, noch mehr aber dadurch, daß ich keine eigentliche geschichtliche Exposition mehr brauche, wird er viel an Raschheit und Leben gewinnen. Am Schlusse will ich Adalberten eine, mit einer schmeichelhafften Pointe für den jezzigen Monarchen Preussens schliessende Prophezeyung in den Mund legen. Sehr gerne theilte ich Ihnen den Plan in extenso mit, wenn dieser Brief nicht schon ein Buch wäre, ich behalte mir es aber, sobald Sie mich mit einer gütigen Antwort beglückt haben werden, vor. Soviel kann ich vorläufig sagen, ich gebe mir zur tüchtigen Vollendung des Werks theils weil es mich intressirt, theils deshalb alle ersinnliche Mühe, um auch die Scharte [28] auszuwetzen, welche durch Nichtaufführung meines Schauspiels — so sehr ich von Ihren durchgängig richtigen Gründen überzeugt bin — in den Augen des, von den Verhältnissen nicht näher unterrichteten Publicums für mich entsteht. Den ersten Ackt meines zweyten Theils habe ich bereits fertig, und er ist mir, wie ich mit gutem Gewissen und auf das Urtheil zweyer sehr verständiger Kunstfreunde[1]) versichern kann, so gelungen, daß er Alles was ich je geschrieben, zumahl den ganzen ersten Theil, weit, weit hinter sich zurückläßt. Wäre ich so glücklich, ihn Ihnen zeigen zu können, so glaube und hoffe ich, Sie würden das für keine Thrasonade halten. Besonders sind die Characktere des alten dämonischen Königs und OberPriesters Waidewuth und dessen Enkel, eines zwölffjährigen Knaben, mir in

[1]) Hitzig und Hoffmann; dieser erklärte im 7. Abschn. des 4. Bds. der „Serapionsbrüder" (Ostern 1821 ersch.), W.s Dichtung werde sich, nach den Hauptszenen zu urteilen, zum Größten und Stärksten erheben, nicht allein was der Dichter geliefert, sondern was überhaupt in neuerer Zeit geschrieben worden (Gold. Klass. Bibl. 1912, 8. Teil, S. 94).

der Anlage so energisch und neu gelungen, daß ich zweifle, ob die deutsche Bühne schon solche besitzt. Laus propria sordet! Aber ich soll doch aufrichtig seyn, und wie kann ich gegen den Meister, der eine Welt neuer kräfftiger, lebendiger Gestalten schuf, auch nur die Augen aufheben, wenn ich nicht wenigstens ein Paar zu Marckte bringe. Ob ich die schwehre Aufgabe, die Characktere durchzuführen, glücklich lösen werde, steht ohnedem dahin, und ich zittre beynahe mit heiliger Scheu, wenn ich an den grossen Gegenstand denke, den ich Unversuchter zu wählen kühn genung war. —

Ob ich Sie hochschätze, liebe, aufs tiefste verehre, ob ich Ihre reinen, heiligen Absichten nicht verkenne — darüber wird bey Ihnen, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, wohl keine Frage mehr seyn, sie würde es noch weniger seyn, wenn [29] Sie meinen, aller Verstellung unfähigen Charackter, persönlich kennen möchten. Sie haben mich so überzeugt, daß ich die Nichtaufführung meines Schauspiels, unter den von Ihnen angeführten Umständen, für äusserst vortheilhaft für mich halte, Ihnen innigst dafür danke. Dieses Stück hätte mir, von der Bühne herab, alle meine Pläne verderben können. Zwar ist die Musick fertig, zwar hat man hier, von Berlin aus, erfahren, ein Schauspiel von mir solle dort gegeben werden, und das giebt denn hier manches Gerede. Aber, wenn mich das auch auf ein paar Wochen compromittirt, es vergisst sich bald. Dagegen wäre der Nachtheil für mich unabsehlich, würde, besonders noch vor meiner Ankunft in Berlin — ein Stück von mir dort gegeben, was nicht nur dem Publico, sondern selbst dem Könige, der gar kein Freund des Mysticismus seyn soll, total mißfiele. Ich bin also sehr, sehr zufrieden, daß es nicht gegeben wird, und verspreche Ihnen aufs heiligste, nie wieder zum Gegenstande eines aufführbaren Schauspiels einen solchen zu wählen, dessen HauptStoff Mysticismus ist.

Ihre gütige Verwendung bey dem verehrungswürdigen Hrn. Geheimen CabinetsRath Beyme für mich, giebt Ihnen die gerechtesten Ansprüche auf meinen ewigen Dank, welchen zu entsprechen, ich mir zur heiligsten Pflicht machen werde. Herrn von Kleewitz habe ich bey seiner hiesigen Anwesenheit aufgewartet und er war [30]

sehr gütig gegen mich. Doch würde eine Anstellung beym südpreussischen Departement in Berlin, bey den allgemein bekannten höchst oeconomischen Grundsätzen welche Sr. Excellenz von Voß in den Besoldungen ihrer Officianten beobachten, der letzte meiner Wünsche seyn. Wer sich vorzüglich für mich mit seltener Gnade intressirt, ist der höchstwürdige Staatsminister, Herr von Schrötter. Das weiß ich von ihm selbst und aus den glaubwürdigsten Nachrichten. Haben Ihre Bemühungen, Theuerster, vortrefflichster Freund, Erfolg, so bin ich stets nach meinen geringen Kräfften zu Ihren Diensten bereit, so wie ich auch, selbst wenn sie erfolglos blieben, schon durch die so edle Güte Ihrer Gesinnungen gegen mich, Ihnen zum ewigen Danke verpflichtet bleibe.

Dagegen erlauben Sie mir auch die Bitte und den stolzen Wunsch: durch nichts weiter als Ihre Güte mich belohnt, und den Lohn Ihres Wohlwollens, der mir über Alles geht, durch keinen irrdischen Beysatz verringert zu sehen. Sie erwähnen am Ende Ihres Schreibens eines Honorars, was Sie mir schicken wollen. Thun Sie das nicht! noch habe ich keines von der Direction verdient, denn für unbrauchbare Arbeit kann derjenige, bey dem sie verdungen ist, nichts fordern. Werde ich in Zukunft ein brauchbares Stück für die *Bühne* liefern, so bezahlen Sie mir ein Honorar, so hoch als es Ihnen gutdünkt, so *großmüthig* als Sie es wollen; ich werde es mit Dank annehmen, da meine Umstände würklich, zwar nicht gantz dürfftig, aber doch äusserst beschränckt sind. Fürjezt aber erspahren Sie mir gütigst die Beschämung, von der Direction einen Lohn geschenckt zu erhalten, den ich nicht verdiene, und Ihren, meines tief verehrten Meisters, Beyfall, der mir mehr als Tausende werth ist, durch eine baare Belohnung meines *Strebens*, verringert zu sehen, das, unter *Künstlern*, kein Gegenstand einer taxmässigen Schätzung seyn kann.

In tiefster vollkommenster Verehrung und Liebe

ewig Ihr gantz gehorsamster Diener,

Freund, u. Schüler Werner.

79. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 30sten Juny 1805.

Höchstverehrungswürdigster Herr Krieges Rath!

Ihr sehr gütiger Brief vom 9ten d. M. hat mir unendliche Freude gemacht, da er mich nicht nur über die Fortdauer Ihrer Gewogenheit, sondern auch darüber vergewissert, daß der höchstwürdige und vortreffliche Minister von S[chroetter] meine Zudringlichkeit verziehen hat. Sie können nicht glauben, wie mich die Theilnahme rührt, die dieser in jedem Betracht hochachtungswerthe Mann, nicht bloß meiner Persohn, die bloß Vehikel eines höheren Zweckes ist, sondern meinen Ideen schenkt! Gott! Gott! Ich für meine Persohn bin Nichts und will Nichts seyn, ich bin sehr zufrieden, daß man sagt, der Werner ist ein armer Sünder, der die grosse Idee, welche ihm bey Anfertigung seines Werkes nur dunkel vorschwebte, nicht einmahl aufzufassen, geschweige denn zu handhaben verstand. Aber wenn man sagt: Werner hat mit Aufwand von einigem Geist eine absurde Idee nicht übel vertheydigt; das vernichtet mich ganz, und könnte mich desperat machen. Die Grund Idee meiner ThalsSöhne ist göttlich, das weiß ich, wenn es mir auch die ganze Welt abstritte. Diese Idee aber liegt, wenn gleich dunkel, im Gemüthe jedes besseren Menschen, sie gehört nicht mir; was ich dazu gethan habe ist — gutgemeyntes Stückwerk und viel Tand! Gesündigt habe ich noch überdem vielleicht, daß ich das Heilige zu sehr profanirte, aber Gott kennt meine Absicht und wird es mir verzeyhen, wenn ich zu deren Erreichung vielleicht unrechte Mittel wählte.

Ich hätte Ihren liebevollen Brief früher beantwortet, hätte mich nicht die von mir sehr benutzte Gegenwart zweyer äusserst merkwürdiger Reisenden in DienstReste verwickelt, die ich zuvörderst abtragen mußte. Diese Reisende sind der vormahlige Resident im Rom, GeheimeRath Uhden und ein junger Jude Bartholdi[1]), der in

[1]) Jakob Salomo Bartholdy, preußischer Diplomat und Kunstkenner (1779—1825), studierte zugleich mit Hitzig und Brentano in Halle, machte seit 1801 große Reisen nach dem Westen und Süden Europas sowie in den Orient; 1805 trat er zu Dresden zum Protestantismus über. Im Jahre

Griechenland, der Türkey, Italien, Frankreich etc. gewesen ist. Er ist kein unintressanter junger Mensch, wer mich aber über Alles gefesselt hat ist — Uhden! — Denken Sie Sich einen Mann von 50 Jahren, in der Grösse meines seeligen Vaters, mit dessen ganzer Sanftmuth, Bescheidenheit, Seelengüte und auch etwas von seiner Kränklichkeit. Uebrigens ein eben so feiner Gesellschaffter, als tiefer Menschenkenner. In der Maurerey ist er alle Grade durchgegangen, mit dem Catholicismus — dessen Gutes und Böses er sehr richtig würdigt — ist er vertraut, ein intimer Bekannter des jezzigen Papstes[1]) — den er sehr lobt — und unter den jeztlebenden Alterthumskennern, dem allgemeinen Urtheile nach, einer der ersten in Europa. In allen Branchen der Kunst ist sein Urtheil eben so wahr als competent, ganz unbefangen giebt er sich hin, und doch umschwebt ihn eine gewisse Superiorität, der man sich bey der herzlichsten Liebe, nur mit Ehrfurcht nähern kann. Sie können denken wie sehr dieser, Ihnen in so vieler Rücksicht ähnliche Mann, mein Hertz gewann. Er war neun Tage hier, und so gütig mir mehrere Stunden seiner Unterhaltung zu schenken. Sie können Sich denken, wie ich nach ihr geizte, wie viel mir seine Versicherung werth war: daß er auch mich meines Buches wegen lieb gewonnen habe, daß ich ihm nicht gleichgültig sey pp. O Gott! wie wird doch ein armer Schlucker von Autor für Ideen, zu denen er selbst nicht weiß, wie er zu ihnen gekommen ist, durch die Theilnahme so vieler Guten mehr als überschwenglich belohnt, er der höchstens nur der MüntzWardein ist, der das Gold in dünne Stückchen ausprägt, welches die Gottheit auf der Goldküste der Natur, Jedem der nur die Hand zum Schöpfen ausstrecken will, zuspühlt! Uhden denkt[2]) auf seiner GeschäfftsReise, deren Zweck Ihnen bekannt seyn wird, den 11ten July in Bialy-

1815 wurde er preußischer Generalkonsul für Italien und starb in Rom. Die „temporelle Anwesenheit" beider in Warschau im Juni dieses Jahres erwähnt auch Hoffmann im Briefe vom 26. Sept. 1805 an Hippel; seine Sehnsucht nach Italien wurde durch die Schilderungen beider aufs höchste gesteigert (Hans v. Müller a. a. O. I. Bd. S. 209).

[1]) Pius VII., am 14. März 1800 gewählt.

[2]) Diese Stelle bis .... „in der Tasche habe" (flgd. S. Z. 18 v. o.) fehlt im Druck.

stock — wo ich ihm unsern lieben Bock[1]) angelegentlichst empfohlen habe — und im August in Koenigsberg einzutreffen. Sie werden seine Bekanntschafft — Bartholdy begleitet ihn überall — sehr genußreich finden, und es gewiß bedauern, daß er nur ein paar Tage in Koenigsberg bleibt, so wie er es ebenfalls bedauert, da er ausgezeichnete Hochachtung für Sie hegt. Auch er hat mir versichert, wie edel sich der treffliche Minister für mich intressirt; eben so hat er von Ifflands Character mir eine höchst vortheilhafte Schilderung gemacht, vom Berliner Publico aber — (er ist noch mit ganzer Seele Römer!) — eine entsetzlich schlechte.

So stehen nun die Sachen; ich lasse den lieben Gott walten, oro et laboro und fasse mich in die liebe Geduld. Doch werde ich nicht unterlassen mich Sr. Excellenz dem Minister von Stein — dem in Ihrem Schreiben enthaltenen Winke gemäß — zu praesentiren. Er soll den 11ten oder 12ten hujus hier eintreffen.

Nach Berlin reise ich nicht auf Urlaub, wie wohl ich letzteren, auf jeden möglichen Fall genommen und sogut als in der Tasche habe.

Die Ursache, auch daß und warum mein neues Schauspiel nicht in Berlin gespielt wird, wird Ihnen Höpfner gesagt haben, dem ich darüber ein Extensum mit dem ausdrücklichen Auftrage übersandt, Sie von Allem au fait zu setzen. Ifflands Brief an mich, dieses Gegenstandes wegen, ist voll von Beweisen der ausgezeichnetesten Achtung und Liebe gegen mich, und hat mich umsomehr gerührt, als er nach Uhdens Versicherung, der Ifflands specieller Bekannter ist, dessen wahrhaffte Gedanken enthalten soll. Dieser Brief ist von der Art, daß, eine so glückliche Routine ich auch bereits im Excerpiren von Briefen erlangt habe, es mir doch beynahe schwehr fällt, den mir darin en gros gestreuten Weyrauch noch einmahl en detail zu debitiren. Doch Sie, mein väterlicher Freund, sind einmahl derjenige, dem ich meine Freuden und Leiden zutrauensvoll beichte und, wiewohl[2]) ich Höpfnern darüber in der Absicht geschrieben hatte, um dieses Details gegen Sie überhoben zu seyn, so kann ichs doch nicht

[1]) Siehe unsere Nr. 52 Anm. 4, S. 245.

[2]) Diese Stelle bis „zu seyn“ (nächste Zeile) fehlt im ersten Druck.

übers Herz bringen, versichere aber auch, daß ich Ihnen in Zukunft, wenn ein Stück von mir — wie der sehr mögliche Fall ist — ausgepfiffen werden sollte, diese HiobsPost eben so schleunig als meine zeitherigen BelobungsDecrete mittheilen werde. Im Ganzen ist jenes wie diese doch nur temporell und kann über Werth und Unwerth nichts entscheiden. — Ifflands Brief vom 29sten May fängt folgendergestalt an:

„Ich habe mit Innigkeit das herrliche Werk empfunden, was Ihres Geistes so würdig ist und von Neuem mir darthut, daß wir in Ihnen Ersatz für den schmerzlichen Verlust (Schillers) finden, der eben alle Welt beugt. Welche Fülle der Empfindung, welcher Reichthum der Phantasie und welche Tiefe der Menschenkunde, bey der sicheren Hand der Characterzeichnung! Möchten Sie in diesen Worten die Wahrheit lesen können, wovon ich durchdrungen bin, und es in solchem Grade bin, daß es mir unrecht scheint, wenn ich in mehr Wortmasse Ihnen Sie besser zu Tage legen zu wollen den Versuch machte.“

Nach dieser captatio bene volentiae bittet Hr. Iffland um Erlaubniß, mir seine Ansicht meines Werks, mit Rücksicht der Darstellung auf der Bühne, und mit besonderer auf die ihm als Verwalter der Direction des Theaters in der preussischen Residenz obliegende Pflicht, mittheilen zu dürffen. Er leitet hieraus folgende Einwürffe gegen die Aufführbarkeit meines Stücks:

1) Der ganze (mystische) Stoff habe für die Volksmasse etwas fremdartiges,

2) sind (so lauten seine eigenen Worte) „die Erregungen und offt unmerklichen Hebel, welche überall vertheilt, den grossen Schwung hervorbringen, worin das Ganze gehalten ist, von solcher bestimmter Bedeutung, daß fast jede der Rollen für die Darstellung einen Meister erfodert“

3) (noch immer ipsissima verba) „Das wechselnde Metrum“ — (ich habe, nach inniger Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dessen im hohen Tragischen, nächst den den GrundTon ausmachende[n] Jamben, wechselnde Versarten gebraucht) — „spricht den Humor aus, deutet die hohe Leidenschafft, zeichnet die Charaktere scharff

und deutlich ab. Man kann fleißigen Schauspielern, Begriffe und Regeln für Effecte der Eloquenz geben, aber das Genialische ist nicht eine Zeichnung in Umrissen, es ist ein durch Schmelz und Sinn der Farben wiedergegebenes lebendiges Gemählde. Wo diese Genialitaet nicht vorhanden ist, kann sie weder gegeben noch nachgebildet werden. Wenn nun, wie hier auf meisterhaffte Weise geschehen, die Leidenschafften eines rohen Volks (der AltPreussen) mit Kräfftigkeit und im Aeußeren entfernt von aller Seinsart unsrer Zeit gegeben werden sollen — was wird herauskommen, da schon der erste Akt gegen zehn Menschen fordert, die wenn sie nicht die Eigenthümlichkeit mit Krafft und Schimmer geben, auf eine unleidliche Weise platt, lästig, widerwärtig werden".

Hierauf verbreitet sich Iffland über die Details der Scenen und Rollen, die ich übergehe, da Sie das Stück selbst noch nicht kennen und mein Brief ein zweytes Manuscript werden müßte, wenn ich Sie darüber au fait setzen sollte. Wie wohl er die HauptRollen — es sind deren nur im ersten Theile circa sechs, aber mehrere doch auch nicht viele bedeutende NebenRollen — „lebende, nachwürkende, unvergeßliche Meisterbilder" zu nennen so gütig ist, so hält er doch die meisten dieser Rollen und Scenen für undarstellbar auf der Bühne. — Ich hebe nur Einiges davon aus. — Der Haupt-Character meines ersten Theils ist der heilige Adalbert, welcher, in der Gestalt eines Zitterspielers die deutschen Ritter, von der Küste der OstSee, sobald sie gelandet, durch das heydnische Preussen nach Plock, dem Sitze des Herzogs Conrads von der Masau geleitet. Hierüber drückt sich Iffland — (ihm hatte ich diese Haupt-Rolle zugetheilt) — folgendergestalt aus.

„Der Zitherspieler!! Ich kann mir ihn denken, ich kann ihn lieben, davon hingerissen werden — ich wüßte ihn nicht darzustellen! Das Abentheuerliche, das Hochheilige muß, in der Darstellung nur an uns hinstreifen, es muß uns — daß ich so sage — kurz und allmächtig galvanisiren. Diese Rolle erscheint offt, redet viel und lange, wiederhohlt offt die nähmlichen Gefühle. Mag der Darsteller das Unmögliche thun, sein äusserer Mensch ist zu lange ausgestellt, er sinkt im Fluge das hohe Gebilde aufzufassen, wiederzugeben. Für

das Darstellen — hat der Dichter Selbst die Spitze abgebrochen, die erreicht werden soll — es ist nicht möglich!" —

Den 3ten Akt[1]) meines 1sten Theils eröffnet eine Scene, worin die Burg Plock von den heydnischen Preussen belagert wird. Hierüber schreibt Iffland Folgendes:

„Die Szene der Belagerung, das Miserere der tosenden Heydenwuth, der Andacht, der Mutterliebe, der allgemeinen Angst, ist ein Schackespearsches Meisterwerk. Der Strom der Begeisterung treibt an das WeltEnde! Aber —!" Jezt folgen wieder Bemerkungen daß diese Scene theils zu lang theils unausführbar sey. — Ueber die SchlußScene des 1sten Theils, in der ich meinem Phantasus etwas die Zügel abnahm, schreibt er folgendes: „Es ist dabey ein durchaus lyrisches Publicum vorausgesezt. Es muß nicht mehr an die Gebrechlichkeit menschlicher Natur denken, noch an die Endlichkeit der Bretterregierung, deren grausige Würcklichkeit so offt in den Rosenäther der Phantasie tölpelt und da zernichtet, was der heiligste Wille nicht zu erhalten vermag".

Das Resultat aller dieser Ifflandischen Bemerkungen ist, mein Schauspiel könne nicht gegeben werden, theils weil es der Ärmlichkeit der Bretterbühne nicht zusage, theils weil es in diplomatischer Hinsicht, durch (wenn gleich sehr sanfte) Seitenhiebe auf monarchische Verfassung überhaupt und durch eine sehr treue (mithin häßliche) Darstellung der Pohlen Anstooß geben könnte.

„So sehe ich mich denn leider" fährt Iffland fort „genöthiget, der schönen langgenährten Hoffnung, Ihr Werk auf der Bühne dargestellt zu sehen, zu entsagen. Soll ich das Mißgefühl darüber auf einige Weise gemindert sehen, so nehmen Sie beyliegende 25 Dukaten, als einen Beweis der reinen Verehrung der Direction für Ihr Genie mit Wohlwollen auf, und verstatten Sie daß ich eigennützig — und noch mehr Ihr Genie als unseren Eigennutz im Blick — einige Worte über die Werke sage, welche ich zu Gott und Ihrem Geiste künftig und — möchte es bald seyn, hoffe!" —

[1]) Diese Stelle bis .... „zu erhalten vermag" (Ende des zweiten Absatzes) fehlt im Druck.

Hierauf verbreitet er sich darüber, daß ein religieuser Stoff kein glücklicher für die dramatische Bearbeitung sey, daß aber am wenigsten ein StaatsDiener unsrer Monarchie!! einen katholischen wählen könne!

„Möchte die deutsche Geschichte“ schreibt er „in Gustav Adolph, in Johann Friedrich von Sachsen pp Ihr Talent zum Besten der Bühne begeistern! Was hätten wir nicht von Ihnen zu erwarten!“

Allenfalls, wünscht er auch, daß ich den zweyten Theil meines jezzigen Werkes so bearbeiten möchte, daß er, unabhängig vom ersteren, für die Darstellung qualificirt würde. Er bittet mich nochmahls ihn nicht zu verkennen, von seiner Werthschätzung für mich überzeugt zu seyn pp und schließt sein Schreiben mit der Versicherung, daß er über meinen auch ihm sehnlichst geäusserten Wunsch einer Verpflanzung nach Berlin den Hrn. Geh. Cab.Rath Beyme au fait gesetzt, und dieser die nöthigen Schritte dazu theils bereits gemacht habe, theils, sobald er von seiner Reise zurückkäme, machen würde.

Genung von dieser relatio ex actis, die mir bloß um deswillen minder sauer gewesen ist, um Ihnen einen Beweis meines unbegränzten Zutrauens zu geben. Verzeyhen Sie [1]) der guten Absicht dieses Avantcoureurs den entsetzlichen Ennui, den er Ihnen höchst wahrscheinlich gemacht hat, und richten Sie sobald mein erster Theil — mit dessen Drucke jezt unverzüglich vorgegangen wird — erschienen ist (was zu Ende dieses Jahres der Fall seyn kann) zwischen mir und meinem sanften — Scheerer! — Ihnen die Details mitzutheilen war meine Pflicht 1) gegen Sie, weil Sie es befohlen hatten 2) gegen mich um Sie zu überzeugen, daß ich aus der schon in Gedanken occupirten Festung der Bretterunsterblichkeit wenigstens mit klingendem Spiele gezogen bin 3) und hauptsächlich, weil ich nach diesem gründlichen Detail Ihren väterlichen Rath erbitten wollte: was bey so bewandtem Barometer Stande in physischer und moralischer Rücksicht von mir zu thun sey. Ich denke wieder — Geduld! — Ifflanden habe ich übrigens weitläuf-

[1]) Diese Stelle bis „Scheerer“ (Z. 9 v. u.) fehlt im ersten Druck.

tig geschrieben, ihm für seinen mir so ehrenvollen Beyfall gebührend innigst und herzlich eben so, wie für seine größtentheils richtigen und in der Natur, wo nicht der Sache, so doch des jezzigen status quo begründeten Belehrungen, gedankt. Nebenbey habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß es mir wohl höchst schmeichelhafft sey, Fortsetzer Schillers werden zu sollen, daß ich aber theils die rationelle Grösse dieses KunstHeros schwehrlich je erreichen würde, theils auch, so sehr tief meine Natur auch unter der seinigen stünde, meine mit seiner verwechseln weder könne noch wolle. Ferner daß da wir keine Mythologie mehr hätten und das Fatum für uns — troz Schillers angestrengter und herrlicher Versuche — nicht ansprechend wäre, in unserm romantischen Zeitalter für die tragische Bühne (die der Mythen schlechterdings nicht entbehren könne) — nulla salus ausser dem Catholicismus zu finden sey. Item daß meiner, auch Ihnen mehrmahls geäusserten Ueberzeugung nach, der Dichter das Publicum zu sich herauf, nicht sich zu jenem hinunterschrauben müsse, und daß, wenn er (Iffland) würklich mit mir was Bedeutenderes im Schilde führe, er als erster Bühnen Künstler Deutschlands und als der Einzige der es könne, zu einer glücklichen Reform unsres würklich erbärmlichen Schauspielerwesens die Hand bieten müsse, da wir, bey Allem Grossen was wir Schillern verdanken, doch nicht stehen bleiben können, sondern weiter müssen!

Den 4ten August 1805.

So weit hatte ich meinen Brief gebracht[1]), und ihn, um ihn zu vollenden, immer in der Tasche, an allen SessionsTagen auf die Kammer mitgenommen, als Höpfner kam, und incl. meiner Dienstarbeiten, aller meiner Schreiberey ein Ende machte. Lange war jedoch schon mein Gewissen, wegen der immer unterlassenen Beantwortung Ihres gütigen Schreibens erwacht, da erhielt ich gestern Ihren zweyten Brief vom 30sten July und verschlang ihn mit freudiger Rührung. Gott was sind Sie für ein Mann und wie wenig verdiene ich noch Ihre Liebe! Wie hat mich die edle Erklärung

[1]) Die ganze Fortsetzung des Briefes vom 4. August fehlt im ersten Druck.

des Ministers erfreut. Mit morgender Post sende ich ihm, dem erhabenen Menschenfreund, den mir von Ihnen dictirten Brief wörtlich ohne allen Zusatz abgeschrieben. Nur statt der Stelle „Ew. E[xcellenz] pp haben nun einmahl für mich armen Poeten“ pp habe ich gesetzt „für mich armen Jünger der Kunst pp“ theils weil ich mich den ächten Poeten noch nicht beygeselle, theils weil mir ein armer Poet eine Contradictio in adjecto scheint und ich die Kunst von meinem tief unter ihr stehenden Privat Intresse gern sondern mag. Unendlich danke ich Ihnen übrigens für die gütige Communication des von mir abgeschriebenen Schreibens, es hat mich unsäglicher Mühe überhoben und ich will mit tausend Freuden lieber eine lange Scene eines Schauspiels, als einen kurzen Brief der Art schreiben, wo jedes Wort zuviel oder zu wenig schaden kann.

Jezt nur noch einige Dubia, die ich Ihnen, mein väterlicher Freund, privatim mittheilen[1]). Ich gehe äusserst gern und unter jeder nur irgend annehmlicher Bedingung selbst mit 600 Thaler Diaeten nach Berlin, aber unter uns gesagt, das Wort Diaeten erschreckt mich. Ich bin verheyrathet, ich kann nicht anders als mit meiner Frau nach Berlin gehen, ich muß mich dort, sogleich wenn ich angekommen bin, wenigstens erträglich meubliren. Denken Sie Sich den Fall daß alles nur interimistisch wäre, daß ich das Unglück hätte Sr. Excellenz bey unsrer persönlichen Bekanntschafft zu mißfallen, mich meiner Geschäffte nicht gehörig (so sehr ich's mir werde angelegen seyn lassen) zu acquittiren? etc. etc. Der Minister schreibt ohnehin, er wolle dafür sorgen, daß mein Posten in Warschau einstweilig unbesetzt bliebe, er will mich also offenbar vor der Hand nur ein Probejahr halten lassen. Und — wenn ich in der Probe nicht bestände, wenn ich nach kurzer Zeit und Aufopferung von ein paar Tausend Thalern vielleicht, mit Schimpf und Schande wieder nach Warschau zurück müßte? Wäre meine Lage dann nicht entsetzlich! Schon der blosse Gedanke macht mich beben! Glauben Sie nicht daß ich den Dienst fürchte, ich will gerne Alles mir übertragene aus allen Kräfften erfüllen, aber nur das Wort Diaeten klingt

[1]) Lies: mittheile.

mir so entsetzlich precair, da es, strenge genommen, gar keine Versorgung und man noch allem Glückswechsel ausgesezt ist. — Ferner ist es eine gewöhnliche Sache im Dienste, daß, wenn Diaeten in ein fixirtes Gehalt verwandelt werden, letzteres offt kleiner angenommen wird, sollte ich aber künftig weniger noch als 600 Thlr. Gehalt bekommen, so scheint es mir, mit meinem kleinen Intressenzuschusse unmöglich in Berlin bestehen zu können. — Endlich so weiß ich noch gar nicht in welcher Qualitaet ich in Berlin angesetzt werden soll! — Alle diese Bedenklichkeiten thun der Sache selbst keinen Eintrag, ich gehe unter jeder Firma mit tausend Freuden nach Berlin, auch meine Frau sogar — die sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ehrerbietigst empfiehlt — freut sich herzlich auf unsre berlinische Reise. Indessen habe ich Ihnen doch Alles was mir auf dem Herzen lag mittheilen wollen, nicht um Sr. Excellenz davon au fait zu setzen, was ich vielmehr inständigst verbitte, sondern nur um Sie um Ihre gütige Antwort und etwanige Beruhigung zu ersuchen, denn Alles worauf ich (incl. meiner Intressen Gehalt etc.) in Berlin gewiß rechnen kann ist 1000 Thaler jährlich! — Doch genung! Legen Sie das übrigens ja nicht für Wankelmuth aus, denn ich und meine Frau freuen uns wie kleine Kinder, daß wir nach Berlin kommen sollen, und können den Augenblick gar nicht erwarten.

Aus Ihrem Schreiben sehe ich daß Sr. Excellenz mein Manuscript zur Durchsicht verlangen. Wie wohl jeder Wunsch des Ministers mir, bey den vielen Verbindlichkeiten die ich ihm habe, Befehl ist, so ist dieser doch gerade für mich äusserst embarrassant. Daß das Manuscript nicht mehr in Ifflands Händen, sondern seit ein paar Monathen bereits von diesem an Sander abgegeben ist[1],

[1]) Hier liegt eine Mystifikation W.s vor. Er sandte das Manuskript gerade an Schillers Todestag nach Berlin. Iffland erhielt die Handschrift Mitte Mai und besaß sie noch am 28., denn Sander erbat sich an diesem Tage das Stück W.s zur Lektüre (siehe Anhang II Nr. 20). Iffland antwortete am 30. mit Übersendung des Gewünschten und der Bitte, es rasch zu lesen (Anhang II Nr. 21). Am 4. Juni ging das Stück wieder an Iffland zurück (siehe Anh. II Nr. 22).

wäre das kleinste Hinderniß, denn Sander kann es eben so gut Sr. Excellenz zustellen. Aber es sind noch andre Umstände zu erwägen, nehmlich

1) ob der Minister es gern sehen würde, wenn Sander es ihm mittheilte, da er doch alles Aufsehen vermeiden und sich deshalb nicht einmahl mit Iffland in rapports setzen will,

2) und das ist mein hauptsächlicher Grund! ob mein Werk in politischer, ästhetischer oder mystischer Rücksicht Sr. Excellenz zu gefallen das Glück haben wird. Ganz offenherzig aber auch ganz sub rosa, wie unter dem Siegel der Beichte zu Ihnen, Verehrungswürdigster, gesprochen: der Minister ist bisjezt für meine aesthetischen Produkte eingenommen, aber, wer kann dafür stehen, daß mein neues Werk, (wiewohl es ungleich poetischer als die Thals-Söhne) seiner Individualität eben so sehr als jenes frühere zusagt. Vielleicht mißfällt es ihm ganz und gar, vielleicht — wer kann alle Möglichkeiten berechnen! — sezt es mich selbst (de gustibus non est disputandum) bey ihm so herab, daß es ihm alle Lust zu meiner Versorgung raubt. Soll ich bey diesem eventus incertus, mein Glück, ehe ich noch versorgt bin, auf's Spiel setzen, haben Sie mir nicht selbst gerathen: il se faut fait [sic!] desirer? — Mit einem Worte, ich möchte sehr ungern mein Schauspiel Sr. Excellenz im Manuscripte mittheilen, bloß aus diesen, für mich sehr risquanten Gründen. Doch überlasse ich Alles Ihrem Gutachten! Können Sie etwa unter dem Vorwande, mein Werk sey schon im Drucke, Sr. Excellenz die Idee, es im Manuscripte lesen zu wollen, auf eine gute Art und ohne daß ich dabey ins Spiel komme (so als ob Sie mir seinen Wunsch mein Manuscript zu lesen, gar nicht mitgetheilt hätten) ausreden so würden Sie mich sehr verbinden. Auf den Fall aber daß Sie es für nothwendig halten, daß der Minister mein Manuscript bekomme, so füge ich ein Schreiben an Sander (an den Iffland meinen 1sten Theil schon vor 2 Monathen circa abgeliefert hat) mit der ganz gehorsamsten Bitte bey, es nach geschehener Durchsicht, an Sander unfrankirt zu übersenden, indem ich gewiß bin, daß, auf dies Schreiben, Sander das Manuscript Sr. Exc[ellenz] gleich zustellen wird. Wie gesagt, ich überlasse Ihnen unbedingt Alles, schicken Sie den

beyliegenden Brief ab, oder cassiren Sie ihn, aber würdigen Sie mich gütigst einer baldigen gütigen Antwort, damit ich weiß wie die Glocken lauten[1]), denn ich denke doch immer, es ist besser wenn der Minister mein Buch im Manuscripte nicht zu lesen bekommt.

Noch eine Frage: Soll ich Sr. Excellenz mein Buch dediciren. Ich — ehrlich zu gestehn — hasse Dedicationen wie den Tod, und möchte sehr gerne der Erbärmlichkeit überhoben seyn, die Kunst die ich so hoch über meine so beschränkte Individualität setze, auf eine so jämmerliche Art nach Brodt gehen zu lassen! — Da ich aber auf der andern Seite, dem wahrhafft hochwürdigen Minister so sehr viel Verbindlichkeit schuldig bin, und schlechterdings nicht weiß wie ich sie abtragen soll, so möchte ich doch auch etwas thun, um ihm meine tiefe und wahre Verehrung zu bezeigen. Rathen Sie, belehren Sie mich doch auch über diesen Punkt, mein Lehrer und Meister! —

Bey Sr. Excellenz von Stein bin ich gewesen[2]); er war sehr gütig, ja herablassend, unterhielt sich lange mit mir, sagte daß er mich gern nach Berlin hinziehn möchte, da er einen Stilisten brauche, um seine Memoires zu extendiren, daß er aber Niemanden todt schlagen könnte, schon viel zu viele Officianten hätte pp. Aus allem diesem folgerte ich das Resultat, daß nicht viel für mich da zu hoffen sey und seegne[3]) umsomehr unsern würdigen Minister, daß er mich nicht im Stiche läßt, so sehr ich es durch meine von mir innigst bereute Zudringlichkeit vielleicht verdient habe. — Einen sehr intressanten trefflichen Mann habe ich kennen gelernt, den im Gefolge des Herr p von Stein reisenden Geheimen Krieges Rath Kunth[4]).

[1]) So in der Hs.; wahrscheinlich „läuten" zu lesen.

[2]) Diese Stelle — mit einigen Kürzungen — bis . . . „aufnehmen kann" (flgd. S. Z. 8 v. o.) steht im ersten Druck als Nachschrift. — Karl Freiherr vom und zum Stein (1757—1831), seit Oktober 1804 Amtsnachfolger des Ministers Struensee, unternahm im Sommer 1805 in Begleitung Kunths eine Inspektionsreise durch die westlichen und östlichen Provinzen Preußens.

[3]) Von hier bis Satzschluß nicht im ersten Druck.

[4]) Gottlob Johann Christian Kunth (1757—1829) war nach seinem Universitätsstudium 12 Jahre (1777—1789) Erzieher der Brüder Humboldt



Gottlob Johann Chr. Kunth



Er intressirte sich sehr herzlich und lebhaft für mich und ich war mehreremahle mit ihm zusammen. Er wünscht[1]) lebhaft das Glück Ihrer Bekanntschafft und ich bin so frey gewesen ihn zu bitten, mich Ihnen bey seiner baldigsten Ueberkunft nach Koenigsberg (vielleicht ist er schon da) aufs ehrerbietigste zu empfehlen. Er hat mir viele Versprechungen gethan. die ich bey dem entschiedenen Werthe des Mannes (er war lange Zeit Lehrer der beyden hochberühmten Humboldts) wohl für baare Münze aufnehmen kann. Aber ich kehre mich an nichts, und halte mich bloß an den trefflichen Minister von Schrötter, dem ich mich ganz und gar hingeben will, da ich würklich ein unbedingtes Vertrauen auf ihn setze.

Die Sinnesänderung des jungen Baron gefällt mir sehr! Gott behüte ihn vor dem gottlosen Volke der Schwärmer! Sie könnten ein sehr verdienstliches Werk an ihm thun, wenn Sie ihm Hippels Creutz und Queerzüge des Ritters A bis Z[2]), mit Noten commentirten, denn meine größte Furcht ist, daß er über lang oder kurtz, nicht sowohl den Schaafsköpfen die unter dem Nahmen Freymaurer jezt den Erdkreiß bedecken — (denn die macht ihre eigene Dummheit unschädlich) — als den Theosophen, Mystikern, Goldmachern kurtz dem Volke was aus Intresse das Heiligste mißbraucht, in die Hände fällt[3]). Aber — verzeyhen Sie es gütigst — wenn Sie auf den jungen Menschen würken wollen, um Gottes willen keine Satyre! Sie ist herrlich für manche Charaktere, für

und trat dann in den preußischen Staatsdienst ein. Unter günstigen Avancementsverhältnissen rückte er im Manufaktur- und Kommerz-Kollegium rasch zum Kriegsrat (1794), Geh. Kriegsrat (1797) und endlich Direktor seines Kollegiums (1801) vor und war als solcher der obersten Verwaltungsbehörde zugeteilt.

[1]) Dieser Satz fehlt im ersten Druck.

[2]) Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796), Bürgermeister und Stadtpräsident von Königsberg, Verfasser der „Kreuz- und Querzüge", 2 Bde., Berlin 1793/94.

[3]) W. hatte dabei wohl den extremen Mystizismus Schönherrs und seiner Schüler vor Augen, die zu Beginn des 19. Jhs. in Königsberg viele Anhänger im stillen gewannen, siehe näheres darüber bei Alexander Jung, Königsberg und die Extreme des dortigen Pietismus, Braunsberg 1840, S. 73 ff. und S. 81 f.

einen von dieser Art paßt sie nicht! — Nehmen Sie mir doch nur meine Offenherzigkeit nicht übel. Ich bin dem jungen Menschen so herzlich gut. Auch noch die Bitte: eröffnen Sie ihm nicht, daß Sie mit mir über ihn sprechen, das raubt mir allen Einfluß auf ihn, den ich, ich schwöhrs bey Gottes Richterstuhl!! nur zum Besten des edeln lieben Jünglings anwenden will! O wenn er doch Sie, Ihr warmes edles Herz, was Sie unter der Kruste der Satyre vergebens zn verstecken Sich bemühn, erst ganz kennen lernte, dann brauchte er keinen Andern. — Für den jungen Bock möchte ich beynahe gut sagen, der hat die HauptCrisis überstanden[1]).

Für die gütige Mittheilung des Manuscriptes Ihres Freundes sage ich Ihnen den gehorsamsten Dank. Ich habe es mit vieler Theilnahme gelesen. Es enthält bey vielem Scharfsinne und Ideenreichthum dennoch eine Tendenz auf dem Wege der Prosa zur Religion zu gelangen, die meines Erachtens, falsch ist. Religion ist selbst die Blüthe der Poesie, wie diese welkt sie vom nördlichen Hauche eines jeden Systhems. Damit das Manuscript gut in Ihre Hände kommt, werde ich es unserm lieben Höpfner (der mir viel Freude macht und sich Ihnen gehorsamst empfiehlt) wohlversiegelt mitgeben. Vielleicht erlaube ich mir dann auch ein paar Bemerkungen darüber, denn sie jezt hinzuzufügen, ist, wenn dieser Brief nicht selbst ein Manuscript werden soll, unmöglich. Sollte ich nicht Zeit haben, Bemerkungen darüber zu machen, so bitte ich im voraus um Ihre väterliche Nachsicht und Verzeyhung. —

Unserm Busolt meine innigste Empfehlung! Er hat mich wohl schon ganz vergessen? —

Sie können Sich nicht vorstellen, wie ich und meine Frau beyde uns auf Berlin freuen, wie wir den Augenblick nicht erwarten können, a tout prix recht bald hinzukommen! O wenn es doch nur bald wäre, daß ich meine Einrichtung hier auf den Winter ersparte! — Der Minister schreibt ich könnte Anstalten zum Abzuge schon jezt machen. Wie meynt er das wohl? — Daß ich nicht auf Urlaub nach Berlin auch nicht eher dorthin abgehe, als bis ich

[1]) W. erwies sich, wie aus den späteren Schicksalen Raphael Bocks erhellt, als unglücklicher Prophet.

von Seiner Excellenz] bestimmte MarschOrdre dorthin erhalte, versteht sich von selbst. Noch eine und die letzte Frage. kann ich mich in Berlin — (ich muß doch meine Frau mitnehmen) — wohl gleich meubliren, auch wenn ich nur auf Diaeten — (es ist so ängstlich mit den Diaeten) — hinkomme? —

Verzeyhen Sie mir doch gütigst diesen ungeheuren Brief, würdigen Sie mich einiger Zeilen baldiger Antwort und überzeugen Sie Sich der tiefsten Verehrung und Liebe Ihres

ganz gehorsamsten Dieners

Werner.

NB Von meinem 2ten Theil sind 2 Akte, das beste was ich je gemacht, fertig.

80. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d. 1ste[n] July 1805.

Theuerster Freund!

Anliegend übersende ich Ihnen eine Assignation abermahls über = EinTausend Thaler, an Levi [1]). Leider vier Wochen nach Sicht, aber Sie werden den ZeitPunkt wohl beschleunigen können. Die Post ist im Abgehen, ich kann nicht mehr schreiben. Sie sehn meine Bereitwilligkeit! Sehr verbinden würden Sie mich, wenn Sie die Schuldschrifft darüber mir, von Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich achtungsvoll empfehle, mit unterschrieben, mit umgehender Post zukommen ließen. Wegen der gelegentlichen Caution habe ich schon das Nöthige erwähnt.

Mit vollster Hochachtung Ihr ganz gehorsamster Freund und Diener

Werner.

81. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 10ten August 1805.

Verehrungswürdigster Herr KriegesRath!

Ich kann unsern theuern Höpfner nicht abreisen lassen, ohne ihm ein paar Zeilen mitzugeben. Da ich mich aber in Betreff meiner

[1]) Levi? [Wahrscheinlich ein Bankier in Berlin.]

zeitlichen Wohlfahrth ganz in meinem letzten Briefe schon ausgesprochen habe, so füge ich nur hinzu, daß der nach Ihrem Dictate an Sr. Excellenz geschriebene Brief, vergangenen Mondtag als den 5ten d. M. abgegangen ist nach Berlin, daß Sander mir mittlerweile geschrieben und die Nachricht von meiner baldigen Versetzung nach Berlin auf Diaeten bestättiget hat, und daß ich, da ich zu meiner Abreise doch noch keine bestimmte Arrangements treffen kann, den Zeitpunkt wo das grosse: Komm her! erschallt, zwar, jedoch mit unendlicher Sehnsucht erwarte, und Gott nur, wie wir Koenigsberger sagen, vor Gott und nach Gott bitte, daß meine Flucht nicht geschehe im Winter!!![1]) — Ach, wenn's nur bald geschähe!

Das Manuscript Ihres eben so scharffsinnigen als poetischen Freundes, erfolgt, nebst dessen Briefe, mit vielem Danke zurück. Ich bin leider nicht tiefer Denker genung, theils fehlt es mir auch jezt wo nichts als Berlin in mir sprudelt und kocht, an Seelenruhe, und am meisten, da H[öpfner] heute abreist, an Zeit, um etwas Vernünftiges darüber gründlich sagen zu können. Dythirambische Poesie ist es, Sie haben Recht, aber mit einer wenn gleich sehr scharff entwickelten doch unseeligen Tendenz, eine Sache in ein Systhem zu bringen, die sich darin nicht bringen läßt, und noch mehr dem kalten Verstand da (d. h. in religieusen Sachen, die bloße GefühlsSache sind) Spielraum zu geben, wo kaum Vernunft zureicht und die hauptsächlich nur in's Gebiet der Phantasie, (der ich ohne Hehl eine sehr hohe Stelle anweise) gehören. Das ist auch der Grund warum ich jedes religieuse Systhem — (das MoralSysthem ist ewig und unveränderlich —) hasse! — Ferner bemerke ich in Ihrem Freunde, den, unsern Zeiten so eigenen und doch sehr unrichtigen Drang, Sachen die nichts miteinander gemein haben, vielmehr scharff geschieden sind, nehmlich Religion mit Moral zu amalgamiren. Die Religion soll anschauen und beseeligen, die Moral ist selbstständig, entlehnt keine religieuse Motive, was sie ist, ist sie aus sich selbst. Jene darff nicht, diese muß strenges Systhem seyn, jene stirbt ohne Poesie, wie der Fisch ohne Wasser,

[1]) Reminiszenz an Matth. 24, 20.

diese verschmäht mit Recht alle Poesie, als einen fremden Impuls. Kalt und unbestechlich, ohne Furcht und Hoffnung geht sie ihren ewigen Weg.

Daher — nehmlich aus dieser Vermischungssucht der Religion und Moral — scheint es zu kommen, daß Ihr Freund, so lang er bloß von jener spricht, äusserst consequent, so bald er aber vom Guten und Bösen anfängt, schwankend wird. — Seine Auseinandersetzung der WeltEinheit, sein Beweis warum es keinen Zufall, und (im religieusen Sinne NB) kein Böses giebt, seine Hypothese über Dreyeinigkeit, Menschenbestimmung, Fortdauer, sind tief, herrlich, ächt poetisch! Warum ich ihn ordentlich beneide, daß[1]) ist über seine so tiefe als klare Theorie vom Sohne Gottes und der VersöhnungsLehre des Materiellen. So herrlich fand ich diese Theorie noch nie entwickelt! — Eben so schön ist das was er über den Tod sagt. Kurz mit seinen religieusen Ansichten, bin ich, (insofern einmahl Systhem seyn soll, und der Mensch sich mit der in ihm liegenden, unendlich beseeligenden Sehnsucht, in Gott, seinen Urquell durch die Natur zurück zu fliessen, — Hang zum Zerfliessen![2]) — nicht begnügen will) sehr zufrieden, kann es auch seyn, da ich den Nektar des Spinoza (denn Spinozist ist Ihr Freund, ich und jeder Religiose) da ich, sage ich, diesen Nektar, den er mühsam filtrirt, ohne mir die Mühe zu geben, trinke.

Aber im moralischen vermischt er offt die Begriffe, eben weil er sie aus dem Gebiete der Religion ableiten will, zu sehr durcheinander. Böses, sagt er, ist freyes Spiel göttlicher Kräffte. Religieus betrachtet, vielleicht, aber das ist von keinem Einfluß auf Moral! Er sagt: Gott sind gute und böse Handlungen gleich viel werth, ich möchte lieber sagen gleich wenig, auch glaube ich sehr gerne, daß er nicht zürnet und daß die VersöhnungsTheorie in der Rücksicht eben so falsch ist, als das gewöhnliche Bussetreiben. Aber, wenn auch das Böse für Gott und den Religiosen, in der Ansicht und für das Universum, in der Würkung gut ist, so entfernt es doch den Uebelthäter von der Erreichung des höchsten Ziels, dem er nachjagt, und

[1]) Lies: das.

[2]) Diese Worte als Randbemerkung.

zu dem er, durch das Böse später gelangt, als es, wenn er gut geblieben wäre, der Fall gewesen seyn würde, so wie ein in die Höhe geworfener Ball, der immer zu seinem Schwehrpunkt der Erde (wie der Mensch zur Gottheit) zurückkommt aber je weiter er fliegt, je später, nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch kein Ball ist, sondern frey, und daß er, bey zu weiter Entfernung vom Centro der Gottheit, zwar von dieser nicht bestraft, aber eo ipso unfähig wird, ihren Lichtausfluß zu empfinden [1]).

Ich kann nicht mehr heute schreiben, und, Sie werden es wohl ohne meine Versicherung glauben, daß ich das, was ich schrieb, in der Eile schrieb. Nur das bitte ich Sie herzlich: Ihrem Freunde meine vollste Hochachtung und den sehnlichen Wunsch zu versichern, mit ihm in rapports zu gerathen.

Ich und meine Frau (die sich Ihnen ehrfurchtsvoll empfiehlt) küssen Ihrer edeln Frau Gemahlin die Hände.

Der in jeder Rücksicht treffliche Höpfner hat mir unendliche Freude gemacht, und ist mir ein kaum geglaubter Beweis des Satzes, daß man auch in der Prosa sich der Gottheit (bey H[öpfner] ist Gott der Pflichtbegriff, dem er redlich nachstrebt) nähern kann, wiewohl ich caeteris paribus lieber mit Elias Wagen [2]), als auf einer Krüppelfuhre gen Himmel fahre. Schade um den trefflichen Jungen, daß er so krank ist. Gott wenn man ihm doch eine minder freudenlose Existenz machen könnte. Er hat ein Plänchen auf Warschau, was ihn sehr glücklich machen könnte? Möchten Sie, hülffreicher Genius, nicht auch sein Heyland seyn?! Ich werde Sie nie für Jemanden

[1]) Das in Rede stehende Manuskript scheint Raphael Bock zum Verfasser zu haben. Da W. mit diesem in Verbindung zu kommen wünscht, liegt die Vermutung nahe, daß ihm Scheffner die Handschrift, ohne den Namen des Verf. zu nennen, geschickt hat. — Unter den hinterlassenen Handschriften R. Bocks fand sich „Athanasia, eine Theodicee in 7 Gesängen", der Prinzessin Marianne Wilhelm gewidmet. „Sie feiert die Unsterblichkeit der Seele in neunzeiligen Stanzen von der höchsten metrischen Vollendung" (siehe Eltg. zum „Cypressenkranz für Raphael Bock", hsg. von Ferdinand Raabe und G. W. Riemer, Königsberg 1838 [Joh. Sembritzki].

[2]) IV. Kön. 2, 11.

bitten, als nur für den Einen. Er verdient es so, er ist so krank, er ist so Freund jedes Edeln und Guten! Er ist übrigens so prosaisch, und also sehr arm!!! —

Noch 2 Frage[n] — lachen Sie nur nicht! — 1) werde ich immer Secretair bleiben 2) duldet der Minister, wie ich in früheren Zeiten gehört habe, keinen Tituskopf, keinen Backen-Bart etc? Ich sparte gern den Puder! —

Ewig hochachtungsvoll Ihr ganz gehorsamster Diener

Werner.

82. An Karl Gottlieb Bock.

Warschau, den 13ten August 1805.

Innigst verehrter und geliebter

Herr Krieges-Rath!

Mit tiefster Beschämung, daß ich seit meiner Abreise aus Koenigsberg Ihnen weder geschrieben, noch Ihren gütigen Brief beantwortet habe, setze ich mich hin, um mich Ihnen, auf Gnade oder Ungnade, zu ergeben. Entschuldigungen machen die Sache nur noch ärger, und wenn ich auch, (was ich würklich kann) darthun möchte, daß meine Zeit durch die heterogensten Geschäffte äusserst knapp ist, so entschuldigt doch das keine solche UnterlassungsSünde; kurtz ich kann nichts sagen, als: pater peccavi! und wenn Sie mir Verzeyhung zukommen lassen, so beweisen Sie mir es durch eine baldige Antwort.

Die innigste Theilnahme erregt mir der frohe Wechsel Ihres häuslichen Glücks. Man hat mir Ihre Frau Gemahlin [1]) — der ich mich ganz gehorsamst zu empfehlen bitte — immer als geistreich und liebenswürdig geschildert, aber, in wie hohem Grade sie es ist, beweist mir mehr als Alles, der Verkauf Ihrer Gemähldesammlung [2]). Die Plebejer wundern sich darüber, ich — wie wohl

[1]) Kriegsrat Bock lebte in erster Ehe seit 1773 äußerst glücklich mit Luise Weitenkampf, einer ebenso schönen als geistreichen Frau. In zweiter Ehe war er seit 1805 mit der Schwester Reichardts, Sophie, verwitweten Dorow (geb. 1754), vermählt; siehe die Nr. 86, S. 425.

[2]) Bock besaß eine für einen Privatmann ansehnliche Sammlung von

auch Einer ex plebe — wundere mich nicht, sondern finde es sehr natürlich, daß man von einer lebendigen Muse begeistert, gemahlte Grazien entbehren kann. Den KunstSinn, so Gott will, kann man uns Beyden wohl nicht abkaufen, und solange wir den nur behalten, bleibt uns doch die HauptSache!

Denken Sie auch noch an die glücklichen Stunden unsers Beysammenseins, werden Sie auch nie vergessen, immer etwas lieben Ihren Sie tief verehrenden und liebenden

Freund, Diener und Schüler Werner.

[Randbemerkungen:] Wenn Sie meinen höchstverehrten väterlichen KriegesRath Scheffner sehn, dem ich unendlich viel verdanke, so empfehlen Sie mich ihm doch aufs innigste. Ach! Koenigsberg hat doch viel gute liebe Menschen! Ich war doch ungerecht. Unser lieber trefflicher Rafael ist, nach vielen Stürmen oder treffender, nach vielen tiefen Wunden, die sein zartes Herz empfing — geheilt. Er war, wie Sie wissen, bei mir[1]). Sein Besuch hat mir unendliche Freude, sein Abschied eine Leere gemacht, die ich — es war als wenn ein Stück von meinem Herzen gerissen wäre — eine lange Zeit mit nichts ausfüllen konnte! — Sie können nicht glauben, wie mir der Junge ans Herz gewachsen ist, wie wohl ich beinahe überzeugt bin, daß er mit seinem hohen strahlenden Talent mein funkelndes entsetzlich verdunkeln wird! Mag's sein! Gewinnt die Kunst nur, was liegt an unserer Individualität! Auch mit dem Katholicismus ist er auf dem Reinen, und mit mir insoweit d'accord, daß eine Kirche, in sofern sie Unsinn und Schändlichkeit befiehlt, keine Kirche, d. h. keine Gesellschaft von Religiösen ist, und daß man erst Mensch, also thätig wirksames Wesen gewesen sein muß, ehe

Kupferstichen und Gemälden italienischer und niederländischer Meister, die König Friedrich Wilhelm III. großmütig für die Königsberger Kunstschule ankaufte, siehe Cottas „Kunstblatt" (Beilage zum „Morgenblatt") 1823, Nr. 71 und 72.

[1]) Über Raphael Bocks längeren Aufenthalt bei Werner und seine katholischen Neigungen, die dieser damals noch heftig bekämpfte, siehe Hoffmann an Hippel (Berlin, 12. Dez. 1807, a. a. O. I. Bd. S. 222) und F. W. Gubitz „Der Gesellschafter" 1835, 129. Bl. S. 634.

man auf den stolzen Gedanken kommen kann, Mönch, d. h. müßiger Gottbeschauer zu werden. Bei andern Leuten als Rafael, kommt es auf Sätze nicht an, sie hören sie und thun doch, was sie wollen, bei Rafael aber, und seiner ungeheuren Consequenz, ist ein solcher Satz von den fürchterlichsten Folgen! — Wenn Sie mir, wie ich hoffe und sehnlichst wünsche, bald antworten, so verschonen Sie mich gütigst mit dem Andenken an die, in Ihrem Briefe erwähnten Lorbeeren! Das gewöhnliche Publikum ist kein goldenes Kalb, sondern ein ordinaires, und mein Kreuz an der Ostsee dürfte es vielleicht so in die Augen schlagen, daß es — um mich einer schlechten aber zweckmäßigen Metapher zu bedienen — die Lorbeeren bald wieder abfressen wird. Der erste Theil obigen Kreuzes (der zugleich, gegen die Maxime des Wirths auf der Hochzeit zu Cana, der schlechteste ist) wird übrigens wohl noch dieses Jahr die Presse verlassen, da er schon in den Händen des Verlegers ist. — Allem Anschein nach wird mein Wunsch einer Versetzung nach Berlin, bald erfüllt. Wenn ich hinkomme, darf ich Herrn Kapellmeister Reichardt sagen, daß ich das Glück Ihres Umganges und Ihres Wohlwollens genoß? —

83. An Johann Daniel Sander.

Warschau, den 26sten August 1805.

Theuerster innigstgeliebter Freund!

Ich beantworte Ihren lieben Brief wie gewöhnlich, mit umgehender Post, denn erst heute erhielt ich ihn. An Ihre Frau Gemahlin, nebst einem Handkuß, beyfolgendes Extrablättchen [1]). Des Ministers und Ihrer Aller Liebe rührt mich fast bis zu Thränen. Wie glücklich ist doch ein armer Kerl von Autor, wenn er mit einem paar Federstrichen, einem paar Ideen die ihm kamen, wie der blinden Henne das Korn, machen kann, daß soviel treffliche Menschen ihn so innigst lieben. Das ist gewiß der schönste Lohn!

Über Ihre critische Bemerkungen über mein Creuz, sobald ich in Berlin bin, mündlich! Die an der Ostsee (nicht existirenden) Fel-

[1]) Das Original ist nicht mehr vorhanden.

sen wie manches andre was in meinem Werke nicht nod- wand- band- nied- oder nagelvest ist, gebe ich Ihnen unbedingt preiß. Nicht so die Monstranz und die glühenden SchlußScenen des dritten Ackts, die mit meinem Ideen Systhem und mit dem Ganzen auf's innigste amalgamirt sind. Mündlich über Alles ein Mehreres, und vorläufig nur soviel daß ich 1) in litterarischer und sonstiger Hinsicht ein gutmüthiger, fideler Kauz bin, mit dem man machen kann was man will und 2) daß gegen die beyden ersten Ackte meines 2ten Theils (eben habe ich den 2ten Ackt beendigt) alles Uebrige was ich in meinem Leben geschrieben habe Nichts ist. Giebt mir Gott Glück die 3 noch übrigen Ackte so zu vollenden (was freylich sehr problematisch ist) so habe ich nicht umsonst gelebt!

Für Ihre gütige Empfehlung an Hrn. RegierungsRath Diederichs danke ich gehorsamst und werde sie dankbarlichst benutzen.

Ich werde Ihnen bald für Ihre Eunomia, wenn Sie es erlauben, einen schönen Beytrag schicken können, den ersten Gesang eines epischen Gedichts dessen Stoff die Einnahme der Insel Madera ist[1]), von einem meiner intimsten Freunde, einem Jünglinge, der als Dichter einst Epoche machen wird und ein Sohn des KriegesRath Bock — des Übersetzers von Vossens[2]) Georgikôn, ist.

Jezt von meiner Reise. Sie wollen bestimmte Nachricht haben, wenn ich nach Berlin zu kommen gedenke? mein Gott! ich brenne vor Begierde hin zureisen, ich würde morgen reisen, wenn ich MarschOrdre hätte. Der Minister hat aber an seinen Freund in Koenigsberg[3]) geschrieben: „Laß Werner ja nicht eher kommen, als bis ich ihm schreibe, komm her!" — Danach muß ich mich richten. Bekomme ich vom Minister Ordre zum Aufbruch, so brauche ich acht Tage circa zu meinen Anstalten zur Abreise, und dann sitze ich auf; eher aber, als der Minister mir das schreibt, darf ich es nicht. Wollen Sie also meine Abreise nach Berlin beschleunigen, so bewürken Sie es gütigst, daß der Minister mir bald MarschOrdre

[1]) Dieses Gedicht findet sich weder in den gedruckten Schriften noch im handschriftlichen Nachlasse Raphael Bocks [Joh. Sembritzki].

[2]) Schreibfehler für: Vergils.

[3]) Kriegsrat Scheffner.

schickt, von dem Dato an, daß ich sie erhalte, bin ich längstens in drey Wochen in Berlin. Die Ungewißheit übrigens, ob ich noch lange und wie lange ich noch hier seyn werde, setzt mich in die fürchterlichste Verlegenheit. So Z. Bsp. habe ich schon um Johanni hier in Warschau ein neues Logis gemiethet um es von Michaeli c. ab zu beziehn. Wüßte ich daß ich noch vor Michaeli von hier abreiste, so vermiethete ich das Logis, oder cedirte es an wen anders, wozu sich noch jezt viel Gelegenheit trifft. Das kann ich aber jezt nicht, denn wenn ich zufällig auch nur 3 Wochen nach Michael noch hier bin, so brauche ich ein anderes Logis hier, da ich mein jezziges aufgekündiget habe, und doch nicht unter freyem Himmel bleiben kann. Treffe ich dagegen andrerseits nicht baldige Anstalten, in meinem neuen Logis einen anderweitigen Miether an meine Stelle zu schaffen, so risquire ich, daß, da hier die Miethe immer anticipative[1]) bezahlt wird, ich das Vierteljahr über von Michael bis Weynachten die Miethe entrichten muß, ich mag einziehn oder nicht, und dadurch neun Dukaten Verlust erleide. Sie würden mich also unendlich verbinden, wenn sie[2]) 1) den Minister disponirten, mir unverzüglich oder doch baldmöglichst MarschOrdre zu schicken, da meine Abreise bloß von seinem Befehl abhängt und gleich nach dessen Eingang, aber auch nicht eher erfolgen kann 2) wenn Sie, wo möglich mit umgehender Post, (denn es ist periculum in mora!) mich gütigst benachrichtigen, ob ich mein neues, von Michael ab hier in Warschau gemiethetes Logis, ohne Risico einem Andern abtreten kann oder nicht? Nehmlich: ohne Risico länger als bis Michael hier bleiben zu müssen. Ich wünsche umsomehr Beschleunigung meiner Reise, um der üblen Jahreszeit zuvorzukommen! Was macht Hr. Dir. Iffland, denkt er noch an mich, empfehlen Sie mich ihm aufs innigste und achtungsvollste, auch Hrn. Hofrath Fischer.

Reisen werde ich mit der Post nicht können. Da ExtraPost zu theuer ist meine Frau die ordinaire Post nicht aushält und der Fuhrmann an drittehalb Wochen fährt. Der Berliner Fuhrmann der immer

[1]) Erster Druck (falsch): anticipatiae.

[2]) Lies: Sie.

nach Warschau fährt heißt Degener, er kommt zwar nicht selbst her, aber er schickt alle 14 Tage seine Leute mit einem Planwagen her. Das geht nun aber viel zu langsam und mit ExtraPost ist's einerseits[1]) zu theuer, andrerseits, da ich keinen eigenen Wagen habe, zu umständlich, und drittens, da ich ohne alle Bedienung fahre, auch zu risquant. — Ich habe mich also entschlossen, die Reise auf folgende Art zu machen. Sobald ich die MarschOrdre des Ministers nur bekomme, packe ich gleich alle meine Sachen, (Bücher Clavier, überflüssige Betten, Wäsche etc.) ein, und schicke sie gleich nach Berlin voraus zu Wasser. Wollten Sie nicht gütigst erlauben, daß ich sie unter Ihrer Addresse nach Berlin schicke? — Habe ich sie[2]) weggeschickt so suche ich eine RetourKutsche zu bekommen, die häufig von hier nach Posen und Franckfurth zurückgehen, oder im schlimmsten Falle miethe ich mir hier ein Fuhrwerck nach Posen, wo der Policey-Director Hesch mein guter Freund ist und wo mir die Gelegenheit, eine gute Fuhre bis Frankfurth zu bekommen, gar nicht entstehn[3]) kann. Von Frankfurth könnte ich sodann mit derselben Fuhre, oder da es Chausséé ist, vielleicht mit der ordinairen Post nach Berlin. Daß ich im Wagen nichts von Sachen als etwa ein paar leichte Kuffer[4]) und meine nöthigsten Betten mitnehme, versteht sich von selbst.

Nur[5]), wie gesagt, meine ganze Thätigkeit ist gelähmt und ich kann, selbst zu meinem Abzuge, keinen[6]) entscheidenden Schritte thun, keine bestimmte Maaßregeln eher ergreifen, als bis ich officiellen Befehl daß ich reisen soll[7]), vom Minister selbst erhalte. Ob auch an die Cammer meinetwegen verfügt werden wird, muß ich anheimstellen, allenfalls könnte ich auch gleich nach Eingang der MarschOrdre den mir schon ertheilten Urlaub zur Reise nach Berlin

[1]) Erster Druck: einesteils.

[2]) Erster Druck: die.

[3]) Erster Druck: entgehn.

[4]) Erster Druck: Kissen [Kästen?].

[5]) Erster Druck: Nun.

[6]) Lies: keine.

[7]) Erster Druck: muß.

bey der Cammer geltend machen, nur, wie gesagt, alles nicht eher als bis der Minister schreibt komm! Denn darauf zu warten hat er mir selbst befohlen. — Ich wiederhohle nochmahls meine dringende Bitte, mir mit umgehender Post zu melden, ob ich mein eventualiter hier von Michael ab gemiethetes Logis an wen anders abtreten kann, denn thue ich das nicht in Zeiten so verliehre ich 9 Dukaten unnütz.

Sobald ich mich wegen der Reise nach Eingang der zu verhoffenden Ordre bestimmen kann, werde ich's Ihnen unverzüglich melden.

Noch eines! Ich bin zwar nicht titelsüchtig, aber der Titel „Geheimer Secretair" ist in Berlin so verrufen! Könnte ich nicht das Praedicat „KriegsRath" erhalten? Ich schreibe das nur Ihnen im Vertrauen, bin auch zufrieden wenn's nicht ist, aber, wenn Sie so unter der Hand mit Hrn. H[of][1]) R[at] Fischer sprechen könnten! — Vergessen Sie nicht Ihren Sie ewig ehrenden liebenden Freund

Werner.

84. An Ernst Christian F. Mayr[2]).

[Warschau, Sommer 1805.]

Beantwortung der mir vorgelegten Fragen

1) Ob der Br[uder] Samuel zufrieden sey und dazu mitwürken wolle?	ad 1) Mit dem Zwecke des Ordens bin ich höchst zufrieden, er ist das Göttlichste was ich kenne. Der Zweck des Ordens ist kein anderer, kann kein anderer, als der seyn: Die Krafft aufzusuchen die in dem Schwachen mächtig ist. Diese Krafft ist Gott der sich im Heylande vermenschlichte. Der Orden will den Menschen vergöttlichen. Er enthält sonach das höchste Ziel der reinsten erhabensten Wün-

[1]) Erster Druck: G.

[2]) Ernst Christian Friedrich Mayr (1755—1820). An diesem Manne hing W. (Bruder Samuel) mit fast abgöttischer Verehrung. Mayr (Br. Sincerus) als Proponent sollte W.s Aufnahme in den Orden der Kreuzesbrüder bewirken. Näheres über Mayr in Oesterreichs Nachrichten von etc. Predigern (Königsberg 1832), Rhesas Presbyterologia (ebenda 1834); F. W. Gubitz' Gesellschafter 1835. 129. und 130. Bl., Wilh. Dorow, Erlebtes, Leipzig 1845, 3. Bd., S. 18.

sche. — *Mitwürken* will ich nicht nur, von ganzer Seele, sondern ich will ganz dafür, für diesen hohen Zweck, den edelsten der Menschheit, leben, alle Kunst ist mir nur Vehikel dazu. Aber — man zeige mir die *Mittel* mit denen, die *Art* wie ich würken soll.

2) Ob und in welchem Fache des Ordens er zuerst unterrichtet seyn wolle?

ad 2) Der *erste* Unterricht und der letzte scheint mir *der* zu seyn, den Meister (Jesum Christum) den ich bis jezt nur *ahnde* und die, die er gesandt hat, *kennen* zu lernen. Ich bitte vorläufig hauptsächlich *darüber* Belehrung, ob der Weg zum Heylande durch die Patriarchen der *Urwelt* allein führt, oder auch durch die Patres ecclesiae romano-catholicae (sc[ilicet] der *Urkirche*) Mir ist das *sehr* nöthig zu wissen, und *bald* zu wissen, um nicht, in der besten Absicht, zu straucheln.

3) Ob er glaube daß der Br[uder] Sincerus, sein Proponent, Fähigkeiten des Verstandes genugsam und auch den Willen dazu habe?

ad 3) *Ja!!!* — darauf leb ich und sterb ich!!! — Die Stunde vor der Beichte in der S[ackheim]schen Kirche[1]), welche ich nächst Gott Sincero verdanke, war die seeligste, die *einzige* meines ganzen Lebens. — Die *Agape* — nie, nie werde ich sie vergessen. Diesem Manne, bey dem Verstand und Willen im reinsten Einklang. Ich bin ihm mehr als mein Leben schuldig!

4) Ob er einen andern Bruder zum Unterricht wünsche und aus welchem Grunde pp?

ad 4) Ich wünsche nie einen andern Führer, weil Bruder Sincerus alle Eigenschafften des Kopfes und Herzens, mein unbegränztes Zutrauen besizt. — Aber — des Meisters Wille ruft mich wahrscheinlich in kurzer Zeit nach Berlin. Wäre es nicht gut, wenn ich einen Führer angewiesen erhielte, mit dem ich *dort mündlich* conversiren könnte? —

[1]) Siehe Brief an Hitzig vom 6. Mai 1804 (unsere Nr. 57), S. 268. — An dieser evangel. Kirche (gegr. 1638) war Mayr von 1801 bis 1818 zweiter Prediger.

5) Ob der Bruder Samuel einen Vertrauten vorzuschlagen wisse und vor ihn bürgen könne?

Ad 5) Nein — ich weiß keinen den ich für würdig genung und qualificirt zum †Bruder halte. Zwey Menschen dürfften es vielleicht in der Folge werden, Höpfner, JustitzAssessor in Koenigsberg. Er hat den Meistergrad, ist in der Moral trefflich. Aber er hat zu viel kalte Vernunft, zu viel Selbstvertrauen, zu wenig Phantasie obwohl viel Herz, einen bey weitem noch nicht gebildeten Sinn für Religion. Dann Raphael Bock, RegierungsReferendar in Bialystock, er hat ungeheuer viel religieusen, viel Kunst-Sinn, viel Phantasie, auch moralische Anlagen. Aber seine Moralität ist noch schwankend, er selbst noch in jedem Betracht zu jung. Auch ist er noch nicht maurerischer Meister. Beyde können noch nicht †Brüder werden, wohl aber dereinst und beyde verdienen es vorzugsweise zu †Brüdern erzogen zu werden.

6) Sind Sie seit der Zeit daß Sie Ihr Petitum schrieben in maurerischen Graden fortgeschritten?

ad 6) Antworte ich — nein! Ich habe seit der Zeit keine neuen Grade bekommen. Aber fragen muß ich bestimmt. Wenn ich, (was sehr bald seyn kann, sehr wahrscheinlich noch in diesem Jahre seyn wird) nach Berlin komme, kann ich mir im Systheme der laten Observanz neue Grade geben lassen? Ich wünschte es, weil ich nicht gern irgendwo auf halbem Wege stehen bleibe, aber — Ihr Wille, meine Brüder, wird mir Befehl seyn, dem ich unbedingt Folge leisten werde.

Nur — zum Schlusse — noch eine Bitte. Erfüllen Sie den sehnlichsten Wunsch meines Herzens, veranstalten Sie bald! meine Reception!!! — Mit Leib und Seele, und allen Kräfften will ich unserm Herren und Meister dienen und mit Ihnen mitwürken. Aber — es ist periculum in mora. Nicht daß ich abtrünnig würde, ich bin ewig †Bruder auch wenn Sie mich nicht aufnähmen; aber ich glühe zu sehr für die Sache, und könnte vielleicht, eben des-

halb und bey dem besten Willen aus Unkunde Schritte thun, die unrecht wären. Also — eilen Sie mit mir! Ich habe lange genug gelechzet! Geben Sie mir eine Addresse unter der ich Sie von meiner wahrscheinlich baldigen Abreise nach Berlin benachrichtigen kann.

Ich grüsse Sie in der uns bekannten heiligen Zahl! —

Ewig Ihr Sie ehrender liebender, Ihr armer schwacher

Bruder Samuel.

85. An Ernst Friedrich Peguilhen.

Warschau, den 4ten September 1805.

Mein stets und innigst geliebter treuer, wackerer Freund!

Mit vieler Beschämung habe ich nunmehro auch Deinen 2ten Brief bekommen, und will ich nicht vor mich selbst erröthen, so muß ich ihn — wie ich thue — mit umgehender Post beantworten, und lieber den Zeitungs Bericht, von dem ich mich noch immer nicht trennen kann, und etwelche Expedienda liegen lassen.

Für's erste nur die ernste Betheurung, daß mich die Freundschafft, mit der Du so liebevoll mich umfängst, aufs innigste rührt, daß Dein immer Deinen gerechten Wünschen nicht entsprechendes Schicksal, Du trefflicher Mensch, mich schmerzhaft ergreift, und daß ich, so sehr ich auch wegen meiner Nachläßigkeit in culpa bin und so sehr auch der Schein gegen mich ist, niemahls in meinem ganzen Leben aufhören werde, Dich, braven, trefflichen Menschen, hochzuachten und zu lieben! —

Was meine Versetzung nach Berlin betrifft, so ist solche allerdings nicht nur im Werke, sondern auch, neueren Nachrichten zufolge, so nah, daß ich im buchstäblichsten Sinne, tagtäglich, der bestimmten MarschOrdre entgegensehe. Es ist der mögliche Fall, daß sie sich noch einige Wochen verzögert, es ist aber auch sehr und noch ungleich mehr wahrscheinlich, daß sie in wenigen Tagen hier ist. Diese Vermuthung macht es mir nicht nur unmöglich, nach dem

herrlichen meiner Seele noch immer unendlich theuren Plock[1]) zu kommen — so gerne ich die heiligen locos classicos dort besuchte, sondern zwingt mich sogar zu der Bitte, daß, wenn Du mich — was mich unendlich, unendlich erfreuen würde — mich hier in Warschau besuchen willst, Du unverzüglich kommst, da ich, wenn — was ein sehr möglicher Fall ist — ich mit morgender Post Ordre zum Aufbruch bekomme ich über acht Tage schon reise. Doch kann es auch noch Wochen dauern!

Als was ich in Berlin angestellt werden soll, weiß ich selbst noch nicht, habe aber allen Grund zu vermuthen, daß man mich einstweilig zu einem Stück Geheimen Secretair mit ein circa 600 Thaler Diaeten machen wird.

Was Dein Urtheil über mein Creutz an der Ostsee anbetrifft, so verkenne ich in Deinem liebevollen Zürnen darüber so wenig den wohlmeynenden Freund, als den es mit der mir gewiß sehr heiligen Sache der Menschheit ehrlich meynenden Weltbürger. Demohngeachtet liegt eine einseitige Ansicht und ein Vorurtheil Deinem Urtheil zum Grunde. Glaube mir daß ich den höchst edeln und hochachtungswerthen Grund, warum Du Dich, meinet- und der Welt wegen über mein Stück ärgerst zu schätzen weiß; glaube mir daß ich die heilige Sache der Freyheit noch immer eben so schätze wie Du, die neuesten Staatsereignisse gewiß von derselben Seite betrachte wie Du, und den Verfasser des Concordats[2]) eben so tief verabscheue als Du es thun wirst. Aber um mich zu beurtheilen, (daß[3]) habe ich Dir schon offt mündlich gesagt) mußt Du nicht bey der Schaale stehn bleiben, sondern sie aufbrechen und den Kern herausnehmen. Bey der Poesie ist aller Stoff egal, ob Du den heiligen Adalbert schilderst, der sich zur Verbreitung des ihm heiligen Glau-

[1]) Peguilhen war inzwischen von Berlin nach Plock versetzt worden.

[2]) Wohl nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen; sondern die von Preußen den Katholiken gewährte Rechtsgleichheit mit den Protestanten und seine Zustimmung (seit 1805) zu einer beständigen diplomatischen Verbindung mit dem heiligen Stuhle, infolgederen W. von Humboldt seit April 1806 nicht mehr Resident, sondern bevollmächtigter Minister bei der päpstlichen Kurie war.

[3]) Lies: das.

bens opfert, oder Robespierre, in so fern Du ihn zum Heiligen (der sein eigenes Gedächtniß der Schmach der Nachwelt, wegen dessen, was ihm göttliche Freyheit schien, opferte) verklärst, das ist in der Poesie egal. Ich nahm den Adalbert, weil die dunkle Zeit, in der er lebte, der romantischen Daemonen Welt günstig war; über tausend Jahre wird Robespierre vielleicht ein eben so guter Vorwurff für die Kunst seyn. Ob die Freyheit sich blutige Trophäeen errichtet, ob der Despotismus sich Schlachtopfer würgt, das ist in der Moral himmelweit verschieden. Für die Poesie dagegen sind alle Menschen und ihre Handlungen, nur Allegorieen des Göttlichen oder Ungöttlichen. Wenn ihr Leute doch nur einmahl in Principiis fest wärt, nur einmahl es auffassen möchtet, was Poesie eigentlich ist, so wären alle Eure Urtheile minder schwankend, Eure Ansichten bestimmter. Poesie ist die Darstellung einer Welt, die im Innern unsers Gemüths waltet; Darstellung des göttlichen Moments in dem Geist und Herz sich vereinigend, sich in ihren beyderseitigen Urquell, die Gottheit, verliehren. Alle Handlungen intressiren sie nur in Betreff der Quelle, nicht der Würkung. Arnold von Winkelried und der Märtyrer, der aus Ueberzeugung für die unbefleckte Empfängniß der Maria stirbt, stehn bey ihr mit Recht, auf gleicher Stufe, wiewohl der universal-historische Effect zwischen zwey Menschen sehr verschieden ist, von dem der Tod des Einen — Du kennst doch den grossen Arnold von Winkelried, den Schweitzer?! — sein Volk von Sklaverey rettet, und der Tod des Andern eine Chimaere zu bestättigen strebt. Eben so wirfft die Poesie den neuen Eroberer Egyptens, der sich dort zum Mahomedaner log, mit dem herrschsüchtigen Gregorius XIV der sich zum Christen log, in einen Sack, ihre historischen Rollen mögen so verschieden seyn als sie wollen. Die Poesie, mit einem Worte, eröffnet das innerste Heiligthum des Gemüths, alle Menschen sind ihr nur Erscheinungen, Allegorieen des Göttlichen! — Welche Erscheinungen sie benutzt ist indifferent; wärst Du ein Dichter, ich liesse es Dir unbenommen, die Mythen der Griechenwelt zu benutzen, so verstatte es auch mir, wenn mein Genius sich zur romantischen hinneigt! — Warum nimmst Du alles au pied de lettre, warum bleibst Du bey der Schaale stehen, ohne

meinen tieferen allegorischen Sinn aufzufassen. Ein verheyrathetes Weib die ihren Ehemann, aus Religiositaet — wie Malgona — nicht herüber lassen will, ist eine Närrin, ich gebe es zu; aber ist das auch Narrheit einen Eydschwuhr zu halten, selbst unter den größesten Lockungen zum Eydbruch und hatte Malgona nicht geschwohren?[1]) Eine Monstranz ist ein vergoldetes Stück Silber, eine Hostie, selbst eine geweyhte, ein Stück Weizenteig, Du kannst beydes in einen Abtritt werffen, ich habe nichts dagegen; aber hat denn der Dichter, um die Gottheit zu bezeichnen, was anders als Bilder? Glaubt Ihr daß das Metrum den Poeten vom Nicht-Poeten unterscheidet. nein — dadurch daß dieser raisonnirt, jener lebendige Gestalten erschafft, unterscheiden sie sich. — Warum bleibst Du immer bey den Worten stehn, habe ich es Dir nicht gesagt: daß meine Hierarchie mit der verdorbenen des schändlichen Pseudo-Catholicismus wie er jezt ist nichts gemein hat? In verbis simus faciles! Denke Dir einen Areopag im edelsten Sinne des Worts, das ist meine christliche Kirche! Der Dichter muß Lobredner der Freyheit seyn, aber nicht der politischen, sondern der höheren die den Aufschwung der Seele zum Göttlichen, troz allen Fesseln der Umgebung, zum Ziel hat. Daß die Hierarchie, insofern sie, ihrem reinsten Begriff nach, stufenweise Erhebung zur Gottheit ist, diese Freyheit nicht unterdrückt, sondern begünstigt, davon bin ich überzeugt. und das suche ich in Bildern darzustellen. Höchstwahrscheinlich wähle ich künftig einen ganz heterogenen Stoff, aber das Göttliche wird immer die Folie seyn

Daß Du glaubst ich hätte bey meinem gegenwärtigen Stück bloß der Phantasie gefolgt, darin irrst Du Dich. Der Plan ist mit der kältesten Vernunft und Absichtlichkeit entworffen. Das Ganze steht hoch über den Thals Söhnen, der zweyte Theil ist zur Hälffte fertig, und wird wills Gott zehnmal besser als der erste. Einen Kerl wie meinen Waidewuth haben die Deutschen noch nicht gehabt. Ewig Dein Freund

Werner.

[1]) Siehe A. Schr. 7. Bd. III. 2, S. 160.

[Nachschrift:]

Die dumme Publication des Erzkanzlerischen Schreibers[1]) ärgert mich aus mehreren Gründen, und es freut mich, daß Du und jeder meiner Freunde, von meiner Unschuld an dieser thörigten Etourderie überzeugt ist; wiewohl Sander es aus sehr redlicher Absicht gethan hat, die ich ehre, so schadets mir doch mehr als daß es hülffe. Auch die zwischen dem grossen ewig unsterblichen Schiller und mir gezogene Parallele hinckt. An redlicher Absicht bin ich ihm gleich, an Phantasie auch, aber die Tiefe seiner Ideen, die ihn eigentlich groß macht, werde ich nie erreichen. Das schadet auch nichts und es ist überhaupt albern Doubletten im Geisterreiche zu verlangen, wo Jeder eine schöne originelle Individualität für sich seyn soll.

[Randbemerkungen:] Schreibe mir bald und viel, ich will prompt antworten.

(Meine Frau und Itzig grüßen herzlich).

86. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d. 5ten Septbr. 1805.

Theuerster Freund!

Anliegend übersende ich Ihnen den ersten Gesang und eine Episode aus dem 4ten eines in 10 Gesängen bestehenden romantisch epischen Gedichts, was die Eroberung oder Besitznahme Madeira's durch Robert Macham zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist mein innigst vertrauter Freund Raphael Bock, der als Regierungs-Auscultator[2]) in Bialystock angestellt ist. Er ist ein Sohn des als Uebersetzer von Virgils Georgikôn der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Krieges-Rath Bock zu Koenigsberg, (welcher letztere kürz-

[1]) Lies: Schreibens, das in mehreren Tagesblättern abgedruckt wurde; siehe z. B. „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburger unpartheyischen Correspondenten" Nr. 134 vom 21. August 1805 („Schreiben aus Berlin vom 17. August").

[2]) Vorher gestrichen: „Referendar in" und darüber „Ausculto r", ebenfalls gestrichen.

lich die Schwester des Capellmeisters Reichardt geheyrathet hat) ist circa 23 Jahr alt, und besitzt nebst einer ausgezeichneten Kenntniß der italiaenischen Sprache, ein so tiefes KunstTalent, daß ich schwöhren möchte, er wird einst, besonders in der episch romantischen Gattung, unter den Deutschen Epoche machen. In Betreff des Metrums hat der Verfasser das Angemessenste, nehmlich ottave rime und zwar, nach Camoens Muster, durchgehends eilfffilbige gewählt (sc: weibliche Endungen) was die Arbeit eben so erschwehrt, als es den Wohlklang befördert. Bey Ihrem für Correctheit des Sinnes und Ausdrucks so zartem Gehör, wird es Ihnen nicht entgehen, daß die poetische Dicktion dieser Stanzen unterscheidende Züge der handelnden Persohnen, Weichheit und Numerus der Verse in sehr hohem Grade enthält, dagegen widerliche Versetzungen, Elisionen, Häufung der Consonanten, gleich lautende Wörter, kurz alle acroceraunischen Klippen des Dichters so glücklich vermieden sind, daß Diction, Versbau und Wohlklang einen hohen Grad der Vollendung eben so als die Bearbeitung des Romantischen hat, und die besten Cinquecentisten darin in einer Vollkommenheit erreicht sind, wie die deutsche Sprache wenige Proben aufzuweisen haben dürffte.

Ich glaube Ihnen und Hrn. Hofrath Fischer (dem ich mich hochachtungsvoll zu empfehlen bitte) keine unangenehme Offerte zu thun wenn ich Ihnen beyliegende Probearbeit meines jungen Freundes (dessen hohen Kunstsinn ich mit ausgebildet zu haben, mich glücklich schätze) zur Einrückung in die Eunomia anbiete. Ob Sie ihn, da seine VermögensUmstände sehr beschränckt sind, durch ein kleines Honorar aufmuntern wollen oder auch nicht, muß ich Ihnen anheimstellen, nur soviel bin ich beauftragt, Ihnen, Nahmens seiner, zu sagen:

Daß der 2te 3te und 4te Gesang schon fertig und der 5te in der Arbeit ist, und daß diese 5 (Der 3te und 5te enthält jeder an 150 Ottaven) welche den 1sten Band des ganzen aus 10 Gesängen bestehenden Epos ausmachen, innerhalb 2 Monathen völlig vollendet seyn werden, nebst einer prosaischen Einleitung über das Ganze und die episch romantische Gattung überhaupt.

Der Verfasser ist gesonnen es Ihnen in Verlag zu geben und,

in Betreff des Honorars sich (seinem Ausdrucke nach) jede nur nicht schimpfliche Belohnung gefallen zu lassen, was, in sofern Sie Sich mit der Sache befassen, bey Ihren so edelmüthigen Gesinnungen ohnehin nicht zu befürchten steht. Ich — so sehr ich von der Trefflichkeit des Gedichts überzeugt bin — überlasse Ihnen unbedingt Alles, nur muß ich Sie inständigst bitten:

1) mich Ihren Entschluß bald wissen,
2) anliegende Probe, auf jeden Fall in die Eunomia, oder, wenn Sie das nicht wollen, in ein anderes gutes Journal einrücken zu lassen,
3) wenn Sie Selbst den Verlag nicht übernehmen wollen, wo möglich einen andern Verleger gütigst auszumitteln, und
4) auf jeden Fall die Hefte bis zu meiner Ankunft in Berlin dort zu behalten, um Gottes willen aber keines davon abhanden kommen zu lassen, was mir der Verfasser, da er keine Abschrifft davon genommen, auf die Seele gebunden hat. —

Ihrer Frau Gemahlin meine und meiner Frauen ganz gehorsamste Empfehlung. Noch ist keine FinalResolution von Berlin eingegangen! — Das setzt mich in die allerentsetzlichste Verlegenheit!!! Michael ist vor der Thür, ich kann mein gemiethetes Logis nicht anderweitig vermiethen, weiß nicht ob ich Holtz, Lebensmittel pp für den Winter anschaffen soll, kurtz ich bin wie gelähmt. Können Sie zur Hebung meiner gerechten Angst dadurch beytragen, daß Sie den Minister zur Beschleunigung der FinalResolution bewegen, so werden Sie zum ewigen Danke verbinden Ihren Sie ehrenden liebenden Freund und Diener

Werner.

[Randbemerkungen auf der 1. und 2. Seite:] Die über den Brief des Erzkanzlers geschehene Insertion in den Zeitungen habe ich gelesen. Sie ist, besonders die Parallele zwischen dem grossen Schiller und mir, viel ehrenvoller als ich es verdiene, und in der Hinsicht danke ich Ihnen herzlichst dafür. Ob sie aber unsern Zweck befördern wird, steht zu bezweiffeln, und wenigstens muß ich Sie

innigst bitten, meine Mitwissenschafft an der Sache um so weniger zu eclatiren, als ich immer gegen die Publication war.

87. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 8ten September 1805.

Höchstverehrungswürdigster, innigst und herzlichst geliebter Herr Kriegsrath!

Ich würde Ihre beyden[1]), mir so unendlich theuren letzten Briefe vom resp. 9ten und 23ten August eher beantwortet haben, hätte ich nicht immer auf Etwas Bestimmtes von Berlin aus gewartet, um es Ihnen melden zu können. Das ist indessen noch nicht eingegangen, und ich befinde mich in der Lage eines Hahns, der auf einem immer stärker geheizten Boden herumspaziert. Mit jedem vergebens erwarteten Posttage mache ich höhere Sprünge. Ich bin nicht ungeduldig, aber — und zwar diesmahl aus gutem Grunde — verlegen. Ich habe hier von Michael ab ein Logis gemiethet, schon um Johanni, ehe ich noch von meiner nahen Versetzung wußte. Noch könnte ich es anderweitig vermiethen, aber ich risquire es nicht, um nicht auf den schlimmsten Fall im blossen zu bleiben, so wie ich gegentheils, wenn ich nicht vor Michael einen Aftermiether suche, Gefahr laufe, ein Vierteljahr die Miethe umsonst zahlen zu müssen. Hiezu kommt daß ich mich mit nichts für den Winter Nöthigen versorgen kann, da es doch immer noch wahrscheinlich — selbst nach Sanders Briefen — ist, daß ich bald nach Berlin komme, — kurz, ich bin im eigentlichsten Verstande entre chien et loup! — Aber, genug mit diesen Klageliedern Jeremiae! Verzeyhen Sie nur, mein väterlicher Fürsorger, daß ich Sie ewig damit belästige, ich bin ja durch Ihre eigene Güte verwöhnt, Freude und Leid in Ihren theilnehmenden Busen aus zu schütten! —

Thränen der Freude und Wehmuth kamen mir in die Augen, als ich von der Feyer Ihres 70sten GeburtsTages laß! Mein armer

[1]) Der Anfang des Briefes bis „aus zu schütten“ (Schluß dieses Absatzes) fehlt im Druck.

Vater[1]) hat es nicht so weit gebracht! Erheben Sie freudig Ihr seelenvolles gluthvolles Auge gen Himmel! Danken Sie Gott der Sie 70 schöne glückliche Jahre durchleben ließ, und es Ihnen möglich machte, durch den edelsten Eiffer so Viele um sich herum und in der Ferne zu beglücken. Sie schreiben „ich möchte jezt am liebsten in einem Stübchen sitzen, vergessen und vergessen werden!“ Diese Stelle macht mir eine herzzernagende Empfindung, deren Bitterkeit ich nicht beschreiben kann! Nein, Sie trefflicher Mensch, Sie sollen nicht vergessen und nicht vergessen werden! Sie brauchen den Lethe nicht! Sie sollen nicht im Stübchen sitzen, sondern mit Freudigkeit Ihrem Ziele entgegenschreiten! Ich will Sie durch die abgenutzte Vergleichung mit dem Anacreon nicht entehren. Anacreon war mit allen seinen Trauben und Mädchen, doch immer nur ein alter Egoist, vor dem ich wenigstens keinen Respekt habe. Aber Ihnen, der Sie die Freuden der Religion kennen, Sie haben die herrliche Aufgabe ein christlicher Anacreon zu werden! Ich weiß daß Sie meinen gutgemeynten Eifer weder mißdeuten noch belachen, darum spreche ich wie mir Gewissen und Dankgefühl, gegen Sie, meinen zweyten Vater, gebieten. Sie schreiben Sie wickeln Sich durch's Leben, ohne es recht mehr umfassen zu können. Sie würden diese Klage, die mich mit dem herbesten Schmerze Ihretwegen erfüllt, nicht führen können, wenn Sie das Gewühl dieser Welt aus dem göttlichen Standpunkte der Religion erblickten. O die Grazien der Vorwelt sind wahrhafftig nichts, gegen die Engel des Christenthums! Der elende Kotzebue würde letzteres nicht verlästert haben[2]), könnte

[1]) W.s Vater, Jakob Friedrich (1732—1782), Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der Univ. Königsberg, war schon in seinem 50. Lebensjahre gestorben.

[2]) Besonders in den „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel“ (Berlin 1805); „durch das ganze drei Bände starke Werk hindurch verweilt er mit dem petulantesten Muthwillen bei Allem, was auf positive Christuslehre, auf Legenden, Martyrergeschichte, Kirchen- und Priesterthum hindeutet. Hier zeigt er seine Fertigkeit in allgemeinen, unbestimmten halbwahren Wendungen, Wortspielen, Späßchen und witzigen Einfällen, das der christlichen Welt Heilige zu verspotten“ (siehe [Friedrich Cramer]: Leben A. v. Kotzebue's, Leipzig 1820, S. 356 f.).

er auch nur das Mindeste von diesem Heiligthume ahnden! Sie schreiben: „man soll die Religion in die Moral mischen, wie das Kupfer in's Gold, um den Münzen bessere Prägbarkeit zu verschaffen.“ Ich unterschreibe diesen Satz keinesweges. Die Moral bedarff der Religion nicht, und diese, die selbst der letzte und höchste Zweck der Menschheit ist, kann, selbst zum besten Endzweck nie als Mittel gebraucht werden. Religion ist der Mond der aus der Silberfluth einer reinen Seele (aus der Sittlichkeit) emporsteigt, er kann die Fluth (das Gebiet der Moral) beleuchten; aber er hat mit ihm nichts gemein, sein Glanz erhellt eben so den Aether der Kunst und die Flur des würklichen Lebens, er bringt Licht in das chaotische Dunkel um und in uns. O lieber, theuerster Herr KriegesRath. Sie sind 70 Jahre, ich 36, ich kann Ihnen ja nichts sagen, was Sie nicht besser wissen, aber beschwöhren kann und muß ich Sie, Ihr Leben Ihr schönes Leben mit einem noch viel schönern Abende zu beschliessen! Ob ich ein Buch geschrieben habe, ob Journäle und Zeitungen dummes albernes Zeug über mich radotiren, das ist ja gar nichts. Dieselben löschpapiernen Zeitungen werden mich vielleicht sehr bald, wenn ich auf der Stufe bin zu deren ich heran klimme, eben so tief verlästern, und werde ich darum schlechter seyn? — Nein, besser! denn diese Sünder wissen (videatur die mich betreffende passus der Hamburger und Berliner Zeitung, die mich mit dem gerechtesten Unwillen erfüllt haben) im Lobe und Tadel nicht was sie thun! — Das ist Alles nichts! Aber, wenn ich bestimmt seyn sollte, auch nur wenige, auch nur einem so trefflichen Menschen als Sie sind, den Abend seines Lebens zu verklären. Das wäre göttlich! — Auch ich möchte es mit bittern Thränen beweinen, daß ich Ihren lehrreichen Umgang nicht mehr genossen, Ihnen nicht mein volles Herz ausgeschüttet habe. Aber mein liebender Geist ist bey Ihnen, und, ich hoffe es zu Gott, der in den Schwachen mächtig ist, Sie werden seinen Einfluß spühren. Was ist denn Mysticismus? (Ein elendes von unwissenden Menschen erfundenes, von albernen gebrandmarktes Wort!) Das Ding was als Mysticismus verachtet wird, ist der Abglanz der Gottheit im Menschen. Kann dieses Ding, dieser göttliche Abglanz wohl gebraucht werden, um einem so jämmerlichen

Wesen als eine Comödie so etwa ein bischen Anstrich, Haltung etc. zu geben? Nein umgekehrt, alle Gedichte und Kunstwerke in der Welt sind nur dazu da, einen schwachen Schimmer jenes Glanzes wiederzugeben, der zu blendend ist, um vom unbewaffneten Auge ertragen werden zu können. Ihm müssen wir nachringen, und der ZeitPunkt dazu ist accurat jezzo gekommen, jezt, wo die Welt in allen Meynungen verwirrt, von aller Tugend und Rechtlichkeit entblößt, keinen Götzen kennt als das Geld, der sobald ihm die Würde der Menschheit — (gewiß das blutigste Opfer!) gebracht worden ist, eben so schleunig seinen Anbetern entflieht. Jezt ist der Zeitpunkt, wo die Welt sich nach Errettung sehnt, und sie erhalten muß! Dahin muß Alles würken Predigt, Schauspiel, Gedicht, Bild und — That! Könnte ich thun, ich schriebe nicht! Vor der Hand muß ich leider noch schreiben. Was die miserable Bretterbühne vermag, kenn ich sehr genau, da ich mich von Kindheit unter Schauspielern herumgetrieben, mit BühnenMechanismus beschäfftigt habe. Aber die Bühne muß heraufgeschroben werden und kann es auch. Auch sie ist Mittel zum Zweck, und die Zeit ist so jämmerlich, daß auch das schlechteste Mittel benutzt werden muß. Gehts mit der Bühne nicht, so muß es auf andre Art gehn. Kurtz, gewürkt muß werden und auch von mir, ob ich geheimer Secretair oder Krieges-Rath werde, oder, was eben so möglich ist, zu Grunde gehe, das ist, wenn von höheren Dingen die Rede ist, nullius momenti! —

Sie aber, edler trefflicher Mann, müssen nicht von Mysticismus sprechen; für so reine Seelen, als die Ihrige, giebt es keinen Mysticismus! Die Gottheit ist so klar, als Ihre Seele! Der Christenhimmel ist mit so freudigen Gestalten bevölkert, daß man die filles de joye (Nymphen und Grazien genannt) zur Freude nicht braucht. Es giebt nur eine Muse, die Religion! O, ich beschwöhre Sie, ergreifen Sie sie mit Inbrunst!

Der Minister[1]) ist ein sehr würdiger Mann! Es ist etwas in meinem Herzen, was mich gerade zu ihm, bloß als Mensch zum Menschen unwiderstehlich zieht[2]). Ob ich aber zu ihm als

[1]) Diese Stelle bis zum Schlusse des Briefes fehlt im Druck.

[2]) Scheffner spricht sich in der Selbstbiographie ähnlich aus. Der Mi-

Mensch, oder als blosser Secretair (die man in Berlin auch recht nett von Holz macht) sprechen soll, das — wird von I h m abhängen! Ich wünschte um u n s r e r b e y d e r wegen, sehnlichst das erstere, aber wenn's seyn m u ß, kann ich auch das letztere.

Meine Frau küsst Ihnen und Ihrer patriarchalischen Gattin die Hände und ich bin (zürnen Sie nur nicht über mich!) ich bin zwar dumm dreist, aber ewig mit innigster Verehrung und Liebe Ihr gantz gehorsamster Diener Werner.

[Randbemerkungen:] Der Herr Kanzler[1]) von Schrötter aus Marienwerder ist heute hier angekommen[2]). Ich werde, sobald er sich erst etwas von Geschäfften verpustet hat, so frey sein ihm, g a n z p r o s a i s c h aufzuwarten, und habe mir zu dem Ende meinen Backenbart abrasiren lassen, mit dem ich es, wie mit allem was bloß eine feine äusserliche Zucht ist, halte, das heißt ihn eben so willig als meinen Autorbeyfall, zeitliches Glück et Consorten, höheren Zwecken aufopfere. Haben Sie doch die Güte den jungen lieben Baron, Hrn. p Busolt und den braven Höpfner recht herzlich zu grüssen. Letzterer hängt mit ganzer Seele an Ihnen!

P o s t s c r i p t den 8ten Septbr. Abends

So eben als ich diesen Brief schliessen will, erhalte ich ein Schreiben von Sr. Excellenz aus Berlin, was ich — (ich dachte es wäre die Ordre zum Marsch) — mit der e n t s e t z l i c h s t e n Inbrunst aufgerissen und mit vieler Resignation wieder zusammengelegt habe. Hier ist es wörtlich copirt.

nister von Schroetter sei ihm immer besonders lieb gewesen, „wegen einer zusprechenden, freundschaftlichen, eine gewisse poetische Wärme verrathenden und nie tragischen Art über Welt, Wissenschaften und Menschen zu conversiren", a. a. O. S. 324.

[1]) Diese Stelle bis ... „aufopfere" (Z. 9 v. u.) steht auch im ersten Druck; das übrige fehlt.

[2]) Karl Wilhelm Freiherr von Schroetter, der Bruder des Ministers, traf zur Revision der Regierung in Warschau ein. Hoffmann macht davon ebenfalls Erwähnung im Briefe vom 26. desselben Monats an Hippel (a. a. O. S. 210).

„Ew. p benachrichtige ich auf Dero Schreiben vom 4ten d. M.“ (NB das mir von Ihnen gütigst in die Feder dictirte, und wörtlich von mir abgeschriebene) „daß ich Ihres Wunsches um Versetzung nach Berlin eingedenk bin, und jezt deshalb mit dem hochlöblichen südpreussischen Departement in Correspondence stehe. Sobald gedachtes Departement nur nicht der Sache ganz entgegen ist“ (welche erschreckliche Möglichkeit!) „hoffe ich Ew. pp wenigstens Ihrem Ziele insoferne näher zu bringen, daß Sie vorläufig mit einem Diaeten Saß von Einem Thaler, und mit Beybehaltung der Hälffte Ihres dortigen Gehalts, hieher gezogen, und Ihnen dadurch die Aussicht eröffnet werde, in der Folge hier einen fixirten Posten zu erhalten. Ich bin übrigens mit aller Hochachtung

Ew. pp ergebener Diener

Berlin den 28sten August 1805. Schrött[e]r“.

Sie können daraus sehen wie redlich und gütig der treffliche Minister, aber auch, wie Alles noch in dubio und weit aussehend ist! Ich halte es übrigens fürs Gerathenste dem Minister gar nicht hierauf weiter zu schreiben, auch bey dem südpreussischen Departement keine Demarchen zu thun, weil das nur — wie viele Köche den Brey — die Sache verderben könnte. Doch will ich unbedingt Ihrem geprüfteren Rathe folgen. — Wollen Sie gütigst dazu beytragen, daß ich nur bald wenigstens FinalResolution bekomme, so entreissen Sie mich der entsetzlichsten, quaalvollsten und gerechtesten Verlegenheit! —

Und jezt nur noch die eine Bitte mir nächst meinen unendlichen Bitten, auch noch die Dummdreistigkeit gütigst zu verzeyhen, mit der ich in meinem Briefe zu plappern gewagt habe. Es geschah, Gott weiß, aus der reinsten Absicht und, mags mein Leben kosten, ich bleibe doch dabey: Sie sind ein Patriarch, kein blosser Anacreon und das ist mir auch recht herzlich lieb!

Werner.

[Randbemerkungen:] So viel Gerechtigkeit werden Sie und meine Landsleute mir doch wiederfahren lassen, daß ich an der al-

dernen Insertion meinetwegen in der Berliner und Hamburger Zeitung keinen Theil noch Anfall habe, sondern mich des dummen Zeuges herzlichst schäme! —

88. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d. 23sten Septbr. 1805.

Mein innigst geliebter Freund!

Wie sehr ich an Sie denke, können Sie daraus abnehmen, daß ich die ganze verwichene Nacht von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin geträumt und mich mit Ihnen Beyderseits unterhalten habe.

Ich bin in der entsetzlichsten Verlegenheit. Seit Ihrem letzten lieben Briefe vom 7ten d. sind abermahls bald 3 Wochen verstrichen, und noch ist keine Sylbe aus dem südpreussischen Departement an unsern Praesidenten (wie ich ganz bestimmt weiß) eingegangen. Ich war gleich nach Empfang Ihres Schreibens bey unserm braven Praesidenten, und er gab mir die beste Hoffnung, daß sich die Sache nach meinem Wunsche arrangiren lassen würde. Indessen kann er, bey dem besten Willen, eher nichts thun, als bis aus dem südpreussischen Departement die Aufforderung an ihn gelangt, und ich bin wie gelähmt, da der Winter herannaht, und ich meine Effecten unmöglich eher absenden kann, als bis die Sache wenigstens hier entschieden ist, was nicht eher, als nach Eingang der Aufforderung an's Praesidium geschehn kann. — Gott! Gott! Wie sauer wird mir jeder Schritt meines Lebens gemacht; ich fange schon an ganz muthlos zu werden! — Wenn Sie doch gütigst die Sache beschleunigen könnten, aber nicht bey Sr. Excellenz von Schrötter (den der treibt sich schon selbst, und würde auch, bey noch dringendern Suppliciren um so ungeduldiger werden müssen, als die Sache sich nur am südpreussischen Departement accrochirt) sondern bey Herrn Geh. Fin. Rath von Kleewitz. Ich bin schon auf die Gedanken gekommen, ob vielleicht die russischen Unruhen Schuld am Aufenthalt auch dieser Sache wären. Auch sie beunruhigen mich

sehr. Die Russen ziehen sich immer näher nach der preussischen Gränze, sind schon über die Pilica gegangen und der Keyser selbst ist 14 Meilen von hier. Alles sieht kriegerisch aus, wir wissen nicht woran wir sind, und können in wenig Tagen die Russen in Warschau haben, wo wir von den blutdürstigen uns feindseeligen Pohlen Alles fürchten können! Sehen Sie, so geht's Ihrem armen Freunde! Können Sie, so helffen Sie, aber bald, denn meine Verlegenheit ist gränzenlos, wenn ich hier überwintern soll, was, bey längerem Aufenthalt der Sache der ohnausbleibliche Fall seyn dürffte.

Aus Koenigsberg schreibt mir ein guter Freund, daß er gehört habe, ich würde in's Departement des Hrn. p von Hardenberg kommen. Ob was an der Sache seyn mag? Ich glaub es nicht, möchte es aber wünschen, um nur von dem südpreussischen Departement weg zu kommen, wo man, sub rosa gesagt, die Officianten, bey kaltem Blute sich todt arbeiten und todt hungern läßt. Bloß Hr. p von Kleewitz ist noch meine Hoffnung, der edle Mann wird gegen mich menschlich seyn. Ich wage es nicht an ihn zu schreiben, aber stellen Sie ihm doch gütigst das ensetzliche meines jezzigen ungewissen Verhältnisses vor, und ermuntern Sie ihn zur baldigsten Hülffe!

So wenig Hoffnung ich schon habe, so will ich doch Ihre Fragen beantworten, indem ich zugleich für Ihre gütige Theilnahme herzlichst danke:

1) wegen des Logis so kommt es mir nicht darauf ob es im 2ten Stock (zwey Treppen hoch) ist, auch dürffen die Zimmer nicht groß seyn, wenn es nur vier[1]) Zimmer sind. Dagegen wünschte ich freylich sehr in der Nähe des Theaters, und wo möglich (meiner Frau wegen) in einer nicht gantz traurigen Straaße zu wohnen. Mehr wie hundert Thaler Miethe, oder höchstens Sechs und dreyssig Dukaten jährlich würde ich schwehrlich geben können. Sollte Sich[2]) übrigens ein gutes Logis finden und meine Versetzung nach Berlin würklich nahe seyn, so werden Sie mich sehr verbinden, es baldigst zu miethen, da Chambres garnies doch immer nur ein theurer Nothbehelff sind.

[1]) Davor: „heizbare" gestrichen.

[2]) Verschrieben für: sich.

2) Was die Köchin betrifft so würde ich bitten eine zu 20 höchstens 24 Thaler jährlichen Lohn zu miethen, da eine die mehr Lohn nimmt, auch eine grössere Wirthschafft gewohnt ist, und sich bey meiner kleineren nicht a son aise finden würde —

3) Die Abänderung der Stelle:

Silko

„Freund! Dritter Jüngling

O warum die erste Pflugschaar nur
Nicht in das Herz des alten Frevlers fuhr!“ [1])

ist ganz zweckmässig, und bitte ich solche im Manuscript aufzunehmen. Im Prolog dagegen kann ich kein Wort ändern, da diese Canzone eines meiner gelungensten Morceaus, teres totum et rotundum ist. Der heilige Juschu ist, nach hiesigem VolksDialect, der heilige Joseph. Das Sternbild in Dorotkens Monolog ist der Orion (das Siebengestirn) und, ich dächte, sehr ähnlich gezeichnet [2]). Vom übrigen wenn wir uns persönlich sprechen, vorzüglich die Noten und Parenthesen bey den spielenden Persohnen, dürfften einige Aenderungen leiden müssen.

4) Melde ich Ihnen daß mein 2ter Theil bis zur Mitte des 3ten Ackts (bis zur Hälffte) fertig und nach aller Urtheil so gelungen ist, daß der erste mit ihm gar keinen Vergleich aushält.

Ihrer Frau Gemahlin meinen und meiner Frauen Respeckt. Ich lechze nach baldiger Antwort und Entscheidung.

Ewig Ihr Freund
Werner.

[Randbemerkungen von der 1. bis zur 4. Seite:] Schreiben Sie doch gütigst, ob Sie Bocks epischen Gesang erhalten haben, und ihn unverändert (warum er sehr bittet) in die Eunomia aufnehmen, auch sich und unter welchen Bedingungen etwa, mit dem Verlage des Ganzen befassen wollen. Der arme Junge (ein Mensch vom

[1]) Der Druck hat: „Mein Freund! —
Warum die erste Pflugschar nur . . . .“ (A. Schr. 7. Bd., I. Akt S. 15).

[2]) Vgl. A. Schr. ebenda, III. 2, S. 154.

höchsten poetischen Genie) schwizt als RegierungsReferendar in Bialystock und würde jede Veränderung seines Schicksaals mit Dank annehmen. Sobald ich in Berlin bin fange ich ein Schauspiel bloß für die Bühne zu schreiben an.

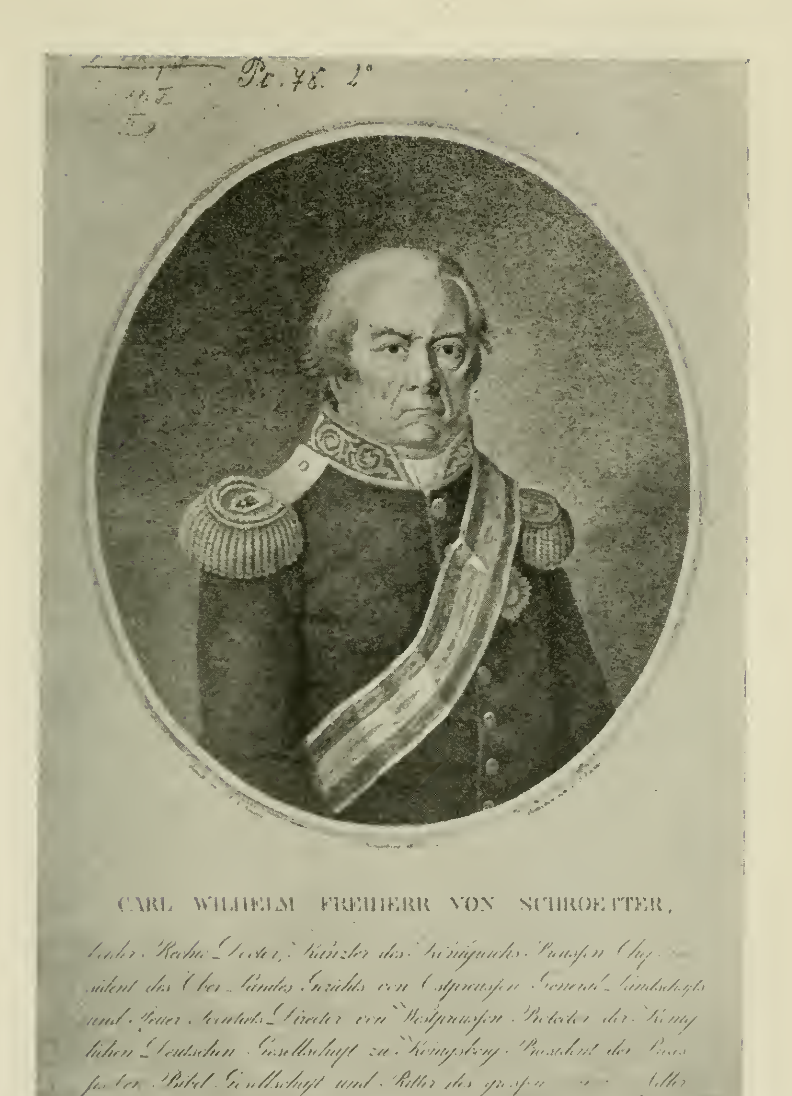
89. An Johann George Scheffner.

Warschau, d. 29sten Septbr. 1805.

Höchst verehrungswürdigster theuerster
Herr Krieges-Rath!

Anliegend überschicke ich Ihnen einen Brief an Sr. Excellenz den Herrn Minister von Schrötter — von dessen Ankunft in Koenigsberg mich der Herr Kanzler unterrichtet hat, — mit der gehorsamsten Bitte, ihn selbst Sr. Excellenz zu übergeben, und ihn, da alle darin angeführten Umstände buchstäblich wahr sind, mit Ihrem gütigen Fürwort umsomehr zu begleiten, als ich im eigentlichsten Verstande hier wie auf Kohlen sitze, und aus der gerechtesten Ungeduld, nichts wünschenswertheres als eine Marsch-Ordre nach Berlin kenne, die ich nur von dem Hrn. Minister von Schrötter erhalten kann.

Gott! was ist der Kanzler von Schrötter für ein herrlicher Mann!! Man braucht ihn, den rechtlichen, trefflichen Menschen nur zu sehn, um ihn aufs innigste zu lieben! Ich habe ihm die visite gemacht, ich habe, mit ein paar Freunden nur, bey ihm gegessen, ich verehre ihn aufs tiefste und innigste und nur die uns bey den Grossen aus leider zu gerechten Ursachen anklebende Furcht für kriechend gehalten zu werden, hat mich verhindert ihm bey meinem Abschiede, aus innigster Liebe und Ehrfurcht die Hand zu küssen! Vorläufig seyn Sie so gütig seinem Sohne unserm innigst geliebten Schrötter zu sagen, daß ich ihm den Besitz eines solchen Vaters beneide und daß eine jede andre Rücksicht der weichen müßte, die Ruhe eines solchen Mannes, wie sein herrlicher Vater ist, auch nur eine Minute zu stöhren. Sagen Sie auch gütigst meinem innigst geliebten Schrötter ich hätte seinen letzten Brief erhalten, wollte und würde


CARL WILHELM FREIHERR VON SCHROETTER,



ihn gantz ausführlich beantworten, aber eben deshalb müßte ich Zeit und Musse haben, die ich jezt nicht hätte. Also meine Antwort an ihn sobald als nur irgend möglich! Wenn doch der treffliche Jüngling gut einschlagen möchte! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich ihn liebe. Ich zittre nur für sein zu weiches Herz! Die Koenigsbergsche Luft taugt für ihn gar nicht! Hohl der Teufel die Studien! Er muß citissime nach Marienwerder! — Unsre Lage ist infam! Hannibal ante portas! Die Russen sind an der uns sehr nahen Gräntze, man schwazt von einer sehr nahen Anherokunft des Königs von einer Entrevue desselben mit dem Keyser von Rußland, aber kein Mensch weiß wie noch wo! Die ganze Armee ist mobil, wills Gott so werden wir noch hier massacrirt! Mir gleich viel! —

Dem RegierungsPräsidenten von Mayer ist das auch gleich viel. Er ist nehmlich heute früh Morgens am Blutsturtz gestorben! Das mag mit eine Ursache seyn, warum der Herr Kanzler von Schrötter nicht, wie sein Plan war, nach Kalisch zur Fortsetzung des südpreussischen RegierungsRevisionsGeschäfftes, sondern, wie man sagt Donnerstags den 3ten October nach Marienwerder abgehn wird.

Jezt noch in Eile ein paar Worte über meinen Status causae et controversiae! — Ich habe schon vor einem Vierteljahre vom südpreussischen Departement und der hiesigen Cammer einen vierwöchentlichen Urlaub zur Reise nach Berlin erhalten. Jezt entsteht die mir sehr wichtige Frage soll ich ihn, (da ich meine Sachen dato zu Wasser weggeschickt habe und wegschicken mußte) antreten, oder auf die MarschOrdre des Herrn Minister[s] von Schrötter warten? Der Herr Kanzler ist mir das leztere anräthig. Meine dringende Bitte an Sie geht mithin dahin, diese MarschOrdre gütigst aufs äusserste zu beschleunigen, da das hiesige Praesidium, nach sicheren Nachrichten, in meine Versetzung nach Berlin willigt. Auf jeden Fall rathen Sie mir doch gütigst: ob ich meinen vom südpr. Dep. erhaltenen Urlaub vorläufig antreten soll? Nur soviel sage ich, wenn die Umstände dringend werden, was in ein paar Tagen sich entscheiden muß, so trete ich ihn gleich an.

denn wir sind hier alle so wie auf dem Feld Etat! Die Antwort des Herrn Ministers bitte ich daher sehr zu poussiren und sie, auf jeden Fall noch, nach Warschau addressiren zu lassen. Kleewitzen habe ich nur im Fluge gesprochen!

Ewig hochachtungsvoll Ihr gantz gehorsamster Diener

Werner.

[Randbemerkungen:] Ihrer würdigen Frau Gemahlin meinen und meiner Frau gehorsamsten Respekt! An Hrn. p Busolt, Bock, Höpfner viele Grüsse! —

Meine Frau fleht Sie auch um gütige Beschleunigung der Sache an! Nur noch eine kleine aber sehr wichtige Frage, im Vorbey Gehn! — Sollte Sr. Exc[ellenz] der Hr. Minister von Schötter mir nicht zur Versetzung nach Berlin Vorspann bewilligen, oder doch Postvergütigung? Ich kann und darff nicht darum bei ihm sollicitiren, aber wenn Sie —! — Belieben Sie doch gütigst beyliegenden Brief zu lesen und zu cassiren oder zuzusiegeln! — Ich stelle Ihnen ganz anheim ob Sie ihn dem Minister abgeben wollen oder nicht.

90. An Johann Daniel Sander.

Warschau, d. 2ten Octbr. 1805.

Theuerster Freund!

Mit heutiger Post geht der Bericht des hiesigen Cammer Praesidii an das südpreussische Departement nach Berlin ab, worin das Praesidium erklärt, daß es gegen meine Versetzung nach Berlin nichts einzuwenden habe, und darein willige.

Dieser Stein des Anstoosses wäre also gehoben, und jezt kommt es nur darauf an, es beym südpreussischen Departement dahin zu bringen, daß es recht bald an das neuostpreussische (des Herrn Ministers von Schrötter) schreibe, und daß dieses mir recht bald MarschOrdre ertheile. Können Sie gütigst dazu beytragen, so werde ich Ihnen ewig verbunden seyn! Die Männer die, während der

Abwesenheit des Hrn. Ministers von Schrötter und Hrn. G[eh.] F[inanz] R[ates] von Kleewitz in der Sache in Berlin was würken können, sind südpreussischer Seits, ausser dem Minister von Voß die G[eh.] F[inanz] Räthe Reinbeck und Hellwing (ein würdiger Mann, der mir von Warschau noch her sehr gewogen ist) und von Schrötters Departement der G. F. R. von Schön (der mich noch von der Academie her) und der Krieges Rath, Graf Dohna (der mich durch Correspondenz kennt.

Ich meines Orts habe nichts versäumt, denn

1) habe ich verwichenen Mondtag (den 30sten Septbr.) auf Anrathen des Kanzlers von Schrötter (eines Bruders des Ministers der hier zur Revision der Regierung und mir sehr gewogen ist) an seinen Bruder, den Minister von Schrötter nach Koenigsberg geschrieben, ihn von der Einwilligung des hiesigen Praesidii in meine Versetzung nach Berlin benachrichtigt, und ihn auf's dringendste, um schleunigste MarschOrdre dorthin gebeten. Diesen Brief habe ich dem Krieges-Rath Scheffner geschickt, der mit dem Minister sehr intim ist und ihn gewiß nicht eher in Ruhe läßt, als bis er mir[1]) cathegorisch antwortet.

2) habe ich Hrn. G. F. R. von Kleewitz (der heute früh nach Kalisch abgegangen) gestern früh zu sprechen das Glück gehabt. Ich stellte ihm vor daß ich einen (früheren) Urlaub zur Reise nach Berlin auf 4 Wochen in der Tasche hätte und frug ihn, ob ich, auf den Grund desselben gleich reisen, oder noch warten sollte. Er rieth mir dringendst zum Warten aus dem Grunde, weil weder er noch der Minister von Schrötter jezt in Berlin, ich also durch meine praecipitirte Abreise dorthin, der Gefahr ausgesetzt sey, Vieles zu verderben. Ein Rath aus einem solchen Munde ist Befehl, ich bleibe also einstweilig hier und warte, bis officielle MarschOrdre an mich kommt. Beym Abschiede rief mir Hr. von Kleewitz noch sehr angelegentlich nach: „Wenn Sie an Sandern schreiben, grüssen Sie ihn von mir!“ was ich hiemit treulich bestelle.

3) sind meine Bücher, mein Clavier, ein Burau, meine meiste Wäsche, einige Bilder etc. schon gepackt auf dem Wasser und

[1]) Über gestrichenem „ihm“.

gehen Ende dieser Woche, Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß, unter Ihrer Addresse, zu Wasser nach Berlin ab. Ich schicke Sie [1]) nehmlich durch den Schiffer Christian Heusel, der binnen 5 Wochen dort zu seyn denckt und dem ich den Passierzettel und Frachtbrief an Sie mitgegeben. Es sind zehn Collis und die Fracht welche Heusel noch (laut Frachtbrief) erhält, sind = Siebenzehn Thaler. Dieses Geld habe ich ihm hier nicht bezahlt, da man, bey jezzigen Zeitläuften, jeden Heller spahren muß. Ich bitte Sie also inständigst, dem Heusel, nach Ueberlieferung der Sachen an Sie, die volle = Siebenzehn Thaler gütigst für mein Conto zu bezahlen. Die Sachen können, (wenn es Ihnen im mindesten beschwehrlich fallen sollte, sie zu sich zu nehmen,) bis zu meiner Ankunft in Berlin auf dem dortigen Packhofe füglich liegen bleiben, nur ein Colli (eine Tonne, mit Betten und Tafelzeug) möchte ich, da es nur leicht verschlagen, Sie gehorsamst ersuchen, wo möglich zu Sich und in Ihre besondere Obhut zu nehmen.

Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin meinen und meiner Frauen Gruß und Respeckt.

Ein Mann der mich und meine Frau persönlich kennt und uns beyden sehr wohl will, ist der würdige Geh. KriegesRath Kunth vom Fabriken Departement. Könnten Sie Sich mit ihm in rapports setzen, so würden Sie für mich de concert handeln können.

Verzeyhen Sie nur meine zahllosen Bitten, aber meine Lage ohne Meubles, ohne Logis, ohne Gewißheit meines Schicksals, den Krieg und die Reise im Winter vor der Thür, ist entsetzlich! — Ewig hochachtungsvoll Ihr Freund

Werner.

[Randbemerkungen von der 1. bis zur 4. Seite:] Den 29sten d. M. ist der hiesige RegierungsPraesident von Meyer (Schwager des Hrn. Geh. Cab.Raths von Beyme) gestorben. Durch seinen Tod ist ein Canonicat oder Praebende zu Sanct Sebastian in Halberstadt mit 800 Thaler Revenue erledigt. Das wäre ein Bissen, wenn man in Berlin wäre und Freunde hätte! Kommt Zeit, kommt Rath!

[1]) Lies: sie.

Was macht Hr. Iffland, denkt er gar nicht mehr an mich? — Ich schäzze ihn sehr hoch, will gewiß recht fleissig für und mit ihm arbeiten aber ehe ich in Berlin bin, belohnt es gar nicht, ja es wäre sogar zwecklos, mit einem Stücke für die Bühne auch nur anzufangen! Der 2te Theil des Creutzes ist bis zur Hälffte fertig, aber ich bin ganz muthlos.

Oeconomisches Extrablatt
den 3ten October.

Ich muß Ihnen noch ein Paar dringende Worte über meine Einrichtung in Berlin schreiben, im Vertrauen auf Ihre Freundschafft, sub rosa der Verschwiegenheit! Ich lernte, als Minister von Stein hier war, den Geheimen Rath Kunth vom Fabriken Departement (den trefflichen Führer des berühmten Humbold) kennen. Er war aufs äusserste artig gegen mich, und erbot sich meine ersten oeconomischen Einrichtungen in Berlin zu besorgen. Ich nahm die Sache für ein Compliment, und dankte. Jezt aber eben heute, wie ich Ihren lieben Brief bekam, erhalte ich auch ein Schreiben von Hrn. Kunth, worin er mir auf das freundschafftlichste anbietet, mir Logis, Köchin, den nöthigsten Holtzbedarff die nöthigsten Meubles pp zu besorgen, und es als Beweis meiner Freundschafft fordert, ihm allein Alles das zu überlassen. Was kann ich thun! Der Mann hat vielen Einfluß, den Ruf eines sehr braven Mannes, und ist so sehr gütig gegen mich. Sie haben soviel Mühe schon mit mir gehabt, warum soll ich ihn rebutiren um Sie, der Sie schon soviel gethan, noch mit mehr zu incommodiren? Ich habe also mit heutiger Post an Hrn. Geh. Rath Kunth geschrieben, ich nähme sein Anerbieten mit Danke an, und er möchte mir gütigst, Logis, Köchin, kurtz alles Nöthigste besorgen.

Sie aber, theuerster Freund, bitte ich gehorsamst Sich damit nicht weiter zu bemühen, nur für meine Versetzung und Marsch-Ordre nach Berlin thätig zu seyn, und den Schiffer Heusel, wegen meiner Sachen, die er zu Wasser nach Berlin bringt, gütigst zu befriedigen.

Noch füge ich die Bitte hinzu, gegen Kunth, wenn Sie ihn zufällig sprechen, nichts von diesen Eröffnungen zu erwähnen, auch gegen Niemand, und diesen Beweis meines Zutrauens gütigst aufzunehmen, da ich einmahl mir Freunde machen muß und theils von Ihrer Güte überzeugt theils nur zu offt Sie zu incommodiren genöthigt bin.

Werner.

[Randbemerkungen:] Sind Sie auch nicht böse? Bleiben Sie doch nur mein Freund! Ich weiß nicht aus noch ein!

Warschau, den 3ten Octbr. 1805.

Nachschrifft.

So eben heute erhalte ich, theuerster Freund, Ihren Brief vom 28sten v. M. der mir ein neuer Beweis Ihrer mich innigst rührenden Güte ist. Alles was ich Ihnen von den Hrn. von Schrötter und von Kleewitz schreiben kann, ist schon geschrieben. Sehr beruhigend ist der Ausspruch des Ministers: ich werde Wernern Wort halten! Er der Minister Schroetter bricht nie sein Wort. Alles kommt auf schleunige MarschOrdre (die officiell an mich erlassen werden muß) an. Deren Beschleunigung ist jezt, da ich ohne Logis, ohne Holtz, ohne Meubles, in der entsetzlichsten Lage, einer Postreise im Winter, in kriegerischen Unruhen mit meiner schwächlichen Frau ausgesetzt, kurz in der entsetzlichsten Lage bin, die intressanteste Sache für mich in der Welt, ich bitte Sie also nochmahls, um Gotteswillen, helffen Sie, fördern Sie, bald, bald, bald!!!

Das Lob des großen Johannes von Müller[1]) hebt mich über

[1]) Johannes von Müller (1752—1809), der berühmte Historiograph und Verfasser der Geschichte der Schweizer.

Da er als erster Kustos der Wiener Hofbibliothek dem Ansinnen, zur kath. Kirche überzutreten, nicht willfahren mochte und auch unter der strengen Zensur litt, lebte er seit dem Jahre 1804 in Berlin als Historiograph des königlichen Hauses mit dem Titel eines Geheimen Kriegsrates. — Ein solches Lob hat Müller auch gegen seinen Freund Steckling geäußert. Er schreibt ihm am 8. August 1805: „Seither las ich Schiller den zweyten; wahrlich diesen Namen verdient Werner, der Verfasser der Söhne

mich selbst empor, und giebt mir Muth, Alles zu wagen! Sagen Sie diesem großen Heros unsers Zeitalters, wenn auch alle Welt mich tadelte und nur er mich, Er! den ich mit Inbrunst verehre, aufmuntert, so wollte ich bloß für Ihn schreiben, so lange ich die Hand rühren könnte. Sagen Sie ihm, daß ich für Begierde brenne ihn zu sehn, zu ihm zu wallfarthen, wie zu den Heroen des Alterthums, Ihm unbedingt zu folgen, seiner nicht unwerth zu seyn!

Auch dem herrlichen, herrlichen, Uhden meine innigste Achtung! Wie hat mich sein gerechtes Lob entzückt! So tief wie dieser Mann hat noch Niemand, was ich bin und schrieb, beurtheilt! Ein Jude bin ich nicht, aber in dem Sinne, wie er es nimmt, gewiß ein Israelit[1]), und was ich will, weiß Uhden am allerbesten, ich habe mit ihm gesprochen, und er hat mich vollkommen verstanden. Das ist selten! Vielleicht gelingt es mir bey mündlichen Unterredungen auch mit andern!

Was Sie über das Creutz an der Ostsee schrieben schlägt mich sehr danieder! Ihm die Tendenz zum Catholicismus, die es, wie ich nicht leugne, hat, nehmen heißt, es ganz vernichten! Ein Kunstwerk ist und muß teres totum et rotundum seyn, es läßt sich nicht modeln, wie eine WachsPuppe, oder die BrodtBüsten des schlechten Dichters Herklots. Ist es mir schädlich so mag der Druck ganz unterbleiben, aber die Tendenz einem Kunstwerke nehmen, würde soviel heißen, als aus der Jungfrau von Orleans eine Kotzebuesche Gurli[2]) machen, eine contradictio in adjecto! Ob ein Ding catholisch, indisch, hellenisch, ist, ist nicht die Frage, nur obs Kunstwerk ist! Und Kunstwerk ist freyes Spiel des Gemüths mit der Welt in Beziehung aufs Heiligste. Es muß aus dem Tiefsten

des Thals (Tempelherren): Ich sage nicht, daß was er werden kann, er schon völlig ist, aber ich wiederhole jenen Namen; er wird ihn ersetzen. — Ich thue auch das meinige, damit er aus — Polen oder Pommern — hieher gezogen werde, um dem Theater sich ganz zu widmen" (Friedr. Kinds „Dresdner Morgenzeitung" Nr. 179 vom 8. Nov. 1827).

[1]) Als Bezeichnung eines wahren Dieners Gottes, wie Christus den Nathanael einmal nennt, Joh. 1, 47.

[2]) Die berüchtigte Naive in Kotzebues Lustspiel „Die Indianer in England", Leipzig 1790.

kommen, und alle andre Rücksichten gelten nichts. Soll mein Werk nicht gedruckt werden — bene, aber, vergeben Sie mir die Aufwallung, hätte ich bey den ThalsSöhnen die tausend Rücksichten gehabt, es wäre gar nichts daraus geworden. Ich will fürs Theater, ich will, wenn man will, fürs erbärmliche Theater erbärmlich schreiben, aber ein schon gemachtes Kunstwerk kann ich nicht im Wesentlichsten ändern. Ärgern Sie Sich nicht über mich, ich weiß schon nicht mehr wo mir der Kopf steht und muß am Ende muthlos werden. Schiller ist kein Herrgott, man muß weiter gehn wie er, und das hoffe ich vielleicht!

Verzeyhen Sie nur, gütigster Freund! Wir wollen Alles lassen, bis ich nach Berlin komme. Bey mündlicher Unterredung werden wir uns verständigen, wo nicht, mag das Creutz ungedruckt bleiben! Ich kanns im Wesentlichen nicht ändern, ich werde niemahls so was Schönes mehr schreiben als den halb vollendeten zweyten Theil! Wie Gott will! Das verspreche ich, Fabrikarbeit für die Berliner Bühne will ich liefern, sobald ich hinkomme und ganz wie sie Iffland bestellt, ohne Assonanzen, ohne Reim, auch ohne Poesie, wenn er will, es soll allgemein gefallen und die Schauspieler sollen beym Spiel, wenn man's so haben will, nicht mehr Mühe haben, als bey einer Tasse Chocolade, so viel aufgeklärte Tiraden will ich schreiben, die jeder Pinsel machen und hersagen kann! —

Edelster Freund! Ich erkenne Ihr Herz, Ihren gebildeten Geist, Ihre Güte für mich mit ewigem herzlichsten Danke. Sie sollen mein Verleger immer bleiben, aber können Sie mir die Aufwallung verdenken, wenn ich, der bloß die Kunst anbetet, meinen gelungensten Kunstwerke gerade das nehmen soll, was es zum Kunstwerk stempelt? Genung mündlich ein Mehreres! Verzeyhen Sie nur! Ich bin hizzig aber auch wieder bald gut, man kann Alles mit mir machen.

Hochachtungsvoll Ewig Ihr Werner.

[Randbemerkungen:] Was das Bocksche Manuscript betrifft[1]) so wollen wir auch darüber mündlich sprechen. Ich bitte nur gehorsamst

[1]) Siehe unsere Nr. 86 S. 424.

es gütigst wohl zu asserviren da er es mir auf die Seele gebunden hat! Ich ehre ihre [1]) Gründe und bin überzeugt, daß die jezzigen Umstände dem Verlage ungünstig sind, aber die Welt kann viel von Bock erwarten!

91. An Johann George Scheffner.

Warschau, d. 9ten October 1805.

Verehrungswürdigster Herr KriegesRath!

Ich habe Ihren theuren Brief vom 4ten d. M. erhalten und küsse Ihnen dafür in Gedanken die Hände. Gott bezahl es Ihnen, was Sie Alles für mich thun, ich kann es nicht! Aber ewig werde ich Ihnen den reinsten schuldigsten Dank zollen! —

Zur Sache melde ich Ihnen

1) daß Hr. Geh. Fin[anz]Rath von Kleewitz schon Dienstag in voriger Woche also den 1sten Octbr nach 2 tägiger Anwesenheit hieselbst, nach Kalisch abgegangen ist. Ich war denselben Tag, nehmlich den 1sten Octbr, noch früh bey ihm. Er rieth mir damahls meine Reise noch aufzuschieben, bis officielle MarschOrdre käme, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Hr. Minister von Schrötter in Koenigsberg sey. Dieser Grund ist jezt gehoben, da Sr. Excellenz Selbst in meine baldigste Abreise gnädigst willigen, auch die Umstände immer dringender werden, da der sehr nahe Ausbruch des Krieges sehr wahrscheinlich und bey einer Flucht der Offizianten kein andrer Transport als der zu Wasser denkbar ist, den meine Frau, bey ihrer noch immer nicht wiederhergestellten Gesundheit, ohnmöglich aushalten, sondern auf den Lauf gehen würde. Bey meiner gränzenlosen Liebe zu ihr, können Sie Sich denken, ob es mir nicht schwehr werden muß, nicht den Kopf zu verliehren und bey den jezt sich sehr häufenden Geschäfften offt von Morgens bis in die Nacht zu expediren? Ich habe also mit heutiger Post gleich an Hrn. G. F. R. von Kleewitz nach Kalisch geschrieben, ihm die Contenta Ihres Schreibens mitgetheilt (insofern sie zur Sache gehören) und ihn vor und nach Gott gebeten, meine Abreise beym hiesigen

[1]) Lies: Ihre.

Praesidio einzuleiten und schrifftlich zu beschleunigen, da er es, bey seiner Abwesenheit von hier, mündlich nicht mehr kann. Der Brief Sr. Excellenz an ihn, wird übrigens wahrscheinlich wohl nach Warschau addressirt seyn, das schadet aber nichts, denn die Post schickt ihm die Briefe nach, da sehr häufig Stafetten mit ihm gewechselt werden. Vielleicht ist er auch nicht mehr in Kalisch, aber mein Brief an ihn wird ihn gewiß erreichen, da ich ihn auch mit Gelegenheit einer Stafette spediren lasse.

2) Melde ich Ihnen — was ich auch Kleewitzen angezeigt — daß der officielle Bericht des hiesigen Cammer Praesidii, an das südpreussische Departement, in welchem das Praesidium bestimmt erklärt: daß es gegen meine Versetzung nach Berlin nichts einzuwenden habe, und mein Posten, gegen mein halbes bisheriges Gehalt, von einem CammerReferendar Teuber verwaltet werden könne, Ende voriger Woche, bey Gelegenheit einer Staffette, nach Berlin gesandt und jezt also wahrscheinlich dort angelangt schon ist. Um das südpreussische Departement zu treiben, so schreibe ich mit morgender Post an den G. F. Rath Hellwing, der mir wohl will und bey dem Departement arbeitet. Es kommt also nur darauf an, daß die Sache, bey dem neuostpreussischen Departement durch des Hrn. Minister von Schrötter Exc[ellenz] quam citissime gnädigst dahin eingeleitet werde, daß theils das südpreussische vom neuostpreussischen Departement zu Beschleunigung der Sache getrieben, theils mir baldige officielle MarschOrdre (die ich dem hiesigen C[ammer] Praesidio vorzeigen und auf deren Grund ich dann sofort reisen könnte) aus- und zugefertigt würde.

Aus dem bisher Gesagten werden Sie gütigst entnehmen, daß ich doch noch nicht abreisen kann, sondern in der tödlichsten und gerechtesten Seelen-Angst noch hier verweilen muß. Es kann mir [1]) nehmlich jezt keiner zur Antretung meines Urlaubs (den ich, wie ich Ihnen gemeldet, schon seit verwichenen Sommer zur 4wöchentlichen Reise nach Berlin erhalten habe) authorisiren, als der hiesige Cammer Praesident, Geheimer Finanz Rath von Hoym. Der Mann ist aber jezt so affairirt, und, so gut er sonst auch mir ist, bey so

[1]) Korrigiert aus „mich", wie es eigentlich heißen sollte.

übler Laune, daß ich nicht nur nichts effectuire, sondern sogar Alles aufs Spiel setze, wenn ich jezt meinen obigen Urlaub geltend machen will, und unter einem andern Grunde kann ich doch nicht reisen, da ich weder officielle MarschOrdre von einem der beyden Departements, noch auch einen Brief von Sr. Excellenz von Schrötter in Händen habe, der mich zum schnellen Aufbruche befehligte und den ich dem Praesidio hieselbst officiell überreichen könnte. Jezt sind also nur noch 2 Wege um bald auf das hiesige Praesidium, auf[1]) welches es (insofern von baldiger Abreise die Rede ist) Alles allein ankommt, zu würken, (ohne den langsam officiellen Weg durchs Departement) entweder Sr. Exc[ellenz] der Hr. Minister von Schrötter geruhen, mir einen dergleichen-producible Brief mit der bestimmten Ordre zum schnellsten Aufbruch und eigenhändiger Unterschrifft, schleunigst zu übersenden, oder Sr. Excellenz sind so gnädig, an den hiesigen Praesidenten Geh. Fin[anz] Rath von Hoym, von dem mein Abmarsch lediglich dependirt, zu schreiben daß er mich sofort ziehn lassen möge. Das lezte scheint das Gerathenste, da Hr. von Kleewitz nach seinen mir gemachten Aeusserungen Anstand nimmt, sich in dies Praesidial Geschäfft zu mischen.

Continuatum den 10ten Octbr. 1805[2]).

So eben erfahre ich, daß Hr. Geh. Fin[anz] Rath von Kleewitz Sonntag oder Mondtag, also den 13ten oder 14ten d. M. aus Kalisch hier eintreffen wird. Auch den König erwartet man bestimmt heute oder morgen, die relais sollen, wiewohl mit der größten Heimlichkeit, für ihn schon seit mehreren Tagen gelegt seyn. Der größte Theil der Truppen (der Russen nehmlich.) soll schon nach dem Crakauschen vorgerückt seyn, weil Oesterreich, von Frankreich bedrängt, sie auffordert zur schleunigen Hülffe. Nur der Keyser ist mit einem nicht sehr starken Corps, wie man sagt, noch in der Gegend von Pulow (im österreichschen Cordon) einem Erbgute der

[1]) Davor im Original eine Klammer, die vom Hsg. hinter „es“ gesetzt wurde.
[2]) 5. Seite des Originals.

uns sehr abgeneigten Fürstlich Czartoryskischen Familie[1]) die auf die russischen Demarchen einen bedeutenden Einfluß und wo der Keyser sein HauptQuartier hat. Er soll schlechterdings auf einer persönlichen Entrevue mit dem Könige bestehen und vor dieser Entrevue und ihrem höchst wahrscheinlich sehr nachtheiligen Erfolge zittre ich! bey den mir bekannten Verhältnissen. Das, was seit Memel her, vielleicht unsre Aegide gegen Rußland war, könnte sich zu leicht in ein verheerendes Medusen-Haupt verwandeln!! Sie fühlen wohl daß der poetische Ausdruck, auch im Briefe manchmahl der einzig anwendbare ist! Kommt es zum Kriege mit Rußland, (den ich aus politischen Ursachen wohl nicht für möglich halte, aber auch der Meynung bin, daß in jezzigen Zeiten Alles möglich ist) so gewinnen wir, bey unsrer sehr vortheilhaften Position und Truppenstärke höchst wahrscheinlich, die erste Schlacht wenigstens. Aber dann Gnade Gott dem Strich Landes, und Warschau gehört in diesen Strich, den der fliehende Feind, Russen und Cosaken berührt! Kein Stein bleibt dann auf dem andern, und sind wir Officianten noch dann nicht fort, so harrt unsrer das entsezlichste Schicksal. Lezzteres kann uns aber noch auf einem viel schnelleren Wege ereilen. Man versichert nehmlich allgemein daß in ein paar Tagen die Garnison ausmarschirt, und gar keine, oder doch nur sehr wenige Soldaten hier zurückbleiben. Bürger Compagnieen werden schon organisirt, und bleiben uns zum Schutze das heißt: wir sind der Wuth des Pöbels preiß gegeben! Zwar die Hausbesitzer wünschen keine neue Insurrection, die bedeutende Mehrzahl Warschaus besteht aber aus nackten Bettlern und Avanturiers, verabschiedete[n] pohlnischen Soldaten, einer Legion armer versoffner Edelleute, kurtz aus Gesindel, das bey jedem Wechsel ge-

[1]) Fürst Georg Adam Czartoryski, russischer Minister des Auswärtigen (1806—1813). Kaiser Alexander entsagte dessen feindseligen Plänen gegen Preußen im Jahre 1805, die fast zum Kriege geführt hätten, und schloß mit dem österr. Erzherzog Anton und König Friedrich Wilhelm III. am 3. Nov. 1805 den durch eine theatralische Szene am Sarge Friedrichs des Großen besiegelten Potsdamer Vertrag. Siehe Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, neu hsg. von Ferd. Hirsch, 4. Aufl. Berlin 1890, II. Bd. § 124, S. 431 Anm. 1.

winnt, und jezt schon, das ist Thatsache, in Bier- und Brandweinschenken, auf die Gesundheit des Keysers von Rußland und Königs von Pohlen Alexander I und auf den Untergang der Preussen trinkt. Von allen pohlnischen Einwohnern Warschaus sind, das will ich beschwöhren, wenigstens 9 Zehntheile (wiewohl aus mitunter sehr unvernünftigen Gründen — denn andre kennt der Pohle ohnehin nicht —) russisch gesinnt, und hassen uns Deutsche tödtlich. Marschirt also das Militair aus, so sind wir Officianten das Stichblatt der Pöbelwuth, und Sie, theuerster Herr Krieges-Rath, können noch hören, daß Ihr armer Verfasser der Söhne des Thals massacrirt ist; ein Schicksal was mich, wie wohl ich keinen persönlichen Feind und unter der bessern Pohlen Classe manche Freunde habe, doch so leicht als Jeden andern treffen kann!

Alles wie Gott will, aber es ist doch um des Teufels zu werden, daß ich gehen könnte, und bloß wegen Aufenthalt der verfluchten Formalien bleiben muß, denn meinen Urlaub kann ich jezt nicht geltend machen, wenn aber heute die bestimmte MarschOrdre für mich entweder vom südpreussischen, oder vom neuostpreussischen Departement, oder von Sr. Exc[ellenz] von Schrötter officiell ans hiesige Praesidium gelangte, so reiste ich morgen ab; jezt muß ich sitzen, und, um leerer Formalien willen, mein und meines über Alles theuren Weibes Leben risquiren!

Wie viel Sie Sr. Exc[ellenz] von diesem Briefe mittheilen wollen überlasse ich Ihnen und verbleibe bis an meinen Tod Ihr

Sie tief verehrender liebender dankbarer

Diener Werner.

[Randbemerkungen:] Verzeyhen Sie doch nur gütigst, daß ich auf so kleinen Blättern schreibe, ich habs in Gedanken gethan, ich weiß schon nicht mehr wo mir der Kopf steht! Meine Frau die als Frau eines Deutschen der Pöbelwuth noch mehr wie ich ausgesetzt und in der tödtlichsten Angst ist, empfiehlt sich zutrauensvoll Ihnen und Ihrer würdigen Frau Gemahlin, der ich ehrfurchtsvoll die Hände küsse und fleht wie ich, um baldige Hülffe. Wenn Sie Sr. Excellenz von Schrötter noch etwas mir zu Gunsten an die Hand gütigst ge-

ben wollen, so machen Sie ihn doch ja nur nicht ungeduldig! Ich zittre dafür daß dieser treffliche Menschenfreund über meine Zudringlichkeit zürnen könnte, und doch bin ich in einer so entsetzlichen Lage daß ich schreyen muß. Wenn er von meinem Werke anfängt, so sagen Sie ihm, ich würde seinen Winken unbedingt folgen und Atala habe mich nicht begeistert, da ich sie gar nicht, so wenig als sonst was von Chateaubriant[1]) — den ich für einen Narren halte — gelesen habe. Ich will nicht Pfaffenthum sondern Vergöttlichung der Menschheit! — Meine Sachen, Bücher und Papiere habe ich schon nach Berlin zu Wasser geschickt, kann Ihnen also keinen der Briefe des jungen Barons, den ich sehr zu grüssen bitte, mittheilen.

92. An Johann George Scheffner.

Warschau, den 13ten October 1805.

Verehrungswürdigster Herr KriegesRath!

Endlich ist der frohe Zeitpunkt da:

ich reise wills Gott morgen früh mit meiner Frau auf der ordinairen Post nach Berlin!!!

Dank sey es Ihnen, dem herrlichen Minister von S[chroetter] und unserm ächt grossen Könige, dessen CabinetsOrdre gestern Nachts mit der Erklärung hier an den CammerPraesidenten angelangt ist, daß Rußland das preussische NeutralitätsSysthem anerkenne, und der Friede also nicht werde unterbrochen werden. Ohne diese unvermuthete Intervenienz würde meine Abreise so bald noch nicht haben erfolgen können, jezt aber da Alles ruhig ist, kann ich reisen wohin ich will.

Haben Sie doch die Güte, Sr. Excellenz davon zu benachrichtigen daß ich morgen reise, ich habe es nicht für de tempore gehalten jezt

[1]) Chateaubriand François René, Vicomte de (1768—1848), franzöf. Schriftsteller und Staatsmann. Der Indianer-Roman Atala, im Mercure de France zuerst veröffentlicht (1800), Episode aus Ch.s fünfbändigem Hauptwerk: Le génie du Christianisme (erster Druck, Paris 1802).

ihm selbst darüber zu schreiben werde aber, sobald ich nach Berlin komme, nicht ermangeln, Sr. Excellenz von dort aus meine Ankunft sofort schrifftlich zu melden und dem Hrn. G[eheimen] F[inanz]Rath von Schön und KriegesRath Grafen Dohna aufzuwarten.

An Hrn. p Busolt schreibe ich selbst. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer würdigen Frau Gemahlin, der ich die Hände in Gedanken küsse, aufs ehrerbietigste.

Gott was bin ich Ihnen, väterlicher Freund, nicht Alles schuldig! Gott seegne, Gott behüte Sie!

Dem lieben Baron und wackern Höpfner kann ich — es ist Nachts um 12 Uhr und morgen früh gehts fort — unmöglich noch schreiben, ich werde so die Nacht aufbleiben müssen. Empfehlen Sie mich ihnen doch herzlichst, auch Hrn. Kr[ieges]R[at] Bock, den ich inständigst ersuche, seinen Sohn sofort von meiner Versetzung nach Berlin zu benachrichtigen. Vorläufig muß ich etwanigenfalls bitten Briefe an mich unter dem Beysatze „beym Buchhändler Hrn. Sander zu erfragen“ nach Berlin zu addressiren, da ich noch nicht weiß wo ich dort wohnen werde. Verzeyhen Sie meinen malabarischen Stil! — Da ich in Posen, meiner Frau wegen um sie nicht zu sehr zu strapeziren, einen Posttag liegen bleibe, so denke ich circa den 24sten d. M. erst in Berlin einzutreffen.

Leben Sie wohl, ich küsse Ihnen, Schöpfer meines Glücks! dankvoll die Hände und bin ewig mit wahrster Hochachtung

Ihr ganz gehorsamster Diener

Werner.

[Nachschrift:] Machen Sie doch gütigst um Gotteswillen nur, daß die officielle Ordre wegen meiner Versetzung nach Berlin bald hier ans Praesidium kommt, sonst muß ich nach 4 wöchentlichem Urlaub wieder retourniren, lieber häng ich mich auf!

[Randbemerkungen:] Zur Erleuterung des undeutlichen Postscripts muß ich noch hinzufügen, daß die officielle Ordre des Departements wegen meiner Versetzung nach Berlin noch nicht hier ist und daß ich jezt nur Krafft meines im vorigen Sommer schon erhaltenen vier wöchentlichen Urlaubs reise, daß also, wenn das

Rescript wegen meiner Versetzung nicht binnen vier Wochen bey hiesiger Cammer eingeht, ich allerdings der Verlegenheit ausgesetzt wäre, gleich nach meiner Ankunft in Berlin wieder nach Warschau auf meinen Posten zu retourniren, wo mir denn freylich nichts anders übrig bleiben würde als — mich aufzuhängen! — Also erbarmen Sie Sich doch nur über mich armen Sünder und helffen Sie das Officielle beschleunigen.

93. An Johann Daniel Sander.

Warschau, den 13ten October 1805.

Verehrungswürdigster theuerster Freund!

Endlich ist es gelungen! Ich kann Ihnen die frohe Nachricht mittheilen: morgen früh reise ich will's Gott mit meiner Frau auf der ordinairen Post nach Berlin. Dank Ihren edeln Bemühungen, theuerster Schöpfer meines Glücks! Ewig werde ich Ihnen dankbar seyn! Dank auch unserm trefflichen Könige! Ohne sein schwehr errungenes NeutralitätsSysthem, (worüber heute Nacht hier ein CabinetsSchreiben eingegangen, und was mich mit Freude und Ehrfurcht für den grossen Monarchen erfüllt hat) wäre ich wohl noch nicht sobald flott geworden! Verzeyhen Sie doch nur gütigst die vielen albernen Ausdrücke in meinem letzten Schreiben. Wie es abgegangen war, hätte ich 10 Dukaten gegeben, um es wieder zurückzunehmen und es zu vernichten, aber es war zu spät! Ich schrieb den verfluchten Brief so in Eile, ich war in einer Laune zum rasend werden, wußte nicht wo mir der Kopf stand! Zürnen Sie doch nur nicht über mich, entziehen Sie mir Ihre Güte, Ihre Freundschafft, die mir so unendlich viel werth ist, nicht, ich will ja gern, soviel als irgend möglich, in Allem Ihrem gütigen geprüften Rathe folgen!

Ob Hr. Geh. Rath Kunth mir ein Logis bestellt hat, mag Gott wissen! Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie Sich gütigst darnach auf eine gute Art (d. h. ohne ihn über meine vertraute Aeusserungen au fait zu setzen) erkundigten. Gott gebe nur daß ich

durch übereilte Annahme seiner Offerte nicht einen dummen Streich gemacht habe, und am Ende ohne Logis bleibe!

In Posen werde ich nicht vergessen von Ihrer gütigen Addresse an Hrn. Regierungs:Rath Diederichs einen discreten Gebrauch zu machen. Vielleicht bin ich so glücklich dort eine gute Fuhre nach Berlin zu bekommen. Da die sehr schwächliche Gesundheit meiner Frau die anhaltend fortgesetzte Reise, zumal bey jezziger Jahreszeit, nicht verträgt, so werde ich auf jeden Fall in irgend einem Hotel in Posen ein paar Rasttage halten und Ihnen von Posen oder Franckfurth aus — an welchem letzteren Orte ich mich übrigens nicht aufhalten werde — noch einmahl schreiben.

Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin küssen Sie ja in meinem Nahmen die Hände, und sagen Sie, daß ich und meine Frau — die sich ihr hochachtungsvoll empfiehlt — den Augenblick kaum erwarten können, ihr persönlich unsre Achtung und Liebe zu versichern! —

Ich wiederhohle es noch einmahl, Sie, edler trefflicher Mann, sind, ohne mich zu kennen, der Schöpfer meines Glücks. Gott seegne Sie in Ihrer Familie dafür und schenke mir das Glück Ihnen den vollen tiefen Dank, die innigste Hochachtung bezeigen zu können, mit der ich zeitlebens beharre

Ihr gantz gehorsamster Freund und Diener

Werner.

[Nachschrift:] Hrn. Director Iffland benachrichtigen Sie doch ja gütigst von meiner Ankunft, versichern Sie ihn, daß ich recht fleißig für ihn und unter ihm arbeiten will. Wie sehr schmerzt mich mein lezter alberner Brief! Verzeihn Sie!

94. An August Wilhelm Iffland.

Wohlgebohrner Herr,

Höchst zu verehrender Herr Director!

Ew. Wohlgebohrnen muß ich, so ungern ich es thue, mit einer Doppelbitte beschwehrlich fallen. Die erste betrifft ein paar gesperrte

Sitze oder Plätze in der Loge auf Freytag als den 22sten d. M. für mich und meine Frau, ich bin gewiß nicht gerne unbescheiden in meinen Bitten, aber bey dem Gedränge welches die Darstellung der Jungfrau von Orleans, die auf den Freytag angesagt ist, erwarten läßt, muß ich entweder auf das lang ersehnte Vergnügen sie zu sehen revouciren, oder meiner Frau die ihren jezzigen Umständen ihr äusserst nachtheilige Gefahr, gedrängt zu werden, ersparen.

mein zweytes Gesuch enthält die Bitte: mir gütigst zu bestimmen, wenn und wo ich Ihnen persönlich aufwarten darff, da ich die mir von Ihnen übertragene Umarbeitung meiner Thals Söhne für die Bühne zwar übernehmen will[1]), solche aber ohne vorherige ausführliche Rücksprache mit Ihnen zu bewerckstelligen ausser Stande bin.

Mit unbegränzter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgebohrnen

ganß gehorsamster Freund und Diener

Werner in der Behrenstraasse Nro. 60.

Berlin, den 16ten Novbr. 1805.

95. An August Wilhelm Iffland.

Ew. Hochwohlgebohrnen

mir auf den Sonnabend Morgens gütigst versprochener Besuch sezt mich in die äusserste Freude, da ich schon längst nichts sehnlicher als das Glück Ihrer längeren Unterhaltung gewünscht habe, ich werde also die Ehre haben, Sie bey mir zu erwarten, und bin vorläufig ganz mit Ihnen einverstanden, daß mein Werck, wenn es auf der Bühne darstellbar seyn soll, bedeutende Veränderungen erleiden muß.

Nächstdem erstatte ich Ihnen auch im Nahmen meiner Frau im voraus ganß ergebensten Dank, für die uns beyden auf den Frey-

[1]) Siehe den Brief Ifflands an W. vom 4. November 1805 (Anhang II. Nr. 23).

tag zugesicherten LogenBillets, indem ich mir von der Vorstellung der Jungfrau unendlich viel Freude verspreche.

Der ich mit vollkommenster Hochachtung zu beharren die Ehre habe

Ew. Wohlgebohrnen

ganz gehorsamster Diener

Werner.

Berlin, den 21sten Novbr. 1805.

96. An Johann George Scheffner.

Berlin, den 29sten November 1805.

Verehrungswürdigster Herr KriegesRath!

Nach so langem Stillschweigen ergreife ich die Feder wieder, nicht um es zu entschuldigen, denn die Darstellung des Gewirres in dem ich mich bisjezt befand und was die Ursache meines Schweigens war, würde Ihnen nur Ennui erregen; sondern um Sie recht herzlich und kindlich, wie das Kind seinen lieben Vater, um Verzeyhung zu bitten. Sind Sie nicht mein zweyter Vater, mein Wohlthäter, dem ich Alles schuldig bin? Dies Gefühl wird nie, nie, nie! in meinem Busen erlöschen! —

Aber doch muß ich — ich mag wohl oder übel — die Sache ab ovo anfangen! — Meine Herreise war mit der ordinairen Post, abscheulich. Meine Frau hat dadurch viel gelitten. Ihre[1]) monathliche Reinigung war schon in Warschau ausgeblieben und sie hatte sie wenigstens ein Vierteljahr nicht gehabt, als sie vor circa acht Tagen einen heftigen Blutfluß bekam. Ob sie schwanger gewesen ist, ob es nur eine durch Erkältung und andre Ursachen bewürkte Verstopfung des monathlichen gewesen ist, weiß Gott. Kurz sie ist jezt wieder nicht schwanger. Was ich dabey empfinde, beschreibt kein Gefühl! Lesen Sie was, im ersten Theile der Thals Söhne, Molay bey seinem

[1]) Diese Stelle bis .... „schwanger" (Z. 2 v. u.) fehlt im ersten Druck; der letzte Satz wurde geändert.

Abschiede von Robert zu diesem wegen der Vaterschafft spricht, es ist aus dem tiefsten meiner Seele genommen, das Klagen des Menschen

> Der nie an Fleisch von seinem Fleische,
> Das matte Haupt die wunde Brust gedrückt[1]);

Alles wie Gott will! Wir sind die Maschienen seiner im Verborgenen lenkenden Hand! Sie wird nicht immer strafen, also will ich glaubend und hoffend mich unter sie beugen!!! —

Meine oeconomischen Details, erste Einrichtung pp hat Hr. GeheimeRath Kunth ausschließlich und ganz allein besorgt. Der Mann handelt unendlich freundschafftlich gegen mich, ich bin ihm sehr viel schuldig! Ich habe[2]) mir alle nöthigen Meubles bereits angeschafft, eine bedeutende Auslage freylich, aber auch für immer! Freylich, sollte ich nach Ablauf des Probejahrs Berlin wieder verlassen müssen, so wäre ich, bey den Kosten der Reise und Einrichtung pp die ich schon habe machen müssen unwiederbringlich ruinirt, aber dafür wird Gott und der treffliche wackere Minister von Schrötter sorgen. Ich äusserte ihm diese Bedenklichkeit einmahl, seine Antwort war, seyn Sie ruhig, es wird sich finden! Daran halte ich mich, und habe mir fest vorgenommen, Sr. Excellenz, im vollsten Vertrauen auf seine Rechtlichkeit und Güte, nie wieder an meine PrivatVerhältnisse zu erinnern, sondern ihn walten zu lassen. Resolvirt bin ich aber auf jeden Fall, denn ehe ich nach Süd- oder Neu- oder Alt-Ostpreussen wieder dienen gehe, lieber nehme ich, kost' es mir welche Opfer es wolle, meinen Abschied. Doch zu diesem verzweiffelten Schritte wird es nicht kommen! Das hoffe ich zu Gott und den guten trefflichen Menschen, in deren reinen Busen er Mitleid mit dem anhaltenden Unglück eines Armen erweckt hat, der, so viel er auch verbrach, doch sich selbst nur wissentlich geschadet hat. Mein Logis kostet mir für dies Jahr nur 90 Thaler, was wenig ist. Kunth hat mir's besorgt, aber auch voraus erklärt, daß über's Jahr ich würde zulegen müssen. Essen lasse ich vom Koch holen, für 16 gute Groschen

[1]) A. Schr. 4. Bd. IV. 2, S. 135.

[2]) Diese Stelle bis .... „geschadet hat" (Z. 4 v. u.) fehlt im Druck.

täglich. Abends behelffe ich mich so gut ich kann. Es ist knapp, aber die Theurung ist denn doch gewaltig, und ich habe, da mein ganzes jährliches Einkommen, Intressen Gehalt Alles mit eingerechnet, höchstens = Ein Tausend Thaler jährlich ist, alle Ursache mich einzuschränken, daher ich denn nicht nur niemahls Wein trinke, sondern sogar den Caffee Nachmittage abgeschafft habe. Sollte ich mit meiner Phantasie so tief sinken, mir, da ich bisjezt noch Alles nüchtern schrieb, die poetische Begeisterung antrinken zu müssen, so Gnade mir Gott! Doch auch das wird er machen, nach seinem heiligen Willen!

Mein Dienstverhältniß anbelangend, so scheint es als wenn man mich der Arbeiten, zwar nicht ganz überheben, aber doch damit möglichst verschonen wolle. Meine HauptErholung ist das Schauspiel, was ich öffters besuche, da Iffland mir und sogar meiner Frau freye Entree im Schauspiele zugestanden hat. Letztere besucht es jedoch sehr selten, da sie seit dem 23sten October, wo ich in Berlin angekommen, fast immer gekränkelt hat. Das hiesige Theater hat im Betreff der weiblichen Subjecte meine Erwartung übertroffen, in Betreff der männlichen aber (Iffland, besonders in komischen Rollen, in denen er ein großer Künstler ist, ausgenommen) sie bey weitem nicht erreicht! — Auf jeden Fall sehe ich, daß es mehr seyn könnte, wenn man wollte, hoffe jedoch daß sich piano manches Gute bewürken lassen wird.

Jezt zum HauptPunkte, dem Herrn Minister von Schrötter und seinen Umgebungen! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mit ganzer Seele an dem wackern trefflichen Manne hange! Hätte ich ihn gekannt, ehe ich die ThalsSöhne schrieb, mein Groß-Compthur wäre mir besser noch gelungen. Der Minister und sein Bruder machen, so verschieden sie auch seyn mögen, eine für den Freund der Krafft und Rechtlichkeit so erfreuliche Erscheinung aus, daß sie zusammengenommen ein, von meinem Compthur lange nicht erreichtes Ideal bilden. Ich glaube Sie halten mich nicht für so verächtlich, die Rolle des Schmeichlers zu spielen, Sie werden also meiner Versicherung vollen Glauben beymessen, wenn ich es Ihnen betheure, daß ich mich offt gewaltsam zurückhalten muß, dem wackern Minister nicht die Hand zu küssen. Ich habe, ganz abgesehn von dem Gefühl, was

mir in ihm den Schöpfer meines Glückes zeigt, eine ganz eigne Empfindung von Achtung und Liebe, wenn ich diesen Mann betrachte, der mit so unbefangnem kindlichen Sinn, dennoch so tiefgreifend und kräfftig, der soviel und Alles durch sich selbst ganz allein ist. Der Herr Minister ist so gnädig mich häufig in seine kleinen gewählten Cirkel zu ziehn, die, wie Sie wissen, aus den besten Köpfen Berlins bestehn, und durch Geister wie Fichte, Uhden, der große Johannes von Müller und Andre verschönert werden. In diesen Cirkeln läßt er jeder Individualitaet ihren ungehinderten Lauf, er hört mehr als er spricht, aber was er sagt ist in der Regel — die Gesellschafft mag mir's nicht übel nehmen — das Gescheuteste, er greift Alles am rechten Ende und mit einer Krafft an, die in unsrer Pygmaeenwelt eine der erfreulichsten Erscheinungen ist. Frau von Knoblauch [1]) ist eines solchen Vaters werth [2]), sie verräth bey vieler Krafft und Bildung die, der Schrötterschen Familie eigene Offenheit der Seele und es ist sehr natürlich, daß sie, bey so bewandten Umständen den hiesigen weiblichen Cirkeln wenig Geschmack abgewinnen kann. Die Theegesellschaft bey Sr. Exc[ellenz] wird häufig durch Vorlesungen von Fichte und Andern — (ich habe dort noch nichts gelesen) — verschönert. So hörte ich dort neulich Bruchstücke von Schlegels Rom [3])! Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so eilen Sie und melden mir gütigst Ihr Urtheil! Ich halte es für unmöglich schönere Distichen der Form nach zu machen, und selbst die Materie, so wenig ich davon gehört, entzückt mich in der Bearbeitung!

Continuatum den 27sten December 1805.

So weit war ich mit meinem Briefe gekommen, als eine der schrecklichsten Catastrophen meines Lebens eintrat. Sie hat mich in

[1]) Diese Stelle bis ... „abgewinnen kann" (Z. 10 v. u.) fehlt im ersten Druck.

[2]) Über sie schreibt einmal Johannes von Müller seinem Bruder Johann Georg aus Berlin am 19. Januar 1805: „alle fünf Tage einmal bin ich im Concert der Frau von Knoblauch, Minister Schrötters Tochter" (Joh. v. Müllers sämtl. Werke VII. Teil, Tübingen 1812, S. 157). — Näheres über sie hat der Hsg. trotz ausgedehnten genealogischen Forschungen nicht erfahren können.

[3]) Aug. Wilh. Schlegels Elegie „Rom", Berlin 1805.

den letzten 4 Wochen in einen Zustand dumpfer Betäubung versetzt, der mir selbst die Fortsetzung dieses Briefes unmöglich machte. Hören Sie und bedauren Sie mich!

Meine Frau trennt sich von mir; der EheScheidungs-Receß ist schon coram Notario aufgenommen und wenn Sie diesen Brief erhalten, hat meine Frau mit Ende dieses Jahres schon eine aparte Wohnung bezogen!

Wenn Sie Sich vom Erstaunen über diese Nachricht erhohlt haben, so werffen Sie diesen Brief nicht unwillig weg, verdammen, verachten Sie mich nicht ungehört, sondern lesen Sie kaltblütig weiter, lesen Sie aufmerksam und urtheilen Sie, ob ich ein Schurke oder ein Opfer bin! Ausgestossen möge ich werden, aus dem Bunde der Redlichen, von Gott verworffen möge ich werden auf ewig, wenn nicht Alles was ich Ihnen schreibe buchstäbliche Wahrheit ist, dann will ich selbst von Ihnen verachtet werden, wie ein Schurke! —

Hören Sie die treue Species facti! Leider Gottes muß ich auch diesen, mir sehr schwehr werdenden Bericht ganz von vorne anfangen. Sie wissen daß ich meine Frau als ein blutarmes Mädchen aus gränzenloser Liebe heyrathete. Damahls, ich wage es zu behaupten, liebte auch sie mich gränzenlos. Wir nahmen die unseelige Reise nach Koenigsberg vor, wo meine arme Frau, von meiner Mutter, dem Scharff [1]) und allen meinen Umgebungen bis aufs Blut gemartert, in einer mehr als anachoretischen Einsamkeit fünf Vierteljahre wie in der Hölle verlebte. Sie ist, ich gebe ihr n o ch das Zeugniß aus voller Seele, das wahrhafteste, redlichste, kräfftigste, gefühlvollste Weib

[1]) Christoph Scharff, langjähriger Diener im Hause der Mutter W.s; es scheint, daß er seinen Dienerposten einmal unfreiwillig aufgeben mußte (im Oktober 1791); bei dieser Gelegenheit mußte er de dato 15. Okt. 1791 eine eigenhändig geschriebene Erklärung abgeben, daß er „in Rücksicht seines gehabten Dienstes keine Anforderungen an die Wernerschen Erben habe" und seine Aussage als unbegründet widerrufen, „als hätte ich durch ein Versprechen der Frau Professor Werner ein Recht erlangt, von ihr auf irgend eine Art versorgt oder gar in Diensten behalten zu werden." Diese mit ganz schlechter Orthographie abgefaßte Erklärung befindet sich im Faszikel Fam. Werneriana, fol. 201 (Staatsarchiv K'gsbg.). Später wird er von der Mutter W.s wieder aufgenommen worden sein.

das ich kenne, aber neben diesen trefflichen Eigenschafften hat sie zwey Fehler Jähzorn und Argwohn in einem seltenen Grade. Diese beyden letzten Eigenschafften stiegen, durch ihre gespannte Lage in Koenigsberg, zu einer Höhe, die meinen Zustand (er war das einzige was ich Ihnen verbarg) gräßlich machten. Ihre Eifersucht war die Ursache, daß ich Ihr Haus, mein väterlicher Freund, ein Jahr lang fast mied. Ihr Jähzorn brachte Scenen hervor, die mir noch Grausen erregen. Meine Mutter starb und ich leugne es nicht, daß der viele Kummer den ich dieser Märtyrerin durch eigne und fremde Schuld gemacht und freylich auch entsetzlich abgebüsst habe, in meinem Innern eine Regung erzeugte, die der Liebe nicht vortheilhaft war. Wenigstens will meine Frau das bemerkt haben, es war als ob der unversöhnte Schatten meiner Mutter zwischen mich und meinen Seelenfrieden mein Glück trat; meine Frau ward kälter, ihre Eifersucht ließ nach, aber nicht ihre Heftigkeit. Ich liebte sie und liebe sie noch und werde sie ewig lieben. In Warschau war ich bis zu meiner Abreise nach Berlin zwischen infamen Dienstverhältnissen, Kunstarbeiten Versetzungsplänen etc. so getheilt, daß ich zum liebevollen Umgange mit meiner Frau nur äusserst wenig Zeit übrig behielt. Meine Frau ward kälter, aber sie blieb treu und rechtschaffen! Kurtz vor meiner Abreise nach Berlin lernte ich wie Sie wissen, den Geheimen Rath Kunth vom FabrikenDepartement kennen. Er war gegen meine Frau ausgezeichnet artig. Mir entging es selbst nicht, daß sie ihn intressire, aber ich hielt das für berlinische Galanterie und scherzte noch mit dem damahls in Warschau anwesenden Höpfner, daß diese Artigkeit Kunths gegen meine Frau, meinen Versetzungsplänen vortheilhafft seyn könne. Mein Zutrauen zu meiner Frau — was sie auch nie, selbst jezt nicht, getäuscht hat — war zu gränzenlos um dem leisesten Verdachte Raum zu geben, wozu Kunths bekannter rechtlicher Charakter und Alter — (er hat 47 Jahre) mir auch nicht die mindeste Veranlassung geben [1]). Wir kamen nach

[1]) Kunth war damals bereits 48 Jahre alt. Werner, der diese Eröffnungen Scheffner sicherlich in höchster und begreiflicher Aufregung machte, läßt selbst in diesem Momente den Gedanken einer egoistischen und niederen Gesinnung Kunths in sich nicht aufkommen. Man vergleiche, wie der „klatschsüchtige“ Schütz sich die Sache zurechtlegte (A. Schr. 14. Bd. S. 58)

einer Reise bey der meine Frau unendlich viel ausstand, nach Berlin. Kunth hatte uns, ausser einem guten Quartier, ein vollständiges und, im Verhältnisse seiner Nettigkeit, nicht zu theures Ameublement besorgt. Er besuchte uns täglich, was mir, von allem Argwohn entfernt, um so lieber war, als meine Frau immer kränkelte, die Comödie fast gar nicht besuchte, und ich es nicht über mich gewinnen konnte, täglich nicht entweder ins Schauspiel, oder in Theegesellschafften — wozu ich, nach hiesiger Manier — größtentheils allein invitirt wurde, zu gehn. Mittlerweile trat bey meiner Frau der Bluterguß ein, dessen ich im Anfange meines Briefes erwähnte. Ob er die Folge von Erkältung und einer Verhaltung der Mensuum, ob er ein würklicher abortus war, läßt selbst der Arzt unentschieden[1]), kurz mir war als sollte mir das Herz brechen, ich sah das Fenster an mit einer fast unüberwindlichen Lust an hinunterzuspringen und mein trauriges Leben zu enden. Alle meine seeligsten Hoffnungen auf Vaterschafft, und Frieden waren vernichtet! O Gott, ich büsse schwehr! — Nach mehr als achttägigem Krankenlager, während dessen Kunth uns täglich besucht und viel Gefälligkeiten erzeugt hatte, erhohlte sich meine Frau und wenig Tage nach ihrer Genesung sprach sie ungefähr Folgendes zu mir:

„Werner, du hast mir bey Eingehung unsrer Ehe und fast immer gesagt, Liebe lasse sich nicht beschwören, wohl aber Treue!“ — (das ist wahr!) — „Treue habe ich dir gehalten“ — (ich ihr auch, so wahr Gott lebt!) — „aber lieben kann ich dich nicht! Du weißt daß fast kein Tag vergangen ist, wo wir uns nicht gezankt hätten“ — (das ist wahr; die Schuld lag an meiner düstern Laune und ihrer Heftigkeit, an beyden Theilen) — „wir leben beyde zusammen sehr unglücklich“ — (das ist im Grunde wahr, aber ich hätte es als Märtyrer ertragen bis an's Ende, das war mein fester Entschluß) — „wir wollen uns auf eine gute Art trennen und Freunde bleiben, ohne uns zu lieben. Ich habe an dem Geh. Rath Kunth einen

und wie ihm Düntzer gedankenlos nachbetete (a. a. O. S. 69). Siehe dazu Friedrich und Paul Goldschmidt, Das Leben des Staatsrats Kunth, Berlin 1881, S. 45.

[1]) Diese Stellen (die Zeilen 10, 11 und 12 v. o.) ist im ersten Drucke geändert worden.

Mann gefunden, der mich redlich liebt, ihm habe ich mich vertraut, denn ich liebe ihn auch. Er will mich heyrathen sogleich, wenn du darein einwilligst. Verhindere mein Glück nicht und laß uns in Güte scheiden!“ — Das traf mich wie ein Donnerschlag, ich war wie betäubt. Es war gegen meine Grundsätze, so bildete ich mir sonst ein, ein Weib zu lieben, was mich nicht wieder liebt. Ach wie betrog ich mich auch darin! Ich küßte ihre Füsse ich beschwohr sie mit Thränen sich anders zu entschliessen, mich zu lieben, sich wenigstens einige Tage zu bedenken. Diese Tage verflossen, ich wiederhohlte weinend meine Bitten. Sie war selbst gerührt, und sagte mir mit der ihr so natürlichen ruhigen Krafft „Es ist zu weit mit uns gekommen, ich kann und werde dich nie wieder lieben, aber macht dich die Scheidung von mir unglücklich, und kannst du mit einem Weibe leben, die dich nicht liebt, so will ich mich opfern, und deine Frau bleiben. Aber bedenke daß du uns beyde unwiederbringlich unglücklich machst!“

Das fiel mir Centnerschwehr auf die Seele und, ich kann es nicht leugnen, bestimmte auch meinen Entschluß! Herr Krieges Rath! Ich schwöhre es Ihnen bey Gott dem Allmächtigen, von dessen Angesicht ich auf ewig scheiden will, wenn ich in dieser feyerlichen Stunde, wo ich Ihnen meine ganze Seele aufschliesse, lüge! Hätte meine Frau sich in einem Menschen von schlechten, oder auch nur zweydeutigem Charakter verliebt, ich hätte die Trennung der Ehe nicht verstattet, ich hätte mich lieber von ihr ermorden lassen, ehe ich in eine für sie unglückliche Verbindung eingewilliget, ich hätte — das war mein fester Entschluß, die vielen Leiden die mir, ohngeachtet ihres herrlichen Charakters, die Heftigkeit meiner redlichen Frau bereitete, bis an's Ende meines kummervollen Lebens standhaft ertragen! Aber jezt war es ein andrer Fall. Der Geheime Rath Kunth ist ein in Berlin allgemein, wegen seiner Rechtlichkeit, Kenntnissen und Charakter geschäzter Mann, er ist, wie ich selbst mich überzeugt, ein sehr edler Mann. Er ist der Günstling des Ministers von Stein, hat eigenes nicht unbeträchtliches Vermögen und jährlich circa Zehn Tausend Gulden Preußisch Revenue, die sich, da er vielleicht nächstens Geheimer Finanz-Rath werden wird, noch vermehren wird. Er hat meiner Frau schon (auf den Fall daß er vor

Eingehung der Ehe mit ihr stürbe) sein ganzes Vermögen testamentarisch verschrieben und ihr sein Testament eingehändigt. Er gewährt ihr tausend Bequemlichkeiten, die ich ihr bey aller Liebe, meines Charakters und beschränkten Etats wegen nicht gewähren konnte. Wenn sie ihn liebt und er sie, was beyde heilig versichern, kann ich nicht völlig vor Gott und meinem Gewissen überzeugt seyn, sie — was mein sehnlichster Wunsch ist — glücklich zu wissen? Und — setzen Sie Sich in meine Lage! War es unter diesen Umständen mir möglich, die Scheidung, was ich allerdings hätte thun können, zu verhindern, und mich nach einem traurigen Leben, auf meinem oder ihrem Sterbebette dem Vorwurffe von ihrer Seite auszusetzen: „Du hast mich unglücklich gemacht, hast mir die Gelegenheit geraubt glücklich zu werden. Ich bin das Opfer!" —

Ich denke, Herr Krieges Rath, in einem solchen Verhältnisse wird, welche Centnerlast auch das Hertz zu Boden drückt, dem Pflicht: Gefühl und der Vernunft die Wahl leicht. Sie Selbst hätten nicht anders wählen können als Scheidung! Doch traute ich mir noch nicht! Ich gieng zum grossen Johannes von Müller, der mich, nach seinen eigenen Ausdrucke, als Bruder liebt und mein einziger Freund in Berlin ist, dem ich jede Falte meines Herzens entdecke. Ich erzählte diesem trefflichen grossen Religiosen Alles wie Ihnen, und er küsste mich weinend und sagte: „Gott hat Dich, scheint es, zu hohen Zwecken bestimmt, wiederstrebe seinem Wink nicht, trenne Dich edel von Deinem Weibe, und erfülle sein Werk!" Auch Kunth schrieb mir und sprach mit mir, nicht wie ein beau parleur, sondern wie nur ein edler Mensch sprechen kann. Er sagte mir daß er seine Leidenschafft nur darum genährt, weil er mich und meine Frau nicht für glücklich gehalten, daß er meiner Frau entsagen wolle, wenn sie je hoffen könne mit mir glücklich zu seyn, daß ich auf jeden Fall sein und ihr Freund und Bruder bleiben und als rechtlicher Mensch, nebst seinem Eleven dem Alexander von Humboldt — (der auch sehr freundschafftlich gegen mich ist) — selbst Schieds-Richter in diesem delicaten Verhältnisse seyn solle. Ich konnte dem Kunth nichts anders antworten, als was ich Ihnen geschrieben, wir endeten beyde weinend unser Gespräch, und Kunth sagte noch: „Ihre Frau kann

nicht unglücklich seyn, zwey gute Menschen intressiren sich für ihr Glück."

Ich und meine Frau erklärten darauf mittelst protocollarischen Recesses vor einem Justiz Commissarius daß wir — (um der Sache doch ein anständiges Gewand umzuhängen) — unsre Ehe ob neutrum dissensum trennen wollen, und es ward, da meine Frau erst 22 Jahre alt mithin noch nicht mündig ist, an ihren Vater nach Warschau um seinen Consens zur Trennung der Ehe geschrieben, den er nicht verweigern kann. Sobald er eingeht wird die Ehe da sie kinderlos ist, vom Cammergerichte sofort geschieden, und den 31sten December — das wird noch ein schrecklicher Tag seyn! — zieht meine Frau von mir weg!

Das ist die species facti! Bedauren Sie mich aber versuchen Sie nicht meinen Entschluß zu ändern, er ist auf Pflicht und Vernunft gebaut unwiderruflich!!! Auch ist die Sache zu weit gekommen, wiewohl noch in Berlin, ausser den nächsten dabey intressirten Persohnen Niemand Etwas davon weiß. Ob ich zu Grunde gehe, gleichviel ich muß büssen und will mir nur Gewissensruhe erkaufen.

Verdammen Sie mein armes junges Weib nicht, entziehen Sie ihr nicht Ihre Liebe und Achtung, deren sie, bey Gott, werth ist. Ihrer Heftigkeit ungeachtet, ist sie treu wie Gold und redlich, ihr Gemüth ist ein reiner Diamant, ich werde mich von ihr trennen, werde sie nicht besuchen und ihr Glück, ihren Frieden nicht stöhren, aber im Innersten meiner Seele ganz still werde ich sie lieben bis an meine Gruft. Ach, wer sie einmahl gekannt und was eben soviel ist geliebt hat, für den sind alle andre Weiber elender Tand, der liebt sie, wie ich, ewig! Verdammen Sie sie nicht. Ich bin kein böser Mensch, ich habe ihr, das ist so wahr Gott lebt wahr, Treue redlich gehalten, und an ein andres Weib nicht gedacht, geschweige denn eine andre berührt, so wahr mir Gott in meiner letzten Noth helffen wolle! Ich habe sie redlich geliebt, aber das ist's auch Alles! — Ich bin in mehrerer Rücksicht (ausser worin Gott mich stärkt) ein Schwächling, Leiden und Kummer haben mich früh alt gemacht, ich bin unreinlich, mürrisch, launenhafft, sparsam (was ich

seyn muß) lebe immer in meinen offt albernen Phantasieen wie konnte das junge Weib, die Arme, mit mir glücklich seyn, ich hätte klüger seyn, der Sucht geliebt zu werden, früher entsagen, kein weibliches Geschöpf aufs Neue in die unerbittlich gräßliche Nemesis die mich verfolgt, verflechten sollen. Mein Weib ist schuldlos, entziehen Sie ihr Ihre Liebe nicht!

Was mich betrifft. Freylich ist der Glanz meines Lebens und der letzte Rest der Hoffnung weggewischt. Der Gedanke ewig allein zu seyn und allein zu sterben ergreifft mich, besonders in der Stille der Nacht, mit fürchterlicher Wuth und noch ist mein ganzer Kopf dumpf und leer! Aber Gott, dem es gefällt mich, wie die Märtyrerin, meine Mutter, durch dunkle Wege sich zu zuführen, wird mich stärken, wenn es sein Wille ist. Seinem heiligen Werke will ich mich, von allen andern Banden der Natur losgerissen, unausgesezt und ausschliesslich widmen, seinen Wink will ich folgen und seinem Ruf der jezt laut zu mir spricht. Seelen will ich ihm gewinnen, sie sollen mir Vater Mutter und Frau seyn! Ich habe jezt keinen als Gott! —

Was das betrifft, was der Pöbel Glück nennt, so gewinne ich durch die Tren[n]ung mehr als ich verliehre. Kunth will von mir, das wenige an Sachen ausgenommen, was ich meiner Frau zum Andenken schenke, keinen Groschen Abtrag annehmen; ich verliehre also durch die Ehescheidung nichts von meinem Capitale. Freylich hat mir das Ameublement, was ich in der Idee besorgen ließ, daß ich verheyrathet bleiben würde, sechshundert Thaler circa gekostet, ohne die Reisekosten aber die Meubles habe ich auch dafür, und wenn ich nicht — was mich freylich total ruiniren und unglücklich machen würde — von Berlin versezt werde, so brauche ich, auch als Garcon anständige Meubles. Ausser diesem Mobiliar habe ich doch noch, wenn Alles in Koenigsberg eingeht, Zehn Tausend Thaler Capital, bin also Gottlob kein Bettler, und kann, in oeconomischer Hinsicht, wenn ich, was ich gewiß werde, das Meinige zu Rathe halte, besser aus kommen als lediger, wie als verheyratheter Mann. Das sagen[1]) Sie gütigst, aber nicht eher als bis die

[1]) Diese Stelle bis . . . „erfährt" (flgd. S. Z. 2 v. o.) ist im ersten

Sache ohnehin in Koenigsberg ruchbar wird, so laut, daß es meine jämmerliche Familie erfährt und retten Sie die Ehre und das Glück Ihres Freundes vor diesen nimmersatten Harpyen und dem liebevollen Urtheile meiner Koenigsbergschen Landsleute, was jezt wieder wie eine ausgebrannte Thranlampe, durch diese anecdote scandaleuse neuen Nahrungsstoff erhalten wird. Daß in Berlin mein Ruf und Glück darunter nicht leiden sollen, hat mir Kunth als ehrlicher Mann verbürgt. Er ist Hausfreund des Geheimen CabinetsRath von Beyme, dem ich persönlich aufgewartet, und der Ifflanden versichert hat, für mich bald und thätigst zu sorgen [1]. Kunth hat mir zugeschwohren, meinen Ruf in dieser dem Anscheine nach mir nachtheiligen Geschichte zu retten, und allen seinen Einfluß, besonders bey Stein und Beyme für mich zu verwenden. Was Sr. Excellenz von Schrötter darüber denken wird, das ist eine grosse Angst meiner Seele. Ich liebe und achte den Mann innigst, aber ich wage es nicht, ihm was eigentlich meine Schuldigkeit wäre, von der Sache zu sagen, und bin in um so tödtlicherer Verlegenheit, da er es doch erfahren muß, und ich offt in seine Cirkel gebeten werde. Wollten Sie die Güte haben ihm, an meiner Statt, die Bewandniß meiner Scheidung zu erörtern und mir, in dieser Crisis, die Fortdauer seiner unschätzbaren Güte zu retten, so würde ich Ihnen ewig, ewig auch dafür dankbar seyn. Es selbst zu thun, dazu habe ich das Herz nicht.

Haben Sie die Güte, Alles was ich Ihnen geschrieben habe, so lange gegen Niemanden (ausgenommen Sr. Excellenz von Schrötter) zu entdecken, als bis man in Koenigsberg davon spricht. Dann aber sagen Sie die Wahrheit, und retten Sie meine aufs neue verwundete Ehre! Nur zwey Menschen [2]), dem jungen Baron Schrötter und Höpfnern zeigen Sie, sub sigillo altissimi silentii, die passus concernentes meines Briefes, lassen Sie sie selbst die Stellen lesen, mögen mich Alle verkennen und verachten, nur diese hoch-

Druck weggeblieben; ebenso „diesen nimmersatten Harpyen und dem liebevollen“ (Z. 3 und 4 v. o.).

[1]) Siehe Anhang II Nr. 25 und 26.

[2]) Dieser Passus bis zum Schlusse dieses Absatzes fehlt im ersten Druck.

herzigen beyden Jünglinge nicht, die ich, nebst Ihnen, mein väterlicher Freund, und dem herrlichen Raphael Bock im Innersten meines Herzen trage! —

Was ich jezt machen werde? Von Neujahr ab, mit blutendem Herzen, ein Schauspiel citissime für's berliner Theater schreiben; muß ja doch auch mancher Hanswurst mit weinenden Augen den Leuten Spaß machen! Ausserdem expediren, an Sie schreiben, und, mit dem Honorar was ich mir verdiene und was also Extra Einnahme ist, kleine Reisen machen, wenn d[er] Hr. Minister Urlaub giebt! Mein armer Kopf bedarff sehr s e h r Ruhe!!!

Gott seegne Sie [1]), Sie Schöpfer meines Glücks, und Ihre würdige Frau (laß Sie meinem armen Weibe nicht zürnen) zum neuen Jahre! Das sage ich Nahmens meiner und meiner Frau. Ziehen Sie doch nach Berlin, Sie würden Ihren alten Freund Schrötter, der das so sehr wünscht und mich armen Verlassenen unendlich glücklich machen! — Grüssen Sie das Bocksche und Busoltsche Haus! Dem trefflichen Busolt sagen Sie gütigst: daß ich die mir überschickten = Ein Tausend Thaler Oppenheimsches Geld etc. richtig erhalten und in uno unter der mir versprochenen NeujahrsRechnung darüber mit quittiren wolle, es sey denn, daß er eine aparte Quittung verlange, die ich, s o b a l d er es w ü n s c h e ausstellen wolle. Kann er mir zum Neujahr Geld schicken, so wird er mich s e h r erfreuen, ich habe hier durch Kunths Beyhülffe Gelegenheit es sehr sicher zu 5 ProCent zu elociren. Ich liebe und verehre den braven edlen Busolt unendlich und nur d a s drückt mich nieder, daß ich nicht weiß, wie ich ihm meine Dankbarkeit bezeugen soll. Schreiben kann ich i h m j e z t unmöglich und keinem. Sie fühlen wohl, was mich in meiner Lage zumahl, dieser Brief gekostet hat, welch ein reiner Beweis er ist, meiner tiefen Achtung und Verehrung für Sie, mein zweyter Vater! Schreiben Sie mir gütigst bald, aber f r e u n d l i c h, Vorwürffe könnten mich, wie ich jezt bin, verzweiffeln machen, das verhüte Gott! Das schwöhre ich Ihnen zu Gott, rechtschaffen will ich leben, und nie, n i e wieder heyrathen! Keine in mein Unglück ziehn!

[1]) Diese Stelle bis „und keinem“ (Z. 8 v. u.) fehlt im Druck.

Jezt noch eine Bitte[1]). Ich liebe den jungen Baron Schrötter unendlich, lassen Sie ihn meine Scheidungsgeschichte in diesem Briefe ganz lesen. Laß er mir ohne Verzug schreiben, auch wo er jezt wohnt. Ich kann jezt an ihn nicht schreiben, aber meine ganze Seele ist bey ihm. Sagen Sie ihm: er soll seinen Vater ehren, auf daß es ihm wohl gehe auf Erden, er soll seinem Vater keinen Kummer machen, denn darauf folgt die Nemesis schrecklich und furchtbar! Er soll seine Pflicht erfüllen, soll mich nicht verachten! Auch Sie nicht, Sie müssen mich nicht verachten Ihren armen

Werner.

[Über der Anschrift:] Der Brief ist paginirt.

97. An Julius Eduard Hitzig.

Berlin, den 13ten Decbr. 1805.

Mein liebster trefflicher edler Itzig!

Daß ich ein Schlingel bin mit meinem langen Stillschweigen unterliegt keinem Zweifel! Verzeyhen Sie es! nach Ihrer unerforschlichen Langmuth! Auch jezt kann ich nicht mehr schreiben, als daß ich der Alte bin, und Sie über Alles liebe, ehre und lieben werde. Gott seegne Sie, die brave Frau, die Betty[2]), der meine Frau, die herzlich grüßen läßt das Wiegenkind (den kleinen Florens in effigie) schickt, damit die Mutter nichts vor sich allein hat, sondern Betty auch! Auch den kleinen Bettpisser Florens[3]), Gott seegne Euch Alle Alle, auch Greim[4]), dessen Brief ich bestellt, auch die wackere Lehstens[5]) zum neuen Jahr. Vielleicht

[1]) Diese Stelle bis „Sie müssen“ (Z. 9 v. o.) ist im Druck weggelassen.

[2]) Eine Tochter Hitzigs.

[3]) Hitzigs damals jüngstgeborener Sohn.

[4]) Feldprediger Greim, siehe Hitzig „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß“, Berlin 1823, 1. Teil S. 291.

[5]) Wahrscheinlich die Familie Loest, die auch Hoffmann in seinen Briefen an Hitzig öfters erwähnt (siehe Hans v. Müller, a. a. O. II. 1, S. 23, 28 und 78). Heinrich Wilhelm Loest (1778—1848), 1802/6 Justizrat in Warschau, gest. als Geh. Kriegsrat in Berlin, Dichter und Schriftsteller.


Johannes von Müller



schreib ich vor Neujahr, vielleicht nicht. Auch Hoffmanns[1]) herzlichen Gruß!

Ueber meine hiesigen Verhältnisse vorjezt nur folgende Aphorismen. Der Minister Schrötter ist ein wackerer kräfftiger Mann, und mir wie es scheint sehr gewogen!

Der große Johannes von Müller ist, ich sage es mit Stolz, mein Freund und der den ich in Berlin am meisten besuche. Er behandelt mich als Bruder und ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich vor den Menschen fühle! Honny soit qui mal y pense! Giebt es einen großen Religiosen in unsrer Pygmaeen Zeit, so ist es Johannes von Müller!

Mit Fichten bin ich offt beym Herrn Minister von Schrötter zum Thee, wo ich fast alle Tage mit ihm, Schadow[2]), Uhden Hirt[3]) Müller etc zusammen bin. Fichte hat viel von Mnioch, aber ungleich tiefer, sublimirter, nur wenn er in Eifer geräth, viel von Mnioch. Er wird hier so ungeheuer mißverstanden, daß ich mich wundere, wie er es aushält[4]).

Die Prosa residirt allerdings in der Residenz aber auch Gutmüthigkeit und Bonhommie, also — habeat sibi!

Iffland ist stets sehr beschäfftigt, und würklich ein sehr großer komischer Schauspieler!

Sander ist ein trefflicher Mann, aber es ist nicht auszuhalten, mit seiner Taubheit und Hypochondrie. Ich habe noch von ihm kein Wort herausbringen können. Seine Frau ist sehr gescheut und wacker und weniger praetensieus als ich's gedacht.

[1]) Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann war seit 26. Juli 1802 mit Maria Thekla Michalina Rohrer (ca. 1781—1859) vermählt.

[2]) Johann Gottfried Schadow (1764—1850), hervorragender Bildhauer und seit 1788 ordentliches Mitglied der Akademie der Künste.

[3]) Hofrat Aloys Hirt (1759—1839), Archäologe. Er hielt an der Kunstakademie Vorlesungen über Mythologie und Kunstgeschichte.

[4]) Johann Gottlieb Fichte (1762—1814); die Bemerkung W.s bezieht sich wahrscheinlich auf dessen Berliner Vorlesungen über die Aufgaben der Menschheit und deren Lösung im religiösen Leben, vom Winter 1804/5 bis Winter 1807/8 gehalten.

Bey der Hofräthin Herz[1]) war ich zum Thee, ein geistreiches angenehmes bescheidenes Weib.

Alexander von Humboldt wird jezt hier hauptsächlich fetirt. Er ist, wie alles Bedeutende, einfach anspruchslos, fast wie mein Müller! —

Ihre lieben Eltern habe ich, wegen der Kränklichkeit meiner Frau noch nicht besuchen können. Von dieser Kränklichkeit schweige ich, um eine blutende Wunde nicht aufzureißen.

Ihre Schwester Arlaud ist ein Weib, wie Gott sie seinen Lieben Getreuen giebt, Ihr Schwager Arlaud[2]) ein wackerer Mann, der alte Erman[3]) ein prächtiger Compthur! — Reimers[4]) ist sehr liebenswürdig und kräfftig, Bartholdyn bin ich sehr gut. Ich selbst bin einerseits ein Schlingel andrerseits Ihr alter ami

Werner.

[Randbemerkungen:] Von litterarischen Sachen nächstens! Wenn nur erst Friede ist! Gott seegne den guten König! Der Patriotismus steckt an wie Schnupfen! Müller hat mir gesagt, der Friede sey sehr zu erwarten, aber — welch ein Friede! Aerger als jeder Krieg! Adolphen[6]) habe ich besucht, in Gegenwart des Heinsius[5]) war er sehr artig! Heute geh ich hin mit meiner Frau und der guten Arlaud, dann mehr [?][7]).

[1]) Henriette Herz (1764—1847), seit 1779 mit Dr. Markus Herz verheiratet, der 1785 vom Fürsten von Waldeck den Titel eines Leibarztes und Hofrates erhielt.

[2]) Louis Arlaud war von 1814—1839 Lehrer am Französischen Gymnasium.

[3]) Johann Peter Erman, Geheim- und Oberkonsistorialrat und Professor der Beredsamkeit am frz. Gymnasium, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

[4]) Georg Andreas Reimer (1776—1842) übernahm 1800 die 1750 gegründete Realschulbuchhandlung in Berlin und erhob sie zum Range einer der vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands.

[5]) Otto Friedrich Theodor Heinsius (1770—1849), deutscher Philolog, seit 1802 Lehrer am Berlinisch-Cöllnischen Gymn. und seit 1804 zugleich Prof. der deutschen Lit. am frz. Gymn.; Herausgeber des „Preußischen Hausfreund."

[6]) Adolph? Wahrscheinlich ein jugendlicher Verwandter Hitzigs; siehe S. 477.

[7]) Dieses Wort undeutlich.

An Greimen schreib ich bald! Ich habe viel Arbeit! Preußen grüßen Sie herzlich. Er ist sehr gut! Tausend Dank für den GeburtsTagsKuchen! An Preußen schreib ich bald!

98. An Julius Eduard Hitzig.

[Über der Anschrift:]
Lesen Sie diesen Brief allein! Er ist paginirt
das Porto ersetze ich Ihnen.

Berlin, den 24sten December 1805.

[1] Theuerer, redlicher, innigst geliebter Freund,
mein Bruder und Vertrauter!

Amicus certo in re incerta cernitur!

Meine Frau trennt sich von mir, die Ehescheidung ist schon eingeleitet und mit Ende dieses Monaths verläßt meine Frau schon meine Wohnung!

Wenn Sie Sich vom Erstaunen über diese Nachricht erhohlt haben, so lesen Sie, was ich jezt schreiben werde, mit Fassung und Aufmerksamkeit, ich werde kurz seyn, um mir nicht das Herz noch einmahl aufzureißen. Ich will nicht Rath, nicht Trost, nur Erfüllung meiner Bitte und vor der Hand von Ihrer Seite Schweigen gegen Jedermann, denn die Sache ist zwar durch einen protocollarischen Receß, den ich und meine Frau coram Notario vollzogen haben, eingeleitet, aber beym Cammergericht noch nicht officiell anhängig gemacht, denn lezteres dependirt erst von der Einwilligung meiner Frauen Vater. Zuerst die Species facti.

Sie wissen es wahrscheinlich daß der Geheime Rath Kunth vom Fabriken Departement meiner Frau in Warschau schon eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit schenkte. Ich nahm die Sache für berlinische Galanterie und achtete um so weniger darauf, als er bald nachher abreiste. Schrifftlich trug er es mir an, meine Einrichtung hier in Berlin zu besorgen und diese Offerte war mir umso erwünschter, da ich Sanders Confusion schon damahls kannte, und mir von Kunth für meine hiesigen Pläne viel versprach. Ich verschwieg

Ihnen Alles, weil ich Ihren strafenden Blick fürchtete, weil ich meine Frau nicht aufs entfernteste compromittiren wollte, vielleicht that ich Unrecht aber es mußte Alles so seyn! —

[2] Meine Frau stand auf der Herreise bey ihrem schwächlichen Körper sehr viel aus. Als wir herkamen hatte Kunth unser Mobiliar sehr geschmackvoll und doch möglichst wohlfeil eingerichtet, uns ein gutes Logis pp besorgt, wofür ich ihm seine Auslagen natürlicherweise erstattete. Vom ersten Momente unsers Hierseyns besuchte er uns täglich, benahm sich aber so äußerst delicat, daß ich auf nichts weniger, als reelle Zuneigung von seiner Seite gegen meine Frau schloß. Im vollsten Zutrauen zu letzterer, überzeugt daß ich in Berlin eines thätigen Freundes nicht entbehren könne, und auch aus wahrer Achtung für seinen hier allgemein anerkannten rechtlichen Charakter legte ich seinen Besuchen nicht nur keine Hindernisse in den Weg, sondern nahm mir's sogar nicht übel, das Schauspiel oder eine TheeGesellschafft zu besuchen und ihn bey meiner Frau, (welche fast immer kränkelte und daher weder Schauspiel noch Gesellschafften besuchen konnte) allein zu lassen. Sie kennen mein ungemessenes Zutrauen zu ihr, welches sie noch nie, selbst j e z t n i c h t getäuscht hat, und dieses nebst dem Alter Kunths — er ist 47 Jahre alt — hob alle meine Bedenklichkeiten, ja im Gegentheil freute ich mich noch für sie eine Unterhaltung zu finden, die es mir möglich machte, meine Passion fürs Theater täglich zu befriedigen, ohne meine Frau in den Händen einer dummen Magd allein zu lassen. Mittlerweile äußerten sich bey meiner Frau alle Symptome der Schwangerschafft, die menses hatte sie circa 4 Monathe nicht gehabt, Bauch und Brüste waren geschwollen etc. Sie freute sich sehr, ich hätte [3] mich gern auch gefreut, aber bekannt mit der Tücke meines unversöhnlichen Schicksals freute ich mich nicht und meine Ahndung betrog mich nicht. Vor circa 4 Wochen bekam meine Frau einen so heftigen Blutfluß, daß wir alle es für einen abortus hielten und für ihr Leben besorgt waren. Ob es ein Abortus war oder nicht wußte selbst der Doctor nicht bestimmt zu entscheiden, es kann auch seyn, daß durch Erkältung auf der Reise die menses sich bloß verhalten hatten, kurz mit der Schwanger-

schafft war es vorbey!! Meine Frau war über acht Tage bettlägerig, Kunth zeigte sehr viel Theilnahme. Den Tag als sie den Blutfluß bekam, war mir zu Muthe als müßte ich zum Fenster herausspringen, als werde mir das Herz aus dem Leibe gerissen, mir der wie Molay nie an Fleisch von seinem Fleische

Das matte Herz die wunde Brust gedrückt.

Gott stärkte mich aber und auch meine Frau genaß! — Wenige Tage nach ihrer Genesung sagte sie mir ohngefähr folgendes. „Werner, Du hast bei Eingehung unsrer Ehe gesagt, Liebe lasse sich nicht versprechen, aber Wahrhafftigkeit. Ich liebe Dich nicht mehr, schon seit lange nicht. Du weist [sic!] selbst schon seit Jahren vergieng kein Tag wo wir uns nicht gezankt hätten" — (das ist wahr!) — „wir wollen uns trennen! Ich habe an Kunth einen sehr rechtschaffenen Mann gefunden, der mich zärtlich liebt, mir Alles opfern will, bey dem Alles über[4]einkommt mich glücklich zu machen. Er will mich heyrathen, ich will es auch. Lege meinem Glücke kein Hinderniß in den Weg. Ich hasse Dich nicht, aber lieben kann ich Dich nicht, unsre Charaktere sind unvereinbar pp." Das traf mich gewaltig. Daß sie mich nicht liebe, hatte ich lange bemerkt, aber diese Wendung meines Schicksals!

Sie wissen, was wir offt gesprochen, daß wir d'accord waren, man könne eine Frau nicht lieben und mit ihr nicht vereint bleiben, die einem erkläre und beweise daß sie ihn nicht wieder liebe. Demohngeachtet verleugnete ich meinen Grundsatz. Ich stellte meiner Frau Alles vor, die Ungleichheit ihrer und Kunths Jahre, daß sie ein Kind sey pp. Ich beschwohr sie mit thränenden Augen sich zu besinnen, bey mir zu bleiben, ich versprach ihr, daß, trotz der mir von ihr gemachten Erklärung, ich sie dennoch behalten wolle, wenn sie sich eines andern besönne, mich lieben könne, mit mir glücklich zu seyn glaube. Sie antwortete: „Ich habe Dir das offen gesagt, weil ich Dich nicht betrügen will. Willst Du absolut, daß ich Deine Frau bleiben soll, so bleibe ich es, aber Du verhinderst mein Glück was ich jezt haben kann und machst uns beyde auf immer unglücklich!" Bey der Energie ihres Charakters wußte ich daß besonders

letzteres keine leere Worte waren. Als rechtschaffenem Manne ward, welche Centnerlast auch mein Gefühl [5] drückte, (Sie wissen wie ich sie liebte) meiner Vernunft doch die Wahl sehr leicht. Ich weiß nicht ob Sie es bemerkt haben, wie höchst unglücklich wir beyde lebten. Ich wollte es einmahl Niemanden vertrauen, und also — wiewohl mein Herz mir fast brach — vertraute ich es auch Ihnen nicht! Verdammen Sie deshalb meine Frau nicht, wir waren beyde, wie Sie es wollen, schuldig und unschuldig. Sie besaß bey dem redlichsten, gefühlvollsten kräftigsten Gemüthe, drey bedeutende Fehler, die Ihnen nicht entgangen seyn konnten, ungemessene Heftigkeit, Glanzliebe und Argwohn. Ich bin wohl kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Rücksicht, denn Gott stärkt mich auch in mancher, ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich, Sie wissen's ja!

Immer in meinen Phantasieen, in Geschäfften, hier nun vollends in Comoedieen, Gesellschafften, hatte sie mit mir keine Freuden und die wenigen wurden durch ihre Heftigkeit und meine Laune verbittert. Wie konnte das junge Weib mit mir glücklich seyn! Sie versprach mir nur Ehrlichkeit und Liebe so lang sie es könne, sie hat mich nicht betrogen. Sie ist unschuldig! Auch ich vielleicht, denn kann ich dafür daß ich so bin? Ich liebte sie gränzenlos, liebe sie noch! Ich fühlte wohl lange, daß ich mit ihr unglücklich sey, daß sie mich in Allem lähme, daß wir uns gegenseitig marterten. Aber ich nahm es für den Wink der Vorsicht, ich hätte still gelitten bis an's Ende, das war mein fester Entschluß! Nie würde ich in die Trennung der Ehe gewilliget haben, wäre [6] ihre Wahl auf einen Menschen von schlechtem oder auch nur zweydeutigen Charakter gefallen, ich hätte, Gott ist mein Zeuge! in dem Falle, selbst wenn es mein Leben hätte kosten sollen, nicht eingewilliget, sondern lieber Alles erduldet. Aber jezt ist es anders. Kunth ist ein Mann von allgemein anerkannter Rechtlichkeit, Geschicklichkeit und Soliditaet. Er liebt meine Frau heftig und ehrlich, er ist der Günstling des Ministers von Stein, wird nächstens Geheimer FinanzRath werden. hat eine Dienst Revenue von mehr als 3000 Thalern (ich glaube überhaupt 20 000 Gulden pohl-

nisch)[1]) außer seinem eigenen nicht unbeträchtlichen Vermögen, was er ihr schon jezt, auf den Fall daß er vor Eingehung der Ehe mit ihr stürbe, testamentarisch verschrieben hat. Meine Frau liebt ihn und hat alle Aussicht mit ihm glücklich zu seyn, da er ihr tausend Bequemlichkeiten schaffen kann, die ich ihr nicht gewährte noch leisten konnte. Abgerechnet daß sie mich nicht liebt und es mir erklärt hat, konnte ich es über mein Gewissen bringen, die Scheidung zu hindern mit Güte oder Gewalt, und sollte ich mich und sie nicht nur einem martervollen Zusammenleben, sondern auf meinem oder ihrem Sterbebette vielleicht dem Vorwurffe von ihrer Seite aussetzen, als hätte ich ihr Glück verhindert und sie gränzenlos elend gemacht? Sie sehen die Wahl der Vernunft wird mir nicht [7] schwehr, und mein Gefühl! Nun freylich der Glanz von meinem Leben ist weg, es ist mir im Kopfe Alles trübe und neblicht. Gott aber der mich dahin geführt wird mir helffen! Ich habe jezt nichts mehr als sein heiliges Werk, das konnte ich beweibt nicht vollenden. Ich habe, das schwöhre ich Ihnen bey meinem Heylande, die Scheidung nicht gesucht, nicht veranlaßt, habe meine Frau beschwohren, aber sie bleibt unabänderlich bey ihrem Entschlusse und darin erkenne ich den Finger Gottes, der mich zu was anderm erkohr, als zum Glücke häuslichen Friedens, der mich zurückführen will, von der Liebe des Irdischen zu seiner Liebe! — Johannes von Müller, der Einzige dem ich bisjezt die Sache vertraut, mein großer väterlicher einziger Freund hier in Berlin, küßte mich, als ich ihm das gesagt hatte, weinend und sagte: „Das ist Gottes Finger, widerstrebe ihm nicht!“ —

Kunth hat mir einen Brief geschrieben, wie ihn kein beau parleur sondern nur ein sehr edler Mensch, der er würklich ist, schreiben kann. Er hat mich, mit Achtung für meinen Charakter, selbst zum Schiedsrichter seines Verhältnisses mit meiner Frau gewählt und mir Alles freygestellt, kurz mich als Freund und Bruder behandelt. Ich konnte ihm nichts anders sagen, als ich Ihnen sage,

[1]) Um 1805 galt 1 Taler 3 Gulden (preußisch) und 6 Gulden (polnisch). 20 000 Gulden polnisch sind also gleich = 3333⅓ Taler. [Prof. Dr. O. Pniower.]

wir weinten beyde und ich brachte meine letzte Freude meinem rechtschaffenen jungen Weibe zum Opfer! Wenn sie nur glücklich wird, ich habe ja Gott; Gott!

[8] Ich bin nicht überlistet, ich habe nicht überlistet, bey Gott nicht! Auch ist es kein romanenhafft sentimenteller Streich, Sie Selbst handelten gewiß in gleicher Lage eben so! Ich kann nicht anders als ich handle, die Sache ist zu weit schon gekommen und wenn Sie diesen Brief bekommen hat meine Frau schon ein anderes Logis bezogen.

Meine Bitte an Sie ist also die, mir keine Gegenvorstellungen, die nichts helffen können, zu machen, sondern nur ohne allen Aufschub, meine Bitte als Freund zu erfüllen. Die Sache ist nehmlich die: Meine Frau ist 1783 gebohren, also, nach dem LandRecht noch minorenn. Zu ihrer Scheidung von mir ist also der Consens ihres Vaters, des Schneidermeisters Marchviatowski, der wie Sie wissen, gegenüber dem Sakramentken [sic!] NonnenKloster wohnt, erforderlich. Ich schicke Ihnen also ein vom hiesigen JustitzRath Buchholz, der unsre Separation unter Händen hat, entworffenes Instrument, mittelst dessen der Vater meiner Frau sich erklären muß, daß er in unsre Separation consentire. Zugleich schicke ich Ihnen einen Brief meiner Frau an den Marchviatowski (meiner Frauen Vater) und bitte ihn selbigem, gleich nach dessen Empfang einhändigen zu lassen, oder wo möglich selbst einzuhändigen, ihn sodann zu sich zu bestellen und ihn entweder bloß in Ihrem Beysein, oder, wenn solches erforderlich, coram Notario publico und [9] mit Zuziehung eines Translateurs die beyfolgende Erklärung daß er in die Scheidung willige, unterschreiben zu lassen. Macht er, wie die Pohlen einmahl sind, WinkelZüge und will nicht, oder macht er gar an mich Praetensionen Nomine der Tochter, so machen Sie ihm gütigst — (was meine Frau ihm auch schon geschrieben) — begreiflich, daß ich mit meiner Frau mich rechtschaffen abgefunden hätte, daß sie mit ihrer neuen Ehe ein Glück mache, was er als Vater nicht verhindern müsse, und selbst wenn er es wolle, nicht könne. Unterschreibt er gutwillig, so sind obige weitere Explikationen nicht nöthig. Kurz handeln Sie als mein kluger und herzlicher Freund, und

machen Sie daß er unterschreibt und die Sache sobald als möglich beendiget wird. Denn es bleibt dabey unwiderruflich und eine alberne Weigerung des Vaters würde nichts ändern, aber mir meiner Frauen und Kunthen nur Schande machen, die wir, da wir die Sache mit aller möglichen Delicatesse behandeln, gern vermeiden. — Ich habe Kunthen gesagt, was Sie vor ein Mensch und was Sie mir sind, und daß man, bey einer Sache worin Sie Sich mischen sollen, rechtlich und offen handeln müsse. Er war daher nicht abzuhalten, Ihnen beyliegenden Brief zu schicken, den ich Ihnen, ohne ihn gelesen zu haben, übersende.

Noch muß ich Ihnen bemerklich machen:

1) Daß nur der Vater nicht aber die Mutter consentiren muß, diese also, als ein altes Waschmaul gar nicht mit in's Spiel gezogen werden darff noch kann [10] da man bey ihrer Dummheit Alles und mindestens das risquirt, daß sie sich auffeßt, hieher kommt und albernes Zeug macht. Sie darff also nichts davon erfahren!

2) Daß, wenn nach pohlnischen Gesetzen, in Warschau ein Frauenzimmer schon mit 21 Jahren mündig ist, (was Sie besser wissen müssen als ich) es, da meine Frau 1783 gebohren mithin zwey und zwanzig Jahr alt ist, der Concurrenz des Vaters gar nicht bedarff, sondern in dem Falle ist es hinreichend, daß ein Attest darüber, daß sie nach WarschauerRecht majorenn sey in forma probanti ausgefertigt werden[1]), welches Sie mir zufertigen und den Vater alsdann ganz aus dem Spiele lassen. Gilt aber in Warschau das LandRecht und werden Weiber dort erst mit 24 Jahren majorenn, so wird der Consens des Vaters nöthig und die vorbemerkte Procedur tritt ein.

Außer der Bitte übrigens in dieser Sache als mein Freund zu handeln, und sie zu beschleunigen, füge ich noch folgende hinzu:

a) Alle Ihre Auslagen und auch das PostPorto für diesen starken Brief, den ich aus nöthiger Vorsicht nicht frankiren können, zu liquidiren. Das bitte und fodre ich von Ihrer Freundschafft. Ich habe dem Adolph, nach dem Wunsche Ihrer braven trefflichen Frau, die ich und meine Frau herzlich grüßen, und mit Zuziehung Ihrer guten Schwester Urlaub eine JanitscharenMusik

[1]) Lies: werde.

zum Weynachten gekauft. Sie kostet = Fünf Thaler 4 ggr die ich bey Ihren Auslagen ad computum bringe. Was Sie mehr auslegen erstatte ich baar.

[11] b) Ihre Antwort bitte ich unter der Addresse: An den CammerSecretair Werner a Berlin wohnhafft Behrenstraaße Nro 60 so schleunig als möglich, mit dem vom Vater vollzogenen Consens mir unfrankirt zu senden. Wenn Sie auch viel zu thun haben, bedenken Sie daß Ihr Freund, der arme bedrückte Mensch, wie Sie Selbst ihn nennen, Sie bittet, daß mein Zustand quaalvoll ist während des Proceßes, daß letzterer sich, da mutuus dissensus die kinderlose Ehe scheidet, bloß am Consense des Vaters accrochirt, daß mir daran also Alles gelegen ist, wie an Beschleunigung.

c) Sagen Sie Niemanden, selbst Ihrer Frau, nichts davon, wenn Ihnen aber wer frägt, so sagen Sie die Wahrheit, wie ich sie Ihnen geschrieben habe, und rechtfertigen Sie mich und sich, daß die Welt Ihren armen Freund für keinen Schurken hält.

d) Grüßen Sie außer Ihrer Frau und dem wackern Greim, (für dessen Freund ich nichts thun und dem ich jezt, wo mir der Kopf so wüst ist, ohnmöglich schreiben kann) den Preuß. Ich bin dem Menschen sehr gut, den[n] er ist auch sehr unglücklich! — Grüßen Sie den wackern Kolk, den guten Lehst, den Hoffmann, der ein besserer Prophet war, wie ich es glaubte. Jezt könnte ich mit ihm nach Italien reisen und träfe sich die Gelegenheit, ich würde es gern, denn ich muß meinen armen Kopf zerstreuen. Vergessen Sie nicht, ich bitte Sie ausdrücklich darum, ihm das zu sagen, aber nicht eher, als bis er von andern unsre Scheidung gehört hat. Er war ein [guter?] Prophet[1])! Daß ich . . .[2]) [12] war, wird Ihnen manche Stelle aus dem ersten Theile mei-

[1]) Vermutlich hat Hoffmann im mündlichen Verkehre W.s Ehetragödie vorhergesagt.

[2]) Die Einschaltung [„guter?"] vor „Prophet" sowie die Auslassung an dieser Stelle deshalb, weil am unteren Rande des Blattes ein kleines Stück abgeschnitten ist.

ner ThalsSöhne beweisen, vorzüglich das Gespräch — [1]) doch Sie werden es wohl finden. Mir schaudert manchmahl die Haut, wenn ich an mein Leben denke, und doch bewundere ich ahndend die dunkeln Wege der Gottheit. Ihr Reimers ist ein trefflicher Mensch und scheint mich, wiewohl er noch nichts von meinem Schicksale weiß, aus reinem Mitleiden zu lieben! Auch Bartholdy ist sehr gut und klug.

e) dem Kolk sagen Sie, er möchte doch mit Zuziehung des p Preuße, den Teuber [2]) befriedigen, wegen dessen was er bis zum 1sten December noch zu kriegen habe, Preuße wisse das Alles.

f) den p Zeihe grüßen Sie und sagen ihm, ich könne jezt ohnmöglich schreiben, auch dem Canzelisten Nacke nichts borgen, da ich so kleine Capitalien nicht austhun könne noch wolle. Sagen Sie ihm auch, Chlebowski habe die 6 Thaler 23 ggr noch nicht geschickt, er möchte ihn doch gütigst erinnern.

Verzeyhen Sie nur meine Bitten, ich will Sie auch nicht wieder incommodiren. Ich wiederhohle nochmahls, mein Entschluß mich mit meiner Frau zu trennen ist frey reiflich erwägt, unwiederruflich. Verschonen Sie mich also mit Gegenvorstellungen, die Sache ist zu weit, und erfüllen nur bald meine Bitten!

In zeitlichen Verhältnissen verliehre ich nichts. Kunth nimmt sich sehr unintressirt. Noch bleiben mir Zehntausend Thaler Capital, die will ich zusammenhalten. Beyme, Kunths Freund, intressirt sich thätigst für mich, auch Schrötter. Ihre Eltern habe ich in meiner Crisis bisjezt noch nicht besuchen können, da ich lieber grob als albern seyn wollte. Bin ich allein, so werde ich es thun, und mich bey der trefflichen Arlaud ausweinen! — Reisen muß ich auf den Sommer, sey's wohin es will! Mein blutendes Herz wird Gott heilen, es gehört Ihm und meinen Freunden und meiner . . . . .[3]).

[1]) Werner will offenbar auf eigene schlimme Vorahnungen seiner Einsamkeit hinweisen und erinnert den Freund an das Gespräch Molays mit den jungen Rittern Franz und Adalbert, siehe A. Schr. 4. Bd. IV. 2, S. 139 ff.

[2]) Siehe die Nr. 91, S. 446.

[3]) Vielleicht „Muse“ zu ergänzen. Zu dieser und der folgenden Auslassung siehe vorige Seite, Anm. 2.

Gott seegne Dich, mein guter .....! Denkst Du noch heute vorm Jahre? O Gott!

Dein Werner.

[Randbemerkungen auf der ersten Seite:] Noch eine Bitte. Mein CopulationsAttest ist in forma probanti nöthig. Schicken Sie mir es doch. Der Pfarrer Schmidt hat mich mit meiner Frau den 22sten August 1801 getraut[1]). O Gott damahls war es gut!

[1]) Siehe die Anmerkung 1 auf Seite 59.

Inhalt des ersten Bandes

Briefe



Seite



Dieses Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München in der Druckerei von Mänicke und Jahn in Rudolstadt hergestellt. 50 Exemplare wurden auf echt van Gelder abgezogen und in der Presse numeriert.









